UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Toronto University Library

Presented by

Messrs Dulau & Co

through the Committee formed in
The Old Country
to aid in replacing the loss caused by
The disastrous Fire of February the 14th 1890

.294a

Deutsches Lesebuch

für

die weibliche Jugend

zum

Schul- und Privatgebrauch.

Herausgegeben

von

Chr. Oeser.

Erster Cursus.

Leipzig, 1844.
Einhorn's Verlags-Expedition.

Ein anspruchvolles Buch will im Zusammenhang
Gelesen sein, und macht euch schwer den langen Gang.
Dies anspruchlose macht die kurzen Gäng' euch leicht;
Denn wo ihr stillstehn wollt, habt ihr ein Ziel erreicht.

Rückert.

13388 A
16/6/91
Census 1.2.2
2 Vols.

Vorrede.

Daß Blumenlesen aus deutschen Schriftstellern von der unerwachsenen Jugend viel lieber gelesen werden, als ganz eigens für sie verfaßte Büchlein mit moralischen Erzählungen und Kindergeschichten, wird wohl Niemand bezweifeln, der jemals bis zur Kinder- und Jugendwelt herabgestiegen ist. Was verleiht aber diesen Sammlungen den Reiz, da sie doch so ohne scheinbare Wahl und Ordnung ganz verschiedenartige Lesestücke neben einander stellen, bald Spiel, bald Ernst, hier Bilder, dort Gedanken, einmal Gesang, dann wieder Rede, alles bunt untereinander geben, ohne doch eigentlich auf einen bestimmten Zweck hinzuarbeiten, ohne irgend eine Wissenschaft in verständiger Stufenfolge zu begründen? Die Neigung der Kleinen scheint wohl daher zu kommen, weil sie selbst solch einem Lesebuche ähnlich sind. Denn giebt es im Allgemeinen Geographie-, Historie-, Katechismus-Kinder? Liegen nicht vielmehr alle ihre Fähigkeiten bunt durcheinander, wie die Fabeln, Erzählungen, Lieder und Schauspiele im Lesebuche? Ist nicht die ganze Seele in diesem Alter, mit ihren Anlagen und Kräften, noch ungeschieden und ungesondert, und darum auch noch ohne alles hervorstechende Gepräge, gleich den lieben unentwickelten Gesichtszügen? Ja im Kinde ist der ganze Mensch noch beisammen und die einzelnen Seelenkräfte arbeiten oder spielen — denn dies ist ja die eigentliche Arbeit der Kinder — gemeinschaftlich und wissen Nichts von dem großen Zwecke, den die Natur dabei hat, sie zu kräftigen für's reifere Leben. Dann ist freilich eine Sonderung der Seelenkräfte oft nothwendig, und wenn der Erwachsene z. B. mit aller Anstrengung seines Denkvermögens arbeitet, müssen Empfindung und Phantasie ruhen; allein was hat das Kind mit den Zwecken und Zuständen der Verfeinerung und der Unnatur zu schaffen? Das ist kein Weltbürger; es hat noch die Eierschale seiner himmlischen Abkunft an sich, es ist ein Himmelsbürger, — ein Mensch. Darum sind eben diejenigen Kräfte bei ihm am stärksten, welche in nächster Beziehung zum Uebersinnlichen und Himmlischen stehen — Gefühl und Phantasie, welches beides der Zeug ist, aus welchem sich der Schleier der Poesie weben läßt; denn das Spiel — sagt J. P. Richter —

das Spiel ist die erste Poesie des Menschen. Es ist also das Poetische und Ideale das Element der Jugend und wenn ihr dieses entzogen und dafür schon im zarten Alter wissenschaftliche Stoffe zugeführt werden, macht man in der Erziehung des jungen Menschen einen Sprung, der für das ganze übrige Leben desselben die nachtheiligsten Folgen hat; denn was in der jungen Seele so gewaltsam vorherrscht, Gefühl und Phantasie, geht leer aus, und bleibt unentwickelt und leer das ganze übrige Leben, weil sich bei dem Wachsthume der Seele Nichts aufbauen läßt, was nicht bei dem ersten Triebe der Keime und Knospen begründet worden ist. Aber auch Alles das, was in dieser Periode für das Denkvermögen geschieht, ist verlorene Mühe; Alles wird nur, da keine innere Empfänglichkeit vorhanden, von Außen gleichsam angeklebt, gleich einer Schmarotzerpflanze, die wieder wegfällt mit der Zeit und nicht den schönen Wuchs des Baumes fördert, weil sie nicht der nährenden Wurzel des Baumes entsprossen war. Die alten Griechen, welche der Natur meist treu geblieben, wußten das und darum stand bei ihrer Kindererziehung Musik und Poesie oben an, und vor allen Büchern lasen die Kleinen ihren Homer. Auch ist bei der neueren Menschheit, wo man die Jugend durch griechische und römische Classiker bildete, ein kräftiges und gesundes Geschlecht erzogen worden; wenigstens gab es in Zeiten, wo man noch nicht in Jahren der Unmündigkeit mit allen möglichen Wissenschaften vollgestopft wurde, keine so altklugen, naseweisen und gemüthlosen Knaben und Mädchen, wie sie heut zu Tage aus mancher modischen Bildungsfabrik hervorgehen. Die alten Classiker haben nämlich das Eigene, daß es keine Fachbücher, keine in Paragraphen eingetheilte Schulbücher sind, sondern einem Füllhorne gleichen, aus welchem sich für Geist und Herz alle erdenklichen, erquickenden und nährenden Früchte in Menge ergießen. Diesen Classikern gleichen nun alle neueren Bücher, die von gemüth- und geistreichen Menschen nicht absichtlich zur Belehrung verfaßt wurden, sondern aus dem Bedürfnisse hervorgingen, die eigene Lebensfülle ungesonderter Seelenkräfte mitzutheilen, was eben, weil es unmittelbar dem Leben entquillt, wieder Leben schafft und die lebensfrische Jugend aufregt, anzieht und mehr als absichtliche Lehre bildet. Solche Schriften, die sich auch zugleich in dem Kreise der Jugend bewegen, sind freilich selten; dafür haben unsere besten Schriftsteller einzelne Stellen und ganze Abschnitte, Gedichte und dergleichen in ihren Werken, die ganz besonders für die Jugend geschrieben scheinen.

Diese Blumen denn zu sammeln ist verdienstlich, und verdienstlich ist es, daß sich selbst gelehrte Männer, wie Gruber, Pölitz, Ziegenbein, Schreiber, Bach u. a. m. dazu herbeigelassen haben. Ist aber diesen Blumenlesen Zeit genug und Raum in den Schulanstalten, und weil hier besonders von den Mädchen die Rede sein soll, in den Töchterschulen angewiesen? Leider nur selten. Man sehe nur die Lectionskataloge dieser Lehranstalten! Sind es nicht meist wahre Uebersetzungen aus dem Lateinischen, dieselbe Vertheilung und Häufung der Disciplinen, wie auf Gymnasien und Knabenschulen? Da heißt es, wöchentlich zwei Stunden Religion, zwei Stunden Geographie, zwei Stunden Geschichte, zwei Stunden Naturgeschichte u. s. w. und kaum eine Stunde Lesen deutscher Classiker. Das Lesen selbst wie wird es betrieben? Es wird eben nur gelesen; selten tritt Erklärung, ästhetische und moralische Anwendung, Vorlesen des Lehrers und Begeisterung für unser Schriftenthum hinzu. Ob das Mädchen wisse, wie viel es große und kleine Propheten gebe, was für Städte in Portugal und Rußland, was für Inseln in Asien und Amerika seien, wie viel Könige von Chlodewig bis zu Karl dem Großen im Frankenreiche regiert, was der Elephant und das Rhinoceros fressen, das verschlägt doch wahrlich nichts und trägt wenig dazu bei ein deutsches Mädchen, ein deutsches Weib zu bilden, gesund an Herz und Kopf, von dem man sagen könnte,

„Kräftig sie auf den Füßen steht,
Gar edel vor sich hin sie geht."

Das Vielwissen taugt bei Knaben Nichts, noch weniger bei Mädchen; auch hier gilt Weniges gut und gründlich wissen, mäßige und naturgemäße Nahrung! denn Vielerlei schlecht verdaut, verschlungen, giebt kein Gedeihen. Darum sollte man den Rath unsres großen Meisters Göthe*) befolgen und zu Hause oder in Schulen täglich irgend ein gutes Gedicht oder dergleichen zur Erhebung oder Veredlung mit unsern Mädchen lesen, was gewiß bessere Früchte brächte, als die entsetzliche Polymathie, die auch in Töchterschulen getrieben wird. — Was die Auswahl der

*) Die Stelle, worauf hier hingewiesen ist, lautet also: „Der Mensch ist so geneigt sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen."

Leseſtücke betrifft, ſind im erſten Theile, der für jüngere Mädchen beſtimmt iſt, nur ſolche aufgenommen, die einem kindlichen Ideenkreiſe entſprechen. Da nun aber in unſerer Literatur des Poetiſchen oder doch Zweckmäßigen in dieſer Gattung eben nicht viel vorhanden iſt, wollte man nicht etwa die flachen Kinderſchriften der ſogenannten Philanthropiſten ausbeuten, ſo mußte Vieles, was ſchon in andern Sammlungen vorkommt, wiederum gebracht werden; denn wie durften z. B. in einem Leſebuche für kleine Mädchen Grimm's, Rückert's und Güll's unvergleichliche Kindermährchen fehlen?

Im 2. Theile ſind ſchon die Leſeſtücke geordnet und in der Auswahl ſelbſt auf das griechiſche und altdeutſche Element Rückſicht genommen. Ueberall ſuchte der Herausgeber mehr für das Epiſche und Dramatiſche als für das Lyriſche und Didaktiſche zu intereſſiren, weil das Eine leicht einer krankhaften Empfindelei Vorſchub leiſtet, das Andere aber, wenn man aufrichtig geſtehen will, Alt und Jung Langeweile macht. Durch das Epiſche und Dramatiſche aber, worin Empfindung und Gedanke concentrirter und durch die Darſtellung von Thaten das junge Gemüth auch mächtiger ergriffen wird, ſollte überhaupt dem zeitraubenden Romanleſen entgegengewirkt werden, denn ohne über die vielbeſprochenen Nachtheile deſſelben ein Wort zu verlieren, iſt es erwieſen, daß dieſe in's Breite und Wäſſerige geſponnene und bis in's Alltagsleben hinabgezerrte Poeſie eigentlich alle wahre und ächte Poeſie verſcheucht. Die unüberwindliche Scheu vor Verſen, die bei unſerer romanleſenden Frauenwelt ſtattfindet, iſt ein hinlänglicher Beleg hierzu. Eine gute Leſeübung wäre auch in Schulen und in Familienkreiſen, Dramen mit vertheilten Rollen zu leſen und zwar ſo lange zu leſen, bis das Schöne und Edle darin empfunden und verſtanden, und der jugendlichen Seele jene wohlthätige Harmonie mitgetheilt würde, die aus reinen poetiſchen Formen hervorgeht, während Romane und ſelbſt vieles Lyriſche gewöhnlich aufregend und erhitzend wirken. Damit aber nicht blos für das Ideale geſorgt ſei, iſt auch viel Proſa in dieſem Buche aufgenommen und in dem 2. Theile, der für das Alter beſtimmt iſt, wo das Mädchen ſchon der Welt näher zu ſtehen kommt, immer mehr Proſa: Schilderungen, Erzählungen, Geſchichtliches, Briefe u. dergl. m.

Und ſomit Buch und deſſen Wirkſamkeit ſammt Jugend und Lehrer Gott befohlen!

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Morgengebete, von Franz Agnes 1
Tischgebete, von Franz Agnes 4
Abendgebete, von Franz Agnes 4
Wo wohnt der liebe Gott? von Hey 7
Marienkind, von J. L. K. Grimm 9
Gott weiß, von Hey 11
Hört nur einmal an und denkt, wie der Geier das Fischlein fängt, von Güll 12
Der Hirte auf dem Kyffhäuser, von den Brüdern Grimm . . . 13
Die Wunderblume, von Ottmar 14
Schlitzöhrchen, von Kopisch 15
Der Beschließerin Erzählung vom Langmantel, von Gerle . . . 16
Eichhorn und Wind, von Hey 18
Der Christabend, von Oeser 18
Der kleine Drottar, von Roskoff 41
Das Kind und die Wölfe, von Stern 43
Hans Schlendrian, altes Volkslied 43
Das Tagebuch, von Weiße 46
Vom argen Wind und vom armen Nußbaum, von Güll . . . 49
Kinderlied von den grünen Sommervögeln, von Rückert . . . 50
Der Knabe und die Schlange, von Lessing 51
Der Wolf auf dem Todbette, von Lessing 52
Der Löwe mit dem Esel, von Lessing 53
Der Esel mit dem Löwen, von Lessing 53
Der Hase 53
Fritz der Näscher, von Göckingk 55
Der Winter, von Claudius 56
Der Knabe im Erdbeerschlag, altes Kinderlied 57
Die vier Brüder, altes Räthsel 58
Der Vogel, von Hey 58
Rüstigkeit, von Gurtmann 59
Knabe und Eichhorn, von Hey 59
Der Schneemann, von Hey 60
Vorsatz, von Gleim 60
Winterlied, von Helmsdörfer 61
Der Trotzkopf, von Dinter 61
Der Löwe, von Schmid 62
Urian's Reise um die Welt, von Claudius 63
Helmuth, von Tiedge 65

Seite

Die Stadtmaus und die Landmaus, von Halem 67
Wie man's treibt, so geht's, altes Volkslied 68
Der Vogelein Dank ist freudlicher Sang 69
Der Wolf und der Mensch, von den Brüdern Grimm . . . 70
Das unvorsichtige Lämmchen, von Bertuch 71
Gute Nacht 72
Der Fuchs und die Trauben, von Curtmann 72
Frühlingslied, von Helmsdorfer 73
An einen Langschläfer, von Dittmar 73
Lied von den Sternlein, von Arndt 74
Der junge Kater und sein Vater, von Campe 75
Der Kater 75
Ordnung, von Burmann 76
Die Biene und die Taube 76
Mopschen und Spitzchen, von Hey 77
Auswendig und inwendig, von Curtmann 77
Eile mit Weile, von Wehnert 77
Meister Hämmerlein, von Schlez 78
Der Aufschub 80
Der Fischer und das Fischlein 80
Die guten Beispiele, von Fuchs 82
Das Hündchen, von Weiße 83
Der angehende Schüler, von Dittmar 83
Die Eule, von Weiße 83
Thätigkeit, von Gleim 84
Dank für gesunde Glieder, von Weiße 84
Kein Mensch zu Haus' von Rückert 84
Geschwisterliebe, von Weiße 85
Fabe, von Hey 85
Mauschen, von Hey 85
Aesop's Leben, nach Weiße 86
Die Affen und die Baren, von Gellert 88
Horch, mein Schatzchen, wie das Spatzchen vor dem Fenster bittelt und bettelt, von Güll 89
Der Tanzbar, von Gellert 90
Das Land der Hinkenden, von Gellert 91
Der Blinde und der Lahme, von Gellert 92
Die drei Bergleute im Kuttenberg, von den Brüdern Grimm . 93
Der Löwe und der Fuchs, von Gleim 95
Die Milchfrau, von Gleim 95
Die Eichel und der Kurbiß, von Gleim 96
Das Mährlein von Schneewittchen, von Pocci 98
Abendglöcklein, von Güll 105
Sehet die Lilien auf dem Felde, von Spitta 106
Kann die Noth am größten, ist Gott am nahsten, von Stern . 107
Der Kobold, von Trinius 110
Wie das Haschen mit dem stumpfigen Näschen, und weißen Röckchen, und rothen Stöckchen, am Pfostchen im Nestchen sitzt, und endlich davon läuft, von Güll 112
Der Affe, nach Boner 113
Die ABC-Schützen, altes Volkslied 113
Das kluge Gretbel, von den Brüdern Grimm 114
Die kleine Gschin, von Oser 116
Der Bauer und die Schlange, von Hagedorn 129
Das Schafchen und der Dornstrauch, von Hagedorn 130
Die Laster und die Strafe, von Lichtwer 130
Der Vater und die drei Söhne, von Lichtwer 131
Die seltsamen Menschen, von Lichtwer 132
Mährchen von der Unke, von den Brüdern Grimm 133

Seite

Das Gewitter, von Schwab 133
Gott ist's, von Hey 134
Am Friedhofthore, von Oeser 135
Die Rübe, von den Brüdern Grimm 135
Salomo, König von Ungarn, Sohn Bela des Ersten, von Oeser . . 137
Die ersten Hirten, von Oeser 137
Die dunkelblaue Wiese, von Besseldt 139
Ein gutes Mittel sich von schwerer Arbeit frei zu machen, von Hebel . 141
Erzählung aus dem Morgenlande, von Hebel 142
Das Lumpengesindel, von den Brüdern Grimm 143
Herr Fix und Fertig, von den Brüdern Grimm 145
Das Paar Pantoffeln, aus den „Palmblättern" 148
Der baronisirte Bürger, von Gellert 152
Die junge Ente, von Gellert 153
Das Unglück der Weiber, von Gellert 154
Die beiden Wächter, von Gellert 156
Der Bauer und sein Sohn, von Gellert 157
Die Frau und der Geist, von Gellert 159
Der Informator, von Gellert 160
Die Wachtel und der Hänfling, von Gellert 162
Der Zaunkönig und der Bär, von den Brüdern Grimm . . . 163
Der Fuchs und die Weintraube, von Haller 165
Auf das Osterfest, von Oeser 165
Der Verdrießliche, von Bechstein 166
Das Huhn und der Diamant, von Hagedorn 167
Abendfeier, von Spitta 168
Des Bergmanns Leiche zu Falun, von G. H. Schubert . . . 168
Lob der Faulheit, von Lessing 169
Frankfurt am Main, von Kopisch 169
Die Riesen und die Zwerge, von Rückert 170
Marienwürmchen, aus dem „Wunderhorn" 171
Ermahnung, von Hey 172
Das Frühlingsmahl, von W. Müller 172
Frühlingslied, von Helmsdörfer 173
Der Maulwurf, von Rückert 173
Beim Aufstehn, von Rückert 174
An den Bach, von Weiße 174
Der muthige Sachsenknabe 175
Trost der Nacht, von Spitta 180
Belladonna und Scabiosa, von Oeser 180
Der gute Hirte, von Hey 181
Wenn artig und fromm ist mein Kind, erzähl' ich vom Hirten geschwind, von Güll 182
Vom Kühlein auf der Wiesen — Horch, 's wird dich nicht verdrießen! von Güll 182
Zur Zeit wenn das Kind schreit, von Güll 183
Vom Spinnlein und Mücklein ein trauriges Stücklein, von Güll . 184
Die Verwandlung der Insecten, von G. H. Schubert 184
Vor Weihnachten, von Güll 185
Abendgebet, von Güll 186
Gott weiß, von Hey 186
Vorwitz. Nach Luthers Tischreden, von Hagenbach 187
Der Schwanritter, von den Brüdern Grimm 187
Gespräche, von Oeser.
Das Wörtchen „Nur" 189
Falsche Scham 191
Die lange Weile 192
Die Unreinlichkeit 193
Lied vom feinen Mädchen, von Güll 194

Seite
Im Winter, von Spitta 194
Der Pharisäer im Tempel, von Wessenberg 195
Räthsel um Räthsel, nach dem „Wunderhorn" 195
Der Ochs und der Esel, von Pfeffel 196
Zimmerspruch, von Uhland 197
Der betrogene Teufel, von Rückert 198
Der hungrige Araber, aus den „Palmblättern" 198
Das kostbare Kräutlein, von Christoph Schmid 199
Die Blume der Ergebung, von Rückert 199
Die vier Jahres- und Lebenszeiten, aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky 200
Der Löwe von Florenz, von Bernhardi 201
Die heiligen drei Könige, von Pocci 202
Der Baum in der Wüste, von Pocci 203
Der Fürstenbrunnen, von Pocci 204
Des Dichters Werkstatt, von Pocci 205
Die drei Fische. Ein Mährchen von Pocci 206
Von dem gestohlenen Heller, von J. L. K. Grimm 210
Geduld, von Spitta 211
Knabe und Hündchen, von Hey 212
Auf den Tod eines Kanarienvögelchens, von Oeser. 212
Dornröschen, von den Brüdern Grimm 213
Morgen, von Hey 215
Der Kaiser kommt. Lustspiel in 1 Act von Oeser 216
Der Reiche und der Bettler, von Ortlepp 235
Der Rabe und die Eule, von Nicolai 236
Der Ritter und sein Hund, von W. A. Gerle. 237
Halb Thier, halb Engel, von Rückert 238
Katz' und Maus in Gesellschaft, von J. L. K. Grimm 238
Tischgebet, von Güll 240
Der Peter in der Fremde, nach Grubel von Eberhard 240
Sommerlied, von Hebel 243
Wandersmann und Lerche, von Hey 244
Lernen und Spielen, von Rückert 245
Die Bettlerin, von Christoph Schmid 245
Anbequemen, von Rückert 246
Schwan und Kind, von Hey 246
Wirthschaften, von Rückert 246
Die Heinzelmännchen, von Kopisch 247
Das arme Kind, von Bechstein 250
Kommt her und seht! O weh, o weh! Wie übel geht's dem Mann von Schnee! von Güll 251
Des fremden Kindes heiliger Christ, von Rückert 252
Brüderchen und Schwesterchen, von den Brüdern Grimm 255
Wie 's Schwesterlein wiegt, wenn's Brüderlein liegt, von Güll . . . 260
Morgenlied, von Knapp 260
Am Grabe der Mutter, von Knapp 262
Aus dem gestiefelten Kater, von L. Tieck 263
Wiederfinden, von Fröhlich 268
Die Nützlichen, von Fröhlich 269
Ellengröße, von Fröhlich 269
Das Fräulein Luft und Junker Duft, von Rückert 269
Abendlied, von Clemens Brentano 271
Der Glühwurm, von Pocci 272
Der Wind, von Pocci 272
Das Mährlein von Hubertus und seinem Horn, von Pocci 273
Das fremde Kind. Legende von Pocci 279
Nußknacker, von Pocci 280
Hanswurst, von Pocci 282

Seite

Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht, von Gull . 283
Die Wolken, von Treitschke 284
Die Wolken, von Kilger 286
Die Obstlese, von Hornbostel 286
Die Wasserrose, von Schmid 287
Der einzige Liebreiz, von Herder 288
Der reichste Fürst, von J. Kerner 288
Strenge Barmherzigkeit, von Fröhlich 289
Die Ströme des Heils, von Fröhlich 290
Frühlings Einzug, von W. Müller 290
Die verkehrte Welt, von Hahn 292
Der weiße Hirsch, von Uhland 293
Einkehr, von Uhland 294
Das Vesperbrod, von Oeser 294
Die Taubstumme, von Oeser 296
Die kleine Saat. Zur Begründung eines Waisenhauses nach der Cholera. Von Oeser 296
Rothkäppchen, von den Brüdern Grimm 297
Die beiden Fensterchen, von Castelli 300
Die Vögel unter'm Himmel, von Jakobi 301
Bestrafte Ungenügsamkeit, von Rückert 302
Die Finger, von Castelli 303
Morgenlied, von W. Müller 305
Der Vater an seinen Sohn, von Hölty 305
Des Finken Gruß, von W. Müller 306
Das Vogelnest, von Dinter 307
Abendlied, von Claudius 308
Mährchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen, von den Brüdern Grimm 310
Die Bürger, von Fröhlich 317
Zionsnachtwächter, von Fröhlich 318
Die Hand, von du Pre 318
Der Riese Goliath, von Claudius 319
Die Jahreszeiten, von Schottel 320
Die Sage von den drei Aehren, von Stöber 320
Das neue Lied, von Herder 321
Verspätung, ein Volkslied 322
Rübezahl, der Geist des Riesengebirges, von Musäus 323
Die Leute, von Fröhlich 333
Versöhnungsgefahr, von Fröhlich 333
Die Wünsche, von Rückert 334
Meine Freundin, von Rückert 336
Bleibet im Lande, von Rückert 337
Die beiden Töpfe, von Langbein 338
Die Natter, von Hagedorn 338
König Goldener, von Kerner 338
Wanderer, von W. Müller 342
Neugier, von Rückert 342
Das Amen der Steine, von Kosegarten 342
Die gebratene Henne, von Rückert 343
Wann ich bete, von Waldow 344
Barbarossa, von Rückert 345
Aschenputtel, von den Brüdern Grimm 346
Hütchen, von Kopisch 351
Die Sage von der Feenbrücke, von Stöber 352
Die goldnen Flachsknoten, von Ottmar 353
Der fromme Ritter, von Bechstein 354
Siegfried's Schwert, von Uhland 354
Sechse kommen durch die ganze Welt, von den Brüdern Grimm . 355

Seite
Glücksfahrt, von Rückert 359
Der abgefertigte Lügner, von Wilke 361
Freigebigkeit, von Rückert 361
Der Mauserthurm, von Kopisch 362
Hohe Geister, hohe Ruh', von Zinkgräf 362
Das Riesenspielzeug, von Chamisso 362
Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet, von Hebel . . 364
Johanna Sebus, von Gothe 365
Götz von Berlichingen macht einen Feldzug mit Kaiser Karl gegen Frankreich, von Julie v. Zerzog 366
Bei dem Grabe des Vaters, von Hölty 368
Büchertesen, von Oeser 369
Rath und That, von Kind 369
Lichtanzünden, von Rückert 371
Der getreue Eckart, von Göthe 371
Die wandelnde Glocke, von Göthe 372
St. Gallus. Legende von Oeser 373
Walther von Thurn, von Stern 374
Das Hirtenbublein, von den Brüdern Grimm 375
Hans im Gluck, von den Brüdern Grimm 376
Zorn, von Oeser 380
Die Sternthaler, von den Brüdern Grimm 380
Des kleinen Volkes Hochzeitsfest, von den Brüdern Grimm . . 381
Was heißt das? von Gothe 382
Fünf Kindermährchen von Friedrich Rückert.
Vom Bäumlein, das andere Blatter hat gewollt 382
Vom Bublein, das überall mitgenommen hat sein wollen . . . 384
Vom Bäumlein, das spazieren ging 385
Der Spielmann 389
Das Männlein in der Gans 391
Die Truthühner. Ein idyllisches Epos, von Oeser 392

Morgengebete.

1.

Ich kenn' ein Haus, drin wohneſt Du,
Herr, mit Deines Himmels Ruh',
Es waltet Dein lebendig Wort
Und alles Segens Fülle dort.
Ich kenn' ein Samenkörnlein auch,
Beſeelt von Deines Geiſtes Hauch,
Ein gold'nes Korn, das, treu gepflegt,
Viel tauſend gute Früchte trägt.
Auf, auf, mein Herz! Der Tag bricht an,
Wo jene Pforten aufgethan.
Kennſt du das Haus? Es iſt des Herrn,
Und ſeine Lehr' der gold'ne Kern.
O gieb dem theuern Himmelspfand
Ein weiches Herz, ein gutes Land!
Dann wächſt es auf zum Himmelsraum,
Ein fruchtgeſchmückter Lebensbaum.
Allmächtiger! So klein ich bin,
Gieb mir den rechten Sonntagsſinn,
Und laß, wenn Deine Engel ſä'n,
Mich unbetheilt nicht heimwärts gehn!
Du ſchriebſt mit lichtem Flammenzug
Auch meinen Namen in Dein Buch:
Hilf, daß, wenn einſt Dein Aug' mich ſucht,
Du finden mögeſt gute Frucht!

2.

Herr, der Du die Liebe bist,
Der die Kindlein einst ließ kommen,
Sie auf seinen Schooß genommen,
Sie gesegnet und geküßt:
Wende auch zu mir den Blick!
Jenen Blick voll Huld und Segen,
Der die Herzen kann bewegen
Und verheißen Himmelsglück!
Möchte ganz Dein eigen sein,
Stets auf Deine Stimme hören,
Deinen Winken, Deinen Lehren
Meine ganze Seele weihn!
Selig, wer Dir zugethan!
Alles muß zum Heil ihm werden!
Freud' und Leiden dieser Erden
Sind der Liebe unterthan.
Sagst Du, Herr: Dies ist mein Kind!
Kann mich keine Bosheit fällen,
Engel müssen Wache stellen
Um ein Herz, das treugesinnt.
Sagst Du, Herr: Dies ist mein Kind!
Darf ich selbst den Tod nicht scheuen,
Weiß ich doch, daß Deine Treuen
Deines Himmels Erben sind.
Darum fleh' ich inniglich:
Freund der Seelen! o erneue
Dir mein Herz in Lieb' und Treue!
Herr mein Gott, erhöre mich!

3.

Fröhlich bin ich aufgewacht.
Dankend will ich Dich erheben,
Guter Vater, der mein Leben
Treu beschützet und bewacht!
Wieder ist ein neuer Tag
Mir durch Deine Huld geliehen!
Laß, o Gott, mich Segen ziehen
Aus dem schönen, gold'nen Tag!
Bin ich auch noch schwach und klein,

Dennoch soll ich Deinen Willen
Früh verehren und erfüllen,
Fleißig und gehorsam sein.
Was der Aeltern Mund mich lehret,
Sprichst Du selbst zu meinem Herzen;
Wollt' ich ihre Gunst verscherzen,
Wär' ich Deiner Huld nicht werth.
Nein, die treuste Liebe sei
Meines Herzens Ruhm und Ehre!
Guter Vater, o erhöre
Mein Gebet und steh mir bei!
Laß mich wachsen für und für,
Herr, zu Deines Namens Preise,
Bis ich einst im Engelkreise
Würdiger lobsinge Dir.

4.

O lieber Gott, wie preis' ich Dich,
Der Du so treu und väterlich
Für mich gesorget und gewacht,
An jedem Tag, in jeder Nacht!
So klein ich bin, so mächtig doch,
So unabsehbar, herrlich, hoch
Steht Deine Gnade, Herr, vor mir, —
Und Dein Erbarmen für und für.
Ich seh' hinaus! — Wie schön bestellt
Ist Alles da in Deiner Welt!
Die Blume, wie so fein gemalt,
Der Himmel, golden überstrahlt;
Die Frucht des Baums, wie süß, wie weich,
Die ganze Welt — wie freudenreich!
O nimm mein kindliches Gebet
Zum Dankesopfer früh und spät,
Und hilf mir einst mit Kraft und Rath
Zu weisem Sinn und guter That,
Daß ich Dein Vateraug' erfreu',
Und Dir durch Liebe dankbar sei!

Tischgebete.

1.

Sei bei unserm kleinen Mahl,
Lieber Gott, zugegen!
Du, Du wandelst Speis' und Trank
Uns zu rechtem Segen.
Kehr', wo Mund und Herz sich freu'n,
Herr, mit Deinem Geiste ein!

2.

Gesegnet hast Du, lieber Gott,
Auf's Neue unser täglich Brod!
O segn' uns auch an Leib und Geist,
Und gieb ein Herz, das froh Dich preist!

Abendgebete.

1.

Die stillen Abendglocken läuten;
Dein Tag, o Herr, er ist vollbracht!
Hin sinkt er in das Grab der Zeiten,
Und nieder steigt die stille Nacht.
O Vater, ich bin zu geringe
Der Huld, mit der Du mich erquickt,
Mit der Du, Schöpfer aller Dinge,
Auch heut' auf mich herabgeblickt!
Du sprachst zu uns in Tempelhallen,
Wie in den Hallen der Natur;
Wir hörten Deine Stimme schallen
In Kirch' und Haus, in Feld und Flur.
O welch ein Glück, von Dir geleitet,
Von Dir geliebt durch's Leben gehn!
Der Allmacht Flügel ausgebreitet
Um Deiner Kinder Pfad zu sehn!
O guter Gott voll Lieb' und Treue,
Dir soll mein Herz geheiligt sein!
Ein jeder Glockenruf erneue
Das Bundeswort: Du mein! Ich Dein!

2.

Die Nacht ist gekommen
Und hat der Erde das Licht genommen!
Doch kenn' ich noch ein andres Licht,
Ein helles Auge, das schlummert nicht, —
— Du bist es, o Gott, in den himmlischen Höh'n,
Du kannst alle Kinder auf Erden sehn,
Und wenn sie betend im Bettchen liegen,
So hast Du daran ein selig Vergnügen.
Drum will ich nie dem Schlaf mich ergeben,
Ohne Herz und Sinn zu Dir zu erheben.
Ein Kind, das betet, — das hat es gut,
Das nehmen die Engel in ihre Hut.
Ein Kind das betet, das träumet süß
Von Engelspielen im Paradies;
Einem betenden Kinde muß alles frommen;
Gott hat es selbst an die Hand genommen.
So will ich denn nimmer weichen und wanken,
Und freudig beten in meinen Gedanken. —
O Herr, nimm Du mein Stammeln an!
Vergieb mir, was ich Uebels gethan!
Sei ewig mein Gott, der mich trägt und bewacht,
Durch alle Zeiten wie diese Nacht!

3.

Nimm, o Vater, meinen Dank
Für des Tages frohe Stunden!
Jedes Glück, das ich empfunden,
Alles, was mir heut' gelang,
War Dein Segen, Deine Gabe,
Gott, von dem ich Alles habe!
O wie werd' ich nun so schön
Dir im Vaterarm entschlafen!
Wirst Du mir zur Seite stehn,
Wirst im Schlummer mich bewahren,
Treu beschützen vor Gefahren.
Kommt der Morgen dann heran,
Will ich Dein zuerst gedenken,
Deine Stimme soll mich lenken,

Treuer Hirt, auf rechter Bahn!
O wie selig ist's, zu wallen,
Herr, nach Deinem Wohlgefallen!

4.

Ich bin in meinem Kämmerlein
Mit meinem Gott nun ganz allein;
— Was wird sein Aug' erblicken?
Ein schwaches Herz, ein armes Kind,
Ein Aug', für seine Fehler blind,
Das Schlaf und Dunkel drücken.
O guter Gott, erbarm' Dich mein!
Hauch' Deinen guten Geist mir ein,
Damit ich kann bestehen!
Bald wachs' ich dann aus dunklem Raum,
Ein fruchtgeschmückter Lebensbaum,
Zu Deines Himmels Höhen.
Herr! sei um mich, und schütze mich,
Gedenke meiner väterlich
Und aller meiner Lieben!
Jetzt schlaf' ich sanft und fröhlich ein!
Mag's um mich her auch dunkel sein:
Gott ist zur Wacht geblieben!

5.

Wie könnt' ich ruhig schlafen
In dunkler Nacht,
Wenn ich, o Gott und Vater,
Nicht Dein gedacht?
Es hat des Tages Treiben
Mein Herz zerstreut;
Bei Dir, bei Dir ist Frieden
Und Seligkeit.

O decke meine Mängel
Mit Deiner Huld,
Du bist ja, Gott, die Liebe —
Und die Geduld!
Gieb mir, um was ich flehe:
— Ein reines Herz,

Das Dir voll Freuden diene
In Glück und Schmerz.
Auch hilf, daß ich vergebe,
Wie Du vergiebst,
Und meinen Bruder liebe,
Wie Du mich liebst:
So schlaf ich ohne Bangen
In Frieden ein,
Und träume süß und stille,
Und denke Dein!

6.

Gute Nacht, geliebte Brüder!
Liebe Aeltern, gute Nacht!
Friedlich leg' ich mich danieder,
Gott mein Vater sorgt und wacht,
Geht durch seine Sternenreihen,
Blickt auf alle seine Treuen,
Und bestellt der Engel Schar,
Sie zu hüten vor Gefahr.
Guter Gott, gedenke meiner,
Schütze gnädig unser Haus!
Laß mich frommer werden, reiner,
Treibe alles Uebel aus!
Bin ich Dein, so bleibst Du mein,
Mein, bei Tag- und Sternenschein,
Wirst mich liebend stets umfassen,
Nimmer, nimmer mich verlassen.

Franz Agnes.

Wo wohnt der liebe Gott?

Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh' dort den blauen Himmel an,
Wie fest er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann;
Und sieh' der Sterne gold'nen Schein
Gleich als viel tausend Fensterlein:

Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin, und schaut heraus,
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.
Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald;
Die Berge sieh' zum Himmel gehn,
Die Felsen, die wie Säulen stehn,
Der Bäume ragende Gestalt;
Horch! wie es in den Wipfeln rauscht!
Horch! wie's im stillen Thale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.
Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin.
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut und doch wie bang'!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
Drum kommen sie von fern und nah',
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu flehn, zu danken, anzubeten.
Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohl gefällt,
So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O halt' das deine fromm und rein,
So wählt er's auch zur Wohnung sein,
Und kommt mit seinen Himmelsfreuden,
Und wird nie wieder von dir scheiden.

Hey.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und einem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahre alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins; du bist arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen.“ Der Holzhacker gehorchte, holte sein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß blos Zuckerbrod und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; eh' sie aber wegging, rief sie das Mädchen und sagte: „Liebes Kind, da vertrau' ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs; zwölf darfst du aufschließen und die Herrlichkeiten betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet.“ Das Mädchen versprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thür, und besah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel, und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thür aufging, sah es im Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen, und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es die Thür geschwind zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte. „Hast du auch nicht die dreizehnte Thür geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thür aufgeschlossen hatte. „Hast du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer an-

gerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war, und sprach: „Du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu sein.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war; der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es die Blätter des Baumes und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, barg es sich darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, ging es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich Jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß, und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte blos ein wenig mit dem Kopfe; da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim, und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst; bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dein Kind mit.“ Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sei eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sei

eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlose Thaten gerichtet werde; der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahre brachte sie eine Prinzessin zur Welt; da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie möchte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räthe nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sei eine Menschenfresserin, das sei gewiß; und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden ward, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „Ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thür im Himmel aufgeschlossen habe! Wie hab' ich so bös' gethan, das zu läugnen!" Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „Da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

J. L. K. Grimm.

Gott weiß.

Weißt du, wie viel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
In der hellen Sonnengluth?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserfluth?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
Daß sie all' in's Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
Stehn aus ihren Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

Hey.

Hört nur einmal an und denkt,

wie der
Geier
das
Fischlein
fängt.

Das Fischlein schwimmt im Weiher
Herum um einen Strauch,
Und oben fliegt der Geier,
Der hat ein scharfes Aug'.

Das Fischlein denkt: „In Lüften,
Da ist es gar so schön,
Wo so viel Blumen düften
In Thälern und auf Höh'n.

Da unten in den Fluthen,
Da ist es starr und kalt;
Ich will mich drum gemuthen
Und aufwärts fliegen halt."

Da schwingt es sich und schwänzelt
Und plätschert recht nach Lust;
Es springt empor und tänzelt,
Wie ein Tanzmeister just.

Das Fischlein in dem Weiher,
Es schaut nicht auf und um,
Sieht oben nicht den Geier
Und wie er kreist herum.

Das Fischlein, froh und munter,
Möcht' immer noch hinauf;
Der Geier schießt herunter
Und sperrt den Schnabel auf.

„O Unheil und o Jammer,
Daß ich dich jetzt erst seh'!
Wie thust mit deiner Klammer,
O Geier, mir so weh!"

So spricht's und ist verschwunden,
Der Geier trägt es fort;
Wär's lieber blieben unten
Im kühlen sichern Ort!

Und merk' dir's wohl, mein Bübchen,
Und du mein Mädchen auch:
Wenn ihr nicht bleibt im Stübchen,
So kommt der Geier auch.

Güll.

Der Hirte auf dem Kyffhäuser.

Etliche sprechen, daß bei Frankenhausen in Thüringen ein Berg liege, darin Kaiser Friedrich seine Wohnung habe und vielmal gesehen worden. Ein Schafhirt, der auf dem Berge hütete und die Sage gehört hatte, fing an auf seiner Sackpfeife zu pfeifen, und als er meinte, er habe ein gutes Hofrecht gemacht, rief er überlaut: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!" Da soll sich der Kaiser

hervorgethan, dem Schäfer offenbart und zu ihm gesprochen haben: „Gott grüß' dich, Männlein! Wem zu Ehren hast du gepfiffen?" „Dem Kaiser Friedrich," antwortete der Schäfer. Der Kaiser sprach weiter: „Hast du das gethan, so komm mit mir, er soll dir darum lohnen." Der Hirt sagte: „Ich darf nicht von den Schafen gehen." Der Kaiser aber antwortete: „Folge mir nach, den Schafen soll kein Schaden geschehen." Der Hirt folgte ihm, und der Kaiser Friedrich nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen zu einem Loch in den Berg hinein. Sie kamen zu einer eisernen Thüre, die alsbald aufging; nun zeigte sich ein schöner großer Saal, darin waren viel Herren und tapfere Diener, die ihm Ehre erzeigten. Nachfolgends erwies sich der Kaiser auch freundlich gegen ihn und fragte, was er für einen Lohn begehre, daß er ihm gepfiffen. Der Hirt antwortete: „Keinen." Da sprach aber der Kaiser: „Geh hin und nimm von meinem goldnen Handfaß den einen Fuß zum Lohn." Das that der Schäfer, wie ihm befohlen ward, und wollte darauf von dannen scheiden. Da zeigte ihm der Kaiser noch viel seltsame Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen und sprach, er sollte den Leuten sagen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Hierauf ließ er den Hirt wieder hinaus geleiten; der nahm den Fuß mit, brachte ihn den andern Tag zu einem Goldschmied, der ihn für ächtes Gold anerkannte und ihm abkaufte.

Gebrüder Grimm.

Die Wunderblume.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuß des Kyffhäusers. Er war ein hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt; doch weder er, noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirthschaft einzurichten.

Traurig stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam (es war ein schöner Tag), desto mehr verlor sich die Traurigkeit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht; da fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er, um sie seiner Braut mitzunehmen.

Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen, und steckt so viele ein, als seine kleinen Taschen fassen konnten. Nun wollte er wieder in's

Freie; da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!“ — Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Herde, so schlug die Thür, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu.

Er faßte nach seinem Hut, und — die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stolpern. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg: „Wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“ „Verloren,“ sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt,“ sagte der Zwerg, „und sie ist mehr werth, als die ganze Rothenburg!“

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlornen Wunderblume; beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich denkt der Schäfer an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schooß. Und — siehe! es waren lauter Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monat waren sie Mann und Frau.

„Und die Wunderblume?“ — Die ist verschwunden und wird von Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag gesucht, in den Gewölben des Kyffhausen nicht allein, sondern auch, da verborgene Schätze rücken, auf der Quästenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes. Bis jetzt soll der Glückliche, dem sie bestimmt ist, noch kommen.

Ottmar.

Schlitzöhrchen.

„Schlitzöhrchen, grüne Unke;
Wo steckst du in der Tunke?
Komm her, du alter Krötengeist,
Und sieh', wer dir die Zähne weist!“

„Schlitzöhrchen unten im Wasser,
Was bist du für ein Prasser!
Du trinkst aus keinem Deckelglas,
Du machst dich über und über naß!“

„Schlitzöhrchen unter der Blume,
Was kocht dir deine Muhme?
Sollt' es wohl Mückensuppe sein?
So nimm dir Salz und Pfeffer drein!" —

Der Knabe warf, doch leise
Kam, in besond'rer Weise,
Schlitzöhrchen hinten an den Steg,
Und husch! hatt' es den Necker weg,

Bei Mellrichstadt am Brückchen,
Und wusch ihm das Perrückchen:
Dann schwamm es an den nächsten Rand
Und warf hinaus ihn auf den Sand.

Dann duckt' es auf und nieder:
„Du kommst so bald nicht wieder!"
Der Knabe hatte das Necken satt,
Ging gar bescheiden nach Mellrichstadt.

Kopisch.

Der Beschließerin Erzählung vom Langmantel.

Ungefähr eine Stunde von Innspruck liegt ein Schloß, welches von seiner Lage an einem großen Weiher auch Weiherburg genannt wird; in diesem weilte vor alten Zeiten ein Hausgeist, der wohl nicht viel weniger bekannt und berühmt war, als die weiße Frau von Neuhaus in Böhmen, da er mit derselben Sorgfalt und Beflissenheit sich des Schlosses annahm und ob der Schicksale seiner Bewohner wachte.

Der gute Geist trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihm hinten nachschleppte (wovon er den Namen Langmantel erhielt), um den Hals trug er eine altväterische Krause, einen hohen, spitzigen Hut auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing ihm über die Brust herunter; aber wie er gleichsam die Bewachung des ganzen Schlosses allein auf sich genommen, so duldete er weder in den Gärten und Forsten, noch in den Ställen einen Wächter, noch weniger Hunde, welche er oft so erbärmlich zerpeitschte, daß man sie des folgenden Tages halbtodt wiederfand, und so lange der Geist das Schloß bewachte, wurde

niemals etwas von einem Diebstahl oder der geringsten Entfremdung gehört. Ueberdies erzählte eine bejahrte Beschließerin von dem Hausgeist Folgendes:

„Der Langmantel ist ein recht gutmüthiges Wesen, und mir seit dreißig Jahren in aller Arbeit zur Hand gegangen, so daß ich endlich ganz vertraut mit ihm geworden und es mir gar nicht mehr vorgekommen, als ob ich mit einem Geist umginge. Wenn er mir dann irgend einen Schabernack that, so warf ich, was mir eben in die Hand kam, oder schlug nach ihm; aber da flog alles in die Luft, und er blies mir im Verschwinden so heftig in's Antlitz, daß ich mich wieder gar wohl erinnerte, mit wem ich es zu thun habe; auch wurde er bald wieder gut, und war mir in allen Dingen behülflich. Wenn ich ihn finden wollte, so durfte ich meistens nur in den Saal gehen, wo Kaiser Maximilian einst den Abgesandten der Venetianer Audienz ertheilt hat, da sitzt er auf dem hölzernen Throne, als wollte er das Regiment über das Schloß führen; oft aber, wenn er nicht da war, konnte ich sicher darauf rechnen, ihn in der Küche, im Keller, oder sonst an einem Orte zu finden, wo die Menschen zu arbeiten pflegen, denen er sehr gewogen zu sein scheint, obschon er sich ihnen nicht immer zeigt. Vor allen aber hat Langmantel die Kinder lieb, und mischt sich gar zu gern in ihre unschuldigen Spiele. Eines Tages, als einige benachbarte Junker und Fräulein bei der lieben Jugend unseres gnädigen Herrn zu Gaste waren, ich aber auf Befehl der Herrschaft in's benachbarte Dorf gehen mußte, um einige Geschäfte auszurichten, führte ich all' die adeligen Kindlein und meine eigenen in's große Tafelzimmer, trug ihnen allerhand Spielzeug, wohlschmeckendes Backwerk und süße Früchte zu, damit sie sich in meiner Abwesenheit die Zeit vertreiben konnten, dann schloß ich die Thür ab und ging mit meiner Muhme ruhig fort; als ich aber nach geraumer Zeit wieder heim kam und die Thür öffnete, fand ich die Kinder gar frohmüthig spielend, und zu meiner großen Verwunderung den Langmantel unter ihnen. Meine Muhme, welche den gespenstischen Hausfreund noch niemals gesehen hatte, erschrak über diesen Anblick so heftig, daß sie in Ohnmacht fiel, und ich wahrhaftig nicht wußte, ob ich ihr zuerst beistehen oder den Hausgeist fortjagen sollte; ich drohte ihm mit der Faust, er aber machte Miene, als wollte er mir eine Ohrfeige geben, und spielte immer fort mit den Kindern, bis ich endlich in die Nebenstube ging und die Kinder hinausrief, welche mir alle folgten, ohne etwas von ihrem verwunderlichen Spielgenossen vermerkt zu haben. Langmantel verschwand zornig, und

während ich meiner Muhme in ihrer Entkräftung beistand, hörte ich draußen ein Getöse, als ob all mein Küchengeschirr in tausend Stücken ginge; aber wie ich sodann in die Küche kam, fand ich zwar alle meine Töpfe durcheinander auf der Erde, doch ohne Schaden, und Langmantel lachte mich, aus der Esse herab, brav aus, wie ich das zerbrechliche Zeug zusammenlas."

Gerle.

Eichhorn und Wind.

E Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
Mein Thürchen stopf' ich zu geschwind
Und thu' mir ein andres auf da drüben.
W Ich blase auch dort ganz nach Belieben.
E So mach' ich jenes wieder zu,
Und rufe vergnügt: Bleib' draußen du!

Der Wind, der machte ein bös Gesicht,
Das Eichhorn sah es aber nicht.
Der Wind, der schüttelte an dem Baum,
Das Eichhorn drinnen merkt' es kaum;
Es ließ ihm draußen seinen Lauf,
Und knackte sich ein Nüßchen auf.

Hey.

Der Christabend.

Der Christabend war im Jahre 1836 an vielen Orten gar sehr stürmisch, besonders aber in Lindenheim, wo Nachmittags der Pfarrer Reinhold mit seiner Familie im warmen Stübchen beim Kaffee saß, und mit stiller Heiterkeit seinen Kindern zuhörte, die eben heute lebhafter als sonst waren und, weil man sie gewähren ließ, einmal das Wort führten. Freilich waren alle bereits über die Jahre hinaus, wo Kinder noch, halb freudig, halb beklommen, auf die heilige Christbescherung harren. Das verschlug aber nichts, sie waren froh wie Kinder. Julius, der älteste Sohn, ein 14jähriger Junge, der in der nahen Stadt die lateinische Schule besuchte, war zu den Feiertagen nach Hause gekommen, und trug nicht wenig dazu bei, die junge Welt im stillen Pfarrhause zu Scherz und Lachen aufzuregen. Her-

mine, ein sanftes Blondchen von 12 Jahren, liebte ihren Bruder zu sehr, um nicht alle seine Witze höchst lustig zu finden. Dann war noch Caroline da, ein liebes Brünettchen, mit Herminen beinahe in gleichem Alter, die munterste unter Allen. Sie war die Tochter der Gutsbesitzerin, einer jungen Wittwe, deren Lehrer und Erzieher der würdige Pfarrer einst gewesen. Da diese mancher Verhältnisse und Geschäfte halber viel in der Hauptstadt lebte, so hatte sie ihr einziges Töchterlein der geistigen und leiblichen Pflege ihres trefflichen Lehrers und seiner häuslichen Gattin anvertraut; denn sie glaubte, daß ein Mädchen am besten auf dem Lande und im häuslichen Stillleben, fern von zerstreuenden Lustbarkeiten der großen Welt, gedeihe. Dies war nun der vertrauliche Kreis, der sich bei einbrechendem Christabend um den Kaffeetisch gesetzt hatte. Schmeichelnd näherte sich Julius seiner Mutter, und sprach: „Nicht wahr, Mütterchen, wir bekommen doch noch dieses Jahr einen Christbaum?" „Sieh da," versetzte diese scherzhaft schmollend, „der gelehrte junge Herr aus der Stadt hat noch Verlangen nach Pfefferkuchen und vergoldeten Nüssen!" Doch der Student ließ nicht nach, und versicherte, daß er sich den ganzen Weg aus der Stadt schon immer auf die Bescherung gefreut habe. Aber die Mutter ließ sich nicht erweichen, und meinte, solche Dinge gehörten nur für gläubige Kinder; er sei ein kleiner Thomas, der es schon seit mehreren Jahren seiner Naseweisheit wegen verwirkt hätte. „Nichts kriegt er," rief Linchen, „und schon darum kriegt er Nichts, weil er sich nur auf den Christbaum, und auf sonst nichts gefreut hat."

„Ja, ja, Bruderherz, wir kriegen Alle nichts!" fuhr Minchen fort; „nicht wahr, Vater?" sprach sie weiter, indem sie dem Pfarrer die Tasse füllte. — „Wißt, ihr Kinderchen," hub dieser an, „ich habe ein Andres ersonnen, und das wird uns Allen Freude machen."

Die Kinder drängten sich neugierig um den Vater, der eben wieder vom Kaffee nippte, und sie eine Zeitlang warten ließ, bis er endlich also begann: „Der Christbaum ist eine schöne Sache für Kinder wohlhabender Aeltern, die in hübschen reinlichen Kleidern, von Speise und Trank gesättigt, mit aller Sorgfalt groß gezogen um die flimmernden Wachskerzen herumhüpfen, und sich an allerlei Tand und Aufwand ergötzen, den ihnen ein Uebermaß älterlicher Liebe aufgestellt hat. Allein mir fallen die armen Kindlein ein, die nur in unserm Dorfe, zerlumpt und schmutzig, hungernd und frierend, von Aeltern und andern harten Leuten gescholten und vielleicht gar geschlagen, wimmernd und schluchzend in einem dunklen Winkel der un-

freundlichen Stube trauern, und froh sind, wenn sie etwa ein Krümchen Brod oder Kartoffeln zur Abendkost bekommen. Eine schöne Zeit ist dieser Christabend für uns, die wir unter Dach und Fach gegen Sturm und Wetter geborgen uns mit Vergnügen an die erlebten Bescherungen und mit dem heitern Gedanken im Hintergrund erinnern, daß Morgen wieder ein Festtag sei, wo die Pracht der Christnacht sich in hellen Tag umwandeln wird. Aber höret nur, wie es draußen stürmt, wie es rieselt an den Fenstern, wie die Wetterfahnen knarren, wie's durch den Schornstein heult! Es muß arges Wetter sein da draußen, liebe Kinder! und denkt euch nun in diesem Wetter manchen Wanderer auf der Straße, Heimathlose, die in dieser Witterung bei fremden Menschen Obdach suchen, Jäger, Fuhrleute, Krämer und andere Menschen, die ihr Gewerbe in diesem Unwetter herumtreibt. Ist es da nicht Pflicht eines Jeden, der denkt und fühlt, daß er aus seinem warmen Stübchen auch hinausschaue in die kalte Winterlandschaft, und bei seinem gedeckten und wohlbesetzten Tische auch auf die denke, die eben jetzt wandern, oder Hunger und Frost leiden?"

Nach dieser beweglichen Rede des würdigen Pfarrherrn wurden die Kleinen bald ernsthaft, und fragten angelegentlich, ob es denn wirklich im Dorfe gar so arme Menschen gebe, die nicht einmal am Christabend Brod, Holz und andere nothige Dinge hätten? und wie ihnen versichert wurde, daß wohl in manchen Hütten solche Noth zu finden sei, da baten sie einstimmig, ja noch heute mit ihnen hinzugehn, um wenigstens den armen Kindern ein Christgeschenk zu bringen. Der Pfarrer nahm sogleich den Vorschlag an und fragte die Mutter, wie hoch die letzte Christbescherung gekommen sei; diese konnte nun den Betrag nicht genau angeben, meinte aber, daß er sich beiläufig wohl auf 15 Thaler berechnen ließe, Kuchen, Obst und andere Näschereien ungerechnet. Nun meinte der Vater, da die Kinder wieder um ein Jahr älter geworden seien, bestimme er die runde Summe von 20 Thalern zum Christgeschenk; das sollte nun unter die Kinder vertheilt und auf die Wanderung im Dorfe mitgenommen werden. Er stand auch sogleich auf, um Anstalt zu machen, brachte das Geld, gab jedem seinen Theil und mit himmlischer Freude liefen die engelguten Kinder nach ihren Kleidern, und waren im Nu reisefertig. Die Mutter war nun hinausgegangen, und kam bald mit einem Bündel abgelegter Kleidungsstücke und alter Wäsche zurück, das nun beide Mädchen tragen wollten, und nicht abließen, bis es ihnen die Mutter theilte. Bald kam auch die Magd mit einem Korbe voll mit Aepfeln, Birnen, Nüssen und Kuchen gepackt, welchen sogleich Julius triumphirend in Em-

pfang nahm. Der Vater hatte auch schon seinen Winterpelz umgenommen, und einige Flaschen Wein, die im Fenster standen, zu sich gesteckt. Nun wurde die Mutter von den Mädchen wohl in Pelz und Mantel eingehüllt, der Magd das Haus anbefohlen, worauf sich der Zug in Bewegung setzte. Im Vorhaus aber stand der Hausknecht, eine große Laterne in der Hand, und auf dem Rücken eine Bütte, worin die Mutter einige Brode, Speck, Gries und Mehl gepackt hatte. Nun öffnete die Magd das Hausthor, aber mit Mühe konnte die kleine Karavane hinaus, so gewaltig stürmte der Wind von der Straße herein. Der Knecht schritt nun voran, und die Kinder, die gerne geschäkert und gelacht hätten, wurden bald durch das arge Schneegestöber und die grimmige Kälte zum Schweigen gebracht. Der Vater, den sein Amt oft in solcher Witterung hinaustrieb und der also das Wüthen der Elemente schon gewohnt war, lachte wacker, und meinte: wollten sie Christkind spielen, müßten sie mit dem Schnee bekannt werden, das Christkind hätte es auch nicht besser. Und so gewöhnten sich die Kleinen bald an die Windstöße, und wenn es auf Augenblicke ruhig ward, hörte man sie wohl dazwischen kichern und Witze reißen, wie Julius sich ausdrückte.

Das Dorf war sehr groß und glich einem Städtchen, und die Leute, bei denen der Pfarrer Noth wußte, wohnten gerade am entlegensten von der Pfarre. Es war nämlich das Dorf zwei verschiedenen Herrschaften gehörig, den näheren Theil aber besaß Linchens Mutter. In diesem, wie der Pfarrer wußte, gab es wohl auch arme Leute, doch kein in so tiefes Elend versunkenes Volk; denn die gütige Herrin litt es nicht, daß man ihre Unterthanen drückte, vielmehr suchte sie ihnen auf jede Weise ihr Leben zu erleichtern. Der entferntere Theil aber gehörte einem Anverwandten der Gutsfrau, der in der Residenz lebte und sehr viel Geld verschwendete. Die Wirthschaftsbeamten konnten nicht genug herbeischaffen, und der gnäd'ge Herr kümmerte sich wenig, wenn seine Unterthanen dabei zu Grunde gingen. Da wurden denn nun die Bauern nicht nur sehr arm, sondern auch in ihrer Muthlosigkeit und Verzweiflung schlecht. Sie suchten die Herrschaft und ihre Nachbarn zu hintergehen, erlaubten sich Betrug und Diebstahl, ergaben sich dem Trunke, und wurden faul und lässig. Das Aergste aber war, daß sie nicht nur das Vertrauen zu guten Menschen, sondern auch zu Gott verloren, und weder zu Hause beteten, noch in die Kirche gingen. Was mußte nun aus den Kindern werden, die täglich von ihren Aeltern das schlechteste Beispiel sahen, die weder für ihren Leib noch für ihre Seele sorgten und sie

oft bittre Noth leiden ließen, und nur nachlässig oder gar nicht in die Schule schickten!

Zu diesen Unglücklichen eilte nun der edle Pfarrer mit seinen Kindern; sie gehörten ja auch zu seiner Herde, obwohl er sie selten in der Kirche sah. Endlich machte er vor einer Hütte Halt: „Da," sprach er, „wohnt ein armer Leinweber, den Gott gar sehr mit Leiden heimgesucht hat. Er kommt zwar nicht, seit Jahren nicht in die Versammlung der Gemeinde, weil er und sein Eheweib beständig krank sind, aber so oft ich ihn besuche, gehe ich auferbaut von ihm, weil er mehr Glauben hat, als ich mir selbst zutrauen darf, in solcher Noth behalten zu können." Schweigend gingen nun Alle in's Haus hinein, und kamen zuerst in die Küche, wo kein Feuer brannte, und keine Spur zu sehen war von einem Abendessen; aus dem Kamine drängte sich ein übelriechender Rauch, wie von halbangebranntem feuchten Reisig oder Kehricht. Sie eilten nun in die Stube, wo derselbe Rauch das matte Licht eines brennenden Fichtenspans so verdunkelte, daß man kaum die Gegenstände wahrnehmen konnte. Plötzlich hörte man zwei Kinderstimmen laut aufschreien: „Der Herr Pfarrer! Vater! Mutter! der Herr Pfarrer!" und sogleich kamen die zwei Töchter, beide ziemlich gleich im Alter zwischen 8 und 10 Jahren, und faßten hastig des Pfarrers Hände, und küßten sie, und thaten bald dasselbe auch der Frau, die sie mit demselben Geschrei ankündigten, und außer sich schienen sie vor Freude, als sie vollends gar die Mädchen und den Sohn erblickten.

Näher zum Fenster und mitten in die Stube tretend, sah man nun einen kleinen bleichen Mann am Tische sich erheben, während von einer Ecke, wo ein großes Bett stand, eine schluchzende Stimme kaum hörbar mehrmals die Worte ausrief: „Du mein Gott! der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin!" Aber der würdige Diener Gottes bot dem kranken Manne die Hand und einen guten Abend und fügte ein herzeröffnendes: „Wie geht es, Meister Lebrecht?" hinzu. Der Mann sah ihm so fromm in's Auge, zeigte auf eine aufgeschlagene Bibel und sprach mit heiserer Stimme. „Der Herr ist doch unser Vater und unser Erlöser! So eben hab' ich's gelesen, und habe mit Jesaia also gebetet: So schaue nun vom Himmel und siehe herab von deiner heil'gen herrlichen Wohnung. Wo ist nun dein Eifer, deine Macht? Deine große herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich. Bist du doch unser Vater! Denn Abraham weiß von uns nicht, und Israel kennet uns nicht. Du aber, Herr, bist unser Vater und unser Erlöser! von Alters her ist das dein Name."

„Du bist doch unser Vater!“ wiederholte kaum hörbar die Kranke, bei der nun die Pfarrerin stand und mit Thränen im Auge ihr die Hand gab. „Ja, er ist unser Vater,“ sprach der Pfarrer mit kräftiger Stimme, „und denen, die ihn fürchten, wird er nicht außen bleiben. Es freuet mich, daß ich euch in eurem Trübsal so getrost und aufrecht finde. Seht ihr, meine Kleinen haben heute, wo alle Kinder Freude haben sollen, weil durch ein Kind so große Freude in die Welt ist kommen, an eure Mägdlein gedacht, und bringen euch hier eine Christbescherung.“ Aber Minchen und Linchen und Julius hatten nicht gewartet, bis sie geheißen würden, ihre Schätze auszukramen; im Nu war die Bibel auf das Fensterbrett gelegt, der Tisch mit einem alten Tuche gedeckt, und zwei kleine Wachslichter aufgestellt, dann ringsum die Geschenke ausgebreitet. Da lag für den Weber ein gestricktes Kamisol, zwei Hemden, 3 Thaler Geldes, wozu der Vater noch eine Flasche Wein stellte. Für sein krankes Weib hatten die Mädchen drei Hemden, einige Halstücher, etwas Reiß und Zucker, ein Säckchen voll Mehl und ein großes Stück Speck zusammengelegt. Die Häuflein der Kinder waren beinahe gleich, jedes bekam ein Kleid von Wollenzeug, ein Paar Schuhe, und dann Aepfel, Nüsse und Kuchen voll gehäuft. Die Freude der armen Familie war unbeschreiblich, aber bei den Alten brachte sie ein Schluchzen hervor, das für ihre Zustände gefährlich worden wäre, hätte nicht der Pfarrer und seine Gattin durch freundliche Rede ihr aufgeregtes Gemüth zur Ruhe gebracht. Nun fingen sie an von ihren Uebeln zu sprechen, und sie erhielten nebst Trost und Mitleid auch noch manch' guten Rath vom geistlichen Ehepaar, allerlei Hausmittel, und besonders die Warnung, sich vor Quacksalbern zu hüten; bei so langwierigen Krankheiten sei oft Geduld der beste Arzt, und es kehre oft wundersam Gesundheit von selbst zurück. Wie nun die Unglücklichen sichtbar erheitert waren, empfahlen sich die Christbescherer von Segenssprüchen begleitet, und Julius nahm draußen vor der Thüre die Hand der Mutter und sprach: „Jetzt hab' ich gefühlt, daß Geben seliger sei, denn Nehmen.“ Die beiden Mädchen, an den Vater geklammert, flüsterten leise nach: „Ja, Geben ist seliger, denn Nehmen!“

Als nun der Zug wieder auf der Straße war, schien es, als ob das Wetter ruhiger geworden wäre, und Hermine meinte, so müsse es jetzt in des frommen Leinwebers Gemüthe sein, wohl kalt und frostig von der Grimmigkeit der körperlichen Leiden und den Nachwehen der Noth, aber doch ruhiger und stiller über den tröstlichen Zuspruch.

„Ruhig," versetzte der Vater, „ist er wohl immer, denn der Fromme hat das voraus, daß er auch in dem größten Elend einen Gedanken hat, der ihn beruhigt und den Sturm seines Jammers beschwichtigt, den Gedanken: daß sein Gott im Himmel ist, sein Gott, der wohl wisse, was er ertragen könne."

Bei diesen Worten standen sie vor einem andern Hause, wo sie eintraten. „Hier," sagte der Pfarrer, „werdet ihr einen Unglücklichen finden, der nicht so gelassen sein Schicksal duldet. Es ist dies ein wackerer junger Mann, den sein Weib unglücklich gemacht hat, und der es, weil er die Kraft seiner Seele fühlt, mit Gewalt dem Himmel abtrotzen will." Sie kamen alsobald in die Küche; da brannte ein loderndes Feuer auf dem Herde und drei kleine Kinder, etwa von 3 bis 6 Jahren, kauerten um's Feuer herum und aßen Kartoffeln; auf einer Bank daneben saß ein junger Mann, und hatte ein zweijähriges Kind auf dem Schooße, dem er gleichfalls Kartoffeln stückweise in den Mund steckte. Wie er den Pfarrer und seine Familie ansichtig wurde, so hob er das Kind auf den Arm, stand dann auf und nahm mit der einen Hand ehrerbietig die Mütze ab. In dem stürmischen Wetter, meinte er, komme der geistliche Vater in seine Hütte, und gar noch die liebe Frau Pfarrerin mit der kleinen Familie? Auch die Kinder auf dem Herde sprangen auf und klatschten mitsammt den Kartoffeln in die Hände und riefen: „Eine Christbescherung! siehst du, Vater, wir kriegen doch eine Christbescherung!" So armselig auch die ganze Familie und ihr Abendbrod aussah, hatte doch der Anblick des großen und stattlichen Mannes, der so fest wie eine Säule da stand unter seinen hungrigen Kindern, viel Tröstliches und Erhebendes. Die Kinder wurden bald für ihren freudigen Zuruf belohnt: Julius, Minchen und Linchen theilten unter sie die schonen Gaben reichlich aus, und die Mutter nahm dem Manne das Kind aus dem Arme, und da es nach dem Vater und den zurückgebliebenen Kartoffeln schrie, fütterte sie es mit weichen Birnen, worauf sich denn der kleine Unmuth völlig legte und in vollkommene Behaglichkeit verwandelte. Der lange Mann aber, der im ganzen Dorfe der lange Michel hieß, polterte nach seiner Weise eine Menge Freudenbezeigungen heraus und ging in die Stube, woher er einige Stühle für die verehrten Gäste brachte. Er bedauerte sehr, daß er sie nicht hineinführen könne, weil drinnen Wind und Schnee ihr Wesen treibe wie auf der Gasse, da ihm der Verwalter so eben die Fenster habe wegnehmen lassen.

„Die Fenster wegnehmen?“ rief mit Entsetzen die Pfarrerin.

„Ja,“ versetzte er, „weil ich seit einem Jahre schon Abgaben schuldig bin und noch bis heute nicht zahlen kann. Das kommt aber von meiner lieben Ehehälfte, die — das — —“ mit Mühe unterdrückte er einen entsetzlichen Fluch, indem er auf den Pfarrer sah.

Der Mann hatte nämlich des Schulzen Tochter zum Weibe. Als Junggeselle war er schon im Dorfe seines Fleißes und seiner Redlichkeit wegen bekannt, und weil er auch ein hübscher Bursche war, so bot sich ihm die reiche Schulzenstochter selber an. Er nahm sie zur Frau, denn viel Geld brachte sie mit, und alle Vettern und Basen riethen ihm, das Glück nicht auszuschlagen. Aber es war kein Glück, denn ein reiches Weib, das nicht auch reich an Tugend ist und an Fleiß und an Sittsamkeit, das ist verderblicher für ein Haus, als Seuche und Ungeziefer. Was sie mitbrachte, verzehrte sie auch und verschwendete es auf Putz und Tand. Sagte der verständige Mann ein Wort, da ließ sie ihm wohl merken, daß sie nur das Ihrige verwende. Aber dies war bald zu Ende, und der Schwiegervater wollte endlich auch nichts mehr hergeben, und nun machte sie Schulden, und der wackre Michel konnte sich zu Tode arbeiten; Hab und Gut verstob, wie Spreu in Wind zerstiebt. Da ward nun der Mann des gelassenen Zuredens müde, und er fing an im gerechten Zorne sie wacker auszuschelten und ihr ernstlich zu befehlen, anders zu werden. Allein sie wurde nicht anders und erwiederte sein Schelten mit Grobheit, und als er sie endlich in seiner Derbheit gar schlug, da verließ sie das Haus und lief zu ihrem Vater, der seiner ausgearteten Tochter mehr glaubte, als ihrem Manne und diesen vor Gericht fordern ließ. Michel erschien auch dort, sprach aber vor den Geschwornen und dem Schulzen so kräftig, daß man ihn gerne ganz losgesprochen hätte, würde man nicht gefürchtet haben den Schulzen zu beleidigen. Nun suchte man mit Hülfe des Pfarrers ihn wieder mit seinem Weibe auszusöhnen, aber er erklärte, daß er durchaus sie nimmer zurücknehmen würde. Dann forderte man die Kinder ab, allein er sagte dem Schulzen geradezu, die Kinder gehörten nach dem Gesetze ihm und er werde sie, so lange er lebe, nicht von sich lassen. Endlich forderte man die Mitgift, wozu man eben so wenig Recht hatte; allein Alles gab er her, was noch da war, so daß er bald in seiner leeren Hütte arm da stand, aber er sprach: „Ich will zeigen, was der lange Michel im Stande sei; mit meinen starken Armen werde ich die Kinder groß ziehen und die Landläuferin mit ihrem Hab und Gut nicht vermissen.“

Als sich nun die Predigerfamilie in der Küche gesetzt hatte und von der Härte des Verwalters umständlich redete, gab ihm der Pfarrer nur die wohlmeinende Lehre, nicht wider den Stachel zu lecken und in allen Dingen gelassen zu sein, damit er die Gewalt der Feinde nicht noch mehr reize. Er nahm die Ermahnungen dankbar und gutmüthig auf, und gestand auch, daß er etwas zu grob gewesen sei und versprach, sich künftig zu mäßigen. „Wenn ich," sprach er, „Schuld wäre an meiner Noth, so ließe ich mich mit Füßen treten, ohne nur zu mucksen, und wenn ich," fuhr er fort, „nur allein Noth litte, so wollte ich zu allem Jammer nicht eine saure Miene machen; daß aber diese armen Knirpse, die gar nichts verschuldet haben, daß diese Kinder Blöße und Hunger leiden sollen und heute in der Christnacht auf der Erde schlafen, wie kleine Hunde —" hier ballte er die Faust und dicke Thränen quollen aus seinem großen Auge.

Die gute Pfarrerin konnte den Jammer nicht lange ansehen, und indem sie von Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln mehr herschenkte, als sie sich vorgenommen hatte, sprach sie mit bewegter Stimme und Thränen im mitleidsvollen Auge: „Wir wissen, daß ihr ein wackrer Mann seid, und ein guter Vater seiner Kinder, darum sollen diese armen Kleinen nicht Noth leiden in den heiligen Feiertagen und nachher sollt ihr auch nicht verzweifeln an Gottes Güte, er wird euch wieder Beistand senden, wenn ihr es würdig seid."

Desgleichen sprach auch der Pfarrer, und die Mädchen mit Julius hatten bald die Kinder so gewonnen, daß sich um den Herd herum ein Schäkerspiel gestaltete. Wie nun Alle Abschied nahmen, wollte das kleinste Kind nicht von der Pfarrerin lassen, und dies erweckte in ihr einen Gedanken, den sie auch sogleich aussprach. „Sehet ihr," sprach sie zum Vater Michel, „dieses Würmlein brauchte noch eine Mutter. Wenn ihr mir's anvertrauen wollt, so bringt es morgen nach der Frühpredigt. — Nicht wahr, mein lieber Mann," wandte sie sich zum Pfarrer, „wir ziehen's auf?"

Da brach dem langen Michel das Herz vor Rührung und dankbarer Freude, er weinte laut und schwur: er wolle werden wie ein Lamm und täglich Gott um Geduld bitten, weil es noch so gute Menschen gäbe auf der Welt.

So verließ denn die liebreiche Familie auch dieses Haus voll der seligsten Empfindung, die nur das Wohlthun gewährt. Auf der Straße bemerkte wohl der Pfarrer, sie würden mit ihrem Vorrath nicht weit kommen, die beiden ersten Besuche hätten schon den größten Theil gekostet. „Der Michel," fuhr er fort, „wird

uns noch hoch zu stehen kommen; — allein er ist's auch werth. Jetzt sogleich muß noch etwas für ihn geschehen. Dieses Werk der Liebe sollst aber du mein Sohn," so sprach er zu Julius, „allein vollziehen. Du gehest zum Verwalter, und frägst in meinem Namen, wie viel der Michel noch an Abgaben schuldig sei. Es wird schwerlich die Summe übersteigen, die du noch übrig hast, sodann aber bitte ihn, daß er ihm die Fenster noch heute zurückstellen lasse. Sei übrigens bescheiden, auch selbst dann bescheiden, wenn dir der Herr etwas unziemlich begegnen sollte. Es ist ein schwerer Gang, willst du aber ein Mann einst werden, mußt du auch lernen Mann gegen Mann zu stehen."

Julius glühte im Gesichte über diesen ehrenden Auftrag und empfahl sich. Die Andern gingen noch in einige Häuser, bis Korb und Bütte und Beutel leer war. Traurig kehrten sie heim, weil sie überall beinahe Menschen gefunden, welche eben so verworfen, als elend waren. Ehe sie noch den Pfarrhof erreichten, kam Julius nach mit der freudigen Nachricht, daß er Alles glücklich ausgerichtet habe. Anfangs war der Verwalter wohl verdrießlich, weil aber Julius sich so bescheiden zeigte, und zugleich seine Bitte so treuherzig vortrug, schien er aus Wohlgefallen an dem jungen Menschen, der an einem so stürmischen Winterabend für einen Unglücklichen zu bitten kam, ganz gerührt, und befahl sogleich dem Gerichtsvogte, die Fenster hinzutragen. Das Geld aber nahm er nicht an, indem er sagte: „Ich kann ebensoviel schenken als der Herr Pfarrer, und überhaupt war's nicht des Geldes wegen, sondern weil man dem Kerl wollte Mores lehren." Und hiermit ließ er dem Herrn Pfarrer eine gute Nacht wünschen, und Julius, der es nicht für schicklich hielt, die Vertheidigung des Gescholtenen zu übernehmen, empfahl sich ebenfalls, ging aber schnurstracks zum langen Michel, dem er das zurückgewiesene Geld übergab und, ohne ein Wort zu sagen, davon rannte. Das Alles erzählte er nun ganz hastig und schauerte dabei vor Kälte. Man lobte ihn so eben, als sie um eine Ecke umbiegend den Pfarrhof vor sich hatten, und nicht wenig erstaunten, als sie dort alle Fenster erleuchtet sahen. Die Kinder schrien laut auf, und hielten es für eine Ueberraschung der Aeltern; aber auch diese sahen sich einander verwundert an, und am Ende hieß es: „Da hat sich wahrlich die alte Grethe einen Spaß gemacht!" Mittlerweile waren sie näher gekommen und traten nun in's Haus und bald auch in die Stube ein. Jetzt stieg aber die Freude der Kinder und das Erstaunen der Aeltern auf's Höchste, denn was da zu sehen war, schien

nicht von Grethe zu kommen. Ein grünes Fichtenbäumchen erhob sich bis an die Zimmerdecke und war ganz mit bunten Wachskerzen beleuchtet; an den Zweigen hingen Pomeranzen, Aepfel, Datteln, Feigen, Zuckerwerk in allerliebsten Formen, und dann noch unzählige andre Sächelchen: Scheren, Messerchen, Nadelbüchsen, Finger- und Ohrringe, Agraffen, Armbänder, Halsketten, Bilderchen in goldnen Rahmen, Etuis, Brieftaschen, Tabakspfeifen, Alles kostbar von Elfenbein, Perlmutter, feinem Stahl, Gold und Silber.

„Das ist die gnäd'ge Frau!" rief die Pfarrerin. Vergebens wiederholte ihr der Gatte, daß sie doch geschrieben habe, sie könne unmöglich auf Weihnachten kommen. Die Pfarrerin ging auf die alte Grethe, die am Ofen stand und kicherte, los, ehe sie aber diese fragen konnte, hörte man in des Pfarrers Studirstube die himmlischen Töne einer Fisharmonika. „Ja, sie ist's!" rief nun auch der Pfarrer; „die Mutter!" schrie Caroline; „die gnädige Frau!" schrien nun Alle groß und klein und stürzten in die Stube. Da saß wirklich die engelsgute Frau und schloß bald ihre Tochter Caroline in die Arme. Dann aber reichte sie dem gerührten Pfarrer die Hand und sprach: „Ist der Papa überrascht?" Er konnte kaum sprechen; aber die heitere Frau verwandelte bald die überwältigende Rührung in lebhafte Fröhlichkeit; und nun erst wurde noch manches schöne Christgeschenk entdeckt, das die sinnige Geberin in alle Stuben am gehörigen Platz vertheilt hatte. Es stand das kostbare Instrument, das sich der Pfarrer längst gewünscht hatte, nicht allein in seiner Stube, im Bücherschranke erblickte man einige seltene Ausgaben griechischer Classiker im geschmackvollsten Einband, auf dem Schreibtische mehrere Bücher des schönsten Schreibpapiers und ein Tintenfaß aus Serpentinstein. Ebenso fand man im Arbeitszimmer der Pfarrerin zwei Stück holländischer Leinwand auf dem Nähtische, auf der Commode ein Seidenkleid und Mehreres, doch Alles so, wie es die bescheidene Frau liebte, die sich nie anders als im Hauskleide gefiel und nur dann schmückte, wenn sie in den Tempel Gottes ging. Ebenso war auch das gemeinschaftliche Stübchen der Mädchen ausgestattet, aber bei Putz, Musikalien und Schmuck lag auch manches gute Buch, z. B. das so vielen Kindern lieb gewordene Familiengemälde: Luise Thalheim von Spieker, Houwald's Erzählungen u. dergl. Julius fand in seiner Kammer nebst einem schönen Anzug eine Taschenuhr, Schlittschuhe und eine kleine Jagdflinte, aber auch einen griechischen Homer mit den Flaxmannischen Umrissen, Herder's Cid und das romantische Epos: „Der letzte Ritter," von A. Grün. Als man sich nun ausgejubelt hatte,

rief die alte Margarethe zu Tische, wo auch die gnädige Frau mit sichtbarem Wohlbehagen, nach langen Ermüdungen der großen Welt wieder bei ihrer Tochter und der befreundeten Familie ihres Jugendlehrers zu sein, Theil nahm. Ein ländliches, doch wohlzubereitetes und sorgfältig gewähltes Mahl, gewürzt durch die lebhafte Erzählung der Christabendscenen, erheiterte Alle, und der Pfarrer rief einmal um's andere Mal aus: „Freuet euch in dem Herrn allerwege, und abermal sag' ich euch, freuet euch! Dies ist eine würdige Feier der Weihnacht, denn wir sind froh und guter Dinge, haben aber auch Andern Freude gemacht." Nun aber begannen die Kinder ein anderes Lied und umlagerten den Vater, den heiligen Abend recht würdig zu schließen und ihnen wieder einmal ein Mährchen zu erzählen. Der liebe Mann, so heiter gestimmt, ließ sich nicht lange bitten, nur wandte er sich an seine Frau, die er oft scherzweise seine Egeria nannte, weil sie ihm durch ihren herzinnigen Sang oft Gedanken und Empfindungen zu Poesien und Erzählungen, ja sogar zu Predigten weckte. „Musik," pflegte er zu sagen, „besonders Gesang erhebt mich immer in den Zustand der seligsten Entzückung, wo ich wie Vater Jakob Engel vom Himmel herabsteigen sehe." Seine Friederike hatte aber auch eine Stimme, welche aus der tiefsten Seele kam und zart erbebend wie eine Aeolsharfe wieder eine Seele suchte, wo sie wiederklang. Sie setzte sich nun zum Klavier und sang nach kurzem Präludium:

Die Nacht ist kalt und schaurig,
Es rauscht der wilde Sturm,
Es knarrt so öd' und traurig
Vom düstern Kirchenthurm.

Drauß wallt in krausen Locken
Der kleine Christ einher,
Und leise Zauberglocken
Erklingeln rings umher.

Wie klopft's in Kinderherzen
So wonniglich, so laut!
Die bunten Weihnachtskerzen,
Wie flimmern sie so traut!

Da kommt mit holden Blicken
Das Engelskind herein:
Die Kleinen, voll Entzücken,
Geloben, fromm zu sein.

Was bringst du denn uns Alten
Aus deinem Lustgebiet?
„Ich bring' euch wohlbehalten
Die Schwester Hoffnung mit."

Als der letzte Laut verklungen mit seinem wohlthätigen Nachklang in Aller Herzen, da küßte die Frau von Lindenheim die Sängerin, und verweilte liebend in der herzlichsten Umarmung. Der Pfarrer aber fuhr wie aus Träumen auf und sprach: „Ich danke dir, Friederike, für das schöne Lied, und nun ist auch die Erzählung fertig. Es ist diesmal kein Mährchen, sondern eine fromme Legende:

Der kleine Thoms.

In einem sächsischen Dorfe lebte ein armer Bauer mit vielen Kindern, und hatte bei mancher Sorge und mancher Noth doch immer frohen Muth. Am Christabend waren einst soeben Söhne und Töchter, alle schon erwachsen, von der Arbeit im Hause in die Stube zusammengekommen, und freuten sich über die Kuchen, die die Mutter so eben frisch gebacken und wohlgerathen aus dem Ofen brachte. Besondere Freude zeigte der kleine Thoms, ein Knabe von 6 Jahren, den der Himmel seinen betagten Aeltern erst im Alter geschenkt hatte; er klatschte lustig in die Hände, und fragte ein und das andre Mal die beschäftigte Mutter, welchen von den Kuchen sie ihm geben wolle. „Mein Gott!" erwiederte endlich die Mutter halb verdrießlich, „du wirst doch nicht in dem Wetter hinüber rennen?" Sie hatte nämlich auf vieles Bitten dem Kinde einen Kuchen versprochen, den es seinem Schulmeister, der im benachbarten Dorfe wohnte, bringen wollte. Es war freilich nur eine halbe Stunde Wegs und erst zwei Uhr Nachmittags, da konnte der Kleine wohl leicht zurückkommen, ehe die Nacht einbrach. Allein der Mutter war doch bange, denn es war draußen sehr kalt und der Himmel hing voll schwerer Schneewolken. Doch der Vater, der es gerne sah, wenn seine Jungen etwas wagten,

und auch viel auf den Schulmeister hielt, machte aller Besorgniß ein Ende, und hieß sie ihn nur fortschicken, litt es auch nicht, daß eins seiner Geschwister, wie sie wollten, mitginge, weil er wohl merkte, daß der Kleine sich darauf etwas einbilde, allein zu gehen. Die Mutter schüttelte das Haupt, legte den schönsten Kuchen in ein weißes Tuch, gab's dem hocherfreuten Thoms, der auch sogleich damit zur Thür hinaus war und gar sehr stolz durch's Dorf ging und Jedermann, der ihm begegnete und ihn fragte, wohin er wolle? mit ernster Miene zur Antwort gab: „er trage dem Schulmeister einen Weihnachtskuchen hinüber." So war er bald außer dem Dorfe auf der Straße. Kalt war's sehr, und er nahm den warmen Kuchen bald in die eine, bald in die andre Hand, weil ihn trotz der Fäustlinge doch sehr an die Hände fror. Am empfindlichsten schnitt ihm der scharfe Wind in die Nase und Ohren. Allein er fing blos schneller an zu laufen, und achtete es nicht, weil er den Kirchthurm schon ganz deutlich stehen sah. Wirklich kam er auch ungefährdet an, und trat nun mit klopfendem Herzen in das Haus seines lieben Lehrers. Recht freundlich wurde er da von allen aufgenommen, die Kinder des Hauses sprangen ihm lustig entgegen, die Frau fragte nach Vater und Mutter und lobte den Kuchen, und der Schulmeister klopfte ihn liebreich auf die Achseln, und hieß ihn seinen lieben Thoms, den Gott segnen würde, weil er auch seinen armen Lehrer nicht vergesse. Bald darauf nahm der Mann seinen Mantel, hieß ihn Vater und Mutter herzlich grüßen, und sie sollten morgen, wenn sie in die Kirche kämen, bei ihm einsprechen, und ging so fort zur Vesper in die Kirche. Aber der kleine Thoms verplauderte sich mit den Kindern, und ließ sich ein Stück Milchbrod, das ihm die Schulmeisterin gab, wohl schmecken. Die Zeit verstrich, und erst, als die Wanduhr vier schlug, bemerkte die Frau, welche häuslicher Geschäfte halber hin und wieder ging, daß es schon spät sei. Sie ermahnte demnach den Kleinen, sich auf den Weg zu machen, stopfte seine Taschen mit Nüssen voll, und er empfahl sich und lief zur Thüre hinaus. Als er aber bei der Kirche vorbei ging, lockte ihn das Orgelspiel und der Gesang in die Kirche hinein. Er war noch nie in einer Wintervesper gewesen, und die vielen, kleinen, schimmernden Kerzchen, wie jeder Zuhörer eine vor sich brennen hatte, ergötzten ihn ungemein. Er hatte sich da ganz verschaut, und wäre noch länger geblieben; da kam aber ein Sängerknabe, den der Schulmeister vom Chor herabgeschickt hatte, der klopfte ihn auf die Achsel und sprach: „Thoms, der Herr Cantor läßt dir sagen, du sollst doch nach Hause gehen, ehe es dunkel wird."

Alsobald gehorchte der Kleine und lief spornstreichs davon, und war auch bald im Freien. Schon war es sehr dämmerig, die Kälte hatte etwas nachgelassen, aber der Schnee fiel in großen Flocken und bedeckte schon Alles weit und breit. Anfangs rannte er noch ganz lustig und die Hände in den Taschen zählte er seine Nüsse. Bald aber, als es dunkler wurde und auch der Schnee immer dichter fiel, so daß er keinen Pfad mehr wahrnahm, wurde ihm etwas bange. Da erblickte er vor sich ein Licht, und sah bald ganz deutlich eine leuchtende Gestalt; er rief, er schrie, er lief noch stärker, um sie zu erreichen; allein die Gestalt war noch geschwinder, und ehe er sich's versah, hatte er sie aus dem Gesicht verloren. Nun wurde es plötzlich dunkel; ein gewaltiger Wind heulte über die Fläche daher und trieb ganze Schneewolken auf die Erde, so daß der Knabe kaum seine kleinen Beine aus dem tiefen Schnee herausbringen konnte. Indem er aber den aufgethürmten Schneehalden auswich, kam er immer mehr vom Wege ab. Nun fing er an bitterlich zu weinen, schrie und betete mit lauter Stimme: „der liebe Gott möchte ihm doch helfen!" wurde aber immer matter, und seine Glieder waren von der Kälte schon ganz erstarrt. Plötzlich sah er vor sich eine große Mauer, und weil er sie für den Meierhof hielt, der am äußersten Ende seines Dorfes stand, so lief er mit erneuerten Kräften darauf los; er gelangte wirklich bald hin und fand auch ein großes Thor, das aber verschlossen war. Mit seinen halberfrornen Fäustchen pochte er, was er konnte, es hörte ihn aber Niemand, und Niemand öffnete ihm, denn ach! es war nicht der Meierhof, wie er meinte, es war der Gottesacker des nächsten Städtchens. Allmälig überfiel den armen Erstarrten eine völlige Mattigkeit und Schlafsucht, so daß er sich dicht am Thore, wo eben ein trocknes Plätzchen ohne Schnee war, niedersetzte. Weil er hier auch vor dem Wind geschützt war, so kauerte er sich enge zusammen, betete sein Abendgebet, als ob er zu Hause in seinem Bettchen läge, und umgaukelt von allerlei Bildern, von Vater, Mutter und Geschwistern, und auch vom heiligen Christkind, schlief er ein. Aber plötzlich wurde er sanft aus dem Schlummer geweckt: eine warme, weiche Hand fuhr ihm über's Gesicht, und eine süßklingende Stimme rief: „Steh auf, liebes Kind, hier darfst du nicht schlafen." Thoms öffnete die Augen, und sah vor sich eine glänzende Gestalt, größer als ein Kind, und doch im Antlitz einem Kinde gleich. Ein langherabfließendes weißes Kleid bedeckte die zarten Glieder, blonde Locken wallten herab vom Haupte, das mit einem Heiligenschein umgeben war. Thoms sah ihm freudig entzückt

in's Auge, und als die Gestalt wiederholend sprach: „Steh auf, mein Kind, hier darfst du nicht schlafen, ich will dich an einen bessern Ort führen, wo du ein warmes und weiches Bett haben wirst," raffte er sich eiligst auf, sanft gehoben von dem milden Arme, der ihn geweckt. Und so geführt, und mit liebreichen Worten aufgemuntert, wanderten nun Beide im Schneegestöber fort, und der Knabe fühlte wunderbar, wie sich Wärme in seine Glieder ergoß, wie seine erstarrten Händchen aufthauten, und ihm durch und durch wohl und behaglich ward.

Der Weg, den sie nahmen, führte in ein nahes Städtchen, wo das erste Haus am Thore einem reichen Kaufmann gehörte. Darinnen war noch alles wach, Vater, Mutter und Kinder versammelt in einer großen Stube, wo noch der reich behängte Christbaum beleuchtet prangte. Sie waren allesammt froh und heiter, nur ein Gedanke trübte die Freude des schönen Abends: es standen nämlich um die liebreichen Aeltern zwei Töchter zwischen 11 und 13 und ein Söhnlein von 9 Jahren, aber vor zwei Jahren freute sich noch ein jüngerer Knabe über die Bescherung, das Schooßkind des Vaters und der Liebling der Mutter und der Geschwister. Eine böse Krankheit raubte ihm das blühende Leben, und den Alle so sehr liebten, mußten sie aus seinem warmen Bettchen nehmen und in die kalte Erde legen. Es haben Alle viel geweint um dies Kind, allein die Zeit, die jede Thräne trocknet, milderte auch ihren Schmerz. Aber die Herzen waren doch noch alle wund, und sie hielten's für ein Liebesopfer, das sie dem entschwundenen Engel brachten, wenn sie oft Veranlassung nahmen, sich gemeinschaftlich an ihn zu erinnern, und dann im Schmerze gleichsam zu schwelgen. Also war auch diesmal außer den Geschenken für die drei Kinder die letzte Christbescherung, welche vor zwei Jahren für ihn bestimmt war, wieder auf dem Tischchen ausgebreitet, und bunte Wachskerzchen standen ringsherum, und Alle sahen unwillkürlich nach der Thüre hin, ob der liebe Kleine nicht hereinkommen würde. Siehe, da klopfte es an's Fenster und eine Glockenstimme rief: „Macht auf! es kommt ein kleiner Gast."

Die Aeltern sahen verwundert zum Fenster hinaus, während die Kinder zur Thüre eilten, und bald darauf einen kleinen von Kälte zitternden Bauernknaben hereinführten. Es war der kleine Thoms, der, ganz schüchtern, kaum von der Thüre wegzubringen war, und sich vor Staunen nicht zu fassen wußte, als er die Pracht und Herrlichkeit erblickte, die da aufgestellt war. Aber die Kinder des Hauses ließen ihn nicht los und riefen den erstaunten Aeltern freudig zu:

„Ein armes Kind! gerade wie unser Karl, so groß, so rothwangig, so blauäugig und so blondlockig.“ Wirklich fanden auch die Aeltern eine auffallende Aehnlichkeit, näherten sich, und führten den Knaben zum Christbaum hin. „Laßt ihm Zeit, sich zu fassen,“ sprach der Vater, „euer Geschrei macht ihn ja ganz verdutzt,“ und fragte ihn dann, wo er herkomme?

Als er nun antwortete, er komme von der Straße her, aber nicht sagen konnte, wer ihn hergeführt habe, da riefen die Kinder einstimmig: „Den hat wahrhaftig das Christkind uns gebracht statt unsres lieben Brüderleins.“ Thoms nickte lächelnd mit dem Kopfe, war aber noch immer wie in Träume versunken, und man konnte erst nach vielen Fragen von ihm herausbringen, wer sein Vater sei und wo er wohne, und wie er sich verirrt habe und durch eine wunderbare Gestalt hieher geführt worden sei. Währenddessen hatten die Kinder seine nassen Kleider, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, und ihre Freude dran, daß Alles, so ärmlich und zusammengeflickt es auch war, doch durchaus reinlich aussah. Sie zogen ihm dann ein Kleid von ihrem Bruder an und fanden nun vollends die größte Aehnlichkeit, und Vater und Mutter küßten ihn unter häufigen Thränen, weil sie so lebhaft an ihren verstorbenen Liebling erinnert wurden. Darauf brachte die älteste Tochter warmes Essen, das sich der Kleine wohl schmecken ließ, und bald gesättigt etwas munter um sich zu blicken und lauter zu sprechen anfing.

Nun führten ihn die Kinder wieder zum Christbaum und hießen ihn sich nehmen, was er wollte. Er aber nahm Nichts, legte nur den Zeigefinger ganz verlegen auf den Mund, und lächelte. „Ganz wie unser Karl,“ riefen abermal die Kinder und gaben ihm von den schönsten Früchten, von Zuckerwerk und Spielsachen.

Aber die Frau sagte nun dem Vater etwas in's Ohr, und als dieser beifällig mit dem Kopfe nickte, führte sie Thoms zum Tischchen, wo die Bescherung für den Verstorbenen lag, und sprach: „Siehe, lieber Thoms, dies ist Alles dein. Morgen früh, wenn du aufstehest, wirst du das Kleid anziehen, und dann kannst du auch mit diesem Spielzeug dich vergnügen, und in diesem Buche Bilder schauen, denn Alles dies ist dein.“

Da sah der Kleine die gute Frau recht zutraulich an, nahm hastig ihre Hand und küßte sie, so wie er gelehrt worden war der Pfarrerin und andern angesehenen Personen zu thun. Noch wurde ein halb Stündchen von den Kindern geschäkert und gespielt, so daß Thoms schon recht aufgeweckt wurde; als aber die Aeltern bemerkten,

daß er doch müde scheine, so machten sie ihm den Antrag, sich zu Bette zu legen, was er auch willig annahm, und dann die älteste Tochter, mit der er am vertraulichsten war, fragte: ob sie ihn denn morgen, wenn er aufgestanden wäre, zu Vater und Mutter führen würden? Das Mädchen bejahete es, und er kleidete sich dann aus, und legte sich sogleich in das Bettchen, das man ihm angewiesen hatte. Aber noch einmal erhob er sich, und so schlaftrunken er auch war, so faltete er doch seine Händlein und sprach andächtig sein Abendgebet. Als er geendet, sagte er mit lauter Stimme, als ob er zu Hause wäre: „Gute Nacht, Vater! Gute Nacht, Mutter! Gute Nacht, alle Geschwister!" Und von Aeltern und Kindern erscholl es: „Gute Nacht, liebes frommes Kind! schlaf' ruhig, morgen kommst du wieder zu Vater und Mutter!" Da hüllte sich der Kleine ganz wohlig in die warme Decke, und als sie hinsahen, war er schon eingeschlafen. Die Aeltern standen eben so gerührt wie die Kinder an dem Bettchen, und der Vater sprach ernst zu den Kindern: „So fromm und andächtig beten, wie dieses Kind, könnt ihr nicht." Die Kinder schwiegen betroffen, und der Vater fuhr fort: „Ja wahrlich, von der Armuth muß man beten lernen; Kinder, denen es immer wohlgegangen, und die im väterlichen Hause keine Noth erfuhren, die sollten bedenken, daß ihr Glück vergänglich ist, wie Alles auf Erden, und an Gott fleißig denken, der Paläste umstürzen kann, wie Kartenhäuser."

Aber die armen Aeltern des kleinen Thoms schliefen nicht so ruhig, sie hatten eine Nacht der Angst und der Verzweiflung. Schon als es Abend und dunkel geworden war, und Thoms noch immer nicht zurückkam, fing die Mutter an ihre Besorgniß zu äußern und dem Vater vorzuwerfen, daß er den Kleinen fortgelassen habe. Anfangs verhehlte der Alte seine eigne Angst, bald aber wurde er selbst unruhiger, und als er gar in den Hof hinausging und das stürmische Wetter sah, da litt es ihn nicht länger zu Hause, und er sagte zu seinem Weibe: „Ich glaube wohl, daß ihn der Schulmeister bei solchem Wetter nicht habe fortlassen wollen, allein damit du ruhig bist, will ich doch hinüber sehen." Der älteste Sohn bot sich an auch mitzugehen, weil doch schon alle Arbeit verrichtet sei, und die Mutter war es sehr zufrieden, und die Beiden hingen sich die Mäntel um und gingen ihrer Wege. Mit Mühe erreichten sie das Kirchdorf, die Straße war an manchen Stellen ganz verwehet; berghoch hatte der Wind den Schnee zusammengetrieben, der Wind heulte und die Kälte

war grimmig, und mit Gewißheit hofften sie den Knaben noch bei dem Schulmeister zu treffen. Aber sie trafen ihn nicht. Die Bestürzung des Schulmeisters und seiner Frau und der Schrecken des Vaters war unbeschreiblich und grenzenlos. Der alte Mann rang die Hände wie ein Verzweifelnder und schrie überlaut: „O mein armes Kind! mein armer Thoms, du bist verloren!" und sogleich wollte er wieder hinaus, um wenigstens, wie er sagte, seine Leiche wieder zu finden. Mit Mühe konnte ihn der Cantor nur so lange zurückhalten, bis er einige Nachbarn gerufen hätte, die mit ihnen zugleich ausgingen, das Kind zu suchen. Er machte dem unglücklichen Manne begreiflich, daß es doch möglich sei, den Knaben irgendwo noch lebend zu finden; eben weil er die Straße in seine Heimath verwehet gefunden habe, sei es wahrscheinlich, daß er vom Wege abgekommen, und durch das Wetter getrieben längs dem Walde in der Windstille fortgelaufen sei; auch könnte ihn vielleicht irgend ein Wanderer oder Fuhrmann mit sich genommen und in einen sichern Ort gebracht haben, um ihn des andern Tages nach Hause zu bringen. Doch zu seiner Beruhigung sollten nun die braven Männer, die sogleich gekommen waren, nach verschiedenen Richtungen in die umliegenden Dörfer gehen. Er selbst wolle mit ihm den Weg in das nahe Städtchen nehmen, weil er ihn nicht allein in diesem fürchterlichen Wetter lassen könne.

Das nahm nun der Mann, den die herzliche Theilnahme und die vernünftige Rede des Freundes in der Noth wieder zur Besinnung brachte, dankbar an, sandte aber seinen Sohn sogleich nach Hause zurück, damit er die Mutter über sein Außenbleiben beruhige. Er sollte ihr nämlich sagen, sie hätten den Knaben wirklich noch beim Schulmeister gefunden, weil aber die Kälte und das Gestöber so arg sei, könne man ihn nicht zurückbringen; er habe aber nicht alleine bleiben wollen, darum hätte der Vater sich entschlossen auch da zu bleiben, mit frühestem Morgen würden sie beide zurückkommen.

Und nun zogen sie Alle mit Laternen aus; der Schulmeister aber mit dem Vater auf dem Weg nach dem Städtchen. Sie hatten mit Wind und Wetter zu kämpfen, und fanden nirgends auf der Straße eine Spur von einem Wagen. Seltsam war es, daß sie auch an der Friedhofmauer, wo es windstill war, etwas ausruheten. Der Vater wurde immer trauriger, und rief oft mit lauter Stimme: „Thoms, mein lieber Thoms, du bist verloren, auf immer verloren!" Aber sein Begleiter wurde nicht müde ihn zu trösten; er stellte ihm vor, daß ja der Knabe nicht so furchtsam und verzärtelt und noch vor

einem Jahre bei ähnlichem Wetter in die Schule gekommen sei, wo er sich selbst gewundert habe, da aus näheren Dörfern die Kinder ausgeblieben waren. Auch sei diese Straße zwischen **4** bis **5** Uhr Abends ziemlich befahren, und er hoffe immer, daß er mit Jemand in das Städtchen mitgekommen sei, und sie würden ihn gewiß, wenn auch nicht heute Abend, doch morgen früh in irgend einem Hause finden; darum sei sein Rath, gerade auf dies Städtchen loszugehen, und dort bei seinem Amtsgenossen, dem Organisten daselbst, einzusprechen und zu übernachten. Nur mit halbem Ohre hörte ihm der Vater zu, lenkte aber bei jedem Seitenwege, der sichtbar war, von der Straße ab, weil er immer in der Furcht schwebte, vielleicht gerade den Weg nicht zu gehen, wo sein Thoms zu finden wäre. Der gute Schulmeister, der den Knaben auch so sehr liebte, ließ sich ebenfalls beinahe unwillkürlich mit fortziehen, so daß sie bald ganz irre waren und gar nicht wußten, wo sie seien. Sie riefen nun und schrien, in der Hoffnung, es würde sie Jemand auf der Straße oder in einem nahen Dorfe hören, obwohl sie in finsterer Nacht nirgends eine Thurmspitze oder sonst ein Gebäude gewahrten. Bald hörte die Sorge um den Kleinen auf, und sie fingen an für ihr eigenes Leben besorgt zu sein, denn die Kälte hatte sie schon ganz durchdrungen, und die Füße versagten ihre Dienste. Sie rafften alle ihre Kräfte zusammen, und bekamen endlich wieder neuen Muth, als sie nach zweistündigem Herumirren eine Straße fanden. Erst nach einer schrecklichen halben Stunde, wo nur der gegenseitige Zuspruch sie vor Erfrieren rettete, — da sie sich das Wort gegeben hatten: einer den andern nicht stille stehen zu lassen, — kamen sie in das Städtchen, das sie auch bald erkannten, und suchten die Wohnung des Organisten auf.

Als sie über den Markt gingen, — denn sie kamen von einer andern Seite, als Thoms gekommen war, — schlug es eben **11** Uhr. Am Hause angelangt, das sie suchten, pochten sie und wurden bald eingelassen. Der Organist mit seiner Frau — ein kinderloses Ehepaar — waren eben im Begriff gewesen zu Bette zu gehen. Sie verwunderten sich wohl über die späten Gäste in dieser entsetzlichen Wetternacht, nahmen sie aber liebreich auf und die Frau besorgte sogleich Warmbier für die erstarrten Männer. Als sodann die Veranlassung und Absicht ihrer Reise besprochen wurde, meinte auch der Hauswirth, daß sich das Kind irgendwo im Städtchen finden werde, man solle nur Gott auch Etwas zutrauen; morgen werde sich wohl mehr thun lassen, als jetzt in der Nacht, wo schon die meisten Menschen schliefen. Die Männer waren auch wirklich von der Kälte

so mitgenommen, daß sie gern ein wohlzubereitetes Nachtlager einnahmen, und selbst der geängstete Vater schlief endlich ein.

Mit frühestem Morgen, als noch die Reisenden schliefen, kam die Hausmagd und erzählte, wie sie soeben am Brunnen gehört habe, daß diese Nacht ein halberfrornes Knäblein auf eine wundersame Weise in das Haus des Kaufmanns — dieser wohnte nämlich dicht neben dem Organisten — vom Christkinde gebracht worden sei.

Die Frau stutzte, und erzählte es sogleich ihrem Mann, der sich denn auch gleich ankleidete und hinüberging, um zu hören, was an der Sache sei. Er fand schon den Kaufmann, der auch ein wackerer Hausvater war, und gewöhnlich alle seine Leute des Morgens weckte, aufgestanden, und hörte nun von ihm die Bestätigung der Aussage und die näheren Umstände, ja sogar den Namen des Kindes und seines Vaters. Der gute Organist eilte voll Freude in sein Haus zurück, wo er schon die Gäste wach und im Ankleiden begriffen fand. Er konnte sich nicht halten, und rief ihnen mit wahrem Herzensjubel zu: „Kommt, kommt, liebe Freunde, ich glaube, der Knabe ist gefunden!" Bebend vor freudiger Ueberraschung konnte der Vater nichts sprechen als: „Wo? wo?" warf in größter Hast seine Kleider um, ergriff krampfhaft die Hand des Organisten und zog ihn zugleich hastig zur Thüre hin, gleichsam bittend, er möge ihn nur doch schleunigst hinführen, wo Spur von seinem Kinde wäre. Der Organist zauderte auch nicht, und so gingen alle drei hinüber in des Nachbars Haus. Auf dem Wege dahin hörte nun der Vater die wundersame Mähre, und der Organist sprach: „Wir wollen nun sehen, ob es euer Thoms wirklich ist." Der Kaufmann empfing sie freundlich, und nahm den armen Bauersmann herzlich bei der Hand und führte ihn in das Schlafgemach, wo der Kleine noch schlummerte, mit den Worten: „Seht, ob er's ist, aber weckt ihn mir ja nicht, es könnte ihm Nachtheil bringen; ich bin ohnedies besorgt, weil er so schwer athmet." Der Vater sank beinahe in die Kniee, wie er mit einem Blicke auf das Bettchen seinen Thoms erkannte; und wie er ihn da liegen sah, lebend, rosigroth, da ließ er sich, weil ihm der Kaufmann beständig mit Winken und Geberden Stille und Ruhe gebot, auf einem Stuhl dicht neben dem Bettchen nieder, und faltete die Hände, lispelte mit bebenden Lippen Gebete und blickte dann wieder auf das Kind und Thränen rollten über seine Wangen. Jetzt lächelte der Knabe im Schlafe, als ob er träumte, und rief halb laut: „Vater!" Da half kein Warnen mehr, der alte Mann schrie fast unwillkürlich auf: „Thoms! mein lieber Thoms, da bin ich ja!" Sogleich schlug

der Kleine die Augen auf, und wie er den Vater wirklich erblickte, da sprang er auf und lag in seinen Armen. Es war ein schöner Anblick für gute Menschen, und zum Glück waren nur lauter gute Menschen zugegen, die wohl nie daran gezweifelt hatten, daß auch gemeine Bauernseelen menschlich fühlen. Bald war die ganze Familie des Kaufmanns im Zimmer, und der kleine Thoms bekam von der gütigen Hausfrau nebst reiner Wäsche das schöne Kleid, das ihm schon gestern feierlich beschert worden war und das er nun vor seinem erstaunten Vater, der sich noch immer nicht fassen konnte, anziehen mußte. Währenddessen sprach der Kaufmann mit dem Schulmeister und hörte von ihm, was der arme Bauer für ein braver Mann sei, und wie er und sein Weib für die vielen Kinder so redlich sorge. Nun kam zum Frühstück Kaffee mit einem großen Christkuchen; die Fremden wurden gebeten Theil zu nehmen, und der kleine Thoms war überglücklich neben seinem Vater zu sitzen in so vornehmer Gesellschaft.

Lächelnd sprach die Frau sodann: „Ja, ja, ich seh' es wohl, mein neues Söhnchen wird mir untreu werden. Ich dachte, er würde bei uns bleiben auf immer, allein der Vater ist ihm doch lieber." Thoms wurde roth über und über, schlug die Augen nieder, und blickte nur manchmal verstohlen auf zu der liebreichen Frau. Aber ihr Gemahl machte seiner heimlichen Verlegenheit ein Ende und sprach: „Von einem solchen guten Vater darf man ein Kind nicht trennen und wir haben den Kleinen nur noch lieber, weil er seinen Aeltern so treu ergeben ist. Darum mag er nur mit seinem Vater heimziehen, aber unser Sohn bleibt er doch, und ich werde für ihn sorgen, und auch dem braven Vater helfen, daß ihm das Leben leichter werde." Und so geschah es auch; der reiche Mann hielt, was er versprach. Damit die nur halb beruhigte Mutter zu Hause auch wieder ihr Söhnlein bekomme, wurde es mit dem Vater und dem Schulmeister auf einem bequemen Schlitten nach Hause gefahren, dem Kleinen wurden alle seine Christgeschenke mitgegeben, und rührend war's, wie er die älteste Tochter heimlich fragte: „wo denn seine Kleider, die er mitgebracht hätte, wären?" und wie er dann, als man sie ihm brachte, ganz hastig in den Taschen die Nüsse suchte, die ihm die Schulmeisterin gegeben hatte und froh war sie alle zu finden und sie mit einer wichtigen Miene dem Vater mit den Worten zeigte: „Das hat mir die gute Frau Schulmeisterin gegeben." „Du bist ein gutes Kind," rief die gerührte Frau aus und umarmte ihn herzlich noch einmal, „dankbar erkennst du auch die geringste Gabe.

Und darum hat dich das Christkind in der schaurigen Nacht gerettet.“ Unschuldig versetzte Thoms: „Ja ich habe immer gerasselt mit den Nüssen in der Tasche, wie mir so kalt war auf der Straße im Schneegestöber.“ Alle lachten herzlich über den Einfall und man packte ihm seine Kleider auch mit zu dem Uebrigen, und somit wurde unter Thränen Abschied genommen, nachdem der Vater noch versprechen mußte, ihn bei gutem Wetter alle Sonntage den Kindern zu bringen. So schied man nun, und die Drei waren bald daheim. Wer wollte die Freude der Mutter beschreiben, die ohnedies der Nothlüge des erwachsenen Sohnes nur halb geglaubt hatte und nun erst recht weinte, als sie die Schicksale ihres Lieblings und seine wunderbare Rettung vernahm.

Die arme Familie hatte nun recht frohe Weihnachten, aber auch in der Folge ein bequemeres und sorgenfreieres Leben, denn der Kaufmann hielt Wort; er verschaffte den Aeltern und ihren erwachsenen Söhnen erklecklichen Erwerb und fügte auch von Zeit zu Zeit Unterstützung an barem Gelde und andern Dingen bei, so daß Thomsens Vater ein wohlhabender Bauer wurde, der allen seinen wohlgerathenen Kindern, auch dem frommen Thoms, *den die viele Liebe nicht schlechter machte und auch nicht verwöhnte*, ein ansehnliches Bauerngut erwarb.

Auch der redliche Schulmeister wurde nicht vergessen; die guten Lehren, die er dem kleinen Thoms gegeben, lohnte ihm dieser reichlich, und jeden Christabend wurde von der ganzen Familie ein stattlicher Christkuchen gebracht, und obendrein vergoldete der edle Kaufmann der Frau Schulmeisterin die Nüsse, die sie dem Thoms damals geschenkt hatte, von Zeit zu Zeit mit erfreulichen Gaben.“

Die Geschichte war aus und die Kinder dankten ihm herzlich. Julius wollte bemerken, daß das Wunderbare in der Legende sich wohl recht gut mit der Wahrscheinlichkeit vertrage, weil das Christuskind ein wirklicher Mensch gewesen sein konnte, der nur der erhitzten Phantasie des Kindes so verklärt vorkommen mochte.

„Ich bitte Sie, Herr Studiosus,“ versetzte Hermine, „halten Sie inne mit Ihrer Gelehrsamkeit und Ihrem Witze, ich kann das nicht leiden, wenn man das Wunderbare überall erklären will.“ „Ja wohl,“ sprach Caroline, „das ist so wie bei den Aesopischen Fabeln, wenn es am Ende heißt: *Die Fabel lehrt!*“

„Nun, nun," erwiederte Julius, „ein Wort wird doch erlaubt sein, und ich weiß recht gut, daß man —"

„Nicht disputiren darf am Christabend," unterbrach ihn die Mutter, und die Kinder waren bald wieder ausgesöhnt. Da es nun aber schon Mitternacht war und der bestellte Wagen vorfuhr, empfahl sich Frau von Lindenheim und nahm auch ihr Töchterchen mit auf's Schloß, nachdem sie vorher die ganze Familie auf den folgenden Tag zu Tische gebeten hatte.

Der kleine Drottar.

Es geht durch Felder wüst und leer
Ein Knabe jung und zart:
Die Vöglein singen nimmermehr,
Es blüht kein Veilchen um ihn her,
Die Erd' ist kalt und hart.

Doch unter'm braunen Mäntelein,
Das enge ihn umgiebt,
Da schlägt so warm sein Herzelein
Entgegen seinem Mütterlein,
Das er denn gar so liebt.

Er schaut vom hohen Berg zurück
Zur großen reichen Stadt,
Zum letzten Mal verweilt sein Blick
Auf ihr, wo er manch blankes Stück
Durch Fleiß erworben hat.

Es geht in's Heimathland sein Lauf,
Er wandert ohne Ruh'.
Da fliegt vor ihm ein Rabe auf,
Und krächzt mit wilder Stimme auf.
„Was deut'st mir, Rabe, du?"

So spricht der Knab' und wandert fort
Den nahen Berg hinan.

Schon sieht er in der Ferne dort
Am Thürmchen vom ersehnten Ort
Die graue Wetterfahn'.

Und immer näher rückt er an.
Wie ist der Knab' entzückt,
Wie pocht dem kleinen Pilgersmann
Sein Herz: er sieht die Dächer nahn,
Die er so gern erblickt.

Doch trüber wird's, der Nord erbraust
Durch den erstarrten Wald;
Der Schloßensturm so heftig saust,
Der strenge Winter gräßlich haust,
Dem Knäblein ist so kalt!

Die Windsbraut reißt ihn hin und her,
O wär' er schon daheim!
Das Ränzel wird ihm auch zu schwer,
Er schleicht so schwach, so matt einher,
O wär' er schon daheim!

Da sinkt er in den Schnee hinein,
Sein Leib der Ruh' begehrt.
„Dein Mütterchen so ganz allein,
„Es wartet voller Sehnsucht dein
„Bei'm heimathlichen Herd."

Er rafft sich auf mit voller Hast.
Was trübet seinen Blick?
Ihn drückt des Schlafes Zentnerlast,
Er legt sich hin zur längern Rast
In kalten Schnee zurück.

Da schläft im tiefen Schnee der Knab'
Und steht nun nimmer auf;
Auf des erstarrten Pilgers Grab
Da krächzt der Rabe wild herab,
Er weckt ihn nimmer auf.

Moskoff.

Das Kind und die Wölfe.

Auf dem Riesengebirge lebte eine arme Frau; diese hatte ein kleines Kind und hütete für andere Leute eine Viehherde. Einmal saß sie mit ihrem Kinde im Walde und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe; die Kühe aber weideten auf der Wiese. Von der Weide gingen die Kühe in den Wald. Die Frau lief zu den Kühen hin und wollte dieselben forttreiben. Unterdessen kam eine große Wölfin aus dem Dickicht des Waldes, ging auf das Kind los, packte es an seinem Röckchen und trug es in das Innere des Waldes. Die Mutter kam von den Kühen zurück, fand aber ihr Kind nicht mehr; auch fehlte der Eßlöffel. Die Mutter lief zu ihrem Dorfe zurück und jammerte gar sehr um ihr Kind.

Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen und verirrte sich. Aus einem Gebüsche vernahm er die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins; geh, oder ich gebe dir Eins.“ Er geht in das Gebüsch, findet auf dem Boden ein kleines Kind und sechs junge Wölfe um dasselbe; die jungen Wölfe fuhren immer auf das Kind zu und schnappten nach seinen Händchen; das Kind aber schlug ihnen stets mit dem hölzernen Löffel auf die Nase und sagte dabei die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins.“ — Der Bote verwunderte sich, lief geschwind hin, holte einen Prügel und schlug damit die sechs jungen Wölfe todt. Das Kind nahm er geschwind auf die Arme und eilte aus allen Kräften aus dem Gebüsche. Am Ende des Waldes kamen ihm Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln entgegen und wollten den Wolf erlegen. Die Mutter war unter den Suchenden und empfing zu ihrer großen Freude aus den Händen des Boten ihr kleines Kind wieder. Das Kind ließ bis dahin den hölzernen Löffel nicht aus den Händen fahren.

Stern.

Hans Schlendrian.

In unserm deutschen Vaterland
War einst ein Mann sehr wohl bekannt.
Er ging nur seiner Nase nach,
Und was er dachte, was er sprach,
War lauter Unverstand.
Hans Schlendrian,
So hieß der wohlbekannte Mann.

Er lernte zwar als kleines Kind
Den Katechismus sehr geschwind;
Doch war zum Denken er zu faul:
Schmiert's ihm der Lehrer nicht in's Maul,
So lernt' er in den Wind.
Hans Schlendrian!
Daran hast du nicht wohl gethan.

Und als er aus der Schule war,
Lernt' er sein Handwerk fleißig zwar,
Mit starkem Arm, mit starker Hand;
Doch ward sein Kopf und sein Verstand
Nicht klüger um ein Haar.
Hans Schlendrian!
Das fängst du gar nicht weislich an.

Er wollte in die Fremde gehn
Und andre Städt' und Länder sehn.
Doch wenn er alles angegafft,
Und alles blindlings nachgeafft,
So dacht' er, wär's geschehn.
Hans Schlendrian!
So gehst du nicht die rechte Bahn.

Er hielt's für großes Ungemach,
Wenn Mancher sich den Kopf zerbrach,
Und erst nach kummervoller Nacht
Was Nützliches herausgebracht.
Drum dacht' er gar nicht nach.
Hans Schlendrian!
So bleibst du stets ein dummer Mann.

Er sagte: „Hab' ich nur ein Weib,
Und Speis' und Trank für meinen Leib,
So hab' ich alles Stück vor Stück,
Was mir gereicht zu meinem Glück
Und gutem Zeitvertreib."
Hans Schlendrian!
Du wirst ein armer Ehemann.

Sein Weib war von der bösen Zahl;
Denn plump wie Blei war seine Wahl.
Sie brummte, wie ein wilder Bär,
Und machte alles in die Quer,
Und Noth war überall.
Hans Schlendrian!
Die Wahl war ohne Kopf gethan.

Er blieb bei dem gewohnten Schnitt,
Und machte keine Mode mit.
Das Gute, das man neu erfand,
Hielt er für große Sünd' und Schand',
Wenn er gleich drunter litt.
Hans Schlendrian!
Sieh' doch nur deinen Nachbar an!

Sein Nachbar Veit, von andrer Art,
Hat manchen Thaler sich gespart,
Weil er im Felde und zu Haus
Sich immer sann was Neues aus,
Was gut und nützlich war.
Hans Schlendrian!
Dein Nachbar Veit hat wohl gethan.

Er glaubte nicht auf jedes Wort,
Doch lernte stets bald hie bald dort,
Und was er Gutes ausgedacht
Und Andern klüglich nachgemacht,
Das setzt' er fleißig fort.
Hans Schlendrian!
Warum nahmst du kein Beispiel dran?

So klug und weislich dachte Veit;
That alles stets zu rechter Zeit,
Dacht' anfangs schon dem Ausgang nach,
Und war, wenn er nach jedem Tag
Sich prüfte, hocherfreut.
Hans Schlendrian!
Wann hast du das einmal gethan?

Weit lebte glücklich, ohne Noth,
Und hoch geehrt bis an den Tod.
Als Hans sich lebenslang gequält,
Ging er mit Schulden aus der Welt;
Kein Auge weint' sich roth.
Hans Schlendrian!
Dein Unglück beff're Jedermann!

Das Tagebuch.

Noch habe ich eine Art von Unterhaltung vergessen, die für meine Kinder angenehm und nützlich ist. Ich habe sie nämlich gewöhnt, ein Tagebuch von allen ihren Geschäften und Handlungen aufzusetzen. Selbst ihre Fehler müssen sie darinnen frei anzeigen, und sie thun es gern, weil sie da mit einer kleinen freundschaftlichen und liebreichen Erinnerung wegkommen, da sie bei Verheimlichung nachdrücklichere Verweise und Vorstellungen zu fürchten haben. Sie lernen dadurch genau auf ihre Handlungen Acht geben, und da ihr Journal gemeiniglich in unsrer aller Gegenwart abgelesen wird, so bemühen sie sich, daß es doch immer eher ein Verzeichniß ihres Wohlverhaltens, als ihrer Fehler wird. Da sie auch bei ihrem Thun und Lassen größtentheils uns, ihre Geschwister und Lehrer zu Augenzeugen haben: so sind sie nicht vermögend, Erdichtungen für Wahrheiten aufzuzeichnen, denn sie würden gleich widerlegt und beschämt werden. Ein anderer Vortheil ist, daß sie Ordnung in Eintheilung ihrer Zeit lernen; am Abend oder den Morgen darauf sehen können, wie weit sie im Guten fort- oder zurückgegangen sind, um wie viel ihre Erkenntniß vermehrt worden, und wovor sie sich künftig zu hüten haben. Endlich lernen sie auch eine Fertigkeit im Schreiben und sich über mancherlei Dinge freimüthig, leicht und gut ausdrücken. Ihnen selbst macht es aber auch ein großes Vergnügen. Ein jedes freuet sich, in dem Maße seines Wohlverhaltens Lob einzuernten; denn so viel muß ich ohne väterliche Eitelkeit rühmen, daß die Liste ihrer guten Handlungen doch größtentheils die schlechten weit übertrifft, was man sonst auch immer von der Bösartigkeit der Kinder sagen mag. Ein jedes war gespannt und voller Aufmerksamkeit, des andern Tagebuch anzuhören, damit es berechnen möge, um wie viel es seine Zeit besser als das andere angewandt hat. Dies erweckt unter ihnen einen edlen Nacheifer; und

so sehr sonst der Stolz ein Fehler ist, so kann ich ihnen doch den, der sich auf den Vorzug im Guten gründet, gern verzeihen.

Ich will euch doch, meine kleinen Leser und Leserinnen, so ein Blatt aus dem Tagebuche meiner Charlotte zur Probe vorlegen.

Mittwochs, den 13. September.

Ich stand heute früh um sieben Uhr auf, aber ich ließ mich vorher dreimal rufen, weil es mir im Bette gar zu wohl gefiel; doch die Mama kam, und nun — durfte ich mich nicht mehr besinnen.

Wir sangen das Gellert'sche Morgenlied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank u. s. w." Ich flatterte sehr mit meinen Augen und Gedanken in der Stube umher. Die Mama hielt mir über die Würde der Andacht eine kleine Vorlesung, und ich erkannte meinen Fehler. Ich las darauf das vierte Capitel aus dem Sirach mit mehr Aufmerksamkeit. Ich zog mich an, hatte aber meine Kleider Abends vorher nicht in die beste Ordnung gelegt. Wieder einen Verweis!

Indem ich eine Tasse Thee trank, bemerkte ich einen gebratenen Borstorferapfel auf dem Ofen. Ich schlich hinzu, und verzehrte ihn heimlich. Nach einer kleinen Weile kam Bruder Karl, suchte ihn vergebens, und fing ein Klaggeschrei an, wer ihm seinen Apfel genommen, den er Abends vorher auf den Ofen gelegt hätte? Ich schwieg immer, bis der Papa ernstlich fragte. Ich gestand es, und mußte ihm dafür meine beiden Aepfel geben, die ich vorher erhalten hatte. Er war aber doch so gut und gab mir heimlich von dem einen die Hälfte wieder. Gerührt von seiner Güte, habe ich mir vorgenommen, ihm nie wieder Etwas zu entwenden und sobald ich eine kleine Näscherei erhalte, sie mit ihm zu theilen. — Ich strickte noch ein wenig, und ging darauf um neun Uhr nebst meinen Geschwistern zu unserm Lehrer.

Hier thaten wir in der ersten, der Geographie gewidmeten Stunde eine kleine Reise durch einige Provinzen des niedersächsischen Kreises, und wiederholten dadurch, was wir in einigen der vorhergehenden Lectionen von Bremen, Holstein, Mecklenburg und den hannövrischen Landen gehabt hatten. Hierauf lernten wir das Herzogthum Braunschweig näher kennen, und betrachteten die wegen des Hofs, der Messen, des Karolinums und der Mumme berühmte Residenz, die Bibliothek in Wolfenbüttel, die Johanniter Comthurei Supplinburg und das wegen einer Schlacht, die dem Churfürsten Moritz von Sachsen das Leben kostete, bekannte Dorf Sieversshausen. Am längsten hielten wir uns bei der, eine Meile von Blankenburg

gelegenen Baumannshöhle auf, und hörten die Nachricht von dem in derselben durch den Tropfstein gebildeten Wunder der Natur mit ungemeinem Vergnügen. Ueber der Menge von Fragen, die meine Geschwister und ich bei einem jeden ihrer sechs Gewölbe an den Lehrer thaten, verfloß ein Theil der folgenden Stunde, die sonst der Historie ganz bestimmt ist.

Wie lehrreich war mir bei der Geschichte des unglücklichen Königs von England, Karls des Ersten, die uns erzählt wurde, das in vielen Absichten fehlerhafte Verhalten desselben, und wie rührend sein unverdienter gewaltsamer Tod! Wider Cromwell, seinen eigentlichen Mörder, waren wir alle äußerst aufgebracht, und fast hätte ich mich meinen Leichtsinn dahin reißen lassen, es für ungerecht zu erklären, daß Gott diesen ränkevollen Mann eines ruhigen und natürlichen Todes sterben ließ, wenn mir nicht mein Lehrer gezeigt hätte, daß das unbestrafte Laster in der gegenwärtigen Welt ein großer Beweis von den Strafen der zukünftigen wäre.

Von elf bis zwölf Uhr war ich in meiner Nähstunde fleißig, zeichnete ein Oberhemde, und erhielt den Beifall meiner guten Mama.

Bei Tische vergaß ich, wie gewöhnlich, Brod zu essen, und mußte solches nachessen. Sonst war die Mahlzeit ziemlich vergnügt und heiter. Der Papa erzählte einige Nachrichten aus den Zeitungen, und wir schwatzten darüber.

Von ein bis zwei Uhr spielte ich einige Klaviersachen durch, um die Stunde darauf bei dem Herrn N. Lob zu verdienen.

Von drei bis vier Uhr: Eine meiner liebsten Stunden, die Naturhistorie, und heute insbesondere aus der Entomologie oder Insektengeschichte die Merkwürdigkeiten des Krebses. Bisher hatte ich nichts von ihm gewußt, als daß er gut schmeckt. Aber wie merkwürdig wurde mir dies Insekt durch das, was uns unser Lehrer von seinem steinichten Panzer, den er jährlich abwirft, von seinem Magen, den er im Kopfe trägt und, wie jenen, jährlich mit einem neuen vertauscht, von den in demselben befindlichen Steinen, oder sogenannten Krebsaugen, die man in der Arzeneikunst braucht, von seinem Munde, den er unter der Brust hat, die inwendig mit Haaren besetzt ist, von seinen Eiern, die er vor seiner Befruchtung im Leibe, und nach derselben unter dem Schwanze trägt, von seinen Scheren, die er sich zuweilen selbst absprengt, und auch selbst wieder wachsen läßt, von seinem Alter, das sich bei einigen bis auf zwanzig Jahr erstrecken soll, erzählt hat. Wie viel Beweise finde ich täglich mehr in der Natur von der Macht und Weisheit ihres Schöpfers! –

Den übrigen Nachmittag war ich zu den Demoiselles S.. gebeten. Die Unterhaltung aber gefiel mir nicht. Ihre Mama war Tages vorher zu einer Hochzeit gewesen. Sie erzählten mir also, wie die Braut vom Kopfe bis zum Fuße war gekleidet gewesen, den Staat von allen Hochzeitgästen, und die Gerichte von der Suppe an bis zu den Nüssen, die man beim Dessert aufgeknackt hatte. Ich fing von mancherlei an zu reden. Sie wußten aber von nichts, als neuen Bändern, Hauben, Manschetten, Palatinen, Frisirungen und solchen Kleinigkeiten zu schwatzen. Ich nahm zu meinem Filet meine Zuflucht; aber wie froh war ich, als ich wieder nach Hause kam.

Nach der Abendmahlzeit las ich mit meinem ältesten Bruder wechselsweise (denn Fritze war eingeschlafen) Papa und Mama aus der Frau Chapone Briefen zur Ausbildung des Gemüths Etwas vor, und eilte nach verrichtetem Abendgebet vergnügt in mein Bett.

Weiße.

Vom argen Wind und vom armen Nußbaum.

Meine lieben Kinder,
Draußen ist der Winter;
Draußen weht ein arger Wind,
Von dem will ich euch erzählen geschwind.
Der mochte den Nußbaum nicht leiden,
Und blies ihn an von allen Seiten,
So daß es ihn gefroren
Und er alle Blätter verloren.
Drauf hat er ihn so angebrummt,
Als wie der Märtel, in Pelz vermummt;
Da ist er so erschrocken darüber,
Daß er bekommen ein arges Fieber;
Das hat ihn jämmerlich gerüttelt
Und ihn an Armen und Beinen geschüttelt,
Und hätte er nicht so fest gewurzelt,
Er wäre selber umgepurzelt.
Da fiel ein Nüßlein, dort eine Nuß,
Bis drunten lag ein Ueberfluß,
Und er da stund so kahl und nackend,
Als wie im Wasser ein Fröschlein quakend.

Drauf hat der Winter zum Baum gesprochen:
„Jetzt darfst du ruhen zwanzig Wochen
Und derweil unter der weißen Decken
Deine müden Glieder ausstrecken,
Und mit allen andern Bäumen
Von Ostern und von Pfingsten träumen."
Drauf ist der zornige Wind verstummt,
Und hat nicht mehr so wild gebrummt.
Der Baum ist unterdeß eingeschlafen
Und hat geträumt von den Wolkenschafen,
Von schönen Blumen und Blättern und Blüthen,
Und war in seinem Sinn zufrieden.
Derweil ist das Christkindlein kommen
Und hat die Nüsse mitgenommen,
Und hängt sie, geziert mit goldigem Schaum,
Den frommen Kindern an den Weihnachtsbaum.
Und dem Baum bringt es für die Sommerzeit
Ein weißes und ein grünes Kleid;
Und mit Duft verstopft es die Nasen
Dem Wind, daß er nimmer kann blasen.

Güll.

Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Aeste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Thau,
Und wollten auch nicht schweigen;

Sie sangen leise leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß,
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten,
Und auseinander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiß man kaum

Rückert

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Thierchen," sagte der Knabe, „ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl

gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halberfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß, und der gute, freundliche Mann mußte sterben."

„Ich erstaune," sagte die Schlange, „wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?"

„Ach, schweig nur!" erwiederte der Knabe. „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!"

„Recht, mein Sohn," fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben in's Wort. „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern."

Lessing.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder," sagte er; „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereie und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

„Und das alles kann ich dir bezeugen," fiel ihm Freund Fuchs der ihm zum Tode bereiten half, in's Wort; „denn ich erinner

mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog."

Lessing.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: „Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht mit einem Esel zu gehen?"

„Wen ich brauchen kann," versetzte der Löwe, „dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen."

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

Lessing.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: „Guten Tag, mein Bruder!" — „Unverschämter!" war die Antwort.

„Und warum das?" fuhr jener Esel fort. „Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?"

Lessing.

Der Hase.

Gestern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus;
Saß ein Häslein bei dem Schmaus,
Guckt' mit seinen Aeuglein 'raus.
Ließ ich meine Flinte knall'n,

Häslein thät zur Erde fall'n,
Richt't sich wieder auf und spricht:
„Weh mir! Ach, ich armer Wicht!

Hab' ein Schwänzlein, das ist klein,
Wünscht' wohl, es möcht' größer sein;
Graue Augen, langen Bart,
Als wär' ich von Katzenart;
Spitze Zähn', das Maul ist breit,
Und der Kopf nicht ungescheidt;
Ohren, Speiselöffeln gleich,
Und ein Kleid, wie Seide weich.

Nun bin ich todt, ich armer Haf',
Darf nun nicht mehr fressen Gras,
Darf dem Bau'r nicht gehn in's Kraut,
Hab's bezahlt mit meiner Haut
Wenn es aber so soll sein,
Wer mag da ein Häschen sein!"
So klagt Häslein fort und spricht:
„Weh mir! Ach, ich armer Wicht!

Wenn ich dann geschossen bin,
Trägt man mich zum Koche hin;
Der legt mich auf's Küchenbrett,
Spickt den Buckel wohl mit Fett,
Steckt den Spieß zum Leib hinein,
Ei, wie mag so grob er sein!"
So klagt Häschen fort und spricht:
„Weh mir! Ach, ich armer Wicht!

Wenn ich dann gebraten bin,
Trägt man mich zur Tafel hin;
Vorderleib und Hinterbein'
Schneidet man in Stücke fein;
Jeder sucht heraus das Best':
Nehmt fürlieb, ihr trauten Gäst'!"
Häschen klagt nicht mehr und spricht:
„Weh mir! Ach, ich armer Wicht!"

Fritz der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt Fritzchen, leider! gar zu viel.
Ihm that's im Erd- und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach;
Gewiß! er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.
Mit Diebstahl hatt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht so ganz unversehrt.
Selbst ein Paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen, hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt. —
Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er durch's Fenster einst hinein:
„Da," dacht' er, „giebt es was zu schmausen;
Da wird gewiß noch Torte sein."
Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand Nichts, als nur ein wenig Zucker
In einem ird'nen Näpfchen da.
Mit einem nassen Finger tüpfte
Das Leckermaul das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb, gleich einer Katz', hinaus.
Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.
Vergebens war es, Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht' ihn mörd'risch um:
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum.

Göckingk.

Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Er scheut nicht Süß noch Sauer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Er spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich Nichts zu machen;
Haßt warmen Trank und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,
Und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt weit hinaus
Bei'm Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Claudius.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

Ein muntrer Bub' läuft in den Wald
Am Sonntag-Nachmittag.
Er sucht nicht lang'; es zeigt sich bald
Blutroth ein Erdbeerschlag.
Er pflückt und ißt sich halb zu Tod,
Er denkt: Das ist mein Abendbrod.

Und wie's ihm schmeckt, da rauscht's im Laub,
Es kommt ein schöner Knab'.
Sein Röcklein glänzt wie Silberstaub,
Wie pures Gold sein Stab.
Er strahlt wie Schnee im Morgenlicht:
Dein Lebtag sah'st du Schöner's nicht.

Er spricht: „Da komm' ich glücklich an!
Was ißt du da, so gut?" —
„Ei, gar Nichts!" brummt der Bub' ihn an,
Rückt nicht einmal den Hut.
Da spricht der Knab': „Ei, ißt du Nichts,
Du Bürschlein, so gedeiht auch Nichts."

Verschwunden ist der Knab'. Es stehn
Die Büsch' umher in Duft.
Draus fliegt ein Engel wunderschön
Auf in die blaue Luft.
Der Bub' steht da, guckt hinterdrein,
Im Wald mocht' er nicht länger sein.

Seitdem nun ruht kein Segen mehr
In Beeren, groß und klein.
's ist wunderbar; doch Gott der Herr
Schenkt eben kein Gedeihn.
Iß handvollweis', so viel du willst,
Denk nicht, daß du den Hunger stillst.

Die gute Lehre merket fein,
Des Engels Wort: „Man muß
Vor fremden Leuten freundlich sein

Mit Wort, mit Blick und Gruß,
Das Käpplein ziehn zu rechter Zeit,
Sonst hat man Schimpf und kommt nicht weit."

Die vier Brüder.

Vier Brüder gehn Jahr aus Jahr ein
Im ganzen Land spazieren,
Doch jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.
Der Erste kommt mit leichtem Sinn,
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.
Der Zweite tritt schon ernster auf
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.
Der Dritte naht mit Ueberfluß,
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Aepfel, Nüss' und Weine.
Verdrießlich braust der Vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet;
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.
Wer sagt mir: Wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht räth sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch' ich's nicht zu sagen.

Der Vogel.

„Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann
O rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin!

Es liegen ja meine Kinder drin,
Die werden erschrecken und ängstlich schrei'n,
Wenn du schaust mit den großen Augen hinein"

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern;
Doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
Flog hin und deckte die Kleinen zu,
Und sah so freundlich den Knaben an:
„Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid gethan."

Hey

Rüstigkeit.

Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such' geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!

Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!
Erst die Arbeit, dann das Spiel!
Nach der Reise kommt das Ziel.

Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, Nichts versäumt!
Nichts blos obenhin gemacht!
Was du thust, darauf gieb Acht!

Curtmann.

Knabe und Eichhorn.

Knabe. Eichhörnchen auf dem Baum!
Bist so hoch, seh' dich kaum,
Komm doch und spiel mit mir

Eichhorn. Gar zu schön ist es hier;
Will doch lieber noch steigen
Auf und ab in den Zweigen.

Knabe, der lief wohl fort,
Eichhörnchen hüpfte dort;
Knabe, der kam wohl wieder:
„Höre, nun steig' hernieder!"
Eichhörnchen sprach: „Es thut mir leid,
Habe noch immer keine Zeit."

Hey.

Der Schneemann.

Seht den Mann, o große Noth!
Wie er mit dem Stocke droht
Gestern schon und heute noch!
Aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht,
Hast den Stock, und wehrst dich nicht!

Freilich ist's ein armer Mann,
Der nicht schlagen, noch laufen kann;
Kreideweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, scheine nur nicht!
Sonst wird er gar wie Butter weich,
Und zerfließt zu Wasser gleich.

Hey.

Vorsatz.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald

Wie Blitze verfliegen,
So sind sie dahin.
Ich will mich vergnügen,
So lang' ich noch bin.

Gleim.

Winterlied.

Es guckt ein kleiner Bettelmann
Gar kläglich unser Fenster an,
Der Schnee liegt draußen weiß und kalt,
Es starrt vor bittrem Frost der Wald.
„Du hungerst wohl, und frierest sehr,
Du kleiner Bettelmann, komm her!
Wärm' dich in meinem Kämmerlein,
Wir wollen Kameraden sein!"

Doch als die Sonne wärmer schien,
Da kroch heraus das junge Grün,
Die Vögelein zusammen kamen,
Und riefen lustig sich bei'm Namen,
Und kamen schleunig Alt und Jung,
Und hielten eine Musterung.

Da macht' der Knabe das Fenster auf,
Und ließ dem Spätzchen seinen Lauf:
„Den Dank erlass' ich dir! Flieg frei!
Gott Lob! der Winter ist vorbei."

Helmsdörfer.

Der Trotzkopf.

„Ach Mutter, ach Mutter, wie bin ich so krank,
Wie thut mir doch Alles so weh!
Mich freut nicht mein Pferdchen, mich freut nicht Gesang,
Mich freut nicht das Waten im Schnee." —

„Komm, lege dich in dein Bettchen geschwind!
Ich hole den Arzt dir herbei,
Der wird dir bald helfen, mein armes Kind!
Der giebt dir recht gute Arznei.“ —

„Nein, Mutter! nein, Mutter! ich mag nicht Arznei;
Ich weiß schon, sie schmeckt mir nicht gut.“ —
„O nimm sie, von Schmerzen macht sie dich ja frei!
Und kühlt dir das kochende Blut.“

Umsonst war ihr Bitten, umsonst war ihr Flehn;
Kein Tropfchen nahm Ludewig ein.
„Ach, Sohnchen! ach, Sohnchen! wie wird dir's ergehn!
Dein Trotzkopf wird bald dich gereu'n.“

Und als nun der Sturmwind die Blätter verweht,
Da nahmen die Kräfte ihm ab.
Nun nahm er Arznei, doch jetzt war's zu spät;
Dort liegt nun der Trotzkopf im Grab.

Dinter.

Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu, — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme?

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in die Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Tatze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, und nun freut sich das gute Thier, mich wiederzufinden.“

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt, und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!“ Der Sklave ward freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen und blieb, ohne Jemand ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen:
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen!

Schmid.

Urian's Reise um die Welt.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich aber ließ ihn stehen.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Die Eskimos sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß,
Und kriegte viele Schläge.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!

Nordwestpassage ist doch da:
Mach' dich einmal darüber!
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Flugs ich an Bord und aus in's Meer,
Den Tubus festgebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer,
Und hab' sie nicht gefunden.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Von hier ging ich nach Merico
(Ist weiter, als nach Bremen);
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh,
Du sollst 'nen Sack voll nehmen.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da Nichts, als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost
Und Kieler Sprott und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Der Mogul ist ein großer Mann,
Und gnädig über Maßen,
Und klug; er war itzt eben dran,
'nen Zahn ausziehn zu lassen.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein
Bei aller Größ' und Gaben!
Was hilft's denn auch noch Mogul sein?
Die kann man so wohl haben.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Nach Java und nach Otaheit',
Und Afrika nicht minder;
Und sah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder.
Da hat Er gar nicht u. s. w.

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'nen Sparren,
Die Menschen grade so wie wir,
Und eben solche Narren.
Da hat Er übel, übel dran gethan;
Erzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Claudius.

Helmuth.

Helmuth war ein Friedenstörer,
Und that selten seine Pflicht;
Machte seinem braven Lehrer
Viel Verdruß und folgte nicht.
Mahnt' sein Lehrer ihn, so dachte
Helmuth: „Sprich du immerhin!" und lachte

Widerspänstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und böse Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen Nichts.
Helmuth ward indessen größer,
Aber leider! nur nicht besser;

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst nach einem bösen Streich
Sprach sein Lehrer: „Du kommst nimmer,

Glaub's! auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trifft dich, denk nur dran, die Strafe.

Jetzt noch bitt' ich dich mit Thränen:
Helmuth! beßre dich, denn, ach!
Schwere Strafen folgen denen,
Die sich Lastern weihen, nach!"
Statt gerührt zurück zu schaudern,
Denkt er: „Laß den Murrkopf plaudern!"

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr.
Helmuth streift mit den Genossen
Seiner Streich' im Wald umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch,
Er hinan, daß Zweig' und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog:
„Heda! seht, hier steh' ich, Brüder!"
Rief er von der Eiche nieder;

„Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich:
Helmuth, Helmuth! du kommst nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig!
Jetzt brächt' ich ihn wohl zum Schweigen,
Säh' er hier mich auf den Zweigen,

Und befänd' er mich ganz munter!"
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

Tiedge.

Die Stadtmaus und die Landmaus.

Stadtmaus kam einst auf das Land,
Hier sich zu erfrischen.
Landmaus eilte, in der Noth,
Was sie hatte, Käs' und Brod,
Freundlich aufzutischen.

„Liebe," sprach die Städterin,
Die die Kost beleckte,
„Gut genug; doch komm zu mir
In die Stadt, da speisen wir
Kuchen und Konfekte."

Landmaus folgte gern zur Stadt,
Leckerkost zu suchen.
Sieh', der alte Herr im Haus
Feierte Geburtstagsschmaus
Hoch bei Wein und Kuchen.

Und die Gäste schieden. „Komm,
Freundin! komm zu naschen!"
Stadtmaus sprach's, und sprang voran
Auf den vollen Tisch, und dann
Lustig ging's an's Naschen.

Wau! wau! wau! Horch, Hundgebelle!
Hausfrau ruft dem Koche:
„Mach' dem kranken Herren Thee!" —
Mäuslein fliehn vom Tisch — o weh!
Schnell zurück zum Loche.

„Liebe Stadtmaus, lebe wohl!"
Landmaus spricht's und zittert.
„Käs' und Brod, in Ruh' verzehrt,
Ist mir mehr, als Kuchen, werth,
Den die Angst verbittert."

Halem.

Wie man's treibt, so geht's.

Hans war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Bube;
Fast ärgerte der böse Sohn
Den Vater in die Grube.

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth,
Sein Ungestüm, sein Toben.
Kein Nachbar war dem Buben gut,
Kein Lehrer konnt' ihn loben.

Er sprang, er lief und kletterte
Hoch über Mau'r und Hecken.
Oft schrie die Mutter ach und weh!
Und sah es an mit Schrecken.

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußt' hinüber springen;
Doch wollte die Verwegenheit
Nicht immer recht gelingen.

Sah er des Vaters Roß im Stall,
Husch! war der Junge droben;
Und dann ging's über Berg und Thal,
Daß Kies und Funken stoben.

Das Sitzen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten ihre Noth,
Und führten bittre Klage.

Bei'm Schreiben hatt' er selten Ruh';
Ihn schreckten die Vocabeln;
Kaum hört' er noch geduldig zu
Der Amme Wundersabeln.

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen;

Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt' der Mann kaum lesen.

Leer war der Kopf, und roh der Sinn,
Wild, ungestüm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin,
Hans war zu Nichts nun tüchtig.

Groß war er wohl, doch ungeschickt
Und seiner Aeltern Schande;
Zuletzt ging er, vom Schimpf gedrückt,
Aus seinem Vaterlande.

Was half ihm das? Ihm fehlte stets
Geschick und Brod und Ehre;
Denn, Kinder, wie man's treibt, so geht's!
Merkt euch die weise Lehre!

Der Vöglein Dank ist fröhlicher Sang.

O sagt, ihr lieben Vögelein,
Wer ist's, der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wenn Schnee im Winter fällt?

Wo nehmt ihr eure Nahrung her,
So viel, als ihr begehrt? —
„Uns ist das Leben gar nicht schwer:
Gott ist es, der uns nährt." —

Ihr habt nicht Koch, noch Keller,
Und seid so wohlgemuth,
Ihr trinkt nicht Muskateller,
Und habt so freudig' Blut.

Ei sagt mir, wem ihr dienet?
Wer Alles schafft herbei? —

„Wenn's schneit und wenn es grünet,
Hält Gott uns immer frei.“ —

Ihr habt kein Feld, kein Heller Geld,
Nichts, das die Taschen füllt;
Der Tannenbaum ist euer Zelt,
Warm seid ihr eingehüllt.

Stets könnt ihr sorglos singen;
Wie dankt ihr Gott dem Herrn? —
„Die Töne thun wir schwingen
Bis zu dem Abendstern.“

Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe; da zog dieser den Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein Paar Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchs zurücklief

„Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" — „Ach," antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas in's Gesicht, das hat mich entsetzlich gekitzelt; darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben." „Siehst du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist! du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst."

Gebrüder Grimm.

Das unvorsichtige Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in den Klee
Mit ausgelass'ner Freude.

Hopp, hopp! ging's über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
„Kind," rief die Mutter, „Kind, halt' ein!
Es wird, es muß mißlingen."

Allein das Lämmchen hüpfte fort
Berg auf Berg ab in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen.
Seht da! es springt und bricht ein Bein.
Aus war nun Lust und Springen.

Ihr lieben, muntern Kinder, schreibt
Es tief in eure Herzen:

Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Bertuch.

Gute Nacht!

Gute Nacht!
Hab' mich doch so müd' gemacht,
Bin gelaufen, bin gesprungen,
Hab' gelernt, gelacht, gesungen,
Hab' es weiter heut' gebracht.
Gute Nacht!

Gute Nacht!
Vöglein auch, das schläft schon sacht,
Und das Hühnchen in dem Stalle,
Und das Täublein ohne Galle
Ruhet süß vom Traum umfacht.
Gute Nacht!

Gute Nacht!
Euch vor Allen zugedacht,
Liebe Aeltern, Schwestern, Brüder!
Morgen sehn wir froh uns wieder,
So Gott will, der uns bewacht.
Gute Nacht!

Der Fuchs und die Trauben.

Der Fuchs hätt' gern 'mal Trauben genascht.
Die Trauben hingen zu hoch.
Kein Beerchen ward durch Sprung erhascht,
Leer schlich er heim in's Loch.
„Wie schmecken die Träubchen?" fragt man ihn. —
„Sie sind noch sauer sehr,
Drum hatt' ich nicht Lust; mir kam's in Sinn,
Daß Warten das Beste wär'!"

Curtmann.

Frühlingslied.

Herr Storch! Herr Storch mit langen Beinen!
Willkommen auf dem lieben Dach!
Jetzt wird die Sonne wieder scheinen!
Jetzt werden bald die Vöglein wach!
Jetzt kommen bald die Schwalben wieder,
Und Sonnenschein und Frühlingslieder!

Der Storch steht auf dem hohen Neste,
Und schaut herab auf Feld und Stadt,
Ob auch zum nahen Osterfeste
Sich Alles vorbereitet hat;
Ob auch die Blumen und die Kräuter
Hervorgekrochen rasch und heiter;

Und klappert laut, schlägt mit den Flügeln,
Und ruft: „Wacht auf, wacht auf!" herunter.
Da knospt und treibt es auf den Hügeln,
Und alle Thierchen werden munter.
Nicht länger will das Häschen feiern,
Und kommt mit seinen Ostereiern!

Helmsdörfer.

An einen Langschläfer.

Steh auf, du fauler Junge, du!
Verschnarche nicht in träger Ruh'
Die schöne Morgenzeit!
Die Sonn' steht hoch am Himmelszelt,
Es reget sich die ganze Welt
Zu neuer Thätigkeit.

Steh auf, du fauler Junge, du!
Leg' deine Kleider an im Nu,
Und wasch' den Schlaf dir aus!
Die Morgenröthe ist verträumt,
Das warme Frühstück ist versäumt,
Längst wacht das ganze Haus.

Steh auf! steh auf, Langschläfer, du!
Du bringst fürwahr mit Schlafen zu
Den halben Lebenslauf.
Das Sprüchlein merke: „Morgenstund'
Hat für den Fleiß'gen Gold im Mund!"
Frisch auf! zur Arbeit auf!

Dittmar.

Lied von den Sternlein.

Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
Um die Welt."
Und die Sonne, sie schalt: „Ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeugelein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt."

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: „Du, der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir; dein milder Schein,
Er brennet uns nimmer die Aeugelein."
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und guter Mond,
In der Nacht!
Ihr erfreut, was rings auf der Erde wohnt
In der Nacht.
Kommt, zündet die himmlischen Lichter an,
Und leuchtet auf einsamer, stiller Bahn
Dem Wandrer in später Nacht!

Arndt.

Der junge Kater und sein Vater.

Es war einmal ein Kater,
Der knurrte täglich sehr.
Da sprach zu ihm sein Vater:
„Komm, Söhnchen, einmal her!“
Und als das Söhnchen zu ihm kam,
Der Vater einen Maulkorb nahm,
Und steckt' ihm Nas' und Maul hinein,
Damit er lernte freundlich sein,
Und knurrte künftig nicht so sehr.
Da ging er sehr betrübt einher,
Und knurrte ferner gar nicht mehr. —

Ein Jeder merke sich die Lehr':
Sonst kommt des Katers Väterchen,
Und thut ihm, wie dem Käterchen.

Campe.

Der Käfer.

Fritz fing ein kleines Thierchen,
Ein armes Käferlein,
Und bindet's an ein Schnürchen,
Und reißt an seinem Bein.

Er spottet seiner Wunden,
Und freut sich seiner Noth;
Doch ach! in wenig Stunden
War's arme Thierlein todt.

Du böser Mensch! was haben
Die Käfer dir gethan?
Ach! aus dem bösen Knaben
Ward bald ein böser Mann.

Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß jedes Kind schon sein.
Nachlässiger, du nimmst für dich
Wahrhaftig Niemand ein!

Wer Alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt früh schon einen schlechten Geist,
Der Jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald.
O! die Erfahrung spricht's:
Wer jung nichts tauget, der wird alt
Gewiß ein Taugenichts.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Kind schon sein;
So werd' ich oft mich über mich
Und meine Sachen freu'n.

Burmann.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach.
Dies sah von oben eine Taube;
Sie brach ein Blättchen von der Laube,
Und warf's ihr zu. Das Bienchen schwamm darnach,
Und half sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
In Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt.
Mein Bienchen kam. Pick! stach's ihm in die Hand.
Puff! ging der Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

Möpschen und Spitzchen.

M. Hör', Spitzchen, ich will dich was fragen;
Du sollst mir ganz heimlich sagen,
Wo hast du den schönen Knochen versteckt,
Daß ihn kein böser Dieb entdeckt?

Sp. Nein, Möpschen, ich schweige lieber still;
Der Dieb ist's eben, der's wissen will.

Das Möpschen hat gesucht und gerochen,
Bis hinter dem Stall es fand den Knochen.
In seiner Schnauze hatt' es ihn schon;
Da bekam es einen gar schlimmen Lohn:
Herr Spitz, der faßt es so derb am Kragen;
Da lief es davon mit Schreien und Klagen.

Hey.

Auswendig und inwendig.

Die Schal' ist hart, der Kern ist weich,
Die Nuß ist süß und bitter zugleich.
Triffst du ein Nüßchen auf dem Weg,
So klopf' das Nüßchen auf!
Die bittre Schale wirfst du weg,
Den Kern sparst du dir auf.

Das Beerlein scheint gar schön und roth;
Im Innern wohnt oft Gift und Tod.
Triffst du ein Beerlein an dem Zaun,
So iß das Beerlein nicht!
Du magst es dir wohl recht beschau'n,
Nur bleib' es Schaugericht.

Curtmann.

Eile mit Weile.

Hänschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling.

„Willst du nicht ein wenig warten,"
Sprach er, „kleines, schwaches Ding?
Ei, ich will dich doch wohl kriegen!"
Er verfolgt' ihn überall.
Konnte was im Wege liegen,
Hänschen denkt an keinen Fall.
„Ich will dich doch endlich haben!"
Rief er, und sah in die Höh';
Doch da war ein großer Graben,
Hänschen fällt hinein, o weh!

Wehnert.

Meister Hämmerlein.

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?"

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?"

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und Dem und Jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte blos ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und blos für ein Bischen Hämmern?"

Blos für ein Bischen Hämmern! An einer Gartenthür, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Dies sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigenthümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein Paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch in's Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrod. „Ei willkommen!" rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?" Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif in's Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist er nicht der junge Wanderer," fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthür fest gemacht hat?" — „Ja, der bin ich." — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans," sagte der Schulze zu dem Eigenthümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt euch bei dem wackeren Fremdling. Er hat im Vorbeigehen eure gebrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht." — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben dem Schulzen traulich zu dem Fremdling, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in Allen erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmiede zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzeneikunst und im Beschlage gab, so war nur Eine Stimme für ihn: „Dieser und kein Anderer soll Gemeindeschmied werden." Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch Einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon."

Zu seiner Besoldung gehörte unter andern ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüspflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. — „Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?" fragte Meister Hämmerlein die Nachbaren, welche den Acker ihm zeigten. — „Je," sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen." — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andere den Weg besserte; aber, ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein Paar Steine auf dem Hin- und Herwege in die Löcher zu werfen, und in etlichen

Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht ihr's?" sagte er nun. „Hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden."

Schlez.

Der Aufschub.

„Morgen, morgen, nur nicht heute!"
Sprechen immer träge Leute,
„Morgen! Heute will ich ruhn,
Morgen jene Lehren fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen Dies und Jenes thun."
Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was Ander's sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen;
Das nur kannst du übersehen;
Was geschehn wird, weißt du nicht.
Wer nicht fortgeht, geht zurücke.
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze.
Die ich hoff', ist die für mich?
Jeder Tag, verlebt vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt.
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That!

Der Fischer und das Fischlein.

Saß ein Fischer an dem Bach,
Wollte Fischlein fangen,

Doch es blieb den ganzen Tag
Leer die Angel hangen.
Endlich zuckt' es, und er sah
Fischlein zappelnd schweben.
Goldenröthlich hing es da,
Fleht' ihn um sein Leben.

„Lieber Fischer, laß mich los!"
Sprach's mit glatten Worten,
„Laß mich in der Wellen Schooß,
Bis ich groß geworden." —
„Fischlein, das kann nicht geschehn,
Hier hilft kein Beklagen.
Ließ' ich dich jetzt wieder gehn,
Möcht' ich zu viel wagen." —

„Denke doch, wie klein ich bin,
Hast ja kaum drei Bissen.
Laß mich in die Fluth dahin,
Wirst mich nicht vermissen." —
„Weil du gar zu niedlich bist,
Und so jung am Leben,
Sei dir eine kleine Frist
Noch von mir gegeben.

Wirst du aber größer sein,
Denk an deine Worte,
Stelle dich zum Fange ein
Hier an diesem Orte." —
Fröhlich sprang das Fischlein hin
In die Wellenkühle,
Trieb mit heiterm, frohem Sinn
Seine lust'gen Spiele.

Als ein Jahr vorüber war,
Dacht' es seiner Worte,
Stellte sich dem Fischer dar
An dem alten Orte.
Doch der sprach: „Weil du so treu
An dem Wort gehangen,

Laſſ' ich dich auf immer frei,
Will dich niemals fangen."

Die guten Beiſpiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büſchen!
Nie wird ſich Scheelſucht oder Harm
In ihr Vergnügen miſchen.

Die Lerche ſchwingt ſich lebenslang
Weit über Erd' und Grillen,
Mit Dankbarkeit und Lobgeſang
Den Himmel zu erfüllen.

Ihr ſchielet nie die Elſter nach;
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet luſtig um den Bach,
Und luſtig auf dem Hügel.

Der Pfauen Kleider laſſen ſchön
Vor unſern Stoffen allen;
Allein die Krähe kann ſie ſehn,
Von Mißgunſt unbefallen.

Wann denket wohl der Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er ſpielt und ſingt, ſo viel er kann,
Und ſchmauſet, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen ſoll
Mein eignes Glück mir ſtören.

Fuchs.

Das Hündchen.

Mein Hündchen ist ein gutes Thier;
Sobald ich rufe, folgt es mir;
Doch kommt es nicht, wenn ich's ihm sage,
So ist es werth, daß ich es schlage.
Bestrafet mich mein Vater nun,
Will ich nicht seinen Willen thun,
Darf ich es denn so übel nehmen?
Mich würde ja mein Hund beschämen.

Weiße.

Der angehende Schüler.

Sonst war ich klein, jetzt bin ich groß,
Lern' lesen, rechnen, schreiben,
Sitz' nicht mehr auf der Mutter Schooß,
Die Zeit mir zu vertreiben.
Will aber auch recht fleißig sein!
Wie werden sich die Aeltern freu'n,
Wenn mich die Lehrer loben!

Dittmar

Die Eule.

Die Eule scheut das Sonnenlicht,
Und kriecht in finstre Höhlen.
Warum? Weil ihre Werke nicht
Den Menschen sich empfehlen.

Mich übereile keine That,
Die ich einst muß bereuen,
Denn wer ein gut Gewissen hat,
Braucht nie den Tag zu scheuen.

Weiße.

Thätigkeit.

Brich die Rosen, wann sie blühn;
Morgen ist nicht heut'.
Keine Stunde laß entfliehn;
Flüchtig ist die Zeit.

Zu Genuß und Arbeit ist
Heut' Gelegenheit.
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit.

Aufschub einer guten That
Hat schon oft gereut.
Thätig leben ist mein Rath;
Flüchtig ist die Zeit.

Gleim.

Dank für gesunde Glieder.

Bucklig, stumm, taub oder blind,
Kann ich dir's zu Fehlern machen,
Oder bei Gebrechen lachen,
Die nicht Schuld, nein, Unglück sind?

Nein, ich will lobpreisen Den,
Der mir gab gesunde Glieder,
Und auf meine kranken Brüder
Voller Lieb' und Mitleid sehn.

Weiße.

Kein Mensch zu Haus!

„Geh, es ist kein Mensch zu Haus!"
Rief der Geizige heraus,
Als den Gast er hörte pochen.

Hat er Wahrheit nicht gesprochen?
Wo man läßt den Gast nicht ein,
Muß kein Mensch im Hause sein.

Rückert.

Geschwisterliebe.

Bruder. Sieh', Schwesterchen, den schönen Apfel hier!
O komm, und iß ihn doch mit mir!
Schwester. Ja, Brüderchen! Allein was geb' ich dir dafür?
Bruder. Mir? Nichts! Denn äß' ich ihn allein,
So würd' er mich nicht sehr erfreu'n,
Und wär' er auch noch zehnmal größer.
Theil' ich ihn aber hübsch mit dir,
Dann, Liebe! o dann schmecket mir
Die Hälfte wohl noch zehnmal besser.

Weiße.

Rabe.

Was ist das für ein Bettelmann?
Er hat ein kohlschwarz Röcklein an,
Und läuft in dieser Winterzeit
Vor alle Thüren weit und breit,
Ruft mit betrübtem Ton: „Rab! Rab!
Gebt mir doch auch einen Knochen ab!"

Da kam der liebe Frühling an,
Gar wohl gefiel's dem Bettelmann;
Er breitete seine Flügel aus
Und flog dahin weit über's Haus;
Hoch aus der Luft so frisch und munter:
„Habt Dank! Habt Dank!" rief er herunter.

Hey

Mäuschen.

Frau. Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?

Mäuschen Liebe Frau, ach vergieb!
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch.
Gute Frau, laß mir's doch!

Da lachte die Frau in ihrem Sinn,
Und sagte: „Nun, Mäuschen, so lauf nur hin'
Ich wollte ja meinem Kinde so eben
Auch Etwas für den Hunger geben."
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind

Hey

Aesop's Leben.

Aesop soll 578 Jahre vor Christi Geburt gelebt haben Er war aus Phrygien, hatte einen lebhaften und edlen Geist, und einen elenden Körper; ja, der Beschreibung nach, sah er weniger einem Menschen, als einem Ungeheuer gleich. Er hatte einen spitzen Kopf, der tief im Halse stak, eine eingedrückte platte Nase, aufgeworfene Lippen, einen dicken herabhängenden Bauch, war krumm und bucklig, sprach schleppend, hohl und stammelte die Worte so undeutlich, daß man ihn kaum verstehen konnte. Das Glück hatte ihn eben so hart behandelt, und er mußte sich als Sklaven von einem Herrn an den andern verkaufen lassen.

Aesop grub eines Tages im Felde. Von ungefähr gingen einige Priester der Diana vorbei, hatten sich verirrt und baten ihn, daß er ihnen doch den Weg nach der Stadt zeigen möchte. Der ehrliche Aesop ließ sie erst in dem Schatten eines Baumes ausruhen, wo er seine kleine dürftige Mahlzeit mit ihnen theilte, und brachte sie dann, wo sie hin verlangten.

Von seiner Gastfreiheit und Dienstwilligkeit gerührt, erhoben diese guten Leute ihre Hände gen Himmel und baten ihren gastfreien Jupiter, daß er ihren Wohlthäter segnen möchte. Als Aesop hierauf zurückging, und von Arbeit und Hitze ermüdet sich in's Gras streckte, schlief er ein. Hier erschien ihm das Glück im Traume, löste ihm die Zunge, und gab ihm die Weisheit in Fabeln zu lehren.

In Samos wurde Aesop mit zwei andern Sklaven, einem Grammaticus und einem Sänger, von seinem Herrn öffentlich zum

Verkaufe ausgestellt. Der Philosoph Xanthus trat herzu und fragte den Sänger, was er könne? „Alles," sagte dieser, und dasselbe antwortete der Grammaticus, als Xanthus auch diesen befragt hatte, was er verstehe. Da sich nun der Philosoph zu Aesop wandte mit der Frage: „Und was kannst denn du?" antwortete dieser alsobald: „Nichts; da meine Genossen hier Alles zu können vorgeben, so haben sie mir nichts übrig gelassen." — Durch diese fertige Antwort belustigt, kaufte Xanthus den Aesop, der ihm auch lange Zeit treu diente und durch seine Arbeitsamkeit und trefflichen Einfälle sehr nützlich wurde. So hatte Xanthus einst in der Trunkenheit sein Haus darauf verwettet, daß er das Meer austrinken wolle. Aesop bewahrte ihn vor dem Verlust, indem er ihm rieth, zu erklären: er sei bereit, sein Versprechen zu erfüllen; doch sei bekannt, daß gewaltig viele Flüsse in's Meer zusammenströmen; diese aber habe er sich nicht verbindlich gemacht auszutrinken. Seine Gegner müßten also diese erst vorher verstopfen, dann wolle er gleich zum Werke schreiten. —

Als Krösus, der König der Lyder, den Samiern einen Tribut abforderte, leistete Aesop denselben wichtige Dienste; er erhielt dafür die Freiheit. Auch König Krösus nahm ihn gnädig auf, und überhäufte ihn mit großen Geschenken. Um dieselbe Zeit soll er seine Fabeln geschrieben haben. — Er reiste umher, besuchte die Philosophen, und unterredete sich mit ihnen. Er erwarb sich großen Ruhm durch seine weisen Sprüche in ganz Griechenland und bei den Königen von Babylon und Aegypten. Einen gewissen Ennus nahm er an Kindes Statt an. Dies war ein boshafter Mensch, der es durch seine schlimmen Streiche so weit brachte, daß Aesop beinahe hingerichtet worden wäre. Doch kam seine Unschuld noch zur rechten Zeit an den Tag; er rächte sich aber an Ennus durch keine Züchtigung, sondern blos durch Güte; den aber beunruhigte sein Gewissen so sehr, daß er in wenigen Tagen starb.

Als Aesop durch die griechischen Städte zog, kam er auch nach Delphi. Er fand, daß die Einwohner ein müßiges Volk waren: verglich sie daher mit einem Stück Holz, das man auf dem Meere schwimmen sähe und Wunder dächte, was es wäre; würde es aber ans Ufer getrieben, so sähe man, wie wenig es werth sei; ihm gehe es in Ansehung ihrer auch so. — Sie nahmen dies sehr übel auf, weil sie fürchteten, er möchte ihre Stadt, die wegen des Orakels so berühmt war, in übeln Ruf bringen, und suchten ihn also durch List umzubringen. In dieser Absicht steckten sie eine goldene Schale aus dem Tempel des Apollo in sein Reisegeräth. Als er nun im Be-

griff war weiter zu reisen, beschuldigten sie ihn des Tempelraubs, durchsuchten auf Betheuerung seiner Unschuld sein Reisegeräth mit Gewalt, zeigten es den Bürgern zu Delphi und warfen ihn in's Gefängniß. — Die Richter sprachen ihm einmüthig das Urtheil, daß er von dem Hyampis, einem hohen Felsen, sollte herabgestürzt werden; dies war die gewöhnliche Strafe der Tempelräuber. Weder auf seine Vorstellungen, noch auf seine Drohungen wurde geachtet: die Delpher stürzten ihn vom Felsen herab.

Er wurde von ganz Griechenland bedauert. Zu Delphi erfolgte aber eine große Pest, die man als eine Strafe für den ungerechten Tod des Aesop ansah. Sie errichteten ihm daher eine Ehrensäule. Die größten und weisesten Männer in Griechenland gingen endlich nach Delphi, und brachten es zu einer Untersuchung, worauf diejenigen, die an Aesop's Tode Schuld waren, bestraft wurden.

Nach Weiße.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Wald's zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

„Vielleicht," hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
„Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend blos darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern Schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren,

Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest."
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang' und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

„Du," sprach die Bärin, „kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seid?
Nicht liegt's an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt."

Was macht viel' Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Gellert.

Horch, mein Schätzchen,

wie das Spätzchen
vor dem Fenster bittelt und bettelt.

Guten Morgen, ihr fleißigen Mädlein!
Habt ihr gesprochen euer Gebetlein,
So gebt auch einem armen, armen Schlucker
Etwas von eurem Kaffee und Zucker.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein,
Die ihr drillt und drollt euer Rädlein!
Es sitzt vor dem Fenster ein alter und ein junger
Spatz, die haben einen großen Hunger.

Grüß' euch Gott, ihr fleißigen Mädlein,
Guten Appetit zu eurem Brätlein!
Wir wollen euch nur kürzlich ansagen:
Wir haben auch einen leeren Magen.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein!
Ei, wie bispelt und baspelt ihr euer Fädlein!
Wir haben wohl einen braunen Kittel,
Aber zum Schnippen und Schnappen keine Mittel.

Guten Abend, ihr fleißigen Mädlein!
Ei, wie nädelt und fädelt ihr euer Nähtlein!
Macht nur ein warmes Röcklein und ein Söcklein,
Und gebt mir ein gutes übriges Bröcklein.

Gute Nacht, ihr fleißigen Mädlein!
Es düftert im Städtlein, schließt euer Lädlein,
Und schlaft und schlummert und träumet bis morgen,
Dann könnt ihr wieder auf's Spätzlein horchen.

Güll.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fing, da er vom Tanzen redte,

Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen
„Fort," schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr, willst klüger sein, als wir?"
Man zwang den Petz, davon zu laufen. —

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor allen andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Gellert.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand.
„Hier," dacht' er, „wird man dich im Gehn bewundern müssen,"
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein jeder sah ihn an,

Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!“

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
„Ihr,“ rief er, „hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!“
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande. —

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen,
Uns, daß wir thöricht sind, zu sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Blos weil er klüger ist, als wir.

Gellert.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir,“ spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.“

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.

Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwör' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig sein.

Gellert.

Die drei Bergleute im Kuttenberg.

In Böhmen liegt der Kuttenberg; darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brod ehrlich. Wenn sie morgens in den Berg gingen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen; drittens, ihr Bischen Brod, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berg bewahren möchte, und darnach fingen sie an getrost und fleißig zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten, und es bald Abend war, daß der Berg vorn einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! Wir haben nur einen Tag Brod zu essen und einen Tag Oel auf dem Lichte!" Nun befahlen sie sich Gott, und dachten bald zu sterben; doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort, und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre lang brannte und ihr Bischen Brod zureichte, und sie meinten tagtäglich, die

sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geschah es, daß Einer von den Dreien unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach, könnt' ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt' ich gerne sterben!" Der Zweite sprach: „Ach, könnt' ich noch einmal mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt' ich gerne sterben!" Da sprach der Dritte: „Ach, könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt' ich gerne sterben!" — Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang voneinander. Da ging der Erste zu dem Riß hin und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immermehr voneinander, also daß der Riß größer ward. Da arbeiteten die andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf, und kamen endlich hinaus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser, und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?" — „Ja," antworteten jene, „aber sie sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben." — Der Zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann," aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol' mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu." Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt miteinander. Wie aber der Mann satt war, und eben den letzten Bissen Brod gegessen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau todt mit ihm hin. Also hatte Gott ihre Wünsche um ihrer Frömmigkeit willen erfüllt.

Brüder Grimm.

Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe," sprach der Fuchs, „ich muß
Dir's nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht loben!"
Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: „Fuchs! er spreche, was er will;
Denn, was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!"

Gleim.

Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,
Früh Morgens nach der Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe.
Sie lief, und wollte gern „Kauft Milch!" am ersten schrei'n;
Denn, dachte sie bei sich, die erste Milch ist theuer.
Will's Gott, so nehm' ich heut' sechs bare Groschen ein!
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier;
Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmal aus;
Gras, eine Menge, steht um unser kleines Haus;
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da sich letzen und sich nähren;
Und ganz gewiß! der Fuchs, der müßte listig sein,
Ließ' er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauschen könnte! Seht nur an!
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
Zu mästen kostet's mich ja nur ein wenig Kleie!

Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinen kleinen Stall, ein Kälbchen wohl dazu;
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und munter hüpft's und springt's, wie da die Lämmer springen.
„Hei!" sagt sie, und springt auf. Und von dem Kopfe fällt
Der Topf; das bare Geld,
Und Kalb und Kuh und Reichthum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen!
Erschrocken bleibt sie stehn, und sieht die Scherben an:
„Die schöne weiße Milch," sagt sie, „auf schwarzer Erde!"
Weint, geht nach Hauf', erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt, mit zitternder Geberde.
„Kind," sagt der Mann, „schon gut! Bau' nur ein andermal
Nicht Schlöffer in die Luft! Man bauet seine Qual.
Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
Als sie verschwinden in den Wind.
Wir haben all' das Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind!"

Gleim.

Die Eichel und der Kürbiß.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh' umher!
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat, auf unsers Gottes Wort,
Jegliches an seinen Ort.
Jedes Ding in seiner Welt
Ist vollkommen; dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Und kunstrichtet Gott in ihr!
Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken

Einen Kürbiß hangen sah,
Groß und schwer, wie deiner da,
Den du selbst gezogen hast,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: „Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbiß, gelb und weiß,
Reih' bei Reih', in gleichem Raum,
Hätte sollen herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum!"
Also denkend geht er fort,
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche; lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein. —
Die Winde hatten
Manchen Monat nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gebrause; starke Weste
Schütteln ihre vollen Aeste;
Plötzlich stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen
Reifer Eicheln von dem Gipfel.
Viele liegen auf dem Grase,
Aber eine fällt gerade
Dem Kunstrichter auf die Nase.
Plötzlich springt er auf, und sieht,
Daß sie blutet. „Dieser Schade
Geht noch an!" denkt er, und flieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte.
„Traf ein Kürbiß mein Gesicht,"
Sprach er, „nein, so lebt' ich nicht!
O wie dumm hab' ich gedacht!
Gott hat Alles wohlgemacht!"

Das Mährlein von Sneewittchen.

Es war einmal mitten im Winter und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rothe im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so roth wie Blut, und so schwarz wie der Rahmen!" Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Ueber ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin; sie war eine schöne Frau, aber stolz auf ihre Schönheit, und konnte nicht leiden, daß sie von Jemand darin sollte übertroffen werden.

Sie hatte einen wunderbaren Spiegel; wenn sie vor den trat und sich darin beschaute und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

so antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, seid die Schönste im Land."

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte. Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag, und schöner als die Königin selbst. Wie diese nun ihren Spiegel wieder fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als ihr."

Als die Königin das hörte, erschrak sie und ward blaß vor Zorn und Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie es. Neid und Hochmuth wuchsen und wurden so groß in ihr, daß sie ihr Tag und Nacht keine Ruh' mehr ließen. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Führe das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Dort sollst du es tödten und mir Lung' und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." —

Der Jäger gehorchte und führte Sneewittchen hinaus. Als er nun den Hirschfänger gezogen hatte und ihm sein unschuldiges Herz durchstoßen wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, schenk' mir mein Leben, ich will in den Wald laufen und nimmer mehr heimkommen." Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf' hin, du armes Kind!" Die wilden Thiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch war's ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu tödten brauchte.

Und weil gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lung' und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Die ließ sie in ihrer Gier gleich in Salz kochen, aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen. —

Nun war das arme Sneewittchen in dem großen Wald mutterseelenallein, und ward ihm so angst, daß es alle Blättchen an den Bäumen ansah und dachte, wie es sich helfen und retten sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzigen Steine und durch die Dornen, und die wilden Thiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. Es lief, so lange die Füße nur noch fortkonnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen.

In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und rein, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit sieben Löffelein; ferner sieben Messerlein und Gäblein, und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brod und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein, denn es wollte nicht einem alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keines paßte für sie, das eine war zu lang, das andere zu kurz,

bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es nun dunkel war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß Jemand darin gewesen, denn es stand nicht so alles in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der Erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der Zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der Dritte: „Wer hat von meinem Brödchen genommen?" Der Vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der Sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der Siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der Erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dülle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?" Die andern kamen gelaufen und riefen: „Ei! in meinem hat auch Jemand gelegen!" Der Siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte er Sneewittchen, das darin lag und schlief.

Nun rief er die Andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, hielten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten das Sneewittchen. „Ei du mein Gott! Ei du mein Gott!" riefen sie, „was ist das Kind schön!" und hatten große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?" „Ich heiße Sneewittchen," antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?" sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, wie es seine Stiefmutter hätte wollen umbringen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und da wär' es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuschen gefunden. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen: kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben und es soll dir an nichts fehlen." Das versprach ihnen Sneewittchen. Da hielt es ihnen Haus: Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, Abends kamen sie nach Haus und da mußte ihr Essen bereit sein; den Tag über war das Mädchen allein.

Da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüt' dich

vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist, und laß Niemand herein."

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als wieder die Erste und Allerschönste zu sein, und trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als ihr."

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach und merkte, daß der Jäger sie betrogen und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sie hörte, daß es über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen war, sann sie auf's Neue, wie sie es umbringen wollte, denn so lange sie nicht die Schönste im ganzen Lande war, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie lange nachgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin an und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge hinaus zu dem Zwergenhaus, klopfte an die Thür und rief: „Gute Waare feil! feil!" Sneewittchen guckte zum Fenster hinaus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr denn zu verkaufen?" „Gute Waare, schöne Waare," antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben," dabei holte sie einen bunten von Seide hervor und zeigte ihn. „Die gute Frau kann ich herein lassen," dachte Sneewittchen, „die meint's redlich;" riegelte die Thür auf und kaufte sich den bunten Schnürriemen. „Wart', Kind," sprach die Alte, „wie bist du geschnürt! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Sneewittchen dachte an nichts Böses, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte mit schnellen Fingern und schnürte so fest, daß dem armen Sneewittchen der Athem verging und es für todt hinfiel. „Nun ist's aus mit deiner Schönheit," sprach das Weib und ging fort. Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fan-

den, das sich nicht regte und nicht bewegte, als wäre es todt! Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es allzufest geschnürt war und schnitten den Schnürriemen entzwei; da fing es an ein wenig zu athmen und ward nach und nach wieder lebendig.

Als die sieben Zwerge von ihm hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war Niemand als die Königin; hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind." — Das böse Weib aber, als es nach Hause gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als ihr."

Als sie das hörte, lief ihr das Blut all' zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah, daß Sneewittchen doch wieder lebendig geworden war. Nun sann sie auf's Neue, was sie anfangen wollte, um es zu tödten, und machte einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm wieder die Gestalt einer armen Frau, aber einer ganz andern, an. So ging sie hinaus über die sieben Berge zum Zwergenhaus, klopfte an die Thür und rief: „Gute Waare feil! feil!" Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Ich darf Niemand hereinlassen." Die Alte aber rief: „Sieh' einmal die schönen Kämme," zog den giftigen heraus und zeigte ihn.

Dieser gefiel dem Kind so gut, daß es sich bethören ließ und die Thür öffnete. Als es den Kamm gekauft hatte, sprach die Alte: „Nun will ich dich auch kämmen." Sneewittchen dachte an nichts Böses, aber die Alte steckte ihm den Kamm in die Haare, alsbald wirkte das Gift darin so heftig, daß es todt niederfiel. „Nun wirst du liegen bleiben," sprach sie und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen; als sie das Sneewittchen wie todt auf der Erde liegen sahen, dachten sie gleich, die böse Stiefmutter hätte es wieder umbringen wollen, suchten und fanden den giftigen Kamm; und wie sie ihn herausgezogen, kam es

wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und Niemand die Thür zu öffnen. -- Die Königin aber stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den sieben Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als ihr."

Bei diesen Worten zitterte und bebte sie vor Zorn und sprach: „So soll das Sneewittchen noch sterben und wenn es mein Leben kostet!" Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo Niemand hinkam, und machte da einen giftigen Apfel. Aeußerlich sah er schön aus mit rothen Backen, daß jeder, der ihn erblickte, eine Lust darnach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauerfrau und so ging sie über die sieben Berge zu dem Zwergenhaus und klopfte an. Sneewittchen steckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's verboten."

„Nun, wenn du nicht willst," antwortete die Bäuerin, „so ist's auch gut; meine Aepfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken." „Nein," sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen." „Ei, du fürchtest dich wohl vor Gift! Da den rothen Backen beiß du ab, ich will den weißen essen," sprach die Alte. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß nur der rothe Backen vergiftet war.

Sneewittchen lüstete es nach dem schönen Apfel und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und ließ ihn sich geben. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es todt zur Erde nieder. Da sprach die Königin: „Diesmal wird dich Niemand erwecken," ging heim und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel endlich:

„Ihr, Frau Königin, seid die Schönste im Land,"

und ihr neidisches Herz hatte Ruhe, so gut es Ruhe haben konnte.

Die Zwerglein, wie sie Abends nach Hause kamen, fanden sie das Sneewittchen auf der Erde liegen, und regte sich kein Athem mehr, und es war todt. Sie hoben es auf, suchten, ob sie etwas Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half all' nichts, das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es darauf auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch frisch aus wie ein lebendiger Mensch und hatte noch seine schönen rothen Backen, und sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken." Sie ließen einen Sarg von Glas machen, daß man es recht sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Thiere kamen auch und beweinten das Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verwesete nicht, sondern sah noch aus, als wenn es lebte und da schliefe, denn es war noch so weiß wie der Schnee, so roth wie Blut und so schwarz wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn jagend in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Der sah auf dem Berg den Sarg und Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochhalten, wie mein Liebstes." Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen.

Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr das giftige Apfelstückchen, das Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals und es ward wieder lebendig und richtete sich auf.

Da sprach es: „Ach Gott! wo bin ich?" Aber der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir," und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber als Alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden."

Da war ihm das Sneewittchen gut, und ging mit ihm, und zu ihrer Hochzeit ward alles mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest war aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier;
Aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr!"

Wie das böse Weib das hörte, erschrak sie und ward ihr so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Sie wollte gar nicht auf die Hochzeit kommen und doch trieb sie der Neid, daß sie die junge Königin sehen wollte. Und wie sie hereintrat, sah sie, daß es Niemand anders als Sneewittchen war, und vor Schrecken konnte sie sich nicht regen. Aber es standen schon eiserne Pantoffel über Kohlenfeuer, und wie sie glüheten, wurden sie hereingebracht und sie mußte die feuerrothen Schuhe anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannt wurden und eher durfte sie nicht aufhören, als bis sie sich zu Tode getanzt hatte.

Abendglöcklein.

Glöcklein, Abendglöcklein, läute
Frieden, Freude

Allen Menschen zu.
Helle laß dein Lied erschallen,
Und bring' Allen
Eine sanfte Ruh':
Ruhe dem, der sorgt und weint,
Ruh' dem Freunde und dem Feind
Allen Lieben bringe du
Ruhe, und mir auch dazu.

Güll

Sehet die Lilien auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer hat dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid
Mit gold'nem Staub besä't,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht,
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst: Der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

Spitta.

Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten und reichsten in Hamburg. Aber der verheerende dreißigjährige Krieg machte seine traurigen Folgen zuletzt auch ihm fühlbar, und zwar um so mehr, je ausgebreiteter die Geschäfte des Hauses früher gewesen waren. Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen, und bei der Unsicherheit der Straßen war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Absatz in das Innere von Deutschland gering war. Ein Kaufmann nach dem andern ward unfähig zu zahlen, und zog auch jenes Handelshaus in seine Verluste mit hinein. Dagegen wagte das große Seeschiff, welches als sein Eigenthum an der Mündung der Elbe lag, des Krieges wegen nicht auszulaufen, und die gangbarsten Waaren mußten von den Holländern zu außerordentlich hohen Preisen aus der zweiten Hand erkauft werden.

Hermann Gruit, der Besitzer der Handlung, saß mit dem alten Jansen, einem erfahrenen Diener des Hauses, um's Jahr 1638 in der Schreibstube, und verglich mit ihm die großen Bücher. „So thut es nicht länger gut!" sagte dieser endlich, „wir müssen es anders anfangen. Ueberlaßt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich, und laßt mich damit selbst in die neue Welt (Amerika) segeln. Ihr wißt, ich bin in jüngern Jahren schon zweimal dort gewesen, und verstehe das Geschäft; mit Gott wird es mir gelingen."

Die beiden Männer berathschlagten mit einander über diesen Einfall, und nachdem sie die mögliche Gefahr auf das Beste erwogen hatten, kamen sie dahin überein, daß Jansen reisen solle. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande, den alten Buchhalter neben sich, dem Hafen zu, wo eine große Menschenmenge der Abfahrt des stattlichen Schiffes harrte. Einige Handelsfreunde traten grüßend auf sie zu, und äußerten bedenklich, sie wünsch-

tem, Herr Hermann möge bei dieser Ausrüstung nicht zu viel gewagt haben. Aber Jansen antwortete: „Lasset es euch nicht anfechten, ihr Herren; ich hoffe fest, wir sehen uns freudig wieder, denn ich traue auf das gute Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen."

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, welches den alten Jansen zum Schiffe führen sollte, hatte eben gelandet. Noch einmal drückte er seinem Herrn die Hände, dann stieg er schnell ein und schiffte hinüber. Jetzt wurde der große Anker aufgewunden, der letzte Kanonenschuß ward gelöst, alle Wimpel flaggten, und mit vollen Segeln flog das Schiff dahin, dem Meere entgegen.

Drei Vierteljahre gingen vorüber, und kein Jansen kehrte zurück oder ließ auch nur etwas von sich hören; wohl aber verbreiteten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, die in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien. Die Miene des Herrn Gruit ward immer bedenklicher. Einen großen Verlust nach dem andern erlitt er durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen mehrere Unglücksbriefe ein. Am Jahresschlusse verglich er seine Bücher — und siehe da, was er gefürchtet hatte, erwies sich als Wahrheit: die Schulden überstiegen sein Vermögen. Da legte er langsam die Feder weg, klappte leise das Buch zu, und ging, schwer seufzend, aus der Schreibstube hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei Knaben, und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhause legte er vor den erstaunten Amtsgefährten die Ehrenzeichen seiner Würde ab, und erklärte seine Zahlungsunfähigkeit.

Man kann denken, wie groß das Staunen Aller war, daß das große Haus Gruit van Steen zu zahlen aufhören müsse. Indeß überzeugten sie sich aus der genauen Ansicht der Bücher, daß Herr Hermann an seinem Unglücke nicht Schuld sei, und beschlossen, ihm noch eine halbjährige Frist zu gestatten, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt wäre. Aber das halbe Jahr verfloß; es vergingen zwei Monate darüber — und Jansen war nicht zurückgekommen. Herrn Hermanns Umstände aber hatten sich noch verschlimmert.

Da drangen die schon durch die bewilligte Frist erbitterten Gläubiger so ungestüm auf die strenge Vollziehung des Gesetzes und die Versteigerung aller ihrem Schuldner gehörigen Sachen, daß die

Obrigkeit dem Rechte seinen Gang lassen mußte. Alles wurde unter Siegel gelegt, und dem armen Gruit nebst seiner Familie blieb nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht geschlafen, links am Haupteingange des Hauses.

Die Versteigerung begann; sie geschah in dem geräumigen Schreibzimmer, jenem Stübchen gegenüber; man konnte hier die laute Stimme des Ausrufers deutlich hören. Mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es dem Herrn Hermann wie ein Schwert durch's Herz. Er saß tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirths zum Westindienfahrer, an. Die Frau saß in der Tiefe der Stube mit rothgeweinten Augen, die Knaben aber spielten mit dem großen Hunde.

Da trat der Rathsdiener herein und sagte mitleidig: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen." Herr Hermann seufzte, und Thränen traten in seine Augen; in diesem mit grünem Sammet beschlagenen Lehnsessel war sein seliger Vater sanft entschlafen, und er wurde nun herausgetragen, und die ganze Familie folgte ihm nach, als könnte sie sich nicht von ihm trennen.

Der Versteigerer rief: „Ein guter Lehnsessel, mit Sammet beschlagen," — und eine lange Pause folgte, weil sich alle Blicke nach den jammernden Hausbewohnern wandten. Endlich bot Jemand darauf mit vier Mark, und der Auctionator rief mißmuthig: „Also vier Mark zum Ersten!" In diesem Augenblicke rief eine starke Baßstimme zum offenen Fenster hinein: „Vierhundert Mark zum Ersten!" Alles staunte; der Hund drängte sich gewaltsam und freudig bellend vor das Haus. Jetzt trat ein Mann in Schiffertracht in's Zimmer, indem er mit seinem spanischen Rohre auf den Tisch schlug: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und zum letzten Mal!"

„Gott! unser Jansen!" rief Hermann — und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: „Ja ich bin's, und unser Schiff liegt voll Gold und Waaren im Hafen. Die Auction ist aus! Fort jetzt, ihr Alle; morgen kommt auf's Rathhaus, da soll Alles sammt den Interessen bezahlt werden. Denn wissen sollt ihr: unser Herrgott lebt noch, und das Haus Hermann Gruit van Steen steht noch — und nun erst seid freudig gegrüßt in der Heimath, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von eurem alten Jansen!"

Ps. 37, 5: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen.

Stern.

Der Kobold.

Es hatt' ein Bürger ein schönes Haus,
Doch wohnt' ein Kobold darin:
Der spukt' und fuhr mit Saus und Gebraus
Drin um, und daher und dahin.

Wohl hatten Weihwedel und Spruch
Vielfältig den Quälgeist verkreuzet;
Doch ihm war, nur schlimmer gereizet,
Kein Spruch, kein Wedel genug.

Drob seufzet der Meister zu seiner Frau:
„Mein Schatz, was fangen wir an?
Durch Wedel und Spruch, ich seh' es genau,
Ist nichts mit dem Kobold gethan.

Doch in dem besessenen Haus,
Von Netzen des Satans umstricket,
Tagtäglich geknetet und gezwicket,
Man hält es nicht länger mehr aus!

So dünkt es mir also das Allerbest',
Daß man ihn versengt und verbrennt
Zusammt dem ganzen höllischen Nest,
So hätte das Leiden ein End';

Und nähmen ein Beutelchen Geld,
Davon wir ein Uebriges haben,
Und zögen von dannen nach Schwaben,
Wofern es, mein Schatz, dir gefällt."

Spricht also Frau Martha zu ihrem Mann:
„Mein Schatz, wie du sagest, es sei!
Man zieht sich so heimlich nicht aus noch an,
Huckt gleich der Satan dabei.

Drum brenn' er, der hölliſche Geist!
Gleich pack' ich, je eher je besser,

Den Bettsack, die Koffer, die Fässer,
Und morgen, so Gott will, gereist."

Am selbigen Abend, mit eigner Hand,
Bevor sich's der Kobold versäh',
Schiebt also der Meister den Kohlenbrand
In's Haus, und es brennt in die Höh';

Und wie es recht prasselt und kracht,
Und brennt bis zur äußersten Spitze,
Da schwenkt er thöricht die Mütze:
„Gottlob! nun ist es vollbracht!"

Drauf klettert er ruhig zu seiner Frau,
Die Kinder bewickelt mit Stroh,
Hinan an der Fuhre beweglichem Bau,
Und fort geht's mit Häh! und mit Hoh!

Man spottet des Geistes und schreit:
„Adieu, Gevatter! wir reisen!"
Und kürzt mit Plaudern und Speisen
Die Weile der nächtlichen Zeit.

Doch bald nahm die Kälte sehr überhand,
Und eins nach dem andern verstummt,
Saß still und rührte nicht Fuß noch Hand,
Blaunäsig und steif und vermummt.

Da brummt ein Bekannter im Baß:
„Wenn wir nicht wären entronnen,
Dann wären wir alle verbronnen!"
Der Kobold saß hinten im Faß.

Trinius

Wie das Häschen

mit dem stumpfigen Näschen, und weißen Röckchen, und rothen Stöckchen, am Pfostchen im Nestchen sitzt, und endlich davon läuft.

Schaut, was sitzt denn dort im Gras?
Ei der Daus, der Haf', der Haf'!

Duckt mit seinem langen Ohr
Aus dem grünen Nest hervor;

Hupft mit seinem schnellen Bein
Ueber Stock und über Stein!

Kommt, ihr Kinderlein, und schaut,
Wie das Nest er hat gebaut.

Ei wie schön von Gras und Heu,
Und wie lind von Moos und Spreu!

Laß nur schauen, was im Nest
Liegt so kugelrund und fest:

Eier, blau und grün und scheckig,
Eier, blau und gelb und fleckig,

Außen weiß und innen guldig,
Wie das Häslein selbst so huldig.

Häslein in dem grünen Wald,
Bin dir gut und dank' dir halt.

Häslein mit dem langen Ohr,
Dank' dir tausendmal davor.

Häslein mit dem schnellen Bein,
Sollst recht schön bedanket sein.

Nächste Ostern bringt die Mutter
Wieder dir ein gutes Futter,

Daß du möchtest unsertwegen
Wieder so viel Eier legen.

Güll.

Der Affe.

Einmal ein Affe kam gerannt,
Wo er viel guter Nüsse fand.
Ihm war gesagt von ihrem Kern,
Er hätte ihn gegessen gern.

„Der Kern soll sein," sprach er, „so gut,"
Drum griff er darnach wohlgemuth;
Biß in die bittre Hülle drein,
Kommt an die Schale, hart wie Stein.

Dumm wie er war, spricht er sodann:
„Die führten mich gewaltig an,"
Und warf in seinem Affengrimm
Die Schale mit dem Kerne hin.

Dem Affen gleicht so mancher Mann,
Der, kommt ihm Etwas bitter an,
Es wegwirft sammt der Süßigkeit,
Die ihm wär' worden mit der Zeit.

Nach Boner.

Die ABC-Schützen.

Rathe, was ich habe vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen in's Land gekommen,
Zu malen schön und säuberlich,
Doch keiner einem andern glich,

All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen;
Und damit man sie sollte verstehen,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehen.
Das waren hochgelehrte Leute!
Der erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit, a
Der zweite wie ein Kindlein schreit, e.
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff, i.
Der vierte wie ein Fuhrmann rief, o.
Der fünfte gar wie ein Uhu thut, u;
Das waren ihre Künste gut:
Damit erheben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Das kluge Grethel.

Es war eine Köchin, die hieß Grethel; sie trug Schuhe mit rothen Absätzen, und wenn sie damit ausging, so drehte sie sich hin und her, war ganz fröhlich und dachte: du bist doch ein schönes Mädel. Und wenn sie nach Hause kam, so trank sie aus Fröhlichkeit einen Schluck Wein, und weil der Wein auch Lust zum Essen macht, so versuchte sie das Beste, was sie kochte, so lang', bis sie satt war und sprach: „Die Köchin muß wissen, wie's Essen schmeckt."

Es trug sich zu, daß der Herr einmal zu ihr sagte: „Grethel, heut' Abend kommt ein Gast, richt' mir zwei Hühner fein wohl zu." „Will's schon machen, Herr," antwortete das Grethel. Nun stach's die Hühner ab, brühte sie, rupfte sie, steckte sie an den Spieß und brachte sie, wie's gegen Abend ging, zum Feuer, damit sie braten sollten. Die Hühner fingen an braun und gar zu werden, aber der Gast war noch nicht gekommen. Da rief Grethel den Herrn: „Kommt der Gast nicht, muß ich die Hühner vom Feuer thun, ist aber Jammer und Schade, wenn sie nicht bald gegessen werden, wo sie am besten in Saft sind." Sprach der Herr: „Ei! so will ich selbst laufen und den Gast holen." Als der Herr den Rücken gekehrt hatte, legte Grethel den Spieß mit den Hühnern beiseit und dachte: „So lange da beim Feuer stehen, macht schwitzen und durstig, wer weiß, wann die kommen; derweil spring' ich in den Keller, und thu' einen Schluck." Lief hinab, setzte einen Krug an: „Gott gesegne's dir

Grethel!" und that einen guten Zug. „Der Wein hängt aneinander," sprach's zu sich, „und ist nicht gut davon abbrechen." Nun ging es wieder hinauf, stellte die Hühner wieder über's Feuer, strich sie mit Butter und trieb den Spieß lustig herum. Weil aber der Braten so gut roch, dachte es: „Es könnte etwas fehlen, versucht muß es werden!" schleckte mit dem Finger und sprach: „Ei, was sind die Hühner so gut! ist ja Sünd' und Schand', daß man sie nicht gleich ißt!" Lief zum Fenster, ob der Herr mit dem Gast noch nicht käm', aber es sah Niemand, stellte sich wieder zu den Hühnern, dachte: „Der eine Flügel verbrennt; besser ist's, ich eß' ihn hinweg." Also schnitt es ihn ab und aß ihn und er schmeckte ihm, und wie es fertig war, dachte es: „Der andere muß auch herab, sonst merkt der Herr, daß was fehlt." Wie die zwei Flügel verzehrt waren, ging es wieder und schaute nach dem Herrn und sah ihn nicht; „ei," fiel ihm ein, „wer weiß, sie kommen wohl gar nicht und sind wo eingekehrt." Da sprach's: „Hei, Grethel! sei guter Dinge! das eine ist doch angegriffen, thu' noch einen frischen Trunk und iß es vollends dazu; wenn's all ist, hast du Ruh'! warum soll auch die Gottesgabe umkommen?" Also lief es noch einmal in den Keller, that einen ehrbaren Trunk und aß das eine Huhn in aller Freudigkeit auf. Wie es drunten war, und der Herr noch immer nicht kam, sah es das andere Huhn an und sprach: „Wo das eine ist, muß auch das andere sein, die zwei gehören zusammen, was dem einen recht ist, das ist dem andern billig; ich glaube, wenn ich noch einen Trunk thue, so sollte mir's nicht schaden." Also that es noch einen frischen Trunk und ließ das zweite Huhn wieder zum andern laufen.

Wie es so am besten aß, kam der Herr dahergegangen und rief: „Nun eil' dich, Grethel, der Gast kommt gleich nach." „Ja, Herr, will's schon zurichten," antwortete Grethel. Der Herr sah indessen, ob der Tisch wohl gedeckt war, nahm das große Messer, womit er die Hühner zerschneiden wollte, und wetzte es auf dem Gang. Indem kam der Gast und klopfte sittlich und höflich an die Hausthür; Grethel lief und schaute, wer da war, und als es den Gast sah, hielt es den Finger an den Mund und sprach: „Still! still! macht geschwind, daß ihr wieder fortkommt, denn wenn euch der Herr erwischt, so seid ihr unglücklich; er hat euch zwar zum Nachtessen eingeladen, aber er hat nichts Anderes im Sinn, als euch die Ohren abzuschneiden. Hört nur, wie er das Messer dazu wetzt." Der Gast hörte das Wetzen, und eilte, was er konnte, wieder die Stiegen hinab. Das Grethel war nicht faul, lief schreiend zu dem Herrn und sprach: „Da

habt ihr einen schönen Gast eingeladen!" „Ei, warum, Grethel? was hast du?" „Ja," sagte es, „der hat mir beide Hühner, die ich auftragen wollte, von der Schüssel genommen und ist damit fortgelaufen." „Das ist eine feine Weise!" sprach der Herr, und war ihm leid um die schönen Hühner; „wenn er mir dann wenigstens das eine gelassen hätte, damit mir was zu essen geblieben wäre!" Rief ihm zu, er sollte bleiben, aber der Gast that, als hörte er nicht; darum lief er ihm nach, das Messer noch immer in der Hand, und schrie: „Nur Eins! nur Eins!" und meinte, der Gast sollte ihm nur Ein Huhn lassen, und nicht alle beide nehmen; dieser aber meinte nicht anders, als er sollte eins von seinen Ohren hergeben, und lief, als wenn Feuer unter ihm brennte, damit er sie beide heimbrächte.

Brüder Grimm

Die kleine Czechin.

Im Lande der Czechen oder Böhmen lebte vor etwa hundert Jahren in einem Dorfe dicht an der sächsischen Grenze ein Wagner, Namens Bernard, der war ein fleißiger und rechtlicher Mann evangelischen Glaubens. Weil im Dorfe und in der Umgegend nur lauter Katholiken wohnten, so hatte er sich auch ein wackeres Mädchen dieser Kirche zum Weibe genommen, und weil er ein friedlicher und dienstfertiger Mann war, so feindete ihn Niemand seiner Religion wegen an und er konnte ungestört und ungeneckt alle Sonntage, wenn ihn andere Umstände nicht verhinderten, in ein benachbartes Dorf, wo eine protestantische Kirche war, zum Gottesdienste gehen. Auch mit seinem Weibe lebte er deshalb in großter Einigkeit, und weil sie von Aeltern abstammte, die in der großen Verfolgungszeit gewaltsam zur katholischen Kirche zurückgeführt worden (was mit den meisten Bewohnern dieses Dorfes der Fall war), so zeigte sie sogar einige Neigung für Luthers Lehre, wie man gewöhnlich, aber unrichtig, die durch Luther wieder aufgefundene Lehre Jesu nennt. Sie bat ihren Mann oft des Abends, wenn sie am Spinnrocken saß, ihr aus der Bibel oder einem andern Erbauungsbuche vorzulesen, und wenn er des Abends ein frommes Lied von Tranowsky mit seiner kräftigen Stimme sang, ließ sie immer auch ihre hellklingende Stimme hören und sang die herzerhebenden Verse wie eine ächte Protestantin. Diesen guten Leu-

en wurde nun ein hübsches und gesundes Mägdelein geboren, das ie in der katholischen Kirche mit dem Namen Susanne taufen ließen. Als nun das Kind in's vierte Lebensjahr trat und gar verständig plauderte und gerne zuhörte, wenn die Aeltern des Abends oder des Morgens sangen, da ermahnte der Vater sein Ehgemahl, das Kind nach ihrer Glaubensweise beten zu lehren. Allein das Weibchen wollte nicht daran, dem Kinde unverständliche Gebete, wie das Ave Maria und dergleichen vorzusagen und lehrte ihm lieber einen kleinen Liedervers, der gar kindlich und faßlich war, aus dem evangelischen Gesangbuche. Weil das Mädchen ferner von den Aeltern so Vieles aus der reinen Lehre des Evangeliums hörte, so wuchs es ganz protestantisch auf. Ein neuer Umstand bestärkte die Mutter noch mehr in ihrer Weise, das Kind im evangelischen Glauben zu erziehen. Ihr Vater, ein Gärtner, bekam damals eine vortheilhafte Anstellung bei einer sächsischen Herrschaft, — und mußte daher das Dorf verlassen. Jenseits des Riesengebirges, wo er unter lauter Protestanten war, wagte er es öffentlich zu bekennen, er sei von seiner Kindheit auf im lutherischen Glauben erzogen worden, den sein Vater nur aus Zwang abgeschworen hätte, und ließ sich nun wieder in diese Kirche einverleiben. Nun glaubte die gute Wagnerin, sie dürfte ohne ihr Gewissen zu beschweren das Kind, wie sie angefangen, fortunterrichten; weil aber der kluge Vater mit Recht die Geistlichen fürchtete und ihr Behutsamkeit empfahl, so that sie es nur heimlich und besuchte wie bisher die Messe, wagte es auch nicht mit dem Gatten des Sonntags zur Predigt über Land zu gehen. Allein das half wenig, und ein neuer Pfarrer des Orts, ein Jesuit, der von dem Abfall des Vaters gehört hatte, kam bald der Sache auf die Spur, indem er Tochter und Mutter zu sich rufen ließ, und dort mit der kleinen sechsjährigen Suska ein förmliches Examen anstellte. Zu seinem Schrecken konnte das Kind kaum ein Kreuz machen, weder den englischen Gruß noch den Glauben beten und bei dem Vaterunser, das sie ächt lutherisch, das heißt, andächtig und langsam betete, merkte der Jesuit wohl, daß die Mutter am Schlusse der letzten Bitte sie zupfte, weil sie das: „dein ist das Reich!“ sagen wollte. Die Strafpredigt, die nun das Weib erhielt, war nicht gering; er gab ihr die gemeinsten Schimpfreden und drohte, sie sammt ihrem Manne in Ketten und Banden zu werfen und wie Missethäter züchtigen zu lassen. Das Kind fing gräßlich an zu schreien und bekam heftige Zuckungen und Krämpfe am ganzen Leibe, die Mutter aber warf sich dem Priester zu Füßen und bat ihn um Barmherzigkeit. Er wurde nun etwas gelassener

und sprach nur noch von den schrecklichen Höllenstrafen und von den Martern der ewigen Verdammniß. Darauf entließ er sie mit dem Befehle, das Kind sogleich in die Schule zu schicken, und alle Freitage mit demselben zu ihm zu kommen, um wieder eine Prüfung zu bestehen, ferner sollte ihr Mann sogleich zu ihm kommen. Ganz erstarrt vor Entsetzen verließ die Mutter mit ihrem Kinde das Pfarrhaus und konnte kaum ihre Hütte erreichen, so angegriffen war sie. Das Kind, nach Hause gekommen, lief sogleich zu seinem Vater, schluchzte laut und sein Herz pochte, daß man es hören konnte. „Man will dich schlagen — und die Mutter — und mich," stotterte es mit Mühe heraus und faßte krampfhaft die Hände des erschrockenen Mannes. Die Mutter setzte sich erschöpft auf einen Stuhl, weinte heftig und konnte erst auf wiederholtes Fragen des Gatten Antwort geben. Sie erzählte ihm nun Alles, wobei sie immer durch die Kleine unterbrochen wurde, die jeden Umstand hinzufügte und jedes Wort des Pfarrers, wenn die Mutter etwa irgend etwas zu sagen vergessen hatte. Der Vater hörte mit sichtbarer Bestürzung zu, schüttelte einige Male das Haupt und ging dann mit großen Schritten in der Stube auf und ab, dann aber stellte er sich vor die Frau hin und sprach: „Seid ruhig, Kinder, und weinet nicht. Ich hab's gesagt, so wird es kommen; daß wir aber einem solchen Wütherich in die Hände gerathen, ahnte ich freilich nicht. Allein seid ruhig und laßt euch nicht von Drohungen erschrecken, die schwerlich in Erfüllung gehen. Ich kenne diese Foltern, und habe deren selbst schon mehrere ausgestanden; diese falschen Propheten *versuchen* Alles, allein sie *dürfen* nicht Alles *vollziehen*, womit sie drohen. Ich werde hinaufgehen zu ihm und ihm mit Gelassenheit den Wahn benehmen, daß unser Kind seiner Kirche abtrünnig gemacht worden sei, und in Zukunft werden wir bei der Erziehung des Mädchens uns streng an die Vorschrift der katholischen Kirche halten." Und somit nahm er seinen Hut und ging, so sehr ihn auch die Kleine bat, es nicht zu thun, geraden Wegs zum Pfarrer. Er fand ihn zu seiner Verwunderung weniger ungestüm, als er erwartet hatte und konnte sich kaum fassen, wie er ihn ganz leutselig um alle seine Umstände, um seinen Erwerb und um sein Vermögen ausfragte. Endlich aber fuhr er fort: „Es ist doch Jammerschade, Meister, daß ihr, ein so wackerer Mann, nicht zu der heiligen Mutterkirche gehört, sondern draußen in der Irre herumlauft." Der Wagner sagte kein Wort darauf, und der Jesuit fing nun an ihm zuzureden, er möchte doch das Heil seiner Familie und sein eigenes nicht so leichtsinnig verscherzen und sich be

kehren, so lang' es noch Zeit sei. Er versprach ihm so viel Geld, daß er sein Handwerk in's Große treiben und steinreich werden könne. Er wollte ihm das Richteramt verschaffen, ja den besten Bauernhof dazu im ganzen Dorfe. Der Meister Bernard aber schwieg noch immer und sah ihn ganz gelassen an. Da wurde Jener zornig und fragte ihn mit giftigem Blicke: ob er denn keiner Antwort würdig sei? „Ja," versetzte der bedrängte Lutheraner, „Sie fragen Dinge, welche ich nicht bejahen kann, und würde ich Nein sagen, so könnten Sie es leicht übel nehmen. Soll ich aber durchaus mich erklären, so versprechen Sie mir als ein Mann Gottes und der Kirche Nachsicht zu haben mit einem schwachen Menschen, der nicht anders reden kann, als wie ihn Vater und Mutter von Kindheit auf gelehrt haben." „So fahre hin zur Hölle," unterbrach ihn der Priester, „aber dein Weib und ihr Kind die gehören m i r an, und die wirst du mir nicht verführen zu deiner verfluchten Ketzerei." „Nein, Herr Pfarrer," erwiederte jener, „das werde ich nicht, und ich habe mein Weib oft ermahnt und werde es ferner thun, Suschen christkatholisch zu erziehen." Allein der Geistliche versetzte, „es bedürfe seiner Ermahnungen nicht, das werde seine eigene Sorge sein, mit dem Kinde zu verfahren nach Willkür." Bernard setzte blos leise hinzu: „Nach Recht und Billigkeit," als der Jesuit auf ihn zusprang und ihm mit einem derben Backenstreiche zurief: „Ich will dir Recht verschaffen, du verdammter Ketzer!" Der Wagner aber fuhr auf und wie außer sich ergriff er ihn mit seinen starken Armen, schüttelte ihn und sprach: „Mäßigen Sie sich! Bei Gott, ich vergesse mich," und damit stürzte er zur Thür hinaus; aber der Jesuit ihm nach und schrie aus Leibeskräften, daß der Schulmeister und mehrere Knechte herbeiliefen, denen er in der größten Hast nur sagte, daß ihn der Wagner habe erwürgen wollen.

Sogleich kamen Geschworne mit ihren Leuten herbei und bemächtigten sich des Mannes und führten ihn zum Richter, der ihn ohne Weiteres in den Gemeindekerker sperren ließ. Die arme Frau des Wagners, die es bald hörte, war ohnehin schon durch den Auftritt mit dem Pfarrer in einen Zustand versetzt, der ihrer Gesundheit verderblich werden mußte; sie raffte sich dennoch auf, ging zum Richter und zum Pfarrer, wurde aber von beiden schimpflich zurückgewiesen. So schleppte sie sich nach Hause und verfiel bald in ein heftiges Fieber, das sie auf das Krankenlager warf. Indessen nahmen sich einige gutmüthige Nachbarn, obwohl katholisch, ihrer an, und brachten den Unschuldigen wieder aus dem Gefängniß, aber die Frau kränkelte von

nun an, und wurde nie mehr ganz gesund. Als der Großvater in Sachsen die unwürdige Behandlung seines Schwiegersohnes erfuhr, machte er ihm durch vertraute Boten den Antrag, heimlich über die Grenze zu flüchten mit Weib und Kind. Dies wurde nun wirklich bewerkstelligt. Mit Hinterlassung alles Hausgeräths, was nicht so leicht fortgeschafft werden konnte, zogen sie in einer stürmischen Herbstnacht, alles leicht Bewegliche auf dem Rücken tragend, zum Dorfe hinaus, wo auf der Straße der Großvater selbst mit einem Wagen stand und sie aufnahm. Niemand begegnete ihnen, denn das Wetter war gräßlich und die Nacht finster, und so kamen sie glücklich über die Grenze und bald in dem Hause des Großvaters an. Allein eben diese beschwerliche Fahrt vermehrte das Uebel der kränklichen Frau; sie siechte noch den Winter hindurch und im Frühjahr begrub man sie. Lange Zeit war der gute Mann wie gelähmt, bis ihn endlich wieder der Gedanke aufrichtete, daß er doch für sein Kind sorgen müsse. Der brave Schwiegervater verhalf ihm wieder zu einem Hause, wo er mit Fleiß und Geschicklichkeit sein Handwerk trieb und nun seine kleine Suska ungehindert im evangelischen Glauben unterweisen ließ.

Das Mädchen gedieh auch trefflich und wuchs an Geist und Herzen, ihrer verewigten Mutter gleich in Allem, und der Vater hatte wieder Stunden und Tage, wo er seines Lebens recht froh war. Auch der kleinen Suska ging es sehr gut; der Großvater erwies ihr täglich Liebes und Gutes und besonders liebte sie die Verwalterin des Gutes, welche kinderlos war und das Mädchen sehr oft zu sich holen ließ, mit ihm ausfuhr und es auf vielerlei Weise erfreute und beschenkte. — Aber diese Gönnerin sollte ohne alle ihre Schuld Veranlassung zu großen Widerwärtigkeiten sein. Sie pflegte nämlich sehr oft eine reiche Pächterin, die an der Grenze wohnte, zu besuchen und auch die kleine Suska mitzunehmen. Hier erblickte sie einmal der Pfarrer ihres Geburtsortes, da er eben zum Besuche bei einem katholischen Zollbeamten sich befand. Das arme Mädchen bemerkte ihn nicht, und so konnte der Jesuit ungehindert seine bösen Anschläge ausführen. Er erkundigte sich nämlich, ob die Frau Verwalterin mit diesem Mädchen öfter zu kommen pflege, und da er zugleich hörte, daß sie eben nächste Woche zu einem Geburtsfeste geladen sei, wurde sogleich der Entschluß von ihm gefaßt, das Mädchen zu rauben und gewaltsam davonzuführen. Die arme Suska, die von allem dem nichts wußte, kam wirklich mit ihrer Wohlthäterin am bestimmten Tage an; es kamen noch mehrere Gäste aus allen Gegenden. Es wurde große Tafel gegeben, viel gesungen, gescherzt und getanzt und nach Tische

ein Spaziergang in den nächsten Thiergarten gemacht. Hier waren die Mädchen in ihrem Glücke und da sich eben an verschiedenen Orten Erdbeeren zeigten, so verliefen sie sich paarweise und auch einzeln in die Gebüsche. Da in dem Thiergarten nichts als Hasen und Fasanen waren und also eben nichts zu befürchten war, ließ man sie gewähren. Suska war eine der eifrigsten voran und wollte ihrer verehrten und geliebten Frau Verwalterin einen recht vollen Strauß der schönsten und würzigsten Waldbeeren mitbringen. Die Kindermagd eines der mitgekommenen Gäste, die man zur Aufsicht mit den Kindern mitgehen ließ, war bei ihr und ganz unvermuthet befanden sie sich an der Landstraße, die mitten durch den Thiergarten lief. Zu gleicher Zeit sah Suska einen schwarzen Mann hinter ihnen mit starken Schritten nachkommen, und als er näher war, erkannte sie den Pfarrer. Mit einem Schrei des Entsetzens lief sie, was sie laufen konnte, auf die Straße zu, dort aber wurde sie von einem unbekannten Manne, der da mit einer Kutsche stand, plötzlich festgehalten und gewaltsam in den Wagen hineingehoben; bald kam auch der Pfarrer nachgekeucht und auch das Dienstmädchen und beide setzten sich sogleich ein und der Wagen rollte fort. Vergebens wollte Suska schreien, man knebelte, man band sie mit Tüchern fest, und so fuhren sie über die Grenze und kamen gegen Mitternacht in einem Dorfe an und stiegen in einem Hause ab, das die Arme nur zu bald für den Pfarrhof ihres Geburtsortes erkannte. — Wohl setzte man ihr Speise vor, aber sie aß nichts; man wollte sie auskleiden und zu Bette legen, aber sie sträubte sich und ließ es nicht geschehen, sondern schrie und weinte laut und heftig: „Zu meinem Vater will ich, führt mich zu meinem Vater zurück!" Als man ihr gute Worte gab und vorstellte, sie würde sich krank machen, wenn sie so raste, da antwortete sie: „Das will ich auch, ich will krank werden, ich will sterben, wenn ihr mich nicht zu meinem Vater führt." Den Hausleuten wurde ganz angst und bange und der Pfarrer selbst ging unruhig ab und zu, bis er endlich einen Stock ergriff und das Mädchen empfindlich züchtigte. Anfangs wurde sie noch leidenschaftlicher: „Schlage nur," sprach sie, „Wütherich, erschlage mich, hast ja meine Mutter auch getödtet; ich werde zu meiner Mutter kommen, die im Himmel ist, nun schmerzen mich deine Schläge nicht mehr!" Endlich aber kauerte sie sich zitternd in einen Winkel und schluchzte nur noch leise den Namen: „Vater! Mutter!" oder einen frommen Seufzer. Die Kindermagd, welche mitgekommen war, übernahm es bei der Kleinen zu wachen und der Pfarrer ging in sein Schlafgemach, konnte aber

eben so wenig schlafen als das Kind. Als er aber des andern Morgens sie noch nicht williger fand, so daß sie weder Speise noch Trank zu sich nehmen wollte, ja nicht einmal dahin zu bringen war, aus dem Winkel hervorzugehen, da machte er Anstalt, sie in ein nahes Nonnenkloster zu schaffen; die Frauen, dachte er, werden wohl eher mit ihr fertig werden. Noch an demselben Tage fuhr er also mit ihr dahin, er aber und die Magd, die er auch mitnahm, hatten vollauf zu thun, um sie zu bändigen; mehrere Male wollte sie aus dem Wagen springen; wenn sie durch ein Dorf fuhren, fing sie laut an um Hülfe zu schreien, und zuletzt wurde sie schon so gereizt, daß sie den Pfarrer und die Magd zurückschlug. Die beiden rohen Menschen ließen ihr aber Alles tüchtig entgelten und das arme Mädchen lag beinahe entseelt im Wagen, als sie vor der Pforte des Klosters ankamen. Sie wurde von der Magd und einer herbeieilenden Laienschwester hinaufgetragen und zu Bette gebracht, während der Pfarrer mit der Aebtissin sich besprach und nach einigen Stunden sammt der Magd das Kloster verließ und wieder heimfuhr.

Durch sorgfältige Pflege und Wartung gelang es den guten Nonnen die arme Suska wieder zur Besinnung zu bringen, besonders gewann die milde Aebtissin mit sanftem herzlichen Zuspruch es über sie, daß sie etwas Suppe zu sich nahm. Ueberhaupt war die Behandlung hier so zart und milde, daß Suska nicht mehr mit Ungestüm, sondern nur mit leisen Klagen und verstohlenen Thränen ihren Schmerz offenbarte. Sie genas bald gänzlich und da mehrere junge Kostmädchen im Kloster waren, so gesellte sie sich bald zu ihnen und nahm an ihren Arbeits- und Lehrstunden Theil. Allein wenn sie noch so ruhig bei Tage unter Beschäftigung und mit den Andern in Gesellschaft schien, im Bette, wenn sie heimlich ihr lutherisches Stoßgebetlein hersagte, flossen noch immer häufige Thränen und sie weinte oft die ganze Nacht hindurch.

Eines Tages hielt eine der Nonnen Schule mit den kleinen Mädchen und erzählte die Geschichte einer heiligen Märtyrerin, die in heidnische Gefangenschaft gerathen war, sich aber durch die Flucht aus dem Kerker rettete. Das erzählte sie alles mit so lebhaften Farben, daß die kleinen Seelen ganz in Flammen geriethen und mit Thränen die Aufregung ihres Innersten kund thaten. Auch Suska ward ergriffen von der Schilderung, allein in ihr entstanden andere Gedanken; sie kam zum ersten Mal auf den Einfall, sich eben so, wie die Heilige gethan, durch die Flucht zu retten. Früher schon hatte die unmenschliche Behandlung das gute Mädchen widerspänstig und zor-

nig gemacht; nun sie sah und merkte, daß man sie durch mildere Mittel kirren wollte, wurde sie falsch und heimtückisch. Sie stellte sich bald ganz vergnügt und zufrieden, heuchelte den Nonnen Liebe und Dankbarkeit, betete auf katholische Weise zum Schein recht fromm und andächtig, und täuschte bald ihre Wächterinnen dergestalt, daß man ihr völlige Freiheit ließ, im Kloster und im Garten herumzugehen, wie den übrigen Mädchen. Besonders suchte sie die Liebe der Pförtnerin zu gewinnen, die ein recht gutes und einfältiges Weib war. Sie brachte ihr nämlich alle die Leckerbissen und andere Geschenke, die sie fast täglich von der gütigen Aebtissin erhielt und schmeichelte ihr dabei so sehr, daß diese immer eine Entschuldigung wußte für ihren Liebling, wenn etwa die Meisterinnen sie zur Rede stellten, daß sie so lange in der Pförtnerei verweile und Gebet- oder Lehrstunden versäume.

Eines Abends war Suska auch eben bei der Pförtnerin, und erzählte ihr, was sie sehr gern hörte, die Neuigkeiten und Gespräche aus der Zelle der Frau Aebtissin, als plötzlich an der Glocke gezogen wurde. Suska pflegte gewöhnlich bei solcher Gelegenheit geschwind die Schlüssel von der Wand herabzunehmen und mit der Pförtnerin hinauszugehen, um zu öffnen. Diesmal war sie aber rascher als sonst und wartete nicht, bis sich die Pförtnerin langsam von ihrem Stuhle erheben konnte, sondern lief, so sehr auch jene eiferte, zur Thür hinaus, schloß die Riegel auf und schlüpfte hastig und flugs durch die halbgeöffnete Pforte an einem Weibe vorbei, das geläutet hatte, und rannte eilends davon. Die Pförtnerin war endlich nachgekommen und fand zu ihrem Entsetzen das Mädchen nicht; wie außer sich stürzte sie auf die Straße, hieß dem dastehenden Weib dem Flüchtling nachlaufen, die aber war lahm, und erklärte auch sogleich ihr Unvermögen, und so weit man auf der Straße sehen konnte, war kein Mensch in der Nähe. Ganz außer sich vor Schrecken fuhr sie über die Lahme her, welche die Köchin des Dechanten war, der in demselben Dorfe wohnte, und einen Brief an die Aebtissin brachte. Es wurde nun freilich Lärm gemacht und das Unglück angezeigt. Die Bestürzung der Aebtissin war groß und sie sandte sogleich den lahmen Boten an den Dechanten zurück mit der Bitte, ihr das flüchtige Mädchen zurückzuschaffen. Aber das war vergebliche Bitte. Die zunehmende Dunkelheit begünstigte die Freigewordene und sie kam noch vor einbrechender Nacht in eine Gegend, die ihr bekannt war und in der Nähe ihres Geburtsortes lag. Es war sternhell und weil sie auf einer Anhöhe stand, so konnte sie doch in einige Ferne Umsicht haben.

Von weitem hörte sie das gewaltige Rauschen eines Stromes und sie erinnerte sich schon im Kloster gehört zu haben, daß der Grenzfluß aus seinen Ufern getreten sei und das umliegende Land und sogar einen Theil der Heerstraße überschwemme. Das machte sie sehr ängstlich, denn wie konnte sie nun über die Grenze kommen, und in ein Dorf wagte sie nicht zu gehen, ja so oft ein Wanderer die Straße herkam, fürchtete sie, es sei ein Verfolger und sprang hinab in den Weggraben oder versteckte sich hinter einen Strauch, bis er vorüber war. Nach einem herzlichen Gebet, das sie zu Gott sandte, ihr doch den rechten Weg in's Vaterhaus zu zeigen und sie vor ihren Feinden zu beschützen, lief sie wieder eine Strecke weiter, indem sie von Zeit zu Zeit schüchtern zurückblickte. Da sah sie bald ganz nahe zwei Männer auf der Straße daherschreiten und sie sprang sogleich wieder hinter ein Gebüsch, wo man sie nicht sehen konnte. Wie diese näher kamen, hörte sie deutlich, was sie redeten, nur sprach der eine von ihnen etwas leiser und sie konnte also das Gespräch nicht im Zusammenhange hören. Doch merkte sie, daß von Religion die Rede sei, und sie zitterte vor Furcht und Angst, wenn es etwa Geistliche oder gar Jesuiten wären. Dicht am Gebüsche blieben sie endlich gar stehen, indem der Eine recht laut und vernehmlich sagte: „Glaubt mir, Bruder, der Luther hat Recht gehabt." „St!" rief der Anandere, aber Jener fuhr eben so laut fort: „Ei, hat es ja nur die Nachtm. gehört. Doch," setzte er hinzu, „weiter geh' ich nicht mehr; lebt wohl, Aeßbruder, künftigen Sonntag besuch' ich Euch!" Und mit diesen Worten kehrte er um, und ging den Weg zurück, woher sie gekommen waren, der leise Sprechende aber schritt fürbaß. Der kleinen Suska waren die letzten Reden wie himmlische Musik: das konnten keine Jesuiten sein, die von dem Manne Gottes und auf solche Weise redeten, S ja sie konnte sich's nicht anders denken, als daß es Protestanten wären Glaubensbrüder, die zu damaliger Zeit in Böhmen freilich nur sehr furchtsam von ihrer Lehre sprachen. Darum faßte sie sogleich Muth Herz aus dem Gesträuche hervorzutreten und dem Unbekannten nachzueilen. Als sie ihn erreicht hatte, bot sie ihm ganz ehrerbietig einen guten Abend, worauf sie der Mann groß ansah, weil man damals nicht bei leicht einen andern Bewillkomm hörte, als das kirchliche: „Gelobt sei Jesus Christus!" Allein er dankte ihr und fragte sie, was sie denn so spät noch auf der Straße suche. Jetzt fiel ihr freilich der Muth an, weil sie doch nicht sagen mochte, daß sie aus dem Kloster entsprungen sei. Allein der Herr faßte sie freundlich bei der Hand und fragte die sie noch einmal recht liebreich, wohin sie denn eile, und wem sie an-

gehöre, so daß sie ihm bald Alles offen und ehrlich gestand und auch sagte, sie habe gehört, wie er mit seinem Begleiter von Luther gesprochen, und da habe sie nun das Zutrauen zu ihm als einem Glaubensbruder, er werde ihr behülflich sein, daß sie wieder zu ihrem Vater käme. Der Mann hörte aufmerksam zu und schien große Freude an den verständigen und gemüthlichen Reden des Kindes zu haben, versprach ihr auch sie noch morgen zu ihrem Vater, den er selbst auch kenne, hinüberzubringen. Sie hatte große Freude, als er einige Fragen an sie that, aus denen sie merken konnte, daß er ihren Vater wirklich kenne, und zuversichtlich sich an ihn schmiegend fragte sie ihn recht arglos: „Nicht wahr, ich hab' es errathen, Sie sind ein evangelischer Christ?" Er lächelte und sah mit sanftem Blick auf sie herab und sprach sehr bewegt, wie es schien: „Ja, mein Kind, ich bin ein evangelischer Christ, wie du." Nun sagte er ihr, daß sie diese Nacht in seinem Hause ruhen sollte, mit frühestem Morgen habe er ein Geschäft über der Grenze und müsse dahinfahren, wo sie denn mitkömmte; von dem Orte, wohin er wollte, sei es nicht weit zu ihrem Vater, er werde sie von dannen selbst zu ihm bringen. Sie dankte ihm vielmals, indem sie die Worte des 30sten Psalmes hersagte: „Ich freue mich und bin fröhlich über Deine Güte, daß Du mein Elend ansiehest und erkennest meine Seele in der Noth, und übergiebst mich nicht in die Hände des Feindes, sondern stellest meine Füße auf weitem Raum," und dabei seine Hände küßte und mit Thränen benetzte. Auch er war zu Thränen gerührt, gab ihr aber, als sie eben das Dorf, wo er wohnte, erreicht hatten, noch einige Verhaltungsregeln und sprach: „Weißt du, liebes Kind, mir geht es wie deinen Aeltern, ich wohne unter lauter Katholiken und du wirst wohlthun, wenn du selbst in meinem Hause Acht giebst, dich nicht zu verrathen. Gelobt sei Jesus Christus! ist der Spruch, mit welchem man sich in der katholischen Gemeinde begrüßt, und so mußt du auch sprechen, wenn du in mein Haus trittst." Suska versprach das Alles genau zu befolgen, sagte ihm auch, daß sie im Kloster sowohl das Kreuzmachen als auch den englischen Gruß gelernt habe. Da standen sie vor einem Hause neben einer großen Kirche und wurden sogleich eingelassen. Sie traten in ein geräumiges Wohnzimmer und eine Dienstmagd brachte Licht, aber wie erschrak Suska, als der Mann, der sie hierhergeführt hatte, seinen Mantel ablegte und nun in einem schwarzen Priesterkleide, wie es katholische Pfarrer zu tragen pflegen, dastand. Er bemerkte aber sogleich, was in ihrer Seele vorging, und als die Magd das Zimmer verlassen hatte, sprach er mit seiner lieb-

reichen Weise zu ihr: „Fürchte nichts, mein Kind, von diesem schwarzen Kleide, inwendig ist bei mir Alles weiß, und was ich versprochen habe, werde ich halten.“ Aber Suska zitterte am ganzen Leibe und ließ sich lange nicht beruhigen. Indessen wurde das Abendbrod gebracht, und sie aß und trank und ließ sich von dem freundlichen Manne wieder Vertrauen und Zuversicht einflößen, so daß sie sich halb getröstet von der Magd in einer Nebenstube zu Bett bringen ließ. Sie schlief auch wirklich vor Ermüdung ein, aber es dauerte nicht lange, so regten sich in ihrer Einbildungskraft die ängstlichsten Träume. Sie sah den Jesuiten ihres Geburtsortes, wie er an ihr Bett trat und sie herausriß, sie sah die Aebtissin und die Nonnen und befand sich wieder im Kloster. Da erwachte sie plötzlich wie aufgeschreckt, und glaubte wirklich in der Nebenstube die Stimme des Jesuiten zu hören. Hastig sprang sie aus dem Bette, nahm blos ihre Kleider, ohne sich erst anzuziehen, unter den Arm und sprang barfuß und im Hemde zum Fenster, das zum Glück nicht hoch war, hinaus. Es war eine warme Sommernacht, Mond und Sterne leuchteten, daß es wie Tag war. Sie lief durch den Garten, in welchen das Fenster führte, unaufhaltsam fort, mußte dann über eine Dornhecke, die den Garten umzäunte, hinüberklettern, wobei sie sich an Händen und Füßen verwundete, so daß das Blut an vielen Orten herabrieselte. Allein sie achtete es nicht, sondern rannte nur fort, bis sie etwa eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte und in ein Birkenwäldchen kam. Hier setzte sie sich erst hinter einem dichten Gebüsche nieder, stillte mit Blättern und Gras das herabfließende Blut, so gut sie konnte, und zog Strümpfe, Schuhe und Kleider an. Allein sie gönnte sich nicht lange Ruhe, nur war sie verlegen, welchen Weg sie nehmen sollte, da sie ganz von der Straße abgekommen war. Es war indeß schon Tag geworden, aber sie wagte es nicht, das Gehölz zu verlassen, um im Freien sich umzusehen, sondern lief längs dem Walde in der Hoffnung in einiger Entfernung von dem Dorfe wieder in's Freie zu gelangen. So geschah es auch. Das Wäldchen hatte bald ein Ende und sie hatte vor sich eine weite Ebene, die von den Grenzbergen eingefaßt war. Auch bemerkte sie rechts, aber freilich in großer Entfernung, die große Landstraße, wagte es aber nicht dahinzugehen, sondern lief nur in gleicher Richtung mit derselben über Felder und Wiesen den Bergen zu. Doch die Berge, die so nahe zu liegen schienen, traten immer mehr zurück und die Sonne stand schon hoch und brannte heiß auf den kleinen Flüchtling herab. Ganz verzweifelt stand sie aber da, als ihr plötzlich der Weg durch das ausgetretene Was-

ser versperrt war. Einem See gleich hatte der Fluß die ganze Gegend überschwemmt, und es war kein anderes Mittel, als die Straße zu suchen, die ziemlich hoch gebaut war, und wo sie hoffte das Wasser minder tief zu finden als in der Niederung. Betend und weinend lief nun das fromme Kind dahin, kletterte mühsam auf die hochaufgedämmte Straße, wo sie recht froh war eben weder Wagen noch Wanderer zu finden. Allein Wasser war auch da, und tiefer, als sie selbst es dachte. Doch sie überlegte nicht lange, zog wieder Strümpfchen und Schuhe aus und ging muthig und getrost hinein, als eben eine Kutsche hinter ihr herfuhr. Die Angst beflügelte ihre Schritte und sie bemerkte nicht, daß sie immer tiefer in's Wasser gerieth. Da rief eine Stimme aus dem Wagen, der auch schon im Wasser fuhr: „Wohin, du närrisches Kind? Du ertrinkst ja, wenn du weiter gehst!" Es war der gute Pfarrer, bei dem sie diese Nacht geschlafen hatte. Er hatte mit dem frühesten Morgen ihre Flucht entdeckt, als er sie eben wecken wollte, um mit ihr zu ihrem Vater zu fahren. Der menschenfreundliche Mann, ein wahrer Priester Gottes, hatte sogleich anspannen lassen, ihr nachzufahren, hoffend sie auf der Straße nach Sachsen zu finden. Sie erkannte wohl seine Stimme, aber der Argwohn, er möchte mit dem Jesuiten einverstanden sein, erwachte in ihr aufs Neue, um so mehr, da er so hastig nachgefahren war. Sie ging fort und wäre beinahe von der Straße hinab in den Graben geglitscht, wo sie augenblicklich hätte ertrinken müssen, wenn nicht der Geistliche, der mittlerweile mit dem Wagen zu ihr gelangte, herausgesprungen wäre und sie gewaltsam in den Wagen hinaufgezogen hätte. „Du thörichtes Mädchen!" sprach er dann, wie ein liebreicher Vater mit einem verzärtelten Kinde spricht, sanft schmollend und sie bequem neben sich hinsetzend, „glaubst du denn, daß alle katholischen Priester deine Feinde sind?" Das Mädchen weinte blos und sprach mit gefalteten Händen: „Bitte, bitte, Herr Pfarrer, nur nicht in's Kloster!" Er sagte ihr nun, daß das Kloster ja weit hinter ihnen, rückwärts, dort, wo sie hergekommen, liege, daß sie aber nun gegen die Grenze zufahren und daß sie gewiß noch heute bei ihrem Vater sein werde. Nur mit Mühe konnte er sie beruhigen, während er unaufhörlich die zärtlichste Sorgfalt für sie zeigte. Strümpf und Schuhe, die sie fest in den Händen gehalten hatte, waren dennoch ganz durchnäßt, er breitete sie auf den Vordersitz hin, damit sie trockneten. Dann gab er ihr eine Semmel, die er aus der Tasche holte, die sie aber vor Herzklopfen und Schluchzen kaum essen konnte. Endlich waren sie über die vom Wasser überschwemmte Stelle gekommen und es ging nun rasch vorwärts, bis sie an das Gebirge

kamen, das Suska sogleich erkannte, weil sie daselbst, da sie der Jesuit entführt hatte, gefahren war. Sie wurde nun heiterer und fing auch schon an freundlich und verständig auf alle Fragen zu antworten, als ein Bauer zu Pferde hinterher angesprengt kam. Der Pfarrer hieß nun dem Mädchen sich unter das Spritzleder auf den Boden der Kutsche setzen und ruhig sein. Bald hatte sie der Reiter erreicht und mit gezogenem Hute redete er den Pfarrer an. Dieser ließ stille halten, denn er kannte den Mann, er war aus seiner Gemeinde und brachte ihm einen Brief. Der Geistliche öffnete ihn und las, es war nichts weniger als ein Sendschreiben vom Dechanten, der ihm auftrug, ein genau bezeichnetes kleines Mädchen, das aus dem Kloster entflohen wäre, wenn es etwa in's Dorf käme, festzuhalten und zurückzusenden; sollte aber das nicht der Fall sein, so möchte er einen reitenden Boten an die Grenzmauth senden, damit man dort den Flüchtling aufhielte. Der Pfarrer legte den Brief zusammen und hieß den Reiter zurückkehren. Indem sich dieser empfahl, setzte er noch hinzu: „Fahren sie langsam, Herr Pfarrer, Pater Gregorius kommt auch nach, er läßt Sie darum ersuchen, auf ihn zu warten." „Gut, gut!" sprach der Pfarrer, und hieß seinem Kutscher besser fahren. Das Mädchen hatte schon Angst, als sie den Reiter ansichtig wurde, da sie aber vollends den Namen Gregorius hörte (so hieß nämlich der Jesuit, ihr Peiniger), machte sie Miene aus dem Wagen zu springen. Aber der Pfarrer verwies ihr nun ernstlich und streng ihre alberne Furcht und fragte sie: ob sie denn nicht sehe, daß er anstatt langsamer nur noch schneller fahren lasse, und fuhr dann fort sie tröstend zu beruhigen, ohne ihr merken zu lassen, welche Gefahr er von ihr abgewendet. Endlich kamen sie bei der Grenzmauth an. Es wurde stille gehalten, die Mauthknechte aber näherten sich blos ehrerbietig grüßend, und vom Fenster heraus zeigte sich der Oberbeamte und bat den Pfarrer, doch abzusteigen und bei ihm — es war eben Mittag — einen Löffel Suppe zu essen. Dieser aber dankte und entschuldigte sich für diesmal, weil er zu dem alten Verwalter in's Sächsische hinübereile, der schwer darnieder liege und nach seinem geistlichen Zuspruche Verlangen trage. Der Beamte bedauerte, bat ihn aber, bei der Rückkehr ja einzusprechen, und so fuhren sie rasch weiter. Das Mädchen, welches schon gefürchtet hatte, er würde die Einladung annehmen, gewann zum ersten Mal volles Vertrauen zu ihm, ergriff seine Hand und benetzte sie mit Küssen und Thränen.

Nun waren sie bald im Sächsischen, da mußte sie Strümpf und Schuhe anziehen, und sich wieder herauf zu ihm setzen. Ganz verklärt

von Freude schaute sie nun das schöne Land rings umher, wo ihr die meisten Dörfer bekannt waren, und bald erblickte sie von weitem das auf einer Anhöhe liegende Dorf, wo ihr Vater wohnte. Sie sprang auf vor Freude, hob beide Händchen in die Höhe, fiel dem Pfarrer um den Hals, weinte und lachte und fragte dann immer wieder: „Ist's denn wahr, daß Sie mich zum Vater führen?" Aber der Weg verzog sich noch und der gute Pfarrer hatte Zeit ihr das Vorurtheil zu benehmen, daß alle Katholiken böse Menschen seien und auch zugleich das Vergnügen, recht tief in die Seele dieses frommen Kindes zu schauen. Es war schon dunkel, als sie neben dem Schlosse in's Dorf hineinfuhren, wo bald Suska das Haus ihres Vaters zeigte. Der Wagen stand still, der Pfarrer hob das Mädchen heraus, klopfte an das Fenster, und als der rechte Mann heraustrat und Suska mit unaussprechlichem Entzücken „Vater!" rief, da begab er sich schnell wieder in seinen Wagen und fuhr davon, zurück in das Städtchen, wo der alte Verwalter wohnte, zu dem man ihn gerufen hatte.

Oeser.

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine Schlange,
Die fast erstarrt vor Kälte war;
Sein Arm entriß sie der Gefahr
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm sie mit sich in sein Haus,
Und sucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Rest von Reisern glühte.
Doch als ihr Frost und Noth entwich,
Erholte, regt' und hub sie sich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung so bemühte.

Betrogne Huld und Zärtlichkeit,
Die Frevlern blindlings Hülfe beut!
Hier folgt der Schade stets der Güte.

Hagedorn.

Das Schäfchen und der Dornstrauch.

Ein Schäfchen kroch in dicke Hecken,
Dem rauhen Regen zu entgehn.
Hier konnt' es freilich trocken stehn;
Allein die Wolle blieb ihm stecken.

Beglückt ist, den dies Schaf belehrt.
Bethörte Hadrer, laßt euch rathen:
Vertraut die Wolle nicht den scharfen Advocaten!
Oft ist, was ihr gewinnt, nicht halb der Kosten werth.

Hagedorn

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Itzt sahn sie ungefähr zurücke,
Es folgte Jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

„Du holst uns diesmal," rief der Haufen,
„Gewiß nicht ein!" Doch diese sprach:
„Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach."

Lichtwer.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's," sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat." —
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreu'n.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der Aelteste der Brüder:
„Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an;
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?"
„Du thatest, Sohn, wie sich's gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn ehrlich sein heißt uns die Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht."

Der Andre sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh'
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben."
„Du thatest," sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."

Der Jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben stund in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke."

„O!“ rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein: welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!“

Lichtwer.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen scharenweise
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn;
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn, und nun: Erzähle!
Was ward da nicht erzählt! „Hört,“ sprach er einst, „ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist.
Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn:
Sie blieben ungestöret sitzen,
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah. Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.

Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich."
„Allein, was ist ihr Zweck?" so fragten hier die Freunde;
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?" —
„Ach nein!" — „So suchen sie der Weisen Stein?" — „Ihr irrt." —
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?" —
„Nein!" — „So bereu'n sie alte Sünden?" —
„Das ist es alles nicht." — „So sind sie gar verwirrt.
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn?" — „Sie spielen."

Lichtwer.

Mährchen von der Unke.

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckenbrocken neben sich und aß. Da kam eine Unke gekrochen, und senkte ihr Köpfchen in die Schüssel, und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder, und so eine Zeitlang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort blos die Milch trank und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein Bischen auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken." Seine Mutter aber hörte, daß es mit Jemand sprach, kam heran, und als sie die Unke erblickte, schlug sie sie todt. Und das Kind, das, seit die Unke mit ihm gegessen hatte, schön und groß geworden war, magerte von dem Augenblicke an ab, und starb bald darauf.

Brüder Grimm.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid;
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten ich morgen sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag, —
Und morgen ist's Feiertag!

Schwab.

Gott ist's.

Kleine Biene, wer sagt es dir,
Daß die Blumen blühen hier?
Wer hat denn dir den Tisch gedeckt,

Daß es dir so lieblich schmeckt?
Weißt du, wer so an dich gedacht?
Gott ist's, der Alles hat gemacht.

Hey

Am Friedhofthore.

Am Friedhofthore pochten
Zwei schöne Kindelein;
Sie pochten, was sie mochten,
Und riefen: „Laßt uns ein!"

Was wollen denn die Kleinen?
„Wir wollen da hinein!"
Die armen Dinger meinen:
Es müss' ein Garten sein!

Wohl ist ein Garten drinnen,
Doch freut sich keiner dran;
O klopft nicht, lauft von hinnen,
Sonst wird euch aufgethan!

Auch mir liegt dort im Haine
In tiefer kalter Erd',
Was, wie ich immer weine,
Doch nimmer wiederkehrt.

Was drinnen ist, bleibt drinnen;
Drum klopft nicht wieder an!
Lauft nur behend von hinnen,
Sonst wird euch aufgethan!

Oeser.

Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Kriegsleute, und der eine von ihnen war reich, und der andere arm. Da wollte der Arme

sich aus seiner Noth helfen, zog den Kriegsrock aus, und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker, und säete Rübensamen. Der Same ging auf, und es wuchs eine Rübe, die ward groß und stark, und ward zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß niemals war eine solche Rübe gesehen worden. Zuletzt war sie so groß, daß man sie auf einen Wagen legen mußte, um sie vom Platze zu bringen. Der Bauer wußte nicht, was er damit machen sollte, und ob's sein Glück oder Unglück wäre. Endlich dachte er: „Verkaufst du sie, was wirst du Großes dafür bekommen? und willst du sie selber essen, so thun die kleinen Rüben denselben Dienst. Am besten ist's, du bringst sie dem König und machst ihm ein Geschenk damit." Also lud er sie auf den Wagen, spannte seine Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem Könige. „Ei," sagte der König, „was ist das für ein seltsam Ding? Mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungethüm noch nicht. Aus was für Samen mag die gewachsen sein?" Oder dir geräth's allein, und du bist ein Glückskind." „Ach nein," sagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht; ich bin nur ein armer Kriegsmann, der sich nicht mehr nähren konnte; darum hing ich den Kriegsrock an den Nagel und baute das Land. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich und euch, Herr König, wohl bekannt; ich aber habe Nichts und bin von aller Welt vergessen."

Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „Deiner Armuth sollst du überhoben sein, und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst." Da schenkte er ihm viele Aecker, Wiesen und Herden und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte damit verglichen werden.

Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hätte, beneidete er ihn, und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollte es aber noch viel gescheidter anfangen, nahm sechs außerordentlich schöne Pferde und brachte sie dem Könige. Er meinte nicht anders, als der König würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen; denn hatte sein Bruder so viel für eine Rübe bekommen, was würde ihm nicht alles für so schöne Pferde werden!

Der König lobte die Pferde über die Maßen und schien außerordentlich vergnügt über das Geschenk. „Aber," sprach er, „was für einen Dank soll ich euch für ein so treffliches Geschenk erweisen? Ich habe nichts in meiner Gewalt, das an Seltenheit und wunderbarer

Art diesen edlen Geschöpfen gleich käme. Doch halt!" rief er plötzlich und winkte einem seiner Diener. „Laßt die große Rübe bringen, denn ich wüßte Nichts, was seltener und außerordentlicher wäre, die will ich euch schenken." Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf seinen Wagen legen und nach Hause fahren lassen.

Grimm.

Salomo,
König von Ungarn, Sohn Bela des Ersten.

Als Salomo von seinen Vettern Geisa, Lambert und Ladislaus, Andreas des Ersten muthigen Söhnen, geschlagen ward, floh er nach Preßburg, wo ihm Mutter und Gattin bittre Vorwürfe seines unbesonnenen Betragens wegen machten. Der unartige, unnatürliche Salomo wollte deshalb seine Mutter schlagen; die Gattin verhinderte es; beide verließen ihn dann auf immer. Salomo aber irrte ohne Freund und mit geringem Gefolge im Lande unerkannt umher, bis er in einer Waldhütte einsprach und von dem Bewohner gastfrei empfangen, da zu bleiben begehrte; darum sprach er also zum Wirthe:

„Wir sind gesandt vom König Salomo, ihm eine sichere Stätte zu bereiten; hier fanden wir's hübsch, wolltest du ihn nicht beherbergen, bis er etwa Genossen fände und Kriegsvolk, sein Reich wieder zu erobern?"

„Das wolle Gott verhüten," entgegnete der Waldmann, „daß ich einen Sohn in meiner Hütte hielte, deß Arm sich gegen seine Mutter hat erhoben!"

Aber der König verhüllte sein Angesicht und weinte Thränen der Scham und der Reue, und hinweg zog er, bis er an ferner Küste Dalmatiens eine sichre Stätte fand und unrühmlichen Tod.

Oeser.

Die ersten Hirten.

Noch lag die Sonne tief im Osten und graues Dämmern hellte ihre Strahlen, als Nimrod mit seinem gewaltigen Geschoß hinauszog in den Forst, auszuspüren das verborgene Wild, aufzuschrecken

vom Schlafe die Thiere des Waldes, zu gewinnen des Tages Labsal, zu beginnen den furchtbaren Kampf mit dem wüthenden Stier und in dem blutigen Kampfe seine Männerlust zu kühlen. Die Spur verrieth ihm bald die Nähe der Beute, die er suchte; er folgte ihr und kam in eine weite Felsenkluft. Da hoffte er das Thier zu finden und mit Pfeilen wollte er es herauslocken aus seiner Hausung; aber die Stimme verhallte in den krummen Gängen der Höhle und die Pfeile brachen an den starren Klippen; der ersehnte Stier zeigte sich nicht. Und beherzt faßt Nimrod den Bogen und tritt in die Höhle und wandelt den krummen Gang bis in's Innerste. Siehe da war im verlassenen Lager ein junges Kalb, dem ein reißend Thier oder ein grausamer Jäger die Mutter getödtet — Zitternd stand es, unbewußt der Gefahr, die in des Menschen Arme schwebte, und Nimrod senkte den gespannten Bogen, mit dem er nur das Widerstrebende, das Wehrlose nimmer zu zerschmettern pflegte. Und den Riemen löste er sich ab, der ihn umgürtete und schlang denselben um den Hals des zagenden Wildes und führte es über den steilen Abhang hinab seiner Laubhütte im Thale zu. Da ruft er seinen Erstgebornen, einen braunlockigen Knaben, voll Muth in Kindesbrust, und zeigt ihm das Thier und will es ihm loslassen, damit er versuchte im Laufe zu erlegen das flüchtige Thier. Indem aber der junge Jäger hinläuft, mit wilder Freude seine Waffen zu holen, kommt die sanftere Tochter, zu seyen die Beute des Vaters, sieht das zitternde Kalb dastehn und schaudern und vernimmt, was der Vater über dasselbe verhängt. „Mein Vater," sprach sie, und ihre Stimme klang so süß, „warum willst du dieses wehrlose Thier todten, das unser Thal nicht verwüstet und nicht droht unserm Leben?" Dann nähert sie sich dem Wilde und streichelt es, und läßt sich lecken die weiche Hand und bittet ferner den Vater: „Ich will es füttern von meinen Früchten, ich will es pflegen, denn es scheint so mild." Da kam der Knabe gerüstet mit Bogen und Pfeil, und die Schwester spricht zu ihm dasselbe und läßt ihm in die bewaffneten Arme, zeigt ihm wieder das geduldige Thier, wie es zittert und freundlich liebkost mit stachelloser Zunge. Und der wackere Junge spricht zu seinem Vater: „Wenn du wieder ausgehst, den Tiger zu jagen oder den brüllenden Ur, da nimm mich mit; das Wehrlose will ich nicht tödten; will es aber zähmen, daß es folge meinem Rufe und will es täglich hinausführen, damit es Weide finde, und ihm eine Hütte bauen, es zu schützen vor Wind und Regen; dahin will ich dir's, Schwester, bringen, so oft die Sonne

hinabsinkt hinter den Gebirgen.“ Und des rauhen Vaters bewegtes Gemüth fühlte neue Lust, wenn er die Kinder sah weiden das junge Rind auf der beblümten Au.

Oeser.

Die dunkelblaue Wiese.

Vater. Ich kenne eine große dunkelblaue Wiese —

Emil. Vater, das ist dein Spaß; solche giebt's ja gar nicht; die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer, als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Vater?

Vater. Du und alle habt sie gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen Jahr aus Jahr ein, einen Tag wie den andern, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas; das sind gewiß keine lebendigen Schafe, denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahr, und immer sind sie noch so wie ehemals, obwohl sie weder hungern, noch dursten.

Lida. Ueber tausend Jahre sind deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor; die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind, und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend, daß die Schafe in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. In Spanien, in Spanien! Sieh', Vater, ich hab's behalten.

Vater. Daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Herde hat goldene Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: „Nein, solche giebt's nicht; mit goldenen Fellen — wie könnten die schwachen Thiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben.“

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder; die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreuet.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man sieht sie nicht. Auch habe ich sie noch nicht schreien hören.

Lida. Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten? Einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Achtung geben? Wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er wohl weit länger als tausend Jahr die Herde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen, hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein; der muß weder stehen, noch gehen können und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Herde bewachen.

Vater. Seine Hunde? — Hunde hat er nicht und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläst darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn giebt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, die über tausend Jahre alt sind, der ein Horn hat, und nicht blasen kann; der nie schläft und doch munter ist; — das begreif' ich nicht.

Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lida. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja, meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möcht' ich fliegen sehen.

Vater. Du kannst sie alle Tage gehen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach! nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind; aber der Hirt?

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf.

Alle Kinder. Der Mond! der Mond! O, nun wissen wir's, und die Sterne sind die Schafe und die blaue Wiese der Himmel. Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war so hübsch; noch eins!

Vater. Morgen, Kinder; heute weiß ich keines mehr.

Besseldt.

Ein gutes Mittel sich von schwerer Arbeit frei zu machen.

Leopold hatte seit etlichen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehen und kam jetzt, um ihn zu besuchen. Er glaubte durch seinen Besuch große Freude bei Christian hervorzubringen; er irrte sich aber. Als er zu ihm in die Stube trat, saß jener ganz betrübt am Tische und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Ganz unmuthig fragte er: „Was bringst du mir denn?"

„Ich will dich besuchen," antwortete Leopold. „Ich glaube aber, du siehst mich nicht gern. Du bist ja so verdrießlich. Bist du krank? oder sind deine Aeltern nicht mit dir zufrieden? oder hat dich Jemand beleidigt?"

„Ach, nichts von allem diesen," sagte Christian, „ich habe nur gar zu viel zu thun! Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus soll ich ihm etwas abschreiben. Sieh' nur einmal das ganze

Stück, hier die ganze Seite und auch diese halbe. Wann will ich damit fertig werden? Da kann ich ja nicht einen Augenblick spielen!"

„Wenn du weiter keinen Kummer hast," sagte Leopold, „so will ich dir bald helfen. Suche nur gleich Dinte, Feder und Papier herbei; setze dich hin und schreibe, und gehe nicht eher von der Stelle, als bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Das habe ich von meinem Lehrer gelernt. Der sagte mir immer, so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt. Deswegen müsse man es frisch angreifen, so käme es bald zu Ende, und wenn es zu Ende sei, so habe man immer darüber eine große Freude."

„Das ist ja aber gar zu viel," fuhr Christian fort, „das kann ich ja unmöglich Alles schreiben; sieh' nur eine Seite und noch eine halbe Seite!"

Er wurde darüber so unwillig, daß er wirklich den Mund verzog und anfing zu weinen.

„Je mehr du zu schreiben hast, Christelchen," antwortete ihm Leopold, „desto eher mußt du damit anfangen und desto länger mußt du dabei bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hand legtest und das ganze Schnupftuch voll weintest, so schafftest du damit keine Zeile fertig. Frisch, setze dich hin und schreibe; ich will mich so lange in diese Ecke setzen und lesen, bis du fertig bist."

Wirklich setzte sich Leopold in eine Ecke, sprach kein Wort mehr, sondern las in einem Buche. Christian aber holte einen tiefen Seufzer, nahm die Feder und schrieb und sprach kein Wort mehr. Und je länger er schrieb, desto mehr nahmen die Zeilen ab, die er abschreiben sollte. Er merkte es und wurde dadurch geneigt immer eifriger im Schreiben fortzufahren. — Kaum war eine halbe Stunde vorbei, so rief er: „Punktum, ich bin fertig!" sprang vom Stuhle auf, umarmte seinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte und spielte nun noch ein Paar Stunden recht vergnügt mit ihm im Damenbrette.

Erzählung aus dem Morgenlande.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um

eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Steine. Alle, die es sahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob und ohne ein Wort zu sagen in die Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er.

Nach Jahr und Tag verübte der reiche Mann einen Spitzbubenstreich und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht. Der Mann mit dem räthselhaften Steine in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Steine; jetzt hob er ihn in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, aber, wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Gesichte davon.

Daraus kann man lernen: Erstens, man soll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein, denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und: Wer dir, als Freund, nichts nützen kann, der kann vielleicht, als Feind, dir schaden. Zweitens, man soll seinem Feinde keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so:

„Rache an dem Feinde auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das wäre thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich."

Hebel.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Die Nüsse sind reif geworden, da wollen wir miteinander auf den Berg gehen und uns einmal recht satt daran essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt." „Ja," antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen." Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß

ich nicht, ob sie sich so dick gegessen, oder ob sie übermüthig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen." — „Nein," sagte das Hähnchen, „das wäre mir recht! Lieber geh' ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse; so haben wir nicht gewettet! Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bocke sitzen, aber selbst ziehen, das thu' ich nicht."

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen? Wartet, das soll euch schlecht bekommen!" ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat, und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu, was du kannst!" Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: „Halt! halt!" und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter; dabei wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen; doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshause, und weil sie nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war, und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viele Einwendungen, sein Haus sei schon voll, gedachte auch wohl, es möge keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. — Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen, und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holten das Ei, pickten es auf und verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch; darauf flogen sie, mir nichts, dir nichts, über die Heide davon.

Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunterschwamm, und das ging geschwinder als auf dem Wagen. Ein Paar Stunden darnach hob sich der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir Alles an meinen Kopf," sagte er, und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder, aber geschwind fuhr er wieder auf und schrie: „Au weh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abends gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

Brüder Grimm.

Herr Fix und Fertig.

Fix und Fertig war lange Zeit Soldat gewesen. Weil aber der Krieg ein Ende hatte und Nichts mehr zu thun war, als einen und alle Tage dasselbe, so nahm er seinen Abschied und wollte Bedienter bei einem großen Herrn werden. Da giebt's Kleider, mit Gold besetzt, Viel zu schaffen, und immer was Neues, dachte er. Also machte er sich auf den Weg und kam an einen fremden Hof. Da sah er einen Herrn, der in dem Garten lustwandelte. Fix und Fertig besann sich nicht lange, trat frisch auf ihn zu und sagte: „Mein Herr, ich suche Dienste bei einem großen Herrn; sind's Euere Majestät selbst, so ist mir's am liebsten; ich kann und weiß Alles, was dazu gehört, kurz und lang, wie's befohlen wird." Der Herr sagte: „Recht, mein Sohn, das wäre mir lieb; sag' an, was ist anjetzt mein Verlangen?" Fix und Fertig, ohne zu antworten, drehte sich um, lief und brachte eine Pfeife und Tabak.

„Recht, mein Sohn, du bist mein Bedienter. Aber nun gebe ich dir auf, mir die Prinzessin Edwinde zu schaffen, die schönste auf der Welt, die will ich zu meiner Gemahlin haben."

„Wohlan," sagte Fix und Fertig, „das ist mir ein Kleines, die soll mein Herr König bald haben. Geben Sie mir nur einen schönen Wagen, bespannt mit Sechsen, einen Leibkutscher, Laufer, Bedienten Koch und einen völligen Staat, mir selbst aber fürstliche Kleider, und Jedermann muß meinen Befehlen gehorchen." Er bekam, was er forderte, und sie fuhren insgesammt ab. Der Herr Bediente saß in der Kutsche, und es ging immer dem königlichen Hofe zu, wo die schöne Prinzessin war. Als die gebahnte Straße zu Ende war, fuhren sie in's Feld hinein und kamen bald an einen großen Wald, der war voll von vielen tausend Vögeln. Da war ein tausendstimmiger Gesang, prächtig in die blaue Luft hinein. „Halt! halt!" rief Fix und Fertig, „die Vögel nicht gestört! Die preisen ihren Schöpfer und können mir wieder einmal dienen; links um!" Der Kutscher mußte also umdrehen und um den Wald herum fahren.

Darnach währte es nicht lang', so kamen sie an ein großes Feld, da saßen an die tausend Raben, die schrien nach Speise überlaut. „Halt! halt!" rief Herr Fix und Fertig, „binde eins von den vordersten Pferden los, führ' es auf's Feld und stich's todt, daß die Raben gespeist werden; die sollen keinen Hunger leiden."

Nachdem die Raben gesättigt waren, ging die Reise weiter, und sie kamen an ein Wasser, darin war ein Fisch, der klagte erbärmlich: „Um Gotteswillen, setzt mich in ein fließendes Wasser, denn ich habe keine Nahrung in diesem schlechten Sumpfe; gern will ich euch einmal wieder dienen." Eh' er noch ausgeredet, hatte Fix und Fertig „Halt! halt!" gerufen und gesagt: „Koch, nimm ihn in die Schürze; Kutscher, fahr zu nach einem fließenden Wasser." Fix und Fertig stieg selber aus und setzte ihn hinein, daß der Fisch vor Freude mit dem Schwanze schlug.

Herr Fix und Fertig sprach darauf: „Laßt nun die Pferde rasch laufen, daß wir zu Abend noch an Ort und Stelle kommen."

Als er in der königlichen Hauptstadt anlangte, fuhr er gerade auf den besten Gasthof los. Der Wirth und alle seine Leute kamen heraus, empfingen ihn auf's Beste und meinten, ein fremder König sei angekommen. Fix und Fertig aber ließ sich gleich an dem königlichen Hofe anmelden, machte sich beliebt und hielt um die Prinzessin an.

„Mein Sohn," sagte der König, „dergleichen Freier sind schon viele abgewiesen worden, weil keiner hat ausrichten können, was ich ihnen auferlegt hatte, um meine Tochter zu gewinnen."

„Wohlan," sprach Fix und Fertig, „geben Eure Majestät mir nur was Rechtes auf."

Der König sagte: „Ich habe ein Viertel Mohnsamen säen lassen; kannst du mir denselben herbeischaffen, daß kein Korn fehlt, so sollst du die Prinzessin für deinen Herrn haben."

Hoho, dachte Fix und Fertig, das ist ein Geringes für mich, nahm darauf ein Maß, einen Sack und schneeweiße Tücher, ging hinaus, und die letzteren breitete er neben das besäete Feld hin. Gar nicht lange, da kamen die Vögel, die im Walde bei ihrem Singen nicht waren gestört worden, und lasen den Samen Körnchen für Körnchen auf und trugen ihn auf die weißen Tücher. Als sie Alles aufgelesen hatten, schüttelte es Fix und Fertig zusammen in den Sack, nahm das Maß unter den Arm, ging zu dem Könige und maß ihm seinen ausgesäeten Samen wieder zu. Er dachte dabei, nun wäre die Prinzessin schon sein.

Aber gefehlt! „Noch eins, mein Sohn," sagte der König; „meine Tochter hat einstmals ihren goldenen Ring verloren; denselben mußt du mir erst wiederschaffen, ehe du sie bekommen kannst."

Fix und Fertig machte sich keine Sorgen. „Lassen Eure Majestät mir nur das Wasser und die Brücke zeigen, wo der Ring verloren worden, so soll er bald herbeigeschafft sein," sagte er. Als er hingebracht war, sah er hinab; da schwamm der Fisch hinzu, den er auf seiner Reise in den Fluß gesetzt hatte, streckte den Kopf in die Höhe und sagte: „Wart' einige Augenblicke; ein Wallfisch hat den Ring unter der Floßfeder, daher will ich ihn sogleich holen." Er kam auch bald wieder, und warf den Ring an's Land. Fix und Fertig brachte ihn zum Könige. Dieser aber antwortete: „Nun noch Eins. In jenem Walde ist ein Einhorn, das hat schon vielen Schaden angerichtet; wenn du das tödten kannst, dann ist nichts mehr zu thun übrig."

Fix und Fertig bekümmerte sich auch hier nicht groß, sondern ging geradezu in den Wald. Da waren die Raben, die er einmal gefüttert hatte und sprachen: „Noch eine kleine Weile Geduld; jetzt liegt das Einhorn und schläft. Wenn es sich herumdreht, so wollen wir ihm das gute Auge, das es hat, auspicken; dann ist es blind und wird in seiner Wuth gegen die Bäume rennen und mit seinem Horne sich fest spießen; dann kannst du es leicht tödten." Bald wälzte sich das Vieh ein Paar Mal im Schlafe herum und legte sich auf die andere Seite. Da flogen die Raben herunter und hackten ihm sein gesundes Auge aus. Wie es die Schmerzen empfand,

sprang es auf und rannte unsinnig im Walde umher. Es währte nicht lange, so hatte es sich fest gerannt. Da sprang Fix und Fertig herbei, hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn dem Könige.

Dieser konnte nun seine Tochter nicht länger versagen. Sie ward dem Fix und Fertig übergeben, der sich gleich in vollem Staate, wie er gekommen war, mit ihr in die Kutsche setzte, zu seinem Herrn fuhr und ihm die schöne Prinzessin brachte. Da ward er wohl empfangen.

Die Hochzeit wurde in voller Pracht gehalten, und Fix und Fertig wurde erster Minister.

Brüder Grimm.

Das Paar Pantoffeln.

Zu Bagdad lebte ein alter Kaufmann, Namens Abu Kasem, der wegen seines Geizes sehr berüchtigt war. Seines Reichthums ungeachtet waren seine Kleider nur Flicken und Lappen, sein Turban ein großes Tuch, dessen Farbe man nicht unterscheiden konnte. Unter allen seinen Kleidungsstücken aber erregten seine Pantoffeln die größte Aufmerksamkeit. Mit großen Nägeln waren ihre Sohlen beschlagen; das Oberleder bestand aus so viel Stücken, als irgend ein Bettlermantel, denn in den zehn Jahren, seitdem sie Pantoffeln waren, hatten die geschicktesten Schuhflicker von Bagdad alle ihre Kunst erschöpft, diese Stücke zusammenzuhalten. Davon waren sie so schwer geworden, daß, wenn man etwas recht Plumpes beschreiben wollte, man die Pantoffeln des Kasem nannte.

Als dieser Kaufmann einst auf dem großen Markte der Stadt spazieren ging, that man ihm den Vorschlag, einen ansehnlichen Vorrath von Krystallgeräthen zu kaufen. Er schloß den Kauf und sehr glücklich. Einige Tage nachher erfuhr er, daß ein verunglückter Salbenhändler nur noch Rosenwasser zu verkaufen habe und sehr in Verlegenheit sei. Er machte sich das Unglück dieses armen Mannes zu Nutze, kaufte ihm sein Rosenwasser für die Hälfte des Werths ab und war über diesen Kauf sehr erfreut.

Es ist die Gewohnheit der morgenländischen Kaufleute, die einen glücklichen Handel gemacht haben, ein Freudenfest zu geben. Dies that aber unser Geizige nicht. Er fand es zuträglicher, einmal auch etwas an seinen Körper zu wenden, und so ging er in's Bad, das

er seit langer Zeit nicht besucht hatte, weil er sich vor der Ausgabe fürchtete, die dadurch nöthig wurde. Indem er nun in das Badhaus kam, sagte einer seiner Bekannten, es wäre doch einmal Zeit seine Pantoffeln abzudanken und sich ein Paar neue zu kaufen. „Darauf denke ich schon lange," antwortete Kasem; „wenn ich sie aber recht betrachte, so sind sie doch so schlecht nicht, daß sie nicht noch Dienste thun könnten." Damit begab er sich in's Bad.

Während er sich badete, kam auch der Kadi von Bagdad dahin, und weil Kasem eher fertig war, als der Richter, ging er zuerst in das Zimmer, wo man sich ankleidete. Er zog seine Kleider an und wollte nun wieder in seine Pantoffeln treten, aber ein anderes Paar stand da, wo die seinigen gestanden hatten, und unser Geizhals überredete sich gern, daß dies neue Paar wohl ein Geschenk des Freundes sein könne, der ihn vorher erinnert hatte, sich ein Paar neue zu kaufen. Flugs zog er sie an und ging voll Freuden aus dem Bade.

Unglücklicher Weise waren es die Pantoffeln des Kadi. Als dieser sich nun gebadet hatte und seine Pantoffeln begehrte, so fanden seine Sklaven sie nicht, wohl aber ein schlechtes Paar andere, die an eine andere Stelle verschoben waren, und die man sogleich für Kasems Pantoffeln erkannte. Eilig lief der Thürhüter hinter ihm her und führte ihn, als auf dem Diebstahl ertappt, zurück zum Kadi. Dieser, über die unverschämte Dreistigkeit des alten Geizhalses ergrimmt, hörte seine Vertheidigung gar nicht einmal an, sondern ließ ihn sogleich in's Gefängniß werfen. Um nun nicht als ein Dieb mit öffentlicher Schande bestraft zu werden, mußte er nach orientalischer Art reichlich zahlen. Hundert Paar Pantoffeln hätte er für die Summe kaufen können, die er erlegen mußte.

Sobald er nach Haus gelangte, nahm er Rache an den Urhebern seines Verlustes. Zornig warf er die Pantoffeln in den Tigris, der unter seinem Fenster vorbeifloß, damit sie ihm nie mehr zu Gesichte kämen. Aber das Schicksal wollte es anders. Wenige Tage nachher zogen Fischer ihr Netz auf und fanden es ungewöhnlich schwer. Sie glaubten schon einen Schatz an den Tag zu bringen, statt dessen aber fanden sie die Pantoffeln Kasems, die noch dazu mit ihren Nägeln das Netz so zerrissen hatten, daß sie lange daran flicken mußten. Voll Unwillen gegen Kasem und seine Pantoffeln, warfen sie diese gerade in seine offenen Fenster. Aber eben in diesem Zimmer standen unglücklicher Weise alle die Krystallflaschen, voll von dem schönen Rosenwasser, das er gekauft hatte, und als nun die schweren, mit Nägeln beschlagenen Pantoffeln auf dieselben geworfen wurden, so wurde

der Krystall zertrümmert, und das herrliche Rosenwasser floß auf den Boden.

Man stelle sich Kasem vor, als er in's Zimmer trat, und die Zerstörung erblickte. „Verwünschte Pantoffeln!" rief er aus, „ihr sollt mir ferner keinen Schaden anrichten." Sofort nahm er eine Schaufel und lief mit ihnen in den Garten. Hastig grub er ein Loch, um seine Pantoffeln darin zu begraben. Als er aber damit beschäftigt war, sah einer seiner Nachbaren, mit dem er seit langer Zeit in Feindschaft lebte, zum Fenster hinaus und bemerkte das hastige Graben Kasems. Unverzüglich lief er zum Statthalter und meldete ihm insgeheim, daß Kasem in seinem Garten einen großen Schatz gefunden habe. Mehr bedurfte es nicht, um die Geldgier des Statthalters zu reizen, und es war umsonst, daß Kasem betheuerte, er habe Nichts gefunden, sondern vielmehr etwas hineingelegt, nämlich seine Pantoffeln. Vergebens grub er sie wieder auf und ließ sie selbst vor Gericht zeigen; der Statthalter hatte sich auf Geld gefaßt gemacht, und Kasem mußte sich abermals mit einer großen Summe lösen.

Voll Verzweiflung ging er vom Statthalter weg, seine theuren Pantoffeln in der Hand, und verwünschte sie von ganzem Herzen. „Warum," sprach er, „soll ich sie noch mir zum Schimpf in den Händen tragen?" Mit diesen Worten warf er sie nicht weit von des Statthalters Palast in eine Wasserleitung „Nun werde ich," sprach er, „doch weiter von euch Nichts hören, nachdem ihr mir so viel gekostet habt." Aber die Pantoffeln wurden gerade in die verschlämmte Röhre der Wasserleitung hineingetrieben. Nur noch dieses Zusatzes bedurfte es, und nach einigen Stunden stand der Fluß still, die Wasser traten über, und sogar des Statthalters Gewölbe ward überschwemmt. Ueberall war Angst und Verwirrung, und die Brunnenmeister wurden zur Verantwortung gezogen. Diese untersuchten die Wasserleitungen, und zu ihrem Glücke fanden sie die Pantoffeln in dem von ihnen vernachlässigten Schlamme, und hatten sich damit genugsam gerechtfertigt. Der Herr der Pantoffeln ward in Verhaft genommen, und weil dies eine boshafte Rache gegen den Statthalter schien, so mußte er mit einer noch größeren Geldstrafe, als die beiden vorigen waren, büßen. Seine Pantoffeln aber wurden ihm sorgfältig wiedergegeben.

„Was soll ich mit euch nun thun," sprach Kasem, „ihr vermaledeiten Pantoffeln? Allen Elementen habe ich euch preis gegeben, und ihr kommt immer mit größerem Verlust wieder; jetzt ist mir nur noch Eins übrig: die Flamme soll euch verzehren.

— Weil ihr aber," fuhr er fort und wog sie in seinen Händen, „so ganz mit Schlamm erfüllt und mit Wasser getränkt seid, so muß ich euch noch das Sonnenlicht gönnen, und euch auf meinem Dache trocknen, denn euch in mein Haus zu bringen, werde ich mich wohl hüten." Mit diesen Worten stieg er auf das platte Dach seines Hauses und legte sie daselbst nieder. Aber das Unglück hatte noch nicht aufgehört ihn zu verfolgen; ja, der letzte Streich, der ihm aufbehalten war, war der grausamste von allen. Ein Hund seines Nachbars ward die Pantoffeln gewahr. Er sprang von dem Dache seines Herrn auf das Dach Kasems und spielte mit ihnen, indem er sie umherzerrte. So hatte er den einen bis an den Rand des Daches geschleppt, und es bedurfte nur noch einer kleinen Berührung, da fiel der schwere Pantoffel einer Frau, welche eben unterm Hause vorbeiging und ein Kind trug, gerade auf den Kopf. Sie fiel selbst nieder, und das Kind stürzte aus ihren Armen auf die Steine. Ihr Mann brachte seine Klage vor den Richter, und Kasem mußte härter büßen, als er je gebüßt hatte, denn sein unvorsichtiger Pantoffel hatte beinahe zwei Menschen erschlagen. Als ihm dies Urtheil verkündigt war, sprach Kasem mit einer Ernsthaftigkeit, die den Kadi selbst zum Lachen brachte: „Richter der Gerechtigkeit, alles will ich euch geben und leiden, wozu ihr mich verdammt habt; nur erbitte ich mir auch den Schutz der Gerechtigkeit gegen die unversöhnlichen Feinde, welche die Ursache alles meines Kummers und Unglücks bis auf diese Stunde waren. Es sind diese armseligen Pantoffeln. Sie haben mich in Armuth, in Schimpf, ja sogar in Lebensgefahr gebracht, und wer weiß, was sie noch im Schilde führen! Sei gerecht, edler Kadi, und fasse einen Schluß ab, daß alles Unglück, was ohne Zweifel noch diese Werkzeuge der bösen Geister anrichten werden, nicht mir, sondern ihnen zugerechnet werde."

Der Richter konnte ihm seine Bitte nicht versagen. Er behielt die unglücklichen Störer der öffentlichen und häuslichen Ruhe bei sich. Dem Alten aber gab er die Lehre, daß die rechte Sparsamkeit nur in der richtigen Anwendung des Geldes, nicht aber in dem Zusammenscharren desselben bestehe.

Palmblätter.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebiet'rischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht' er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht' er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?
Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,

Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts als Reichthum hinterlassen.

Gellert.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
„Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt' es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?"

Die Henne läuft mit struppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrei'n;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheu'n.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,

Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Gellert.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich däucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Scharen!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrei'n,
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrei'n.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die vor Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor dem Feldherrn der Barbaren
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hat's von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.

So hart als auch der Feldherr war:
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.

Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh'
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
„Ihr Schönen," fängt er an und spricht.
Ihr Schönen? Dieses glaub' ich nicht:
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sein es, oder nicht, kann „meine Schönen" nennen.

„Ihr Schönen," sprach der General,
„Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurückbehält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt."

Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.
Was half's, daß er: Ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug.
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan
(Der General war selbst ein Ehemann),
Bis, sag' ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,

Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann in's Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth;
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen.
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat in's Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd' und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Gellert.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an,
Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht;
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht? —
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht! —
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem Verwahrt und dem Bewahrt,
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich Viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein! —
Ihr Herren, stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein.
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Gellert.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämteste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.

„Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich euch's und jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt.
Der — — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd."

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn
(Wir müssen selbst darüber gehn),
Die hat dir Manchen schon betrogen
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein).
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb."

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.

„Ach, Vater!“ spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Gellert.

Die Frau und der Geist.

Vor dem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
„Frau,“ sprach der Geist, „hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht!
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden sein.“ —

Die Frau fand zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheit ein. —
Nun die muß recht beherzt gewesen sein!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
Wer stände mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund.
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, bei Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort. —
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost — — — Ha, ha, nun klingt es hohl!
Nun wird der rechte Fleck bald kommen:
Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O, wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwa auf dem Platz?
Er kommt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
„Ach!" rief sie schnell, „ich muß mich schämen,
„Sie zu bemühn — — Weg war der Schatz!

Gellert.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich," sprach er, „und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel auf's Rechnen und auf's Schreiben,
Dies lass' er sie fein fleißig treiben,
Und präg' er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kann's ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dies macht bei aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön.
Erfüll' er also meine Bitten!
Hier geb' ich ihm zwei Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten sein."

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' jetzt verdient, als Staatsmann, seinen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Herr, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. „Herr," sprach der gute Bauer,
„Was soll für seine Mühe sein?"
„Ich fordre dreißig Thaler." „Nein,
Nein," fiel der Alte hitzig ein,
„Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden."

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gulden giebt.

Gellert.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
„Mich dauert," sprach er, „dein Gefieder.
O sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?"

„Mich," sprach sie, „lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief: kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon."

„Das Netz," sprach dieser, „nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!"

Er fliegt und ruft noch: „Merk' es dir!"
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
„Sprich," rief sie, „wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?"

„Die Freundin," sprach er, „ging mir nah',
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sein, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!"

„Die Ruhe," sprach sie, „nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah' der Fall dem Sichern ist!"

Gellert.

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Walde spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" „Das ist der König der Vögel," sagte der Wolf; „vor dem müssen wir uns neigen." Es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist," sagte der Bär, „so möcht' ich auch gern seinen königlichen Palast sehen; komm und führe mich hin." „Das geht nicht so, wie du meinst," sprach der Wolf; „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gern nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Aermel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis der Herr König und die Frau Königin wieder fort sind." Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stand und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruh', wollte den königlichen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen; er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast!" rief der Bär. „Ihr seid auch keine Königskinder; ihr seid unehrliche Kinder!" Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsre Aeltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir!" Dem Bär und dem Wolf

ward angst; sie kehrten um, und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Aeltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir essen kein Fliegenbeinchen, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten." Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden." Er flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Brummbär, du hast meine Kinder gescholten; das soll dir übel bekommen; das wollen wir in einem blutigen Kriege ausmachen." Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und es ward alles vierfüßige Gethier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel, groß und klein, auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der Oberfeldherr des Feindes wäre. Die Mücke war die Listigste von Allen, schwärmte im Walde, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf dem Baume, unter dem die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der Schlauste unter allem Gethier, du sollst General sein und uns anführen; was für ein Zeichen wollen wir verabreden?" Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen buschichten Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch; wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschiren, laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft." Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim, und verrieth dem Zaunkönige Alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu! da kam das vierfüßige Gethier dahergerannt mit einem Gebrause, daß die Erde zitterte; der Zaunkönig mit seinem Heere kam auch die Luft daher; das schnurrte, schrie und schwärmte, daß Einem angst wurde, und sie gingen von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse ab, sie sollte sich dem Fuchse unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob; doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußt' er ihn einen Augenblick herunter lassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, Alles

wäre verloren, und fingen an zu laufen, jedes in seine Höhle. So hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht; der Bär soll erst vor's Nest kommen und Abbitte thun und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf setzten sich die jungen Zaunkönige zusammen und aßen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Brüder Grimm.

Der Fuchs und die Weintraube.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Fand einen Weinstock, der voll Trauben
An einem hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen ihm ein köstlich Ding,
Allein beschwerlich abzuklauben.
Er schlich umher, den nächsten Zugang auszuspähn.
Umsonst! Es war zu hoch, kein Sprung war abzusehn.
Sich selbst nicht vor dem Trupp der Vögel zu beschämen,
Der auf den Bäumen saß, kehrt er sich um und spricht,
Und zieht dabei verächtlich das Gesicht:
„Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind ja herb und taugen nicht.“

Haller.

Auf das Osterfest.

Die lieben Veilchen überall
Auf Bergen und im tiefen Thal,
Sie blühn so schön und duften.

Und auf der Straße ist's so still,
Wie wenn ein Festtag werden will:
Es schmücken sich die Leute.

Die Sonne auch so freundlich strahlt
Man hat die Eier roth gemahlt,
Zum Zeichen großer Freude.

Wißt ihr, was für ein Fest es ist?
Erstanden ist Herr Jesus Christ,
Aus seinem Grab erstanden.

Nun weiß auch Jeder, daß er lebt,
Daß er in unsrer Mitte schwebt,
Und uns zum Guten leitet.

Ich will auch sein so gut und fromm,
Daß auch zu mir der Heiland komm'
Und mich glückselig mache.

Euch, lieben Aeltern, aber werd',
Weil ihr von Jesu mich belehrt,
Der vollste Segen Gottes!

Oeser.

Der Verdrießliche.

Ich bin verdrießlich!
Weil ich verdrießlich bin,
Bin ich verdrießlich.
Sonne scheint gar zu hell,
Vogel schreit gar zu grell,
Wein ist zu sauer mir,
Zu bitter ist das Bier,
Honig zu süßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Bin ich verdrießlich.
Dort wird Musik gemacht,

Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Ist nicht ersprießlich,
Ist nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, so verdrießlich!
Wo ich auch geh' und steh',
Ich meinen Schatten seh',
Immer verfolgt er mich;
Ist das nicht ärgerlich?
Und wenn der Himmel trüb',
Ist es mir auch nicht lieb.
Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O, wie mich das verstimmt!
O, wie mich das ergrimmt!
Wie das in's Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —
Bin ganz verdrießlich,
Weil Nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, wie verdrießlich!

Bechstein.

Das Huhn und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt ihn in den Sand.
„Möchte doch, mich zu erfreu'n,"
Sprach es, „dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!"

Hagedorn.

Abendfeier.

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied!
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert;
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und Alles betet lebendig
Um eine selige Ruh',
Und Alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

Spitta.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

In der schwedischen Eisengrube zu Falun fand man, als zwischen zwei Schachten ein Durchschlag versucht wurde, einen Leichnam, der, ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Funfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwasser gelegen, und Niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, Niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken, sowie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewißheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte Treue bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, stehet, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Müt-

lerchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen vergönnt war. Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das Eine im Tod und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere bei dem Verwelken und Veraltern des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

G. H. Schubert.

Lob der Faulheit.

Faulheit, itzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied singen. —
O — wie — sau—er — wird es mir, -
Dich — nach Würden — zu besingen!
Doch will ich mein Bestes thun,
Nach der Arbeit ist gut ruhn.
Höchstes Gut, wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! — ich gähn' — ich — werde matt -
Nun — so — magst du — mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann:
Du verhinderst mich ja dran.

Lessing.

Frankfurt am Main.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt;
Da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!"

Nun betete Kaiser Carol auf Knieen an seinem Speer,
Da theilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher,

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand:
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen Alle, wie Israel durch's Meer;
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt!"

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter, und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron'
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

Kopisch.

Die Riesen und die Zwerge.

Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauer, der schien ihr klein genug
Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauer, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze und trug's auf's Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: „Was hast du, Kind, gemacht?"
Sie sprach: „Ein schönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht."
Die Riesen und die Zwerge!

Der Vater sah's und sagte: „Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu' es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl."
Die Riesen und die Zwerge!

Rückert.

Marienwürmchen.

Marienwürmchen, setze dich
Auf meine Hand, auf meine Hand,
Ich thue dir nichts zu Leide!
Es soll dir nichts zu Leid' geschehn,
Will nur deine bunten Flügel sehn,
Bunte Flügel, meine Freude!

Marienwürmchen, fliege weg!
Dein Häuschen brennt, die Kinder schrei'n
So sehre, wie so sehre!
Die böse Spinne spinnt sie ein:
Marienwürmchen, flieg' hinein,
Deine Kinder schrei'n so sehre!

Marienwürmchen, fliege hin
Zu Nachbars Kind, zu Nachbars Kind,
Sie thun dir nichts zu Leide;
Es soll dir da kein Leid geschehn,
Sie wollen deine bunten Flügel sehn,
Und grüß' sie alle beide!

Wunderhorn.

Ermahnung.

Keinem Würmchen thu' ein Leid!
Sieh', in seinem schlichten Kleid
Hat's doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern,
Führt es zu dem Grashalm hin,
Daß es ißt nach seinem Sinn,
Zeigt den Tropfen Thau ihm an,
Daß es satt sich trinken kann,
Giebt ihm Lust und Freudigkeit, —
Liebes Kind, thu' ihm kein Leid!

Hey.

Das Frühlingsmahl.

Gott hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum,
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum!

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger!
Hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich."

W. Müller.

Frühlingslied.

Herr Storch! Herr Storch mit langen Beinen!
Willkommen auf dem lieben Dach!
Jetzt wird die Sonne wieder scheinen,
Jetzt werden bald die Vöglein wach,
Jetzt kommen bald die Schwalben wieder
Und Sonnenschein und Frühlingslieder.

Der Storch steht auf dem hohen Neste
Und schaut herab auf Feld und Stadt,
Ob auch zum nahen Osterfeste
Sich alles vorbereitet hat;
Ob auch die Blumen und die Kräuter
Hervorgekrochen frisch und heiter;

Und klappert laut, schlägt mit den Flügeln
Und ruft: „Wacht auf! wacht auf!“ herunter.
Da knospt und treibt es auf den Hügeln,
Und alle Thierchen werden munter.
Nicht länger will das Häschen feiern
Und kommt mit seinen Ostereiern.

Helmsdörfer.

Der Maulwurf.

Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur,

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf,
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub in's Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er empor wirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und, ohne daß er's weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl, und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder.

Rückert.

Beim Aufstehn.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand;
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein die Hand von Erdenschmutz.
Kind, die äußre Reinlichkeit
Ist der innern Unterpfand.

Rückert.

An den Bach.

Sanfter Bach, der unter Sträuchen
Lieblich mir zur Seite fließt,
Möchte dir mein Leben gleichen,
Das oft trüb' und stürmisch ist.

Daß in dir kein Goldsand fließet,
Und sich keine Perle nährt,
Schadet nicht: denn es ergießet
Segen sich von höherm Werth.

Wenn sich deine Ufer engen,
Findest du, dich schmiegend, Bahn,
Und triffst in den krümmsten Gängen
Blumen, die dir lächeln, an.

Ungetrübt schlüpft jede Welle,
Reinem Silber gleich, daher:
Rein kam sie aus deiner Quelle,
Rein fließt sie in's weite Meer.

Weiße.

Der muthige Sachsenknabe.

Zur Zeit, als der siegreiche Frankenkönig, Karl der Große, Krieg mit den zwei tapfern Sachsenfürsten, Wittekind und Alf, führte, gab es in einer der unzugänglichsten Gegenden des Harzwaldes ein kleines Bauernhaus, darin ein freier Mann, Namens Berthulf, mit den Seinigen wohnte. Dieser war in den Forst gegangen, um Holz zu fällen, und wie er Abends mit seiner Bürde wieder nach Hause zurückkam, fand er Frau und Kinder (einen Knaben hatte er und ein Mädchen) schon an dem Herde versammelt; denn der Abend war kühl, und es ging ein rauher Wind durch das Gebirge. Als der Mann seine Ladung ablegte, seufzte er tief und sagte zu den Seinigen: „Ihr Lieben, es steigt Flamme und Rauch von mehreren Gegenden der Ebene auf, ja selbst von solchen Stellen, wo ich weiß, daß herrliche Ritterburgen stehen. Die Franken müssen wohl eine große Schlacht gewonnen haben.“ Da ergriff der Knabe ein Beil, stampfte es ungestüm gegen den Boden, und rief aus: „Warum bist du auch nicht zu dem Heerbanne ausgezogen, Vater, und hast mich mitgenommen?“ — Die Frau aber sagte: „Kind, du weißt ja, daß die Franken Christum erkennen, und ihm dienen, wie auch wir. Sollte denn der Vater gegen seine Glaubensgenossen fechten?“ — „Die Sachsen sind aber doch unsere Landsleute,“ sprach der Knabe trotzig. Das Mädchen sagte hierauf: „Der Himmel ist mehr, als die Erde, sagt immer die Mutter. Und wenn nun unser guter Vater einen Christen erschlüge, der für die Sache des Heilands ficht, — ach Gott, wie könnte er dann in den Himmel kommen?“ Es war, als wisse der Knabe nichts Rechtes zu antworten, aber er murmelte für sich immer trotzig fort. Berthulf erhob endlich seine Stimme und sagte auf eine sehr schmerzliche, an ihm ganz ungewohnte Weise: „Ihr lieben Kinder, ich spür' es mehr, als je, daß ihr zu meinem Herzen gehört; denn alle eure Stimmen lassen sich darin vernehmen, und haben es schon die letzten Monden her gethan, als auch unser Gau zum Aufbruch geboten wurde. Aber daß ich keinen Antheil genommen habe, ist der Wille des Herrn, auf den ich ehrlich und achtsam zu gehorchen wußte, und das, Knabe, mußt du mir auch zutrauen, daß ich weiß, was ich thue; deshalb murre du nur nicht, und sei nicht unzufrieden mit mir.“ Da war auch der Knabe alsbald stille, und Alle saßen schweigend und nachdenklich in die Herdesflamme. Nach einer Weile ließen sich den Bergpfad herauf Tritte von Roß und Mann hören. Die Frau sagte ängstlich: „Ach Gott im Himmel! sollten

wohl siegende Franken in Schlachtwuth hier heran kommen?" Der Mann aber schüttelte den Kopf und sagte: „Bewahre! Selbst um sich zu verirren bis in dieses Thal, muß man besser mit den Windungen des Harzwaldes vertraut sein, als es sich von einem fremden Kriegsknechte gedenken läßt. Wer hier zu uns sich verirrt, ist mehr der Hülfe bedürftig, als daß er auf Schaden und böse Dinge bedacht sein sollte." Zugleich hielt er einen ellenlangen Kienspan in's Feuer, und ging mit dem lodernden Brande in die dunkle Waldung vor sein Haus hinaus. Da kam ihm ein stattlicher, geharnischter Mann entgegen, aber ohne Helm, welcher ihm wohl im heißen Treffen mochte zerhauen worden sein; denn statt dessen war ein blutiges Tuch um den Kopf gebunden. Hinter ihm ragte noch eine weit höhere Rittergestalt hervor, eine spitzige Sturmhaube über dem dunkeln Haar, der an der Hand ein Roß führte, an dessen ängstlichem Schnaufen sich abnehmen ließ, daß es wund oder krank sein mußte. Berthulf lud die Gäste freundlich in seine Hütte, und der erstere trat alsbald herein, der zweite aber fragte erst, ob auch Platz darin wäre für sein verwundetes Roß? „Denn wo das bleibt," setzte er hinzu, „da bleibe auch ich. Wir beide sind Gesellen in Noth und Tod." — „Es ist noch Raum genug hier vorn auf der Diele," sagte Berthulf, und während er und des Pferdes Herr für das Pferd eine gute Streu und eine Krippe bereiteten, und Futter darein schütteten, hatte sich der andere Gast schon etwas mit der Hausgenossenschaft befreundet. Sie saßen nun allesammt um das Feuer her. Die beiden Kriegsleute schienen in tiefe Gedanken versunken; sie nahmen am Gespräch meist nur so viel Theil, als gerade nothwendig war, und kümmerten sich überhaupt nicht sonderlich viel um ihre Wirthe. Dagegen betrachteten die Hüttenbewohner, wenig an den Anblick fremder Gesichter gewöhnt, ihre Gäste um so achtsamer. Daß beide Sachsen waren, zeigte ihre Gestalt, Tracht, Bewaffnung und ihre Sprache. Der Kleinere von ihnen schien der Vornehmere zu sein. Ueber großen, blauen Augen rollte sich das gelbe Lockenhaar aus dem blutigen Kopftuche auf die königliche Stirn herunter. Der Andere sah finster aus, und trug dunkeles Haar und Bart. Indeß kam die Hausfrau mit einem Kruge Meth*) gegangen, den sie für die beiden Fremden geholt hatte. Nach altdeutscher Sitte trank sie erst den Gästen zu, und machte mit der

*) Meth ist ein Getränk, das in kalten Ländern aus Wasser und Honig gebraut, und anstatt des Weines getrunken wird.

Hand das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber, wie sie das bei jedem Genuß der Speise und des Trankes gewohnt war. Da sahen die Fremden einander finster mit Zorn im Auge an, und der mit dem blutigen Kopftuche sprach endlich: „Ich meine, wir sind unter Christen gekommen, unter abtrünniges Volk vom Glauben der Väter; denn unsre Wirthin machte ein Zeichen, das ich von sterbenden und verwundeten Franken oft sah." — „Ich glaube es auch," erwiederte der Andere, „und wir werden hier wohl noch ein Nachspiel der Schlacht halten müssen." — Darüber wurde die Frau sehr blaß, zitterte an allen Gliedern und sprach: „Ihr lieben Herren, thut uns und unserm armen Hause kein Unrecht an. Das Zeichen, welches ihr gesehen habt, soll nur den Hammer des großen Asathor bedeuten, als welchem Gotte mein Mann besonders ergeben ist." — Sie wußte nämlich um das Heidenthum noch mehr als allzugut Bescheid, weil sie erst vor wenigen Jahren daraus bekehrt worden war. — Die Gäste beruhigten sich damit, und tranken nun auch den Meth, während der Knabe die Mutter immer heimlich zupfte, und ihr zuflüsterte: „Mutter, was soll denn das mit dem Hammer? Ich weiß ja von keinem Hammer was." Sie aber gebot ihm zu schweigen, und suchte die furchtbaren Fremden auf andere Gedanken zu bringen.

Unterdeß war Berthulf, der einstweilen mit dem Pferde beschäftigt gewesen war, an den Herd zurückgekommen, und weil er sah, daß die Gäste aus Einem Kruge tranken, hielt er es ihrem ritterlichen Ansehen nicht für ehrenvoll genug. Er ging nach einem Wandschranke, von dorten ein altes, schönes Trinkhorn zu holen, das der Schatz seines Hauses war. Dabei kam er an einem Kreuzesbilde des Herrn vorbei, und er neigte sich nach seiner Gewohnheit ehrerbietig davor. In demselben Augenblicke hatte der Knabe Reisig in das Feuer geworfen, so daß es höher emporschlug und mit seinem Scheine eben diese Stelle der Hütte beleuchtete. „Halt!" rief der eine Ritter. „Was ist das für ein Bild, vor dem du den Nacken beugtest?" — Der Hausherr stand still, wie bei sich überlegend, ob er wohl nöthig habe, seinem Gast auf all' und jede Frage zu antworten oder nicht. Aber das kleine Mädchen, welches sah, daß ihre Mutter von Neuem bleich ward, und an deren vorige Rede gedacht, sagte: „Ihr lieben Herren, es ist ja nur wieder der Hammer Asathor's und weiter nichts." Da trat Berthulf kräftigen Schrittes an das Feuer und sprach: „Gott sei vor, daß unter meinem Dache irgend eine Lüge laut werde, die nicht sogleich ihren ehrlichen Widerruf finde. Das da an der Wand ist kein Asathor's Hammer, es ist ein heiliges Christusbild

am Kreuze." — „Gottlob! Vater," sagte der Knabe, „daß du der Hammergeschichte ein Ende machst. Die Mutter erzählte schon vorhin davon, und ich wußte nicht, was das bedeuten sollte." Darauf blieben Alle einige Minuten ganz still, Mutter und Tochter vor Angst stumm, der Knabe freundlich in sich hinein lächelnd, Berthulf und die beiden Gäste in tiefen, ernsten Gedanken. Endlich hub der mit dem blutigen Kopftuche an und sprach: „Ich will dir nur sagen, abtrünniger Landsmann, daß du vor zwei furchtbaren Richtern stehst. Ich bin der Herzog Wittekind, und dieser ist der Herzog Alf." Da schrie die Frau vor Schrecken laut auf, faßte ihr Töchterchen in die Arme, und hob es empor. Es war, als ob sie es forttragen wollte; aber sie sank halb ohnmächtig mit dem Kinde auf die Kniee, verhüllte es in ihr Gewand, und brach in heiße Thränen aus. Berthulf faßte die beiden Herren scharf in's Gesicht und sprach: „Ich habe schon längst einmal gewünscht, Euch zu schauen, weil Ihr zwei große Kriegshelden seid, und wohl verdientet, für meinen lieben Herrn Jesus zu fechten. Jetzt kommt Ihr mir freilich ungelegen, und ich werde vermuthlich mein Leben vor Euch lassen müssen. Haltet nur Maß mit Eurer Rache, und schont Hütte und Weib und Kinder." — „Das wird noch darauf ankommen," antwortete Alf, sich zornig von seinem Sitze erhebend, und das Schwert aus der Scheide reißend. Wittekind faßte nach der blanken Streitart, die er hinter sich an die Wand gelehnt hatte, und stieg ebenfalls vom Sessel auf. Beide waren furchtbar anzusehen in ihrem Zorn. Der Knabe hatte indessen das Beil aufgenommen und es dem Vater gegeben. Dann riß er einen Brand aus dem Feuer, stellte sich neben ihn und sagte: „Vater, wir wehren uns doch?" — „Versteht sich," sprach Berthulf, seine Waffe fest fassend, „wir werden fechtend sterben, wie ehrliche Sachsen." — „Sterben?" lachte der Knabe, „das ist noch sehr die Frage. Der Feind ist ja auch nur zu Zweien." —

Da sahen sich die großen Herzöge staunend an, und senkten Streitart und Schwert. Wittekind aber sagte: „Frieden! Ich verlange nichts weiter, als zu hören, wie ein so ächter Sachsenmann sich zu der Lehre des Gekreuzigten hat bekennen mögen." — „Das will ich Euch recht gern erzählen," antwortete Berthulf, und sie setzten sich allesammt, ihre Waffen ablegend, ruhig um das Feuer. Mutter und Tochter beteten in stiller Entzückung. Der Knabe aber sagte: „Nun ist es recht wahr geworden, was du mir so oft sagtest, lieber Vater! Frisch der Gefahr in's Antlitz geschaut, dann beißt sie uns nicht." Berthulf aber hob seine Erzählung folgendermaßen an: „Ich

war noch ein wilder Knabe, etwa 19 Jahre oder darüber alt, da zieh ich einmal, um der Jagd willen, mit Armbrust und Bolzen durch den Forst. Da begegnete mir gerade ein Christenpriester in langen, weißen Kleidern, der ging hier durch unsere Gauen, um die Leute zu der rechten Lehre zu bringen." — „Hättest ihn todt schießen sollen," sagte der finstere Alf. — „Nein," erwiederte Berthulf, „solch Schlimmes kam mir nicht in den Sinn; aber das muß ich mit Schmerzen bekennen, ich gab es unvernünftiger Weise dem frommen Manne Schuld, daß mir den ganzen Tag noch kein Wild vor den Schuß gekommen war. — Herenmeister! sagte ich, spannte die Armbrust, und hielt sie auf seinen rechten Arm — hab' ich heute noch nichts geschossen, so will ich doch dich schießen, und du sollst deine Zauberzeichen um ein Gutes unbehülflicher machen, als bisher. — Damit schwirrte die Sehne, und der Pfeil saß unter dem Ellenbogen fest. Der Priester zuckte schmerzhaft zusammen, und hielt sich die verwundete Stelle, aus der vieles Blut floß; zugleich aber sah er mich freundlich an und sagte: Mein Sohn, da unten im Felsengrund steht ein schöner Hirsch. Wenn du heute ungünstige Jagd gehalten hast, hilft dir wohl dessen Fang wieder zu deinem Schaden. — Ich, der Meinung, er wolle mich mit einem Zauberblendwerk foppen, eile dahin, ihm zu zeigen, daß sich ein Sachsenmann niemals fürchtet. Aber der Hirsch steht wirklich da, ich erlege ihn, und als ich mit der Beute zurückkomme, finde ich den Priester blutend in das Gras gesunken, der, mich freundlich anlächelnd, zu mir sagte: Siehst du, mein Sohn, nun hast du ja doch einen guten Fang gethan. Das freut mich sehr. — Wie mir das Herz in Thränen zerfloß, wie ich vor ihm kniete, und seine Hände küßte, laßt es mich nicht erst weitläufig erzählen, Ihr Herzöge. Mir ist, als rege sich etwas dergleichen auch in Euch. Genug, ich trug den frommen Mann in meine Hütte, heilte ihm den Arm, und er mir die Seele, und als ich einige Jahre nachher meine Frau heirathete, half ich auch ihr auf den rechten Weg. Die Kinder haben wir denn natürlich in der Furcht und Liebe unsers theuren Heilandes auferzogen."

„Es muß was dran sein," sagte Wittekind nachdenkend. — „An der Geschichte, meinst du?" rief Alf, „ja wohl, die ist wahrhaftig. Da will ich ein Gottesurtheil darauf bestehen. Ein Mann, wie der, kann nicht lügen." — „Nein," entgegnete Wittekind, „an der ganzen Lehre muß etwas dran sein, eben weil die Geschichte ohne Zweifel wahrhaftig ist. Aber wir haben keine Zeit, darüber nachzudenken. Unser Weg ist der weiteste und des Rastens genug. — Treuer Wirth,

führt uns durch den Wald, auf Wegen, die kein Franke weiß." — „Von Herzen gern," sagte Berthulf, und machte sich fertig. Alf sah ihn verwundert an und sprach: „Wir sind ja aber Heiden, und wollten erst deine blutigen Richter werden." — „Leider wohl," erwiederte Berthulf; „aber Ihr seid ja auch meine hohen Landesfürsten, und Gott der Herr wird Euch schon zur rechten Zeit den Geist vollends erleuchten. Zudem, wenn das auch Alles nicht wäre — gedenkt an meinen Meister, den verwundeten Priester! Der hat mir herrliche Dinge gelehrt, mit That und Wort." — Sie machten sich damit alle drei auf den Weg, und Berthulf führte sie sorgsam auf solchen Pfaden, die auch das verwundete Roß mit zu überklimmen vermochte. Am Morgen standen die Herren früher, als sie gehofft hatten, auf der gewünschten Stelle am Ausgange des Forstes. Sie nahmen gerührt Abschied, und Berthulf ging freudig singend unter den Zweigen des morgenhellen Waldes zu Weib und Kindern zurück.

Als nach mehreren Jahren die beiden großen Herzöge sich bekehrten, und der versöhnte Kaiser Karl sie über alles Sachsenland setzte, gedachten sie des treuen Hüttenbewohners Berthulf, und machten ihn zu einem Grafen vieler Gaue weit umher.

Trost der Nacht.

Klage nicht, betrübtes Kind,
Klage nicht um's junge Leben;
Manche süße Lust verrinnt,
Doch manch Leid auch wird sich geben.

Ist der Tag so schön erwacht
Mit der Morgenröthe ferne:
Klage nicht, es hat die Nacht
Einen Himmel auch und Sterne.

Spitta.

Belladonna und Scabiosa.

Tief in eines Waldes Schooße
Eine Belladonna stand,

Zur gemeinen Scabiose
Stolzen Blicks herabgewandt.

Sprach sie: „Warum mußt du stehen,
Niederträchtig Räudekraut!
Wo nur edle Blumen wehen,
Wer hat dich nur hergebaut?

Bei den Schafen auf der Weide
Magst du neben Disteln stehn,
Dich in deinem fahlen Kleide
Unter deines Gleichen blähn."

Blümchen thät nur schweigend lauschen,
Schmält die Andre fort und fort;
Sieh' da mit gewalt'gem Rauschen
Fällt die Eiche ihr in's Wort:

„Dieses Blümchen tief am Boden
Ist ein heilend Wunderkraut;
Dich mit deinem Giftesodem
Hat der blasse Tod gebaut."

Oeser.

Der gute Hirte.

Du lieber Heiland Jesus Christ,
Weil Du ein guter Hirte bist
Und merkst so treu auf Deine Herde,
Daß keins davon verloren werde,

So will ich auch Dein Schäflein sein,
Will fröhlich folgen Dir allein,
Will stets auf Deine Stimme hören,
Will nie mich wieder rückwärts kehren.

Christus, mein Helfer und mein Hirt,
Der treulich für mich sorgen wird,

Und mich behüten, führen, weiden,
In Ewigkeit nicht von mir scheiden.

Hey.

Wenn artig und fromm ist mein Kind,

erzähl' ich vom
Hirten
geschwind.

Morgens in der Fruh
Treibt der Hirt die Kuh;
Morgens in der Frühe
Treibt er aus die Kühe:
Treibt sie über'n Steg
Auf den langen Weg;
Treibt sie auf die Wiesen,
Wo die Blumen sprießen;
Treibt sie auf die Auen,
Wo die Blumen thauen;
Treibt sie in die Schluften,
Wo die Blumen duften;
Treibt sie bis an Wald,
Wo die Büchse knallt:
Pumps!

Güll.

Vom Kühlein

auf der Wiesen — Horch, 's wird dich nicht verdrießen!

Muh, Kühlein, Muh!
Kühlein hat keine Schuh'.
Mit bloßen Füßen steht es
Im Stall, und nackend geht es
Spazieren auf der Fluh.

Muh, Kühlein, Muh!
Kühlein hat keine Schuh'.
Drum braucht es keine Muster
Und braucht auch keinen Schuster,
Und läßt ihn wohl in Ruh'.

Muh, Kühlein, Muh!
Kühlein hat keine Schuh'.
Mein Kindlein und die Docken,
Die brauchen aber Socken
Und Stiefel noch dazu.

Güll.

Zur Zeit wenn das Kind schreit.

Will das Kind ein wenig warten,
Kauft der Vater einen Garten,
In dem Garten steht ein Baum,
Ei, wie hoch, das weiß ich kaum.

Doch der Baum ist eine Eiche,
Dran viel hundert, hundert Zweige:
Auf so einem Zweige fest
Sitzt ein warmes Federnest.

Drinnen sitzt ein Papagei
Schon wie lang' auf einem Ei.
Was wird wohl darinnen sein?
Ein gar winz'ges Vögelein;

Potz, mit einem rothen Köpflein,
Und mit einem gelben Schöpflein,
Und das pappert, girrt und schnattert,
Und das plappert, schwirrt und flattert

Wohl vorbei an mir,
Graden Wegs zu dir.

Will das Kind ein wenig warten,
Kauft der Vater diesen Garten.
(Immer wieder von vorn.)

Güll.

Vom Spinnlein und Mücklein

ein trauriges Stücklein.

Die Spinne hat gesponnen
Den Silberfaden zart und fein.
Du Mücklein in der Sonnen,
Nimm wohl in Acht die Flügelein.

Die Spinne hat gewebet
Ihr seidnes Netz mit kluger Hand;
Wer weiß, wie lang' noch lebet
Fein Mücklein, das die Flügel spannt.

Fein Mücklein, horcht, wie denkt es?
Durch's Netz zu fliegen sei ein Spiel;
Frau Spinne aber fängt es,
Und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

Güll.

Die Verwandlung der Insecten.

Die Classe der Insecten ist unter den unvollkommenen Thieren dasselbe, was die Classe der Vögel unter den vollkommenen Thieren ist; denn der größte Theil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insecten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von

Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls blos die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insecten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schönes geflügeltes Insect in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insecten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben und bleiben bis an's Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Scorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

G. H. Schubert.

Vor Weihnachten.

Wenn säuseln die Windlein,
Dann schaut das Christkindlein
Zum dunkelen Fenster herein.
Da sieht es wohl hinter
Dem Vorhang die Kinder,
Und horcht, ob vielleicht sie nicht schrei'n.
Und wenn sie gehorchen,
Dann bringt es bis morgen

Viel Sachen von Zucker und Gold.
Drum legt euch zufrieden,
Dann hat es beschieden
Bis morgen früh, was ihr nur wollt.

Güll.

Abendgebet.

Wenn die Kindlein schlafen ein,
Wachen auf die Sterne,
Und es steigen Engelein
Nieder aus der Ferne,
Halten wohl die ganze Nacht
Bei den frommen Kindern Wacht.

Güll.

Gott weiß.

Weißt du, wie viel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
In der hellen Sonnengluth?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserfluth?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
Daß sie all' in's Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
Stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

Hey.

Vorwitz.

Nach Luthers Tischreden.

„Wo war, eh' er die Welt erschaffen,
Der Herr?" so fragt' ein Fant
Den Doctor Luther. Für den Laffen
War gleich die Antwort bei der Hand:
„Kennst du den Birkenhain?
Da saß er ganz allein
Und schnitt sich Ruthen, tüchtige,
Daß er die Frager züchtige."

Hagenbach.

Der Schwanritter.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfried's Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Wittwe und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsenherzog gekommen, und

wollte der Klage zu Antwort stehen. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein heran, und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff ruhte aber ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Fährmanne, und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereigniß; Jedermann vergaß die Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg' deinen Weg wohl, lieber Schwan! Wann ich dein wieder bedarf, will ich dich schon rufen." Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl ging wieder in's Gestühl zu seinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich Niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhub sich der Ritter, den der Schwan in's Land geführt hatte, und gelobte ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde von beiden Seiten zum Streit gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sie und die Tochter sich vor dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen, und welches sein Geschlecht sei, denn außerdem müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohl gerathen; aber immer mehr fing es an ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach:

„Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es, aber zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er in's Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen; doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als von Cleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

Brüder Grimm.

Gespräche.

Das Wörtchen „Nur.“

Frau Kluge. Was bringt Sie so früh zu mir, Frau Nachbarin?

Frau Funkin. Ach, ich hätte eine schöne Bitte an Sie, liebe Frau Nachbarin.

Kl. Eine Bitte? Wenn es in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, soll es mich herzlich freuen.

F. Es ist nur eine Kleinigkeit, um welche ich Sie bitten will; Sie sollen mir nämlich zwanzig Gulden borgen.

Kl. Nur zwanzig Gulden?

F. Nur zwanzig Gulden. Ich habe in der Stadt einen Zitz gesehen, einen allerliebsten Zitz, lilla mit weißen Blümchen; zwar habe ich so eben kein Kleid nöthig, aber der Zitz ist so schön! so schön! Und dabei spottwohlfeil, denken Sie, Frau Nachbarin, er kostet nur zwei Gulden dreißig.

Kl. Nur zwei Gulden dreißig?

F. Nur zwei Gulden dreißig. Vielleicht handle ich noch etwas herab, aber haben muß ich ihn.

Kl. Ei freilich!

F. Es thut mir nur Leid, daß ich Sie belästigen muß, allein die Zeiten sind so schwer, man kann kaum die lumpigen Paar Gulden zusammenbringen, die man für Kleidung, Wohnung und Kost

bedarf. Doch erwarte ich übermorgen das Geld von meiner Erbschaft. Da werde ich Ihnen Ihr Geld mit Dank zurückstellen.

Kl. Also haben Sie von dem alten Herrn doch etwas geerbt?

F. Ja. Es lohnt sich aber nicht der Mühe davon zu sprechen.

Kl. Wieviel ist es denn?

F. Nur zweihundert funfzig Gulden in Papier.

Kl. Nur zweihundert funfzig Gulden in Papier?

F. Nicht mehr, Frau Nachbarin.

Kl. Nun ich will Ihnen wohl das Geld geben, aber eine Geschichte müssen Sie anhören, eine Geschichte, die Ihnen jährlich eine Erbschaft von zweihundert funfzig einbringen kann, wenn Sie darüber nachdenken.

F. Ei, die Geschichte möchte ich wissen.

Kl. Kannten Sie die Goldschmiedin, die da drüben an der Ecke wohnte?

F. O freilich. Ist sie doch im Armenhaus gestorben.

Kl. Und es war ein schönes Vermögen da, aber sehen Sie, Frau Nachbarin, ein einziges Wortchen hat sie an den Bettelstab gebracht.

F. Ein Wort? wie ist das möglich?

Kl. Ja, ein Wort. Ein einziges Wort. Ein ganz kleines Wort.

F. Aber was für ein Wort?

Kl. Das sollen Sie gleich hören. Erstens fand sie alles sehr wohlfeil. Wenn sie vor Mittag vom Markte nach Hause kam, war sie immer sehr heiter, denn sie hatte alles für ein Spottgeld bekommen. Die Hühnerchen kosteten nur sechzehn Groschen, das Mandel Eier nur einen Zwanziger, die Butter nur einen Gulden. Sie war voll Freuden, wenn sie auf diese Art nur fünf bis sechs Gulden ausgegeben hatte. Wie viel kostet der Zitz, Frau Nachbarin?

F. Der Zitz? Der Zitz — zwei Gulden dreißig Kreuzer ist er geboten.

Kl. Ja recht; mein Gedächtniß verläßt mich zuweilen. Die gute Frau hatte aber noch das, daß sie alles Geld, was sie einnahm, nur für eine Kleinigkeit ansah. So verkaufte sie ihren Garten und bekam nur eintausend Gulden dafür. Ihre Weine trugen ihr nur achttausend Gulden ein. Ihr Haus am Ende nur zehntausend. Sie war recht froh, als sie den Bettel los hatte. Sie wissen, Frau Nachbarin, daß sie bald nichts mehr hatte. Das fatale Nur! Ja das Nur!

F. Das Nur? Man sehe doch!

Kl. Wie viel soll ich Ihnen borgen, Frau Nachbarin?

F. Ach, liebe Frau Nachbarin, ich werde wohl den Zitz sieben lassen. Die Geschichte mit der Frau ist doch sehr traurig. Leben Sie wohl, Frau Nachbarin. Nehmen Sie mir nichts übel.

Kl. Ei behüte! Wenn ich dienen kann, recht gerne; leben Sie wohl!

Defer.

Falsche Scham.

Hannchen. Guten Morgen, Lischen, guten Morgen!

Lischen. Guten Morgen, Hannchen, guten Morgen!

H. Warum bist du denn gestern nicht stehen geblieben, als ich dir nachrief?

L. Ach, es gingen zwei Frauen mit dir.

H. Nun, bist du denn leutescheu geworden?

L. Nicht doch, ich — ich hatte Eile.

H. Aber einen Augenblick konntest du wohl verweilen.

L. Ich muß es dir nur sagen, ich hatte eine Flasche Wasser in der Hand und da schämte ich mich.

H. Ha, da muß ich lachen — also ist es eine Schande, eine Flasche zu tragen?

L. Ja doch auf der Gasse!

H. Wozu haben wir denn Hände? Arbeiten ist keine Schande; daß sich aber heut zu Tage unsere Mädchen schämen zu arbeiten, das ist eine rechte Schande.

L. Aber das schickt sich ja nur für Dienstboten.

H. Weißt du, wo Abrahams Knecht die Braut Isaaks fand?

L. Das weiß ich wohl: er fand die Rebecca, wie sie einen Krug auf ihrer Achsel trug.

H. Ja, einen Krug trug sie auf ihrer Achsel, und schöpfte damit Wasser, und gab dem Knechte zu trinken.

L. Und auch seinen Kameelen.

H. Siehst du, und ihr Vater war ein Fürst, dem viele hundert Knechte dienten, und Rebecca hatte viele Dirnen. Wer wird denn so träge sein und sich immer bedienen lassen; das thun nur die türkischen Weiber, und wir sind ja Christinnen.

L. Ja, du hast Recht. Ich will mich nicht mehr schämen.

H. Das ist auch eine falsche Scham. Wenn das so fortgeht, wird keine Tochter mehr wollen einer kranken Mutter ein Glas Wasser holen, weil es sich nicht schickt.

Oeser.

Die lange Weile.

Suschen. Was hast du gestern gemacht, Malchen?

Malchen. Ich hatte tödtliche lange Weile.

S. Lange Weile? Wie kann man lange Weile haben!

M. Ich war ganz allein.

S. Du mußt also selbst sehr schal und unumgänglich sein, wenn du lange Weile bekommst, sobald du dich in deiner eigenen Gesellschaft befindest.

M. Was kann ich aber thun, wenn ich allein bin, um die Zeit zu vertreiben?

S. Wer wird denn die Zeit vertreiben, die Zeit, die edle Zeit! Mit der Zeit vergeht ja auch das Leben. Man soll die Zeit lieber recht fest halten. Das Leben ist so kurz, und wir wollen es noch kürzer haben.

M. Ja aber manchmal wird uns doch die Zeit zu lang.

S. Ja freilich, wenn wir sie nicht zu gebrauchen wissen.

M. Aber sage mir nur, was kann ich thun, wenn ich so alleine zu Hause sitze und gähne, und die vier Wände angaffe und zu nichts Lust habe?

S. Nimm eine Arbeit vor.

M. Ja wenn ich keine Lust dazu habe.

S. Fang nur getrost an, als ob du müßtest; anfangs wird es freilich gehn wie ein verstimmtes Instrument, macht nichts! nur drauf los! Je länger du arbeitest, desto munterer werden deine Hände, und bald kommt eine liebliche Musik heraus, ein guter Geist schlägt den Takt dazu und in deiner Seele wird's wieder licht und heiter.

M. Das will ich doch versuchen.

S. Die lange Weile ist der böse Geist, gleich dem, der den König Saul quälte; wenn er kommt, risch! die Lanze ihm in den Kopf geworfen.

Oeser.

Die Unreinlichkeit.

T i n c h e n. Weißt du nicht, Röschen, wer begraben wird?

R ö s c h e n. Ach das Kind der Frau Eckerlin wird begraben.

T. Was ist denn die Ursache, daß der Frau so viele Kinder sterben?

R. Da ist nur zu wundern, daß noch Eins lebt.

T. Ja warum denn?

R. Die Unreinlichkeit ist da unbeschreiblich. Man soll Niemandem Böses nachsagen, aber solch eine Gewissenlosigkeit verdient keine Schonung.

T. Aber sage mir doch, die Frau ist ja immer so geputzt.

R. Ja wenn sie ausgeht, aber im Hause ist nichts zu sehen als Schmutz und Unrath; erstlich wird nie vor neun Uhr aufgestanden, und wie die Kinder aus dem Bette kriechen, ungekämmt und ungewaschen, fallen sie über das Frühstück her. Die Frau aber zieht sich an und geht fort auf den Markt, und weil sie nebenbei ihre Morgenbesuche macht, kommt sie selten vor elf Uhr nach Hause.

T. Und die Kinder, was machen die indessen?

R. Die laufen im Hemde herum, balgen sich, schreien und zanken.

T. Wenn wird denn aufgeräumt?

R. Wenn die Frau nach Hause kommt, weiß sie nicht, wo sie zuerst anfangen soll, soll sie die Kinder anziehen, soll sie kochen oder aufräumen. Das Letzte geschieht oft erst Nachmittag.

T. Du lieber Himmel, wie muß es erst in der Küche aussehen!

R. Ja freilich, das Geschirr wird selten ganz rein abgespült und in solch schmutzigen Gefäßen wird das Essen gekocht.

T. Da ist es nicht zu wundern, wenn die Kinder krank werden.

R. An Waschen, Kämmen und reine Wäsche Anziehen wird selten gedacht. Da giebt es denn Ungeziefer, Ausschläge und Krankheiten ohne Zahl, und weil die kranken Kinder nicht gepflegt werden, sterben sie auch bald.

T. Wie dankbar müssen wir gegen unsere Aeltern sein, die uns von Kindheit auf so reinlich gehalten haben.

R. Ja wohl, und wir selbst sollen nun für unsere Reinlichkeit sorgen, weil wir schon erwachsen sind.

Oeser.

Lied vom feinen Mädchen.

Ich bin ein fein's Mädchen,
Kann drehen das Rädchen,
Kann flicken und stricken,
Kann sticken und nicken,
Kann nähen und fädeln,
Kann singen und springen,
Und braten und kochen
Das Fleisch und die Knochen.

Güll.

Im Winter.

Winter ist es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrscht tiefe Einsamkeit,
Und sie selbst liegt, eine schöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbekleid.
Ihre Blumenkinder ruhn geborgen
An der Mutter Brust mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferstehungsmorgen,
Wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt.
Aller deiner Pracht bist du entledigt,
Erde, deine Schönheit ist dahin,
Und du selbst bist eine Leichenpredigt
Von erbauungsvollem, tiefem Sinn.
Was die Erde hat, kann nicht bestehen,
Ihre Gabe heißt Vergänglichkeit;
Aufwärts zu dem Himmel mußt du sehen,
Suchst du ew'ge Schön' und Herrlichkeit.
Laß zum Himmel dich die Erde weisen,
Suche deine Heimath nicht auf ihr,
Du mußt weiter, immer weiter reisen,
Deines Bleibens ist nicht lange hier.
Ew'ge Güter suchst du hier vergebens,
Darum such' im Himmel deinen Schatz,
Von der Erde nur am Ziel des Lebens
Für das Kleid vom Staube einen Platz.
Aber wenn die Osterlieder klingen
Und der große Ostermorgen graut,

Muß dir auch die Erde wiederbringen
Deine Hülle, die ihr anvertraut.
Sieh'! so ist und so bleibt Nichts ihr eigen,
Suche nicht, was sie nicht hat, bei ihr;
Laß von ihr dich hin zum Himmel zeigen,
Ew'ges Heil find'st du nur über dir.

Spitta.

Der Pharisäer im Tempel.

Von heiligem Dünkel aufgebläht
Der Pharisäer im Tempel steht,
Und rühmet: Er sei wie Andere nicht.
Wohl wähnt zu täuschen der arme Wicht
Des Allessehenden Angesicht. —
Doch in des Tempels Ecke von fern,
Zum Boden senkend den Augenstern,
Schlägt auf die wehmutherfüllte Brust,
Des eigenen Unwerths sich bewußt,
Ein Zöllner, und seufzt demüthiglich:
„Des armen Sünders erbarme dich!"
Der Lehrer von Nazareth sieht's und spricht:
„Der ist gerecht— der Andere nicht!"

Wessenberg.

Räthsel um Räthsel.

Ei, Knabe, ich will dir
Was zu rathen aufgeben,
Und wenn du es ratheſt,
So kriegſt du es eben.
Was für eine Straße
Ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum
Ist ohne Laub?
„Die Straße auf der Donau
Ist ohne Staub,
Der grüne Tannenbaum
Ist ohne Laub."

Was für ein König
Ist ohne Land?
Was für ein Wasser
Ist ohne Sand?
„Der Zaunkönig
Ist ohne Land,
Das Wasser in dem Auge
Ist ohne Sand."
Was für ein König
Ist ohne Thron?
Und was für Knechte
Haben keinen Lohn?
„Der Kartenkönig
Ist ohne Thron,
Und die Stiefelknechte
Haben keinen Lohn."
Welches schöne Haus
Hat weder Holz noch Stein?
Welcher große Strauß
Hat keine Blümelein?
„Das kleine Schneckenhaus
Hat weder Holz noch Stein;
Der große Vogel Strauß
Hat keine Blümelein."
Was für ein Herz
Thut keinen Schlag?
Und was für ein Tag
Hat keine Nacht?
„Das todte Herz
Thut keinen Schlag,
Und der allerjüngste Tag
Hat keine Nacht."

Nach dem Wunderhorn.

Der Ochs und der Esel.

Ochs und Esel zankten sich
Bei'm Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte,
Und was konnte klüger sein?
Beide treten tiefgebückt
Vor des Thierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunterblickt.
Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seid alle beide Narren.“ —
Jeder gafft ihn an — und geht.

Pfeffel.

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't;
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offene Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, deckt und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Uhland.

Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld bestellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil';
Er sprach: „Mir gehört die halbe Welt!
Ich will auch von euerer Ernte mein Theil."
Die Araber aber sind Füchse von Haus;
Sie sprachen: „Die untere Hälfte sei dein!"
Der Teufel will allzeit oben hinaus;
„Nein," sprach er, „es soll die obere sein."
Da bauten sie Rüben in Einem Strich;
Und als es nun an die Theilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.
Und als es wiederum ging in's Jahr,
Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!"
Da bauten die Araber Weiz und Korn.
Und als es wieder zur Theilung kam,
Die Araber nahmen den Aehrenschnitt;
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm,
Und heizte der Hölle Ofen damit.

Rückert.

Der hungrige Araber.

Ein Araber war verirrt in der Wüste. Zwei Tage hatte er nichts zu essen, und war in Gefahr vor Hunger zu sterben, bis er endlich eine von den Wassergruben fand, aus denen die Reisenden ihre Kameele tränken, und sah auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack liegen. „Gott sei gelobt!" sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte, „das sind, glaub' ich, Datteln oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben!" In dieser Hoffnung öffnete er den Sack, sah, was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: „Ach, es sind nur Perlen!"

Aus den Palmblättern.

Das kostbare Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich."

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach' es auch so."

„Ei!" rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag' mir doch einmal, wie es heißt."

Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn:

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt."

Christoph Schmid.

Die Blume der Ergebung.

Ich bin die Blum' im Garten,
Und muß im Stillen warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.
Kommst du ein Strahl der Sonne,
So werd' ich deiner Wonne
Den Busen still entfalten,
Und deinen Blick behalten.
Kommst du als Thau und Regen,
So werd' ich deinen Segen
In Liebesschalen fassen,
Ihn nicht versiegen lassen.
Und fährest du gelinde
Hin über mich im Winde,
So werd' ich dir mich neigen,
Sprechend: ich bin dein eigen.
Ich bin die Blum' im Garten,
Und muß im Stillen warten,

Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.

Rückert.

Die vier Jahres- und Lebenszeiten.

Die vier Zeiten des Jahres wurden einsmals vor Gott gefordert und einer jeden ihr Name und Zeichen gegeben. Der ersten wurde gesagt: „Du sollst Frühling heißen, du sollst den Menschen früh wecken zum Gebete und zu der Arbeit, wie auch den Vogel, seinen Schöpfer zu loben. Du sollst das Vieh nach dem kalten Winter erquicken und die Erde mit fruchtbarem Thau anfrischen. Dein Kleid soll sein grün, dem grünen Holze des Lebens zu Ehren. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, daß ihrer nach dem Trübsalswinter des irdischen Lebens der stets grünende Frühling der Ewigkeit warte."

Zu der andern Jahreszeit wurde gesagt: „Dein Name soll Sommer heißen, weil du täglich von der Sonne Klarheit mehr und mehr zeugen sollst, und dein Kleid soll sein von tausend Farben, zur Erinnerung, daß die Güte des Herrn tausendfältig unter den Menschen blühe. Dein Amt soll sein, zu predigen, daß die unsichtbare Sonne kräftiger sei in den Herzen der Frommen, als die sichtbare Sonne in den Gewächsen der Erde, sie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen."

Zu der dritten Jahreszeit wurde gesagt: „Dein Name soll Herbst heißen, weil du den herben Winter ankündigen sollst. Dein Kleid soll grau sein, zu guter Erinnerung an den greisen Tod. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, wie alles Fleisch Heu, und alle Herrlichkeit des Menschen wie das Gras auf dem Felde sei, denn der Geist des Herrn bläset darein. Das schönste Obst, welches du den Menschen giebst, soll ihnen weisen, daß auch ihre Leiber täglich faul und mürbe werden."

Zu der vierten Jahreszeit wurde gesagt: „Dein Name soll Winter heißen, weil der Wind dein Herr ist und Ungewitter, Sturm, Frost und Schnee nach und nach erregen wird. Dein Kleid soll schneeweiß sein, dem hinfallenden Alter zum Gedächtnisse. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen: Dulde das Böse, hoffe das Beste, denn nach dem Winter kommt der Sommer, nach Ungewitter Sonnenschein, nach Trauer Freude, nach der Vergänglichkeit die Ewigkeit."

Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.

Der Löwe von Florenz.

„Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei!
Die ehernen Banden riß er entzwei.
Zurück! daß ihr den vergeblichen Muth
Nicht schrecklich büßt mit dem eignen Blut!"
Und Jeder suchte mit scheuer Eil'
In des Hauses Innerm Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen allumher
Ward's plötzlich still und menschenleer.
Ein Kindlein nur, deß unbewußt,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglosen Mutterhand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.
Wohl Viele schauten von oben herab,
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab,
Sie rangen die Hände und weinten sehr,
Und blickten um Hülfe rings umher;
Doch keiner wagte das eigene Leben
Um des fremden willen dahin zu geben.
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das Jeglicher meiden will;
Und schon mit der rollenden Augen Gluth
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut,
Erhebt er drohend die grimmige Klau' —
O, qualvoll herzzerreißende Schau!
So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichen Tode dahingegeben?
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus - -
„Um Gottes willen, o Weib, halt' ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter, zurück den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"
Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.
Der Löwe stutzt, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.

Da erkannte gerührt so Jung wie Alt
Des Mutterherzens Allgewalt
Und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich.
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: „Um des eignen Kindes Leben
Hätt' ich mich auch dahingegeben."

Bernhardi.

Die heiligen drei Könige.

Es ziehn aus weiter Ferne
Drei Könige einher,
Sie kamen von drei Bergen
Und fuhren über's Meer.
Unzählig sind die Scharen,
Geschmückt ist das Geleit,
Die Speere glänzen helle
Im Sonnenlichte weit.
Noch heller aber leuchtet
Ein Stern am Himmel dort,
Der schwebt, ein lichter Führer,
Vor ihnen fort und fort.
Die Könige, sie wandern,
Sie reiten ohne Rast,
Sie fühlen nicht der Reise,
Nicht der Ermüdung Last.
Sie bringen viel Geschenke
An Myrrhen, Weihrauch, Gold;
Wem wollen sie die bieten,
Wem sind sie denn so hold?
Der Stern, er stehet stille,
Und senket nieder sich
Auf eine arme Hütte,
Die einem Stalle glich.
Ein Kind liegt in der Krippe
So wunderlieb und klein,
Das schönste Kind auf Erden
In gold'nem Himmelsschein.
Da halten nun die Kön'ge
Mit ihrer ganzen Macht,

Mit ihren Dienern allen,
Mit ihrer Gaben Pracht.
Sie rufen: „Heil dem Kinde,
Das hier in Windeln liegt!
Der Stern hat uns bedeutet,
Daß es die Welt besiegt."
Und da sie angebetet
Und Opfer dargebracht,
Ziehn wieder sie von dannen
Noch in derselben Nacht.
Woher sie sind gekommen,
Wohin sie wieder gehn, —
Kein Mensch hat es erfahren,
Kein Mensch hat es gesehn.

Pocci.

Der Baum in der Wüste.

Als Maria mit dem Kinde,
Nach Aegypten auf der Flucht,
Von des Tages Wand'rung müde,
In dem Schatten Ruhe sucht;
Da sie zu des heil'gen Kindleins
Labung bang' nach Früchten späht,
Schaut sie endlich in der Wüste
Einen Baum, der einsam steht.
Seine Zweige, schwer belastet,
Sind mit Früchten reich geschmückt,
Was die liebevolle Mutter
Ob des Kindleins hoch entzückt.
Wie sie sich dem Baume nahet,
Von den Früchten pflücken will,
Sieht sie, daß zu hoch sie hangen,
Und sie weint betrübet still.
Doch des Baumes schlanke Zweige
Neigen nun zur Erde sich,
Gleich als ob sie freundlich sprächen:
Heilige Maria — brich,
Brich die Früchte, die wir bieten,
Dir und dem geliebten Kind,

Dem wir, gleich wie des Erschaffnen
Alles, unterthänig sind.
Und Maria brach die Früchte,
Und pries Gottes Allmacht laut,
Niederknieend sich in Demuth,
Als das Wunder sie geschaut.

Pocci.

Der Fürstenbrunnen.

Durch den Fels strömt eine Quelle,
Kalt wie Eis, krystallenhelle,
Tiefstem Bergesschooß entsteigend,
Sich zur Tiefe wieder neigend,
Fürstenbrunnen allbenannt.
„Seht ihr bei der Sterne Blinken
Dort aus ihr die Ritter trinken?
Seht ihr auch die Frau'n sich baden,
Ihres Kleiderschmucks entladen,
Die in Berges Grab gebannt?"
„Seht ihr all' des Kaisers Scharen,
Die mit ihm auf Erden waren
Und mit ihm nun sind begraben,
Aus dem frischen Quell sich laben,
Aus der immer kühlen Fluth?"
Also kündete die Sage
Altersher auf unsre Tage,
Daß die Geister selbst dort trinken,
Weilend, bis die Sterne sinken
Bei des frühsten Morgens Gluth.
Viele Quellen niederrinnen
Von des Berges höchsten Zinnen,
Und manch Bächlein strömet kühlend
Durch Gestein, gar emsig wühlend,
Bringt der Nixe Wellengruß.
Dieser Bronnen klar und helle,
Ist er eine Lebensquelle,
Daß sie ihre todten Glieder
In die Fluthen tauchen nieder,
Trinken aus dem Wunderfluß?

Wer erforscht geheimes Leben,
Dunkler Kunde Licht zu geben —
Mancher Sage unerkläret,
Die, durch Alter längst verjähret,
Zu den Enkeln niedersteigt?
Poesie vermag's alleine,
Webend in dem Dämmerscheine
Alter Sagen, Wunder kündend,
Alle Herzen schnell entzündend,
Wenn auch die Geschichte schweigt.

Pocci.

Des Dichters Werkstatt.

Des Sängers Werkstatt nennet mir!
Ist's nicht die weite Welt?
Er weilt und schafft ja überall
Da, wo es ihm gefällt.
Nichts bindet seinen Aufenthalt,
Nichts hemmt des Bleibens Lust;
Die Himmelswölbung ist sein Dach, —
Deß ist er sich bewußt.
Die grüne Waldung ist sein Haus,
Da leuchten Sonn' und Mond,
Sein Lager ist das weiche Moos:
Sagt — wer so herrlich wohnt?
Und hat der Herbstwind abgeräumt
Das grüne Laub vom Baum,
Und ist der Winter eingekehrt,
Spinnt sich manch schöner Traum.
Der Sänger zieht in's Kämmerlein,
Bringt seinen Frühling heim;
Im Herzen bleibt es immer grün,
Da sproßt der Blumen Keim.
Ihr reichen Herren, saget doch,
Ob denn bei euerm Geld
So ständig auch die Maienluft
Sich jemals eingestellt?
Die Seckel habt ihr goldgefüllt,
Die Sinne aber leer;

Kommt aus den Prunkgemächern doch
Zur Dichterwohnung her!
Da flimmert's wie Demantenschein,
Und glänzt wie helles Gold,
Und Mägdlein wandeln aus und ein
Zu holen Minnesold.
Da tönt ein Singen wunderbar,
Wie aus der Englein Mund,
Und alles dieses „ohne Gold" —
Das ist euch wohl zu rund!
Arm steht der Sänger in der Welt
Und hat kein eigen Dach,
Und däucht sich wie ein König reich,
Fragt wahrlich nicht darnach!
Wer in sich selbst trägt einen Schatz,
Bedarf des Goldes nicht:
Der Dichter schafft; aus innerm Hort
Glänzt seiner Sonne Licht.
So nennt des Sängers Werkstatt mir!
Ist's nicht die weite Welt?
Er weilt und schaffet überall
Da, wo es ihm gefällt.
Und endlich — ist es hier vorbei —
Zieht er im Himmel ein,
Und singt und dichtet Gott zum Lob
Dort mit den Engelein!

Pocci.

Die drei Fische.

(Ein Mährchen.)

Am Ufer steht ein Fischersmann,
Wirft seine Netze aus,
Weiß nicht woaus, weiß nicht woan,
Der Hunger ist im Haus.
Ein Weib mit sieben Kindern schreit
Alltäglich dort um Brod,
Kein Nachbar ihm ein Stückchen leiht,
Ist das nicht große Noth?

Da wendet er im Jammer sich
Zum Flußgott endlich noch,
Und klagt und weinet bitterlich:
„O hilf, o hilf mir doch!“
Der neiget ihm ein freundlich Ohr,
Lauscht aus dem grünen Schilf,
Und öffnet sein krystallnes Thor
Und bietet gnädig Hülf':
„Noch einmal wirf die Angel aus
Zu wunderbarem Fang,
Und was du findest, bring' nach Haus,
Es gnügt dein Leben lang.“
Er folgt, — kaum ist in kühles Naß
Die Angelschnur getaucht,
So glänzet schon im Ufergras,
Was er gewünscht und braucht.
Ein großer Fisch von Silber ganz
Liegt vor ihm mächtig da,
Und zappelt mit dem blanken Schwanz,
Wie nie sein Auge sah.
Wer hat von euch wohl einen Fisch
Von Silber je gesehn?
Es ist kein Braten auf dem Tisch,
Doch gilt er mehr denn zehn.
Ein Jude gab der Gulden wohl
Sechstausend dafür her,
Und wär' ein Schüppchen nur nicht hohl,
Er hätt' gegeben mehr.
Sechstausend Gulden sind wohl viel,
Die Freude ist zu groß;
Der Fischer hat erreicht sein Ziel,
Und silbern ist sein Loos.
Doch bald — der Mensch ist nimmer satt —
Ist da die alte Noth,
Das Glück ist wie ein Fisch so glatt, —
Im Hause ist kein Brod!
Da eilt verarmt er wieder hin
Zum grünen Flußgestad',
Wo einst der Flußgott ihm erschien,
Als er um Hülfe bat.

„Verloren ist, was ich gewann,
Der Kinder sind zu viel;
O höre mich, du Wassermann,
In deinem Reiche kühl!“
Der Flußgott neigt sein freundlich Ohr
Ihm wieder aus dem Schilf,
Und öffnet sein krisallnes Thor
Und bringet nochmals Hülf'.
Ein gold'ner Fisch liegt auf dem Sand,
Von Fischers Netz umgarnt;
Der zieht ihn gierig an das Land,
Vom Flußgott treu gewarnt:
„Gebrauche gut, was dir geschenkt,
Und frevle nicht dem Glück,
Und lebe, wie's ein Mann bedenkt,
Bist du gekehrt zurück.“
Des gold'nen Fisches Wunderwerth
War wieder bald verthan,
Und was das Schicksal schnell beschert,
Entschwand auf schneller Bahn.
Zum Golde kam die Hoffart gleich,
Wie's eben üblich ist,
Und war der Fischer noch so reich,
Er ward ein schlechter Christ.
Der Hunger zog nun wieder ein
Und folgt' dem Uebermuth,
Der sich mit herber Noth und Pein
Nun bald zu Tische lud.
Ha, dachte sich der Fischersmann:
Die Hülfe ist ja nah'!
Wer zweimal schon so viel gewann,
Wagt's dreimal gerne ja.
Und wieder ward sein Flehn erhört,
Das letzte Mal wird's sein;
Der Fisch, der ihm dies Mal gehört,
War ganz von Demantstein.
So wuchs der Reichthum ohne Maß,
Mit ihm der Hochmuth auch,
Daß er aus gold'nen Schüsseln aß,
Wie's großer Herren Brauch;

Aus Silberhumpen er genoß
Des besten Weines Trunk,
Umgeben von der Diener Troß
In übermüth'gem Prunk.
Auf seines Gleichen blickte er
Stolz, ohne Gruß, herab,
Und kam ein armer Bettler her,
Reicht' er ihm keine Gab'.
Da zieht das schnöde Glück denn aus,
Die Armuth ein durch's Thor;
Nach Jahren wird es in dem Haus
Des Fischers wie zuvor.
Ein Weib mit sieben Kindern schreit
Alltäglich doch um Brod;
Kein Nachbar nun ein Stückchen leiht,
Es herrscht die alte Noth.
Nichts bleibt als eine Angelruth'
Dem unglückselgen Mann',
Nichts als ein Netz, das in die Fluth
Zum Fang er tauchen kann.
Da schreit verzweifelnd er hinaus
Und ruft den Flußgott her;
Der naht sich durch der Well' Gebraus
Und fragt, was sein Begehr:
„Noch einmal soll ich Retter sein
In selbsterzeugter Noth,
Noch einmal lindern deine Pein,
Vergolden dir dein Brod?
Wirf aus die Angel, senke schnell
Das Netz in meine Fluth,
Zu holen aus der tiefsten Stell'
Dir neue Lebensgluth!"
Der Fischer thut's — schwer ist der Fang,
Der Arme Kraft reicht kaum;
Doch unersättlich ist der Drang,
Ihn täuscht der gold'ne Traum.
Zu schwer ist der gefangne Hort,
Zu schwer für Einen Mann:
Er sinkt, er sinkt vom Ufer dort,
Wo er zu viel gewann;

Er stürzt in's eigne Netz hinab,
Zu seinem Mammon hin;
Die Wasserfluthen sind sein Grab,
Der Tod ist sein Gewinn!
Genügsamkeit ist's nur allein,
Die wahres Glück euch bringt;
Das soll des Lieds Bedeutung sein,
Das von dem Fischer singt.

Pocci.

Von dem gestohlenen Heller.

Es saß ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern und einem guten Freund, der ihn besuchte, Mittags am Tisch. Wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thür aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes blasses Kindlein herein: es blickte sich nicht um, sprach auch nichts, sondern ging still in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben so still wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam dasselbe Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete er wisse nichts davon, er hab' es auch noch nicht gesehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah aber nichts und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Thüre, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah es das blasse Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen; wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Darauf erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kindlein genau; da erkannte es die Mutter und sagte „Ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist!" Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben sollen, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruhe und mußte alle Mittage kommen und die Heller suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

J. L. K. Grimm.

Geduld.

Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland;
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld;
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!
Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch Alles gut.
Er macht zu linder Wehmuth
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmälig wieder hell;
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.
Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn in Sturmes Toben
Du murrend fragst: Warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.
Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlspruch heißt: Ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite,
Und redet gar nicht Viel,

Und denkt nur in die Weite
An's schöne, große Ziel.

Spitta.

Knabe und Hündchen.

Kn. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich gerade sitzen lern'.

H. Ach soll ich schon lernen, und bin so klein,
O laß es doch noch ein Weilchen sein!

Kn. Nein, Hündchen, es geht am besten früh,
Denn später macht es dir große Müh'.

Das Hündchen lernte; bald war es geschehn,
Da konnte es schon sitzen und aufrecht gehn,
Getrost in das tiefste Wasser springen
Und schnell das Verlorene wiederbringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

Hey.

Auf den Tod eines Kanarienvögelchens.

Sangst so schön, klein Vögelein, mir,
Tiefaufflötend, in langen,
Steigenden Tönen, als sänge in dir
Sehnsucht und stilles Verlangen!
Sangst erst neulich so süß, so süß:
„Wann wird Frühling kommen?"
Ach! eh' der Schnee die Erde verließ,
Hat dich der Tod genommen!
Baten dich wohl die Sternelein,
Hinauf zu ihnen zu kommen?
Singst dort die Engel in Schlummer ein,
Drum haben sie dich genommen.

Deser.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Endlich aber bekamen sie ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht blos seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als elf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem funfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruche zu bewahren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel und als es ihn umdrehte, sprang die Thür auf und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!“ sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum

hatte sie die Spindel angerührt, so ging die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblicke aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an, mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu bruzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Athem hatte, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und drüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern zu sehen waren. Es ging aber die Sage in dem Lande von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königssohne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen, und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land; dem erzählte ein alter Mann von der Dornenhecke; es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurchging; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam in's Schloß; da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte e

den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat daliegen und schlafen, und oben drüber den König und die Königin. Da ging er noch weiter und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof stunden auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer erhub sich, flackerte und kochte das Essen, und der Braten bruzelte fort; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Brüder Grimm.

Morgen.

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen sanft die Nacht!
Hab' Dank, du Vater im Himmel mein,
Daß du hast wollen bei mir sein!
Nun sieh' auf mich auch diesen Tag,
Daß mir kein Leid geschehen mag.

Hey.

Der Kaiser kommt.

Lustspiel in 1 Act.

Personen.

Marie, 12jährige Tochter eines pensionirten Lieutenants.
Fräulein Kunigunde, Tochter eines pensionirten Hauptmanns.
Tobies, Invalid in des Lieutenants Hause.
Sabine, Dienstmädchen in des Lieutenants Hause.
Ein Offizier.

Die Scene ist im Hause des Lieutenants in einem deutschen Marktflecken.

Eine Stube in des Lieutenants Hause.

Erste Scene.

Marie (kommt aus dem Hintergrunde hervor).

Nun schläft der kleine Balg und ich kann in der Stube aufräumen. Giebt es doch Arbeit, wenn die liebe Mutter nicht zu Hause ist! Da sieht man erst, was und wie viel sie thut. Von früh Morgen bis in die Nacht gönnt sie sich keine Ruhe! Ganz wie Salomo sagt: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Sie steht des Nachts auf und giebt Futter ihrem Hause und Essen ihren Dirnen." Nach der Küche muß ich hernach auch sehen, ob Sabine wohl fertig wird. Ich glaube immer, Vater und Mutter kommen noch auf Mittag zurück. Ach, wenn sie nur noch zu rechter Zeit kommen, daß sie den Kaiser sehen!

Zweite Scene.

Sabine. Die Vorige.

Sabine. Nun ist Alles fertig, Mariechen, und Sie könnten jetzt zu Postmeisters hinauf, denn der Kaiser wird sogleich kommen; ein Reiter ist so eben angelangt und der hat ihn schon fahren gesehen. Sechs ganz vergoldete Wagen und die ganze Leibgarde reitet mit.

Es soll eine unerhörte Pracht sein. Gehen Sie nur, Mariechen, nehmen Sie Ihr Mäntelchen um, und setzen Sie den Hut auf. So was sieht man nicht alle Tage.

Marie. Was fällt Dir ein, Sabine! Ich werde fortgehen, wenn die Mutter nicht zu Hause ist!

Sabine. Ei du mein Gott! bin ja ich da; mir können Sie doch das Kind anvertrauen.

Marie. Ich weiß, Du bist die wachsame treue Sabine; wenn aber die Mutter nicht zu Hause ist, da soll die Tochter das Haus nicht verlassen. Das hab' ich von meinem guten Vater gelernt, der sagt immer: Mädchen und Frauen sollen eben so pünktlich auf ihrem Posten sein, wie Soldaten. Und weil ich eine Offizierstochter bin, so muß ich das Commando verstehen.

Sabine. Aber den Kaiser, den allverehrten, den allgeliebten Kaiser zu sehen! Meilenweit kommen die Leute herbeigereist!

Marie. Ich muß gestehen, daß ich ihn wirklich gerne sehen möchte, den gütigen Monarchen, der alle seine Unterthanen glücklich machen will, und der auch meinem Vater so gnädig war. Es fällt mir schwer, ihn nicht zu sehen; allein es darf nicht sein. Ach wäre nur der Vater hier! Hätte der geahnet, welch ein Glück ihm bevorstehe, seinen unvergeßlichen Feldherrn und Kaiser hier zu sehen, er hätte die Reise zur Großmutter gewiß verschoben.

Sabine. Sehen Sie, Mariechen, eben darum, weil ihn der Herr Vater nicht zu sehen bekommt, sollten wenigstens Sie — ach, wenn ich mir denke, was das für eine Freude wäre! — der Kaiser kommt daher gefahren, die Leute schreien: Vivat! Er grüßt herablassend, steigt vom Wagen, da sieht er ein bildhübsches Mädchen unter dem Volk stehen —

Marie. Da hast Du's getroffen. Der Kaiser hat nichts Anderes zu thun, als nach Mädchen zu gucken.

Sabine. O Mariechen, der Kaiser hat auch Augen wie Andere, und kurz, ich will es haben, daß er Sie sieht.

Marie. Meinethalben, wenn nur in der Küche nichts anbrennt.

Sabine. O sorgen Sie nicht! Sie mögen sagen, was Sie wollen, der Kaiser sieht Sie einmal, und dann frägt er: Wem gehört denn das liebe Kind? und Sie machen einen Knicks — sehen Sie, so, — und sagen ganz verschämt: Ich bin die Tochter des Herrn Lieutenants von Ritterschild. Wie? rufen Seine Majestät freudig aus: die Tochter des Lieutenants von Ritterschild, der vor meinen Augen im Türkenkrieg gefochten hat?

Marie. Ich bitte Dich, liebe Sabine, geh zu Deinem Sauerkohl, sonst kriegt Vater und Mutter nichts zu essen, wenn sie zurückkommen.

Sabine. Sie sind heute unerträglich und behandeln mich wie ein Kindermädchen, die zum ersten Mal den Kochlöffel in die Hand bekommt. (Geht schnell ab.)

Marie. Das hat ihr weh gethan, der guten Sabine. Aber was macht sie mir das Herz noch schwerer. Ich habe mit Mühe die Lust unterdrückt, den Kaiser kommen zu sehen, und da wiegelt sie mich wieder auf. Mag sie sich's zuschreiben, wenn mir ein Wort entfahren, das ihr weh thut. Aber wart', mir fällt etwas ein, wie ich ihr gleich wieder Balsam auf die Wunde gieße. Am Ende ist sie neugieriger den Kaiser zu sehen, als ich, und so hätte ich ihren stillen Wunsch errathen. Richtig, das darf ich thun, und die Mutter wird's nicht übel nehmen. (Lauft zur Thüre und ruft mit sanfter Stimme hinaus) Sabine! komm doch noch ein wenig herein. (Kehrt zurück in den Vordergrund.) Sie hat sich wahrhaftig am Herde die Thränen abgetrocknet. Närrisches Zeug! Was hab' ich denn auch gesagt?

Sabine (kommt herein, bleibt aber bei der Thüre stehen). Was befehlen Sie?

Marie. Nur hübsch demüthig, Jungfer Sabine, am Ende küßt sie noch dem wohlgebornen Fräulein die Hand. Aber gut, es bleibt bei dem Befehl, wenn Du aber dann nicht gehorchst, so red' ich zwei Wochen keine Solbe mit Dir. Ich befehle Dir, daß Du Dich sogleich ankleidest und zu Deiner Muhme oder wo immer hingehest, wo Du den Kaiser gut sehen kannst.

Sabine. Das wäre schön, Sie wollten nicht gehen, und ich sollte.

Marie. Liebes Binchen, alle beide sind wir nicht nöthig zu Hause, und weil ich nun einmal nicht gehe, so wäre es überflüssig, wenn Du Dir auch diese Freude versagen solltest.

Sabine (kommt näher). Ja, wenn aber die lieben Aeltern kommen —

Marie. So werde ich es zu verantworten wissen, und hab' ich doch oft das Essen zugerichtet ganz allein, wenn die Mutter, Du und Alle auf dem Felde waren.

Sabine. Ach liebes Mariechen, wenn sich's nur schickt. — Ich kann freilich zur Muhme gehen — die wohnt am Thore — da muß er durch.

Marie. Ja, ja, da muß er durch. Mach' nur, daß Du fortkommst, ehe er durchfährt.

Sabine. Ach mir wird ganz wirblig vor Freude! Ich werde den Kaiser sehen, der so gar gut ist, und auch die armen Leute nicht verachtet, und Sie sind auch so gut, Mariechen, wahrhaftig, daß ich weinen muß: gönnen sich selbst nicht die Freude und lassen mich hingehen. Ich werde gewiß nie mehr schmollen, wenn Sie mich in Ihrer Lustigkeit necken.

Marie. Geh nur, geh, Sabinchen, sonst wird's zu spät.

Sabine (geht schluchzend fort). Wie das einem Dienstboten wohl thut, wenn die Herrschaft so gut ist! (Kehrt wieder zurück.) Hätte ich nicht den Tisch früher decken sollen?

Marie. Nein, nein. Geh nur, daß Du fortkommst.

Sabine. Nun in der Küche ist alles zugerichtet. Die Klößchen liegen schon fertig im Asche, die brauchen Sie nur in die Suppe einzulegen, wenn etwa die lieben Aeltern kommen, und den Sauerkohl—

Marie. Umzurühren, daß er nicht anbrennt. (Schiebt sie zur Thüre hinaus.) Mach', daß Du zur Muhme kommst, und wenn Dich der Kaiser etwa ansieht und frägt: Wem dient denn die schmucke Dirne? so mache einen Knicks und sage flugs: Euer Majestät unterthänigst aufzuwarten, dem pensionirten Herrn Lieutenant von Ritterschild.

Sabine (in der Thüre halb lachend halb weinend). Ja, das sage ich. (Ab.)

Marie (allein). Nun die ist besänftigt und ich freue mich statt ihrer. Bei so großen Tagen und Festlichkeiten, wo alles Volk sich freut, wo selbst die Betteljungen ihre Mützen schwenken, wie leer gehen da meist die Dienstboten aus. Ach und gerade diese Leute haben das heftigste Verlangen nach solchen Spektakeln, da ihnen der Sinn abgeht für stille Freuden. Nun und mir macht es weiter nichts — (singt ein beliebiges Liedchen, während sie abstäubt). Das Zimmer ist nun aufgeräumt, kein Stäubchen mehr zu sehen irgendwo, alles blank und sauber, alles an seinem Platze, wie es die Mutter gerne hat. Die gute Mutter, sie hat auch ihre Sprüche wie der Vater: „Die Stube eines Mädchens," sagt sie, „muß gehalten werden rein und sauber, wie ein Tempel." — Nun will ich sogleich den Tisch decken, denn wenn der Kleine wach wird, ist keine Zeit dazu.

(Sie deckt den Tisch, währenddessen sie immer fortspricht.)

Dritte Scene.

Tobies. Die Vorige.

Tobies. I Mariechen, Sie sind nicht gegangen den Kaiser zu schauen?

Marie. Kommt mir der auch noch! (Ohne ihn anzusehen ist sie mit dem Tische beschäftigt.) Lieber Tobies, das weiß Er wohl recht gut, daß die Tochter zu Hause sein müsse, wenn die Mutter fort ist.

Tobies. Ja, da haben Sie wohl Recht. Nun aber heute gälte wohl eine Ausnahme, dächte ich. Und wenn Sie gerade hingehen wollten, könnte ich wohl derweilen das Haus hüten.

Marie. Nein nein, es ist schon beschlossen, ich bleibe daheim. Doch Er selbst kann immerhin hingehen (indem sie aufsieht.) Sieh' da, die Paradeuniform! Da muß Er auf jeden Fall hin und den guten Kaiser salutiren. Wär' nur mein Vater zu Hause, der ginge gewiß auch mit.

Tobies. Ach wie mich das ärgert, daß der Herr Lieutenant nicht da ist. Ich habe ihm schon die schöne Uniform ausgeklopft und ausgebürstet, Degen und Kuppel blank gemacht und die großen Stiefel gewichst. Immer dacht' ich: er wird doch noch kommen. Aber vergebens stehe ich schon seit einer Stunde hinten bei der Gartenthür auf dem kleinen Hügel, wo man auf die Straße sieht, die nach der Stadt führt; allein ich sehe nichts.

Marie. Ja wenn der gute Vater das wüßte oder gewußt hätte!

Tobies. Sehen Sie, Mariechen, beide in Uniform wären wir da gestanden, potz Belgrad und Semendria! wie in Reih' und Glied! der Kaiser hätte uns sogleich sehen müssen. Ach wenn er die Uniform des braven Reziments erkannt hätte, das bei Szabacs vor seinen Augen die Schanze eroberte; laut hätte er sogleich gerufen, und wenn er erst den Herrn Lieutenant erkannt haben würde, der bei jenem Sturme ohne Hut — den hatte ihm eine Kugel weggenommen — mit bloßem Degen der Erste auf der Schanze war, den Herrn Lieutenant, mit dem er ein ander Mal auf einem Vorposten, wo den Kaiser beim Recognosciren die Nacht überraschte, aus einer Flasche trank und auf einem Strohlager schlief — O ich kenne den Kaiser, er hätte ihm die Hand gereicht und gesagt: Lieber Ritterschild, finde ich Sie da? Der Herr Lieutenant und seine Tapferkeit ist freilich in Vergessenheit gerathen, wie kann auch ein Fürst bei so vielen Tausenden, die auch brav und wacker sind, an jeden Einzelnen denken, besonders wenn der Einzelne so bescheiden ist, wie mein Herr Lieute-

nant! Er bekam dann später bei Dubnitz einen Schuß in das rechte Bein und mußte sich pensioniren lassen. Da hätte er freilich sollen zum gütigen Monarchen gehen, um sich wieder in's Gedächtniß zu bringen; allein das that er nicht. Der Hauptmann von Gurkenfeld da drüben war klüger. Er stand bei demselben Regiment auch als Lieutenant; als aber Szabacs gestürmt wurde, befand er sich bei der Reserve, die der Kaiser erst nachsandte, als die untere Festung schon genommen war. Aber General Mitrowsky sandte ihn mit dieser erfreulichen Nachricht an den Kaiser zurück und so hatte er Gelegenheit sich zu zeigen, wie er denn auch deßgleichen that, als ob er selbst beim Sturme gewesen wäre. Der Kaiser avancirte ihn in der Freude über diesen Sieg auf der Stelle zum Hauptmann.

Marie. Ja so geht es, lieber Tobies.

Tobies. Könnte ich nur mit dem Kaiser sprechen, ich wollte ihm wohl sagen, was der Herr Lieutenant von Ritterschild für ein Offizier gewesen sei.

Marie. Nun geh Er nur, vielleicht kann Er mit ihm sprechen. Er spricht ja mit dem gemeinsten Menschen ohne Unterschied.

Tobies. Ja, das ist wahr, der ehrt jeden Menschen und die Soldaten liebt er wie ein Vater. Auch konnte er nicht leiden, wenn man zu viele Umstände und Complimente machte. Wenn wir so da lagen am Wachfeuer und er kam plötzlich daher in seinem grauen Ueberrocke und wir ehrfurchtsvoll aufspringen wollten; da winkte er schon von ferne mit der Hand und rief mit lauter Stimme: Wer sitzt, der bleibe sitzen, wer liegt, der bleibe liegen! Und so kam er näher und sprach stehend mit uns, und wir durften uns nicht rühren aus unsrer Bequemlichkeit und, potz Belgrad und Semendria! nicht einmal die Pfeife weglegen. Der Herr Hauptmann von Gurkenfeld da drüben hat mich einmal in's Stockhaus geschickt auf vier und zwanzig Stunden bei Wasser und Brod und kreuzweis schließen lassen, weil ich nicht schnell genug aufsprang und salutirte, als er unsere Vorposten zu besichtigen kam.

Marie. Darum mag Er also den Herrn Hauptmann nicht sonderlich leiden? (Hat durch's Fenster gesehen.) Da kommt eben sein Fräulein Tochter.

Tobies. Hui! da geh' ich, die hat auch den Hochmuth ihres Vaters.

Vierte Scene.

Kunigunde. Die Vorigen.

Kunig. Guten Morgen, Marie! Bist Du noch nicht angezogen?

Marie. Guten Morgen, liebe Kunigunde. Nun, lieber Tobies, geh Er nur seinen Kaiser zu sehen.

Tobies. Also Sie wollen wirklich zu Hause bleiben, Mariechen, und mich hingehen lassen?

Marie. Ja, ja, geh Er nur.

Tobies. Nun so dank' ich Ihnen recht herzlich und empfehle mich. (Ab.)

Kunig. Das ist ein grober Kerl, der alte Tobies. Mariechen!! — Kann er nicht Fräulein Marie sagen?

Marie. Der Vater will es so haben, er sagt immer, daß es lächerlich sei, Kindern Ehrentitel zu geben.

Kunig. Dein guter Vater ist auch ein sonderbarer Mann.

Marie. Ich denke, mein guter Vater hat vollkommen Recht, und ein alter gedienter Soldat, der geblutet hat für's Vaterland und für uns Alle, ist immer ehrenwerther, als so ein Gelbschnäbelchen von zwölf Jahren, wie ich bin. So lang' ich noch jung bin, will ich zufrieden sein, wenn ich nur von allen guten Menschen geliebt werde, Achtung verdiene ich noch nicht. Ehre dem Alter, Liebe der Jugend!

Kunig. Nun das ginge mir noch ab, wenn mich solch ein Korporal lieben wollte! Ha ha ha! Du hast oft recht kindische Einfälle, Marie!

Marie. St! Nicht so laut! das Kind schläft im Alkoven.

Kunig. Ich lache mich noch zu Tod über den Einfall! Doch über der Thorheit vergeß' ich noch ganz, warum ich hergekommen bin. Du sollst mit mir gehen, wir werden den Kaiser anfahren sehen. Ich habe schon gehört von Deiner Magd, daß Du Dir dies Vergnügen nicht erlauben willst; allein das duld' ich nicht und die Entschuldigung bei Deiner lieben Mutter nehm' ich auf mich. Wir werden erstlich zum Thore gehen, wo ihn die Obrigkeit des Marktes empfangen und begrüßen wird, sodann aber eilen wir nach Hause, weil der Kaiser bei uns absteigen und speisen wird.

Marie. Bei Euch wird er speisen? Richtet ja die Frau Poststeiserin das Essen aus.

Kunig. Ja wohl richtet sie es aus und richtet schon seit eine Woche an. Du lieber Himmel! Das Weib hat gar keinen Verstand Denk' Dir nur, einen großen Truthahn hat sie gebraten und dan

einen allmächtigen Aschkuchen mit Rosinen und Korinthen, wie ihn die Bauern zur Kirmse haben, hat sie gebacken. Mit solchen derben Speisen will sie Seine Majestät bedienen. Zum guten Glück hat es meine Mutter erfahren, und hat ihr sagen lassen, sie möchte sich keine Unkosten machen, sie würde schon selbst die Tafel für den allerhöchsten Gast besorgen. Die Person hätte sollen froh sein, daß sie eine Dame aus Verlegenheit zieht; aber denk' Dir, was sie uns darauf antwortet: wir möchten uns nicht in Dinge mischen, die uns nichts angehen; der Kaiser reise incognito und es sei die Verordnung, daß auf jedem Posthause, wo er zur Mittagszeit Pferde wechselt, ein frugales Mahl, das heißt gewöhnliche Hausmannskost bereit sei. Allein meine Mutter schickte sogleich den Vater zu ihr und der mußte ihr sagen, wie er in näherer Verbindung mit Seiner Majestät stehe und als k. k. Hauptmann die erste Person im Markte sei, und als solche das Recht habe, den Kaiser zu begrüßen und zu bewirthen. Weil sie nun aber höchst unartig und nach ihrer Art gemein mit meinem Vater sprach, so verließ er sie mit der Drohung, daß er dies alles seinem hohen Freunde wohl sagen werde.

Marie. Nun aber, wie ich höre, ist doch Alles bei ihr bereit.

Kunig. Das mag sein, sie kann aber ihren Truthahn und ihren Aschkuchen mit ihren Postknechten verzehren. Denn bei uns ist auch alles bereit, und zwar keine Truthühner und Aschkuchen, denn meine Mutter weiß, Gott sei Dank, was man einem Kaiser aufstellen müsse.

Marie. Nun laß einmal hören den Speisezettel. Ich wüßte es wahrhaftig selbst nicht, und mir ging' es wie der Frau Postmeisterin, wenn etwa der Kaiser bei uns speisen sollte. Also, Kunigunde! was habt ihr denn zubereitet? Erzähle mir!

Kunig. Gut, ich will Dir alles sagen. Erstlich bouillon, dann mehrere Assietten mit Aspik und Trüffelpastete; darauf boeuf a la mode, grüne Erbsen mit fricandeaux, Hühner aux crottons, Krebs meridon, ragout von Schildkröten, Stirl in fricassée; endlich blanc-manger, masseduan, türkische crème und mehrere gelées, conserves und marmelades.

Marie. Und das muß der Kaiser Alles essen?

Kunig. Rede nicht so gemein! Wer wird alles essen, was aufgetragen wird; man trägt eben so viel auf, um wählen zu können.

Marie. Nun, wenn der Kaiser sich verirrte und bei mir abstiege, da würde ihm die Wahl nicht schwer. Ich habe heute Klöße in der Suppe, Rindfleisch mit Sauerampfer, und dann Sauerkohl

mit Rostbraten. Punktum, lauter deutsche Speisen, nichts Französisches. Da fällt es mir eben ein, daß ich doch ein wenig hinaussehen muß, sonst habe ich's mit der Sabine zu thun, wenn etwas überläuft oder anbrennt.

Kunig. Nein, wie Du bist, kann ich nicht begreifen; läßest die Dirne spazieren gehen und machst indessen das Aschenbrödel!

Marie (indem sie zur Thüre geht, wirft sie einen Blick in den Alkoven). Der Kleine schläft so gut. (Geht in die Küche.)

Kunig. Das Gemeine läßt sich nun nicht verläugnen. Die Tochter wie die Mutter und die Mutter wie der Vater. Ich hätte schon längst die Geduld mit diesen Leuten verloren, wenn nur im ganzen Markte eine einzige ebenbürtige Seele wäre. Man müßte geradezu mit der Postmeisterin oder mit dem Marktrichter, der ein Schneider ist, conversiren! Gott gebe nur, daß der Vater sich heute das Herz faßt und um eine Stelle in der deutschen Garde bei dem Kaiser anhält. Da hat die Noth ein Ende und in der Residenz giebt es doch Menschen, die nicht von der Küche riechen und wo man nicht leise sprechen darf, weil das Kind im Zimmer schläft.

Marie (kommt lachend aus der Küche zurück). Nein, ich kann den Gedanken nicht los werden, wenn ich den Kaiser bewirthen sollte! Denke Dir, ich käme so mit meinem Sauerkohl! Ha ha! ich glaube, der gute Fürst würde des Spaßes halber zulangen, als äße er gelées, marmelades und derlei noble Schaumgerichte.

Kunig. Nun für dies Mal, Mariechen, bist Du der Sorge überhoben. Wenn wir aber einmal nicht mehr hier sind, und der Kaiser wieder durchreist —

Marie. Was sagst Du, Kunigunde? Ihr wollt wegziehen von hier?

Kunig. Nun Dir kann ich's wohl sagen. Es ist so gut, wie ausgemacht. Mein Vater kommt mit Majorsrang zur deutschen Garde in die Residenz.

Marie. So? Ei da wirst Du vornehm leben können, wie Du immer wünschest.

Kunig. Ich freue mich besonders wegen meiner Mutter, die kommt doch wieder unter die Noblesse, in der sie von Kindheit auf gewesen. Sie kann sich auch gar nicht an das Dorfleben gewöhnen. Doch jetzt entschließe Dich schnell: ja oder nein?

Marie. Mitgehen meinst Du? Nein, Kunigundchen! Nein und abermal nein! Das Aschenbrödel bleibt zu Hause; so gemeine Leute

wie wir, mit Aschkuchen und Truthühnern groß gezogen, nehmen sich gar übel aus, wenn sie vornehmen Leuten zusehen, wie sie Trüffelpasteten essen.

Kunig. Sieh mal, ich glaube, Du bist empfindlich!

Marie. Was Dir nicht einfällt. Empfindungen haben nur noble Leute.

Kunig. Fast wird mir so, als ob ich sie hätte.

Marie. Ganz natürlich.

Kunig. Mich wirst Du nicht necken mit Deinen langweiligen Gemeinsprüchen. Ade, ich gehe, sonst werden wir zu laut, und vergessen, daß das Kind schläft. (Geht ab.)

Marie. Empfehlen Sie mich bei dem Kaiser, mein Fräulein!

Fünfte Scene.

Vorige allein.

Marie. Gottlob, daß sie gegangen ist! Sie wird täglich unausstehlicher mit ihrem albernen Hochmuth. Mir wird immer so widerwärtig zu Sinne, wenn sie da gewesen. Ha! ein Wagen bleibt vor unserm Hause stehen! (Gilt an's Fenster.) Vater und Mutter kommen! Ach nein, ein fremder Offizier. Der steigt ab und kommt zu uns! Er sucht gewiß den Vater. Mein Gott, daß gerade heute die Aeltern weg sind!

Sechste Scene.

Vorige. Ein Offizier im Reisemantel.

Offizier. Komm' ich hier recht zu Herrn Lieutenant von Ritterschild?

Marie. Zu dienen, mein Herr, allein mein Vater ist eben nicht zu Hause.

Offizier. Also die Tochter?

Marie. Zu dienen, mein Herr.

Offizier. Ist nur so weggegangen oder über's Land gefahren?

Marie. Ach er ist schon gestern mit der Mutter in die Stadt zur Großmutter, und hat versprochen heute Mittag zurückzukommen, und darum erwarte ich ihn jeden Augenblick.

Offizier (legt den Mantel ab). Nun, Sie werden mir schon erlauben, daß ich mir's bequem mache; ich bin ein alter Freund von Ihrem Vater und möchte ihn gerne erwarten, habe aber nur eine Stunde lang Zeit.

Marie. Es freut mich sehr die Ehre zu haben einen Freund meines Vaters zu begrüßen. Nehmen Sie doch Platz, er wird gewiß binnen einer Stunde kommen. Es ist recht verdrießlich, daß er gerade heute nicht zu Hause ist. Am Ende wird er durch irgend einen Vorfall aufgehalten und versäumt Ihren werthen Besuch und noch obendrein — ich weiß nicht, ob Sie wissen — man erwartet hier den Kaiser.

Offizier. Ich bin ja vom Gefolge, mein Kind, kann Sie aber versichern, daß man ihn vergebens hier erwartet.

Marie. Was, der Kaiser würde nicht kommen? Sind ja die Pferde seit gestern Abend bestellt, und an zwei Orten richtet man das Mittagsessen für ihn an.

Offizier. Thut nichts. Sie werden ihn doch nicht zu sehen bekommen. Die Pferde wird er sich blos auf die Straße hinausbringen lassen, und so umspannen und weiter fahren.

Marie. Ach du lieber Himmel, das bringt den Hauptmann von Gurkenfeld in die Grube.

Offizier. Gurkenfeld? Hauptmann Gurkenfeld? Der Name scheint mir bekannt. Ja, ja, ich erinnere mich — (lachend) der Gurkenfeld! Wohnt der hier?

Marie. Ja wohl, drinnen auf dem Markte. Der wollte sich's nicht nehmen lassen, weil er ein guter Freund und Kriegskamerad des Kaisers sei, ihn zu bewirthen.

Offizier. So? ein guter Freund ist der Gurkenfeld vom Kaiser?

Marie. Nun das sind im Grunde alle Offiziere und alle Soldaten und alle Unterthanen; denn wer wird ihn nicht lieben und verehren, den lieben guten Kaiser!

Offizier. Da gilt er denn auch Ihnen etwas?

Marie. Ja, mein Herr, ich schäme mich gar nicht zu sagen, daß ich nach Vater und Mutter und Großmutter und meinem kleinen Bruder ihn am meisten liebe. Und recht schwer ist es mir geworden, als heute Alles hinlief, um ihn zu sehen, daß ich zu Hause bleiben mußte.

Offizier. Ja wer hat Sie denn gehindert auch hinzugehen?

Marie. Ein ganz kleiner Mensch, den ich aber dennoch mehr liebe als den Kaiser. Mein kleiner Bruder, er schläft dort im Alkoven, und wir müssen etwas leise sprechen —

Offizier. Sonst wird er wach und macht Lärm.

Marie. Nur so lange, bis er ganz zu sich kommt; auch ist er, wenn er nicht ausgeschlafen hat, nicht so munter als sonst, und ich

möchte haben, daß er recht freundlich wäre, wenn die Aeltern kommen. Es ist übrigens ein lieber Knabe, sehen Sie ihn nur an, kommen Sie, kommen Sie, wie er schläft.

Offizier (indem er mit ihr zum Alkoven geht). Die verdammten Spornen klirren.

Marie. Ei das hört er nicht. Sehen Sie, wie er gut schläft, der bausbackige Junge, und die Fäuste hat er immer im Gesichte.

Offizier. Ein liebes Kind.

Marie. Sie haben doch auch Kinder?

Offizier. Hatte! hatte! Ein gar süßes Mädchen!

Marie. Ach Gott! es ist doch nicht —

Offizier. Ja, ja, gestorben. Mir ist alles gestorben, was ich liebte: Vater, Mutter, Gattin und Tochter!

Marie. Armer Herr!

Offizier. Wie heißt der Kleine?

Marie (indem sie in den Vordergrund zurückkommen). Er heißt auch Joseph wie der Kaiser. Und der Vater sagt, daß er ihm sogar ähnlich sehe.

Offizier. Haben Sie den Kaiser noch nie gesehen?

Marie. Ach nein. Ein einzigmal sah ich ein Bild von ihm, da sagte aber der Vater selbst, es sei kein wahrer Zug darin. Jetzt verspricht er mir immer, ein gutes Portrait zu bringen. Das häng' ich dann zu meinem Arbeitstischchen.

Offizier. Oder gar zum Bette, wie einen Schutzheiligen.

Marie. Nun für uns evangelische Christen ist er ein wahrer Schutzheiliger.

Offizier. Also Sie sind evangelisch?

Marie. Nun das ist schön! Sie wissen nicht einmal, welchen Glaubens ihr Freund ist?

Offizier. Darüber haben wir nie mit einander gesprochen. Im Kriege, wo wir Kameraden geworden, lag uns nur daran zu wissen, ob Jemand ein Christ oder Türke sei. — Doch hören Sie, liebes Kind, mir scheint, der Vater will nicht kommen.

Marie. Ja mit Gewißheit kann ich's freilich nicht versprechen.

Offizier. Und ich muß Ihnen nur aufrichtig gestehen, der gedeckte Tisch da ist so appetitlich, auch habe ich schon seit gestern Abend nichts gegessen —

Marie. O schön! Sie wollen mein Gast sein? Es wird dem Vater zwar sehr leid sein, wenn er zu spät kommt, da Sie aber nicht warten können, so sollen Sie wenigstens nicht ohne Mittagsbrod

aus dem Hause Ihres Kriegskameraden gehen. Versteht sich, was wir bringen und was die Küche eines pensionirten Lieutenants vermag. (Geht schnell ab.)

Offizier (ruft ihr nach). Ohne Umstände, liebes Kind. (Für sich.) Ist mir leid, daß ich den guten Ritterschild nicht finde. Ich hätte gerne gut gemacht, was durch Vergessenheit verabsäumt wurde. Ach wüßte doch mancher Mann, der da sein Maul wetzt über Kaiser und König, was ihn alles drängt und treibt und was in den Weg sich stellt, wenn er Treue und Tapferkeit belohnen, wenn er manches Schiefgewordne ebnen und Allen gerne helfen möchte. Mein guter Vater sagte mir das Alles und auch der redliche Batthiani sagte mir's und ich konnte nicht begreifen, wie sie so kühl bleiben mochten, wenn ich ganz Flamme war. Jetzt begreif' ich sie und kann es doch nicht lassen, überall drein zu greifen in das Rad des Weltlebens, wenn ich merke, daß irgendwo Hemmung ist. Die Ungarn und die Niederländer, als sie von meinen Ahnen in's Pfaffenjoch getrieben wurden, rebellirten sie; jetzt, da ich sie davon befreien will, rebelliren sie wieder.

Marie (mit der Suppe, welche sie auf den Tisch stellt). Nun nehmen Sie gefälligst Platz, mein Herr.

Offizier. Sie werden aber doch mitspeisen?

Marie. Ich werde wohl warten und später mit meinen Aeltern essen. Allein hersetzen werd' ich mich und vorlegen (thut es) und allenfalls auch die Klößchen kosten, ob sie gerathen sind.

Offizier. Ah Kloße! das ist mein Leibessen! Noch vom türkischen Feldzug her mein Leibessen!

Marie. Mein Vater ißt sie auch gern.

Offizier. Sie haben ihm doch welche draußen gelassen? denn diese eß' ich alle auf.

Marie. Essen Sie nur; für Vater und Mutter ist schon gesorgt.

Offizier. Sie sind trefflich gerathen.

Marie. Jetzt hol' ich das Rindfleisch.

Offizier. Ach bringen Sie doch Alles, was Sie noch draußen haben, damit Sie nicht so oft hin und her gehen müssen.

Marie. Nun es wird so viel nicht mehr sein. (Geht ab.)

Offizier. Da würden wieder meine spanischen und welschen Basen Gesichter schneiden, wenn sie mich da essen sähen! Weiß der Himmel, in solchen Stübchen und bei solchen kleinen Tischen schmeckt mir's immer am besten. Bei Hofe versalzen sie mir nur zu oft die Suppe.

Marie (kommt mit zwei kleinen Schüsseln; nimmt dann die Suppe und des Offiziers Teller weg und stellt es auf einen Seitentisch, giebt einen reinen Teller und reicht dann die Speisen dar, indem sie spricht:) Sie werden es bald bedauern, daß Sie nicht lieber mit dem Kaiser zu Hauptmann Gurkenfeld gegangen sind. Da giebt es andere Sachen.

Offizier. Der Kaiser ist wie ich, er kann die Traktamente nicht leiden, und ich sage Ihnen, bei dem Gurkenfeld möcht' ich schon gar nicht essen.

Marie. Ja sehen Sie, mein Vater geht auch nicht gerne in das Haus, und wir sind alle nicht böse, wenn sie jetzt ganz wegkommen von hier.

Offizier. Wohin kommen Sie denn?

Marie. Ei, in die Residenz. Er kommt zur deutschen Garde.

Offizier. So?

Marie. Ja, mit Majorsrang.

Offizier. Ei der Tausend, das muß ich dem Kaiser sagen.

Marie. Ach wie reden Sie denn, der muß es ja wissen.

Offizier. Glauben Sie das, es kommt oft Einer zu großen Ehren, und der Kaiser weiß nicht wie?

Marie. Warum nicht gar!

Offizier. Ja, ja, es ist so. So z. B. ist der Gurkenfeld Hauptmann geworden, der Kaiser weiß nicht wie?

Marie. Man sollte das nicht denken!

Offizier. Ihr braver Vater war der Erste auf der Schanze bei der Erstürmung von Szabacs. Das hatte der Kaiser wohl gehört, und als der Gurkenfeld, der nur zugesehen, die Nachricht von der Einnahme brachte, verwechselte ihn der Kaiser mit dem Ritterschild, und ernannte ihn zum Hauptmann.

Marie. Sehen Sie, das hat mir unser Tobies schon gesagt, ich wollt' es ihm aber nicht glauben, denn der schimpft gerne.

Offizier. Wer ist der Tobies?

Marie. Das ist ein invalider Korporal, der unter meinem Vater gedient und jetzt im Hause bei uns lebt und bei der Wirthschaft hilft.

Offizier. Nun der Tobies hat Recht. Da wird er wohl auch über den Kaiser schimpfen, der Tobies?

Marie. Nein, das thut er nicht. O den verehrt er und wenn er von ihm spricht, nimmt er immer die Mütze ab. Er ärgert sich blos, daß der Kaiser meinen Vater vergessen hat.

Offizier. Ja das ist auch zum Aergern! Seinen Kriegska-

meraden zu vergessen! Hat Ihr lieber Vater Ihnen nicht erzählt, daß der Kaiser in der Nacht vor dem Sturme mit ihm bei einem Wachfeuer gesessen und Wein getrunken?

Marie. Ja freilich hat er's erzählt. Ach Gott, er sagt immer, das sei die glücklichste Nacht seines Lebens gewesen; und wie er am andern Tag von den feindlichen Kugeln umsaust und die grimmigen Türken auf dem Walle und Tod und Verderben habe vor Augen gehabt, da sei ihm nur immer der Kaiser in der Seele erschienen, wie er mit ihm beim Wachfeuer gesessen sei.

Offizier. Ja es war eine kalte Aprilnacht.

Marie. Waren Sie denn auch dabei?

Offizier. Freilich, ich war damals noch Kadet.

Marie. Das freut mich. Ach wenn nur der Vater käme, das wäre ein Jubel!

Offizier. Ja wohl. Allein ich sehe schon, daß ich vergebens warte und meine Zeit ist gemessen. Ich muß fort.

Marie. Warten Sie doch nur eine Viertelstunde.

Offizier. Es geht nicht, mein Kind. Sie wissen, der Kaiser ist pünktlich und strenge.

Marie. Ja, das hat mir der Vater gesagt. Sie fahren also jetzt gerade dem Kaiser nach?

Offizier. Ja, meine Liebe.

Marie. O dann bitt' ich Sie: erinnern Sie ihn doch an meinen Vater und benehmen Sie ihm den Irrthum: ich meine die Verwechslung.

Offizier. Das hab' ich schon gethan und kann Ihnen so viel sagen — versteht sich, im Vertrauen —

Marie. O ich weiß zu schweigen.

Offizier. Der Gurkenfeld kommt nicht zur Garde.

Marie. Was?

Offizier. Sie können sich verlassen auf das, was ich Ihnen sage.

Marie. Die arme Kunigunde! ach, das überlebt sie nicht!

Offizier. Aber Ihr Vater, liebes Kind, kommt zur Garde, und zwar als Hauptmann.

Marie. Ach du lieber Himmel! Ist das wahr? O Sie treiben gewiß nur Spaß mit einem armen Landmädchen.

Offizier. Sie können sich darauf verlassen, und hier haben Sie einen Brief vom Kaiser für Ihren Vater, da steht's drin. (Er steht auf.)

Marie. Ach ich kann mich nicht fassen vor Freude. Lieber Herr, wenn Sie nur nicht fortgingen! Sagen Sie mir doch wenigstens Ihren Namen, damit ich dem Vater melden kann, welchen Besuch er versäumt habe.

Offizier. Ich habe einen gar langen Namen, den Sie sich nicht merken würden; ich gebe Ihnen lieber hier diese Dose mit meinem Bilde, da wird der Vater sogleich wissen, wer ihn besucht habe. (Giebt ihr eine Dose.)

Marie. Ach wie ähnlich, und diese prächtige Dose!

Offizier. Wenn Sie dann, liebes Kind, in die Residenz kommen, da werd' ich Sie öfters sehen und gelegentlich auch für das gute Mittagsessen meinen besondern Dank abstatten.

Marie. Das lohnte sich der Mühe!

Offizier. Auch der Kaiser wird sich freuen, wenn ich ihm sage, daß Ritterschilds Tochter so liebenswürdig als häuslich ist, und sich nicht, wie manches Fräulein, schämt, Klöße zu kochen.

Marie. Wenn er nur auch einmal käme, der Kaiser, ich wollte ihm ein Gastmahl zurichten!

Offizier (lächelt). Leben Sie wohl. (Geht ab.)

Marie (allein). Nein diese Dose! Das Bildniß ist ganz mit blitzenden Steinen eingefaßt. Ich muß ihm doch nachsehen. Er hat mich für ein dummes Mädchen gehalten, daß er mir seinen Namen nicht sagen wollte. Er ist zu lang, sagt er. Ich hätte ihn doch ausgesprochen, denn ich war kaum zwei Jahre alt, als ich meinem Vater im Schooße saß, und wohl zehnmal hinter einander sagen mußte: Konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifer! Nun so wird er doch nicht heißen! Aber er ist am Ende ein großer General und wollte es nicht sagen. Aber was wohl in der Dose drinnen ist — Tabak? Ich kann's ja aufmachen. Ja, ja, Jungfer Evchen, mach' sie auf, es ist ja nicht verboten worden, und neugierig sind wir nun einmal. (Hat geöffnet.) Was ist das? Ein Kreuzchen? Wahrhaftig das Theresienkreuz. Hat der Offizier vielleicht es in der Dose vergessen? Nun wie immer, der Vater wird schon wissen, was zu machen sei.

Siebente Scene.

Vorige. Sabine.

Sabine. Ach hören Sie nur, wir sind Alle in April geschickt. Der Kaiser kommt nicht!

Marie. Ha ha, ich weiß schon.

Sabine. Woher wissen Sie es?

Marie. Ein Offizier aus dem Gefolge des Kaisers, ein guter Freund des Vaters, ist da gewesen und hat mir's gesagt.

Sabine. Nun da sehen Sie. Wir stehen da am Thore eine Menge Volks, der Pfarrer, der Marktrichter und die Geschwornen und an der Spitze der Hauptmann von Gurkenfeld in völliger Galla und seine Frau und Tochter und mehrere andere Frauen ganz übermenschlich geputzt, — Wir warten, wir warten eine Stunde lang, und so oft ein Wagen die Straße herkommt, reckt alles die Hälse; auf einmal fährt eine Karosse mit vier Rappen daher, Niemand zweifelt, daß es der Kaiser sei, und alles stellt sich in Positur, — da ist es ein alter General, der hält still, läßt sich andere Pferde vorspannen und heißt dem Postmeister die für den Kaiser bestellten Pferde hinaus auf die Straße zum Mauthhaus schicken, wo der Kaiser sogleich eintreffen werde.

Marie. Das wird Gesichter gegeben haben!

Sabine. Ach, Mariechen, das war ein erbarmungswerther Anblick. Die Frau Hauptmännin war todtenbleich, ihr Gemahl trat näher zum Wagen und fragte mit bebender Stimme: Werden denn Seine Majestät nicht geruhen, wie bestellt worden ist, bei uns hier ein Mittagsessen einzunehmen? Nein, antwortete der General, Seine Majestät wollen gar nicht aussteigen und werden sogleich mit frischen Pferden weiter fahren. Der Herr Hauptmann wollte dann den General einladen, aber der nahm sich kaum Zeit zu danken, sondern fuhr dahin, daß wir Alle in Staub gehüllt waren.

Marie. Nun hat der Streit ein Ende und die beiden Frauen können sich wieder versöhnen.

Sabine. Ich sag' es Ihnen, Mariechen, es war kläglich anzusehen. Die Frau Hauptmännin ging händeringend davon und die Frau Postmeisterin war so boshaft, ihr gesegneten Appetit zu wünschen.

Marie. Nun da werden ihre kalten Pasteten und Fasanen nicht sonderlich schmecken.

Sabine. Ich aber gehe in die Küche, sonst giebt es auch kalte Pastete, bis die lieben Aeltern zurückkommen. (Geht ab.)

Marie. Thu' das, Sabinchen; denn wahrlich die Freude hat mich ganz duselig gemacht, so daß ich nichts anzufangen weiß.

Achte Scene.

Vorige. Tobies.

Marie. Ach, Tobies, ist Er auch umsonst gegangen?

Tobies. Ei potz Belgrad und Semendria! Das ist wieder eine Geschichte, die dem Kaiser ähnlich sieht. Er läßt uns am Thore Parade machen und fährt hinter dem Markte davon, ohne sich sehen zu lassen.

Marie. Nun hab' ich doch nichts versäumt.

Tobies. Mariechen sind überall die Klügste, und man möchte sagen, wie's im Evangelio steht, Maria hat das beste Theil erwählt. Ja ja, das ist auch so: zu Hause bleiben ist immer für die Mädchen das beste Theil. Da, die hochmüthige Kunigunde stand auch draußen, aufgedonnert wie die Königin Vasthi, und ihre hochnasige Mama daneben und hofften schon, der Kaiser werde bei ihnen absteigen und mit dem Herrn Gemahl Brüderschaft trinken. Ha ha ha! jetzt haben sie's davon, sie hat ihrem Manne eine ganze Monatspension verkocht, und nun kann sie's selber essen. Aber was sehen Sie denn gar so lustig aus, Jungfer Mariechen? Ich glaube, Sie lachen den alten Tobies aus.

Marie. Ei bewahre! Ich freue mich auf den Vater nun doppelt, weil ich ihm eine große Freude zu verkünden habe.

Tobies. Potz Belgrad und Semendria! Eine Freude? Eine große Freude?

Marie (zeigt ihm den Brief). Sieh Er da, Tobies!

Tobies. Das ist ein gewaltiger Brief, sieht aus wie ein kaiserliches Schreiben.

Marie. Sieht es so aus? Und weiß Er, was drinnen steht?

Tobies. Nun Sie haben's doch nicht erbrochen?

Marie. Hab' es nicht erbrochen, weiß aber doch, was drinnen steht. (Pathetisch.) Richt' Euch, Herr Korporal, und präsentirt das Gewehr! Der Vater ist Hauptmann bei der deutschen Garde.

Tobies. Jungfer Mariechen! Nein wahrhaftig — machen Sie einen alten Mann nicht verrückt! — reden Sie — ist's möglich? Nein, Sie scherzen nicht?

Marie (gerührt). Nein, lieber Tobies, ich scherze nicht, es ist richtig.

Tobies (laut weinend). Mein Gott, ich weine mir die alten Augen aus vor Freude. So hab' ich's doch erlebt, daß die Bravheit meines Herrn Lieutenants anerkannt wird.

Marie. Guter Tobies, sie wird anerkannt.

Tobies. O so hab' ich mich nicht umsonst in die Paradeuniform geworfen, denn das ist ein Festtag für mich.

Marie. Ja es wird erst ein Festtag werden, wenn die Aeltern kommen.

Tobies. Aber wie können Sie es wissen, da Sie den Brief nicht gelesen haben?

Marie Der mir ihn brachte, sagte mir's.

Tobies. Der Briefbote? Der kann das nicht wissen.

Marie. Nicht Briefbote, alter Tobies! (Zeigt ihm die Dose.) Dieser da hat mir den Brief gebracht.

Tobies. Potz Belgrad und Semendria! der da?— der? —der?

Marie. Nun freilich der, der, der, der. Er ist wahrhaftig schon verrückt.

Tobies (lacht und weint). Na, wenn ich Ihnen sage, wer der ist, so werden Sie so gut verrückt, wie ich. Sagen Sie mir nur schnell noch einmal, deutlich und vernehmlich: Der da, das heißt der — (zu sich) Halt's Maul! der Mann da — nein, nicht so. Der Mann, der diesem Bilde gleich sieht, wie ein Ei dem andern, diese Römernase, dieses deutsche blaue Auge, diese Heldenstirne — der hat Ihnen den Brief gegeben?

Marie. Nun ja, wie ich sage. Er ist da gewesen, hat nach dem Vater gefragt, ist ein Kriegskamerad des Vaters.

Tobies. Ja ja, ein Kriegskamerad des Vaters ist er.

Marie. Hat sich selbst zu Tische geladen, und da gegessen —

Tobies. Gegessen hat er da? Potz Belgrad und Semendria! da gegessen!

Marie. Ja, ja, da bei dem Tische hat er gesessen! auf diesem Stuhl.

Tobies. Auf diesem Stuhle? Erlauben Sie mir, daß ich mich auf diesen Stuhl setze, auf diesen Stuhl?

Marie. Sag' Er nur, red' Er nur. Es war wohl ein vornehmer Offizier oder gar General.

Tobies. Was Offizier, was General! Der Kaiser war's!

Marie (nimmt ihm die Dose aus der Hand). Der Kaiser, der Kaiser! O ich einfältiges Mädchen, daß ich das nicht geahnet habe!

Tobies. O das ist schön, Sie haben ihn gesehen, er hat Sie gesehen, er hat das liebe, gute Mariechen meines Herrn Lieutenants kennen gelernt! Sehen Sie, wie der gute Gott fromme Kinder lohnt

Marie. Jetzt kann ich mir Manches erklären, auch das Theresienkreuz (hat die Dose geöffnet und zeigt es ihm).

Tobies. Das hat er Ihnen auch gegeben?

Marie. Er wollte seinen Namen nicht sagen und gab mir die Dose zum Andenken für den Vater und sagte: der würde das Bild schon erkennen.

Tobies. Ja freilich wird er's erkennen, wie es der alte Tobies erkannt hat. Und das Kreuzchen war auch drinnen?

Marie. Ja das Kreuzchen war auch drinnen.

Tobies (springt auf). Das hat mein Herr — Hauptmann heißt es jetzt — auf der Schanze von Szabacs verdient.

(Man hört einen Wagen rollen.)

Marie. Vater und Mutter kommen! (Ab.)

Tobies (humpelt zur Thüre hinaus). Der Herr Hauptmann kommt! Potz Belgrad und Semendria! Jetzt geht's aus einem andern Tone! Vivat es lebe der gerechte Kaiser! — es lebe mein braver Lieut — Hauptmann — will ich sagen — Hauptmann von Ritterschild!

(Der Vorhang fällt.)

Der Reiche und der Bettler.

Zu einem großen Reichen
Kam einst ein armer Mann,
Und sprach ihn unter Thränen
Um eine Gabe an.
Das Kleid ist ihm zerrissen,
Und Gram und Elend spricht
Mit tausend Jammerzügen
Ihm aus dem Angesicht. —
Der Reiche zieht die Börse,
Drin blitzt sein Gold so blank,
Und reicht ihm einen — Pfennig;
Der Alte sagt ihm Dank.
Er geht. „Kehr' um, du Armer!"
Ruft ihm der Reiche nach;
„Komm her! ich will dir machen
Den allerfrohsten Tag!

Wer unbescheiden bettelt,
Erregt kein Mitgefühl!
Wem Weniges genüget,
Dem geb' ich gern und Viel!"
Mit in sein eignes Zimmer
Nimmt er den Armen nun,
Da läßt er ihn an Speise
Und Wein sich gütlich thun.
„Wo bist du her?" — „Vom Rheine.
Besaß einst Gut und Land;
Doch alle meine Habe
Fraß Krieg und Feuersbrand.
Doch, was ich auch verloren,
Nichts hat mich so betrübt,
Ach, wie mein Sohn, mein Ein'ger,
Den ich so sehr geliebt."
Es stocket seine Rede;
Da — täuscht der Reiche sich? —
„Sind's nicht des Vaters Züge?
Und bin der Sohn nicht ich?"
Wie flog er da dem Armen
So herzlich an die Brust!
O, keine Worte schildern
Des Wiedersehens Lust!
„Ich war ein armer Knabe,
Nun bin ich groß und reich!
Kommt, Vater, was ich habe,
Ich hab' es nur für Euch!"

Ortlepp.

Der Rabe und die Eule.

„Wann kommst du doch aus deiner Höhle?
Wann hören wir die Lieder deiner Kehle?
Trübsinn'ges Stiefkind der Natur!"
(Zur Eule sagte dies der Rabe.)
„Ich möchte wissen, was an solcher Creatur
Minerva wohl gefunden habe!
Du zwingest mich, o Rabe, dir,"
Erwiedert sie, „zwei Gaben anzuzeigen,

Die liebt Minerva sehr an mir,
Allein sie fand sie nicht an dir:
Ich kann im Finstern sehn und schweigen."

v. Nicolai.

Der Ritter und sein Hund.

Vor alter Zeit hatte ein sehr tapferer Ritter aus edlem Geschlechte im heiligen römischen Reiche einen gar geliebten, kleinen Sohn, der ungefähr ein halbes Jahr alt war, und damit es ihm an Pflege und Sorgfalt nicht fehlen möge, hielt er drei Ammen für das kleine Kind.

Eines Tages hatte der Ritter ein glanzvolles Stechen veranstaltet, welchem auch seine Gemahlin mit ihrem ganzen Hofgesinde beiwohnte, so daß das Kind mit den drei Ammen allein im Saale blieb; als aber der Schall der Drommeten verkündete, daß die Herrschaften auf die Stechbahn zögen, da liefen die drei Ammen auch fort und ließen das Kindlein ganz allein in seiner Wiege; es blieb niemand in dem Saale, als ein Falke und ein getreuer Hund, den der Ritter gar lieb hatte und sich oft mit ihm die Zeit vertrieb. (Der Hund hatte diese Weise, wenn sein Herr gegen einen andern Ritter ritt oder turnirte, vor ihm aufzuspringen, oder wenn ihm dieses nicht gelang, so fiel er dem fremden Pferde in den Schwanz, um jenem den Sieg zu erleichtern.) Diesmal lag er im Saal und schlummerte, als eine große Schlange, die in einem Loche verborgen gelegen, hervorkroch, um das Kindlein in der Wiege zu tödten. Das sah der Falke und konnte in der Angst nur seine Stange erschüttern, daß die Schellen ertönten und den Hund aus seiner Ruhe erweckten, der schnell auf die Schlange zulief und sie angriff, als sie eben die Wiege erreicht hatte. Die Schlange blies ihn an — er ergriff sie in der Mitte des Leibes mit seinen scharfen Zähnen, und es begann ein fürchterlicher Kampf, denn die Schlange wehrte sich nach ihrer Art mit Stich, Biß und Gift, so daß sie dem Hunde viele Wunden beibrachte, der in dem Streite die Wiege mit sammt dem Kinde umwarf, doch blieb jene auf den vier Knöpfen liegen, und es geschah dem Kinde nichts zu Leide; aber dem treuen Hunde gelang es endlich die Schlange in Stücke zu zerbeißen, worauf er sich, von großem Blutverlust ganz ermattet, neben die Wiege hinlegte, um auszuruhen.

Um diese Zeit hatte auch das Stechen ein Ende; aber wie die Ammen wieder in den Saal kamen, da erhoben sie eine große Wehklage und meinten nicht anders, als der Hund habe das Kindlein

todt gebissen, – in großem Leid rangen sie die Hände, doch fiel es keiner ein, die Wiege aufzuheben, sondern sie liefen der Burgfrau entgegen und sagten ihr, wie das zarte Söhnlein von dem Hunde todtgebissen sei. Als der Ritter von der Steckbahn in seine Gemächer kam, fand er lauter Weinen und Schreien, und die Frau entgegnete auf seine Frage: „Weh uns, mein Gemahl! denn unser Kindlein ist hin, und dein Hund hat es todt gebissen."

Erschrocken und erzürnt eilte der Ritter in den Saal, und wie er die Wiege umgestürzt und den Saal voll Blutflecken sah, da zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit dessen, was man ihm erzählt, und als sein getreuer Hund, ihn erblickend, so schwach er auch war, sich erhob und mit wedelndem Schweif auf ihn zukam, da war er auch ganz blutig, und der Ritter zog sein Schwert und hieb das arme Thier mitten von einander; dann ging er erst den Saal entlang und hob die Wiege auf — aber darin fand er sein Kind ganz unversehrt, das ihn mit Lachen anlah, und neben der Wiege erblickte er die zerrissene, ungeheure Schlange. Da konnte er leicht errathen, daß sie der Hund erwürgt, und dadurch das Leben seines jungen Sohnes errettet habe; gar sehr bereute er, so große Treue mit dem Tode belohnt zu haben, und zerbrach sein Schwert in drei Stücke, schwur ab, kein Ritterspiel mehr zu treiben und aller Kurzweil zu entsagen.

Der Ritter war dann stets ein sorgsamer Vater und Burgherr, und erlebte große Freude an dem so wunderbar geretteten Sohne.

W. A. Gerle.

Halb Thier, halb Engel.

Der Mensch, dem Engel halb und halb dem Thier zu eigen,
Kann sich zu diesem bald und bald zu jenem neigen.

Strebt er dem Engel nach, wird er noch höher fliegen,
Und strebt er nach dem Thier, sogar noch tiefer liegen.

Rückert.

Katz' und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zusammen leben und Wirthschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sicherern Ort wuß-

ten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einstmals aber trug die Katze Gelüsten darnach, und ging zur Maus: „Hör', Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Sohnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten; laß mich ausgehen, und halt' heut allein Haus." — „Ja, ja," sagte die Maus, „geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich; von dem süßen rothen Kindbetterwein tränk' ich auch gern ein Tröpfchen." Die Katze aber ging geradeswegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben," sagte die Maus; „wie hat denn das Kind geheißen?" — „Hautab," antwortete die Katze. — „Hautab? Das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört."

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „Ich bin auf's Neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ich's nicht abschlagen; du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthschaft treiben." Die Maus sagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heimkam, fragte die Maus: „Wie ist denn dieser Pathe getauft worden?" — „Halbaus." — „Halbaus? Was du sagst! Den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der steht gewiß nicht im Kalender."

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergessen: „Ich bin zum dritten Mal zu Gevatter gebeten; das Kind ist schwarz und hat blos weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle Paar Jahr nur einmal; du läßt mich doch ausgehen?" — „Hautab, Halbaus," sagte die Maus, „es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam; doch geh nur hin." Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?" — „Ganzaus." — „Ganzaus? Ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen," sagte die Maus. „Ganzaus? was soll der bedeuten? Gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!" Damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum vierten Mal wollte Niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „Komm, wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben." Wie sie aber hinkamen, war alles leer. - „Ach!" sagte die Maus, „nun kommt's an den Tag, du hast alles gefressen, wie du zu Ge-

vatter ausgegangen bist: erst Haut ab, dann halb aus, dann" — „Schweig still," sagte die Katze, „oder ich freß' dich, wenn du noch ein Wort sprichst." — „Ganz aus," hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Katz' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

J. L. K. Grimm.

Tischgebet.

Wir haben Suppe, wir haben Brod,
Und viele Arme leiden Noth.
Wir sind vergnügt und sind gesund,
Und Viele sind oft krank und wund.
Du lieber Gott, nimm unsern Dank,
Daß wir gesund sind und nicht krank;
Du lieber Gott, laß uns dich preisen
Für Brod und Suppe, die wir speisen.
Wir können Dir ja sonst nichts geben,
Als nur Dich loben und erheben;
Wir können Dir ja sonst nichts bringen,
Als unser Herz; dies laß gelingen!

Güll.

Der Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du," spricht sie, „draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste beste Bösewicht."—
Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesungnes Reiselied.
Er meint: „Die Fremde nur macht Leute!
Nicht in der Nähe wohnt das Glück."

Drum sucht er's gleich recht in der Weite; —
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.—
Zu Hülfe ruft man alle Basen,
Jedwede giebt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Der reiste nie, und ist nicht dummer
Als mancher weit gereiste Mann." —
Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut! Ich wünsch' dir Glück und Segen;
Fort sollst du; doch nun säum' auch nicht!" —
Nun geht es an ein Emballiren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.
Und endlich ist der Tag gekommen;
Gleich nach dem Essen geht er heut'.
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und Alles schwimmt in Traurigkeit. —
Die Aeltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.
Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen; —
Doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!"
Er muß die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt: —„Man soll' nur sitzen bleiben,
Denn weiter lass' er Keinen gehn."
Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut.
Nach jeden hundert Schritten steht er
Und denkt: Wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen,
Es weht der Wind so rauh und kalt;

Er glaubt, es kann noch heute schneien,
Und schneit's nicht heut', so schneit's doch bald.
Jetzt schaut er bang' zurück, — jetzt geht er
Und sinnt, wie weit er heut' noch reist; —
Jetzt kommt ein Kreuzweg, — ach! da steht er,
Und Niemand, der zurecht ihn weist!
„Ach," seufzt er, „so was zu erleben
Gedacht' ich nicht! — daß Gott erbarm! —
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß' ich jetzt noch weich und warm.
Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wirklich toll und dumm! —
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!"
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
Wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' ihn mögen sehen —
Zurück zur lieben Vaterstadt.
Die Aeltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tief gerührt dazu.
Der Peter ließ sie gern bei'm Schmause,
Ihn reizte nur der Heimath Glück;
Drum läuft er sporenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.
Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Noch ungesehen in die Stadt.
Doch kaum ist er nun heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein er macht' sich nichts daraus.
Man spaßt': „Du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert sein; drum setz' dich auch
Nun hinter'n Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch!" —
Er thut's. Jetzt treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein.

Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott! wo mag der Peter sein?“ –
Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt Ihr denn? — hier bin ich ja!“ –
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: ‚Schon wieder da?
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen;
Die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich hab's dem Burschen angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird.“
Die Mutter jubelte, durchdrungen
Von frommem Dank: „'s ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim, deß bin ich froh!“ —
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit',
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiß, wie weit!“

Nach Grübel von Eberhard.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben,
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.
Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An dem Halme schlank und fein
Glänzt der Thau, wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.
Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.
Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,

Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.
An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.
Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns Allen geben!
O, dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.
Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.
Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur
Bange harrt die Creatur;
Donnerschläge stürzen nieder.
Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Hebel.

Wandersmann und Lerche.

W. Lerche, wie früh schon fliegest du
Jauchzend der Morgensonne zu?
L. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
Das ist von Alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
Und wie er schritt mit munterm Gang,

War es so froh, so hell den Zwei'n
Im lieben, klaren Sonnenschein.
Und Gott, der Herr im Himmel droben,
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

Hey.

Lernen und Spielen.

Du freust dich, wenn du lernst, und freust dich, wenn du spielest,
Wie mehr noch, wenn zugleich allbeides du erzielest.
Dann freuest du dich stets, wenn dir zu jeder Frist
Ein Spiel dein Lernen und dein Spiel ein Lernen ist.

Rückert.

Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theuerung ging eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in seine warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf

den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So erntet man in jener Welt.

Christoph Schmid.

Anbequemen.

Den Menschen sollst du dich insoweit anbequemen,
Um jeden in der Art, wie er sich giebt, zu nehmen.
Nur selber Jedes Art und Unart anzunehmen,
Insoweit sollst du dich den Menschen nicht bequemen.

Rückert.

Schwan und Kind.

„Kind dort, was scheust du dich?
Gar nicht so bös bin ich,
Schwimme daher ganz sacht,
Daß es kein Wellchen macht;
Möchte dich nur fragen eben:
Willst du ein Stückchen Brod mir geben?"
Das Kind trat zu dem Teiche heran
Und freute sich an dem schönen Schwan,
Wie rein und weiß war sein Gefieder,
Wie sanft er schwamm so hin und wieder.
Es wurde bald mit ihm bekannt,
Ließ das Brod ihn nehmen aus seiner Hand.

Hey.

Wirthschaften.

Laß nur ein Stäubchen Mehl bei'm Fegen im Mehlkasten,
Im Beutel ein Stück Geld auch bei'm Ausgeben rasten.
Wo noch ein Rest ist, stellt die Fülle bald sich her;
Doch völlig ausgeleert, das füllt sich nimmermehr.

Rückert.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cöln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten,
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all' sein Tagewerk bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und neckten sich;
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'.
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken;
Eh' sich's der Zimmermann versah,
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da!

Bei'm Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod,
Die faulen Bursche legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig

Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brod, das neue, vor!

Bei'm Fleischer ging es just so zu:
Gesell' und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer
Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp, hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Bei'm Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein;
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein,
Warf hin das Zeug und legte sich

Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: Husch, husch, husch, husch! verschwinden All'.

O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort;
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und trennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.

Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Kopisch.

Das arme Kind.

„Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?
Hab' es schon oft gesagt,
Hab' es schon oft geklagt;
Klopft' an gar manche Thür,
Niemand, ach! öffnet' mir;
Keiner, der hören mag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

„Weiß nicht, woher ich kam,
Heimathlos ist mein Nam'.
Weiß nicht, wo Vater blieb,
Weiß Nichts von Mutterlieb',
Weine drum Nacht und Tag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

„Bettelstab heißt mein Freund,
Menschen sind all' mir feind,
Achten mich gleich dem Hund,
Rufen mich Vagabund!
Still trag' ich solche Schmach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

„Bettelbrod heißt mein Mahl,
Feld ist mein Freudensaal,
Waldlaub ist Lagerstatt,
Drauf sink' ich todesmatt,
Thränenmüd', hungersschwach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

Bechstein

Kommt her und seht! O weh, o weh!
Wie übel geht's dem

Mann von Schnee!

Schneemann dort am Gartenzaune
Hat gar eine üble Laune.
Steht er dort den ganzen Tag,
Weiß nicht, was er reden mag.
Und die Sonne blinkt und blitzt,
Daß er wie ein Kranker schwitzt.
Weil der Himmel ist so blau,
Wird er vor Verdruß schier grau;
Weil die Wiesen werden grün,
Aergert er sich schmal und dünn.
Schneemann ist in großer Noth,
Denn es winkt ihm schon der Tod.
Kommen dann die schwarzen Raben,
Um die Leiche zu begraben.
Und Schneeglöcklein will vor Freuden
Ihm die Sterbeglocke läuten.
Und die Lerch' vor allen Dingen
Ihm ein Schlummerliedchen singen.
Aber wo ist er zu finden?
Vornen nicht, und auch nicht hinten.
Freilich, weil ihm ganz zerbrochen
An der Sonne seine Knochen,
Weil zu Wasser er zerronnen
An dem Glanz der gold'nen Sonnen.
Kommt der Storch dazu geflogen,
Und die Schwalbe hergezogen,
Fragen nach dem todten Mann,
Niemand von ihm sagen kann;
Wälzt der Storch mit seinem Bein
An den Zaun hin einen Stein,
Und die Schwalbe mit dem Schnabel
Schreibt darauf die ganze Fabel:
„Hier liegt Einer, der im Leben
Weiter keinen Taug gegeben,
Der sich, faul und sehr verstockt,
Lebenslang daher gehockt;

Und damit er doch nicht länger
Bleiben soll ein Müßiggänger
Und ein Griesgram und ein Hasser,
Schmolz der Frühling ihn zu Wasser;
Und damit will er begießen
All' die Blumen auf den Wiesen,
Daß sie weiß und gelb und grün
Euch zur Lust und Freude blühn."

Güll.

Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur blos ich armes nicht!

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn Niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?

In all den Häuserreih'n
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär' es noch so klein?

Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst Nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein!"

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr noch minder.
An's Kindlein Niemand denkt.

„O, lieber heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn Du's nicht bist.
O, sei Du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durch's Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist.
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schon, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah',
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath nun gekehret,
Bei seinem heil'gen Christ;

Und was hier wird bescheret,
Es dorten leicht vergißt. Rückert.

Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brodkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser: dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu. Daß Gott erbarm', wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen mit einander in die weite Welt gehen." Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen." Abends kamen sie in einen großen Wald, und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging' und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauschen." Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Lande verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger; wer aus mir trinkt, wird ein Tiger!" Da rief das Schwesterchen: „Ach, ich bitte dich, Brüderchen, trink' nicht, sonst wirst du ein wildes Thier und zerreißest mich." Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle." Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf." Da rief das Schwesterchen: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich." Das Brüderchen trank nicht, und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber

dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst: mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh; wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich gleich bei dem Brunnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und that es dem Rehchen um den Hals, und rupfte Binsen und flecht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Thierchen und führte es weiter, und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lang, lang gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: hier können wir bleiben und wohnen. Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus, und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens; das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte nun eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildniß waren, da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte darin das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach,“ sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten,“ und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber,“ sprach es zu ihm, „komm mir ja Abends wieder, vor den wilden Jägern schließ' ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, so klopf' und sprich: Mein Schwesterlein, laß mich herein! und wenn du nicht so sprichst, so schließ' ich mein Thürlein nicht auf.“ Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Thier, und setzten ihm nach;

aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!" Da ward ihm die kleine Thür aufgethan, es sprang hinein und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von Neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das Ho! ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach' mir auf, ich muß hinaus!" Das Schwesterchen öffnete ihm die Thür und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen." Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger Abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!" und sah, daß ihm die Thür aufgethan und alsbald wieder zugeschlossen wurde. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden."

Das Schwesterchen aber war recht erschrocken, als das Rehkälbchen verwundet herein kam; es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde war aber so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte; und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich auch Keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich tödten, ich laß dich nicht hinaus." „So sterb' ich dir hier vor Betrübniß, wenn du mich abhältst," antwortete es; „wenn ich das Hifthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen." Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Thür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm Keiner etwas zu Leide thut." Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein!" Da ging die Thür auf.

und der König trat hinein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen aber war erschrocken, daß nicht sein Rehlein, sondern ein König mit goldener Krone hereingekommen war. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau werden?" „Ach ja," antwortete das Mädchen, „aber das Rehlein muß auch mit, das verlaß ich nicht." Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, so lange du lebst, und soll ihm an Nichts fehlen." Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm zum Waldhäuschen hinaus.

Der König führte das schöne Mädchen in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um deretwillen die Kinder in die Welt hinein gegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Thieren im Walde zerrissen worden, und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern todt geschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und zwickten und nagten daran, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch in's Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt." „Sei nur still," sagte die Alte und sprach sie zufrieden; „wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein." Als nun die Zeit herangerückt war und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, da nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das soll euch wohlthun und stärken; geschwind, eh' es kalt wird." Ihre Tochter war auch bei der Hand, und sie trugen die schwache Königin in die Badstube, legten sie hinein, gingen schnell fort und schlossen die Thür ab. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter und setzte ihr eine Haube auf und legte sie in's Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorne Auge konnte sie ihr nicht wieder geben; damit aber der Kö-

nig es nicht merken sollte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als der König heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte an's Bett seiner lieben Frau gehen und wollte sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Bei Leibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht in's Licht sehen und muß Ruhe haben." Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und Alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Thür aufging und die rechte Königin herein trat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit den Bettdeckchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thüre hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob sie Jemand in der Nacht in's Schloß gehen gesehen; aber sie antworteten: „Nein, wir haben Niemand gesehen." So kam sie viele Nächte, und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, Jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermeh!"

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht; aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm Alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er auch in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch einmal und dann nimmermeh!"

und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich that, eh' sie wieder verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden; aber die folgende Nacht wachte er wieder, da sprach sie abermals:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch diesmal und dann nimmermeh!"

Da konnte sich der König nicht mehr zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst Niemand anders sein, als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau," und hatte in dem Augenblicke durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war

frisch, roth und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ Beide vor Gericht führen, und sie wurden verurtheilt; die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Thiere zerrissen, wie sie sie erblickten; die Hexe aber ward in's Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie davon verzehrt war, verwandelte sich auch das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; und Schwesterchen und Brüderchen lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Brüder Grimm.

Wie 's Schwesterlein wiegt, wenn's Brüderlein liegt.

Bitt' dich recht schön, gute Wiegen,
Laß mein Büblein ruhig liegen.
Weck's nicht auf vom Schlummer,
Sonst hab' ich 'nen Kummer;
Wirf mir's nicht auf d' Seit',
Sonst hab' ich ein Leid.
Wirf mir's nicht herunter,
Sonst wird's wieder munter;
Wirf mir's nicht heraus,
Daß 's kann schlafen aus.

Güll.

Morgenlied.

Dein Schirm hat mich umfangen
In stiller Mitternacht;
Nun ist mir aufgegangen
Des holden Tages Pracht.
Von allen Seiten grüßet
Mich lauter Freudenschein,
Und sanfter Friede fließet
Tief in mein Herz hinein.

Das ist Dein heil'ges Weben,
O Gott, durch den ich bin!
Ja, Deine Gnaden schweben
Durch alle Himmel hin;

Und strömt die Huld wie Meere,
Auf Erden allerwärts,
So dringt auch Dir zur Ehre
Ein Tropfen in mein Herz.
Verlassen steht mein Bette,
Und Alles ist so klar!
Da wird mir jede Stätte
Zu einem Dankaltar;
Da spricht an jedem Orte
Zu mir Dein Morgenlicht:
Hier ist des Himmels Pforte
Und Gottes Angesicht!
Wie heilig sollt' ich stehen,
O sel'ger Gott, vor Dir!
Wie sollt' ich Dich erhöhen
Mit Wonne für und für!
Nimm, was ich kann und habe!
Tilg' meine Sündenschuld,
Und drück' auf meine Gabe
Das Siegel Deiner Huld!
Mein Jesu! nicht vergebens
Laß mich den Morgen schau'n!
Du bist das Licht des Lebens
Hier und in Himmelsau'n.
Dort ist es ewig heiter,
Dort gilt Dein Wille nur;
So sei auch mir ein Leiter
Auf Deiner lichten Spur!
Ich denke, wie der Morgen
Dem Sündenknecht verfliegt,
Wie er voll Nacht und Sorgen
Am Abend niederliegt.
Laß jede Morgensonne
Im dunkeln Erdenthal
Vom Glanz der ew'gen Sonne
Mir spenden einen Strahl!
Erst will ich Dich umfassen
Im tiefsten Herzensgrund,
Dann will ich wirken lassen
Die Glieder, Geist und Mund.

Sei Du die sel'ge Mitte,
Um die sich früh und spät
Mein Wirken, meine Bitte,
Mein Schlaf und Wachen dreht.

Knapp.

Am Grabe der Mutter.

Eingesargt zum letzten Schlummer,
Blaß im weißen Sterbekleid,
Ohne Schmerzen, ohne Kummer,
Seh' ich dich mit stillem Leid,
Vielgetreue Mutter, du!
Jetzo trägt man dich zur Ruh'!
Schlummre süß im kühlen Grunde
Bis zur Auferstehungsstunde!

Auge, das mit Lieb' und Sehnen
Oft die Seinen angeblickt!
Segnend mit viel tausend Thränen
Haben wir dich zugedrückt.
Nie auf dieser Erde mehr
Blickst du zärtlich auf uns her;
Doch zu Wiedersehens Grüßen
Wirst du heller dich erschließen.

Hand, die treulich uns geleitet,
Die uns Nichts, als Liebe, gab,
Freud' und Trost um uns verbreitet,
Ruhe nun im stillen Grab!
Unermüdet war dein Fleiß,
Und dein Tagewerk war heiß.
Wann die Todten auferstehen,
Wird in dir die Palme wehen!

Edler Mund, zum Reinen, Großen,
Und zu Lieb' und mildem Wort
Freundlich, lieblich, aufgeschlossen, —
Nimmer tönest du hinfort;
Aber, was die Lippe sprach,
Tont in unsern Herzen nach,
Bis nach langer Grabesstille
Hallelujah dir entquille.

Herz, das ohne Falsch geschlagen
Für den Gatten, für das Kind,
Das uns sterbend noch getragen,
O wie ruhest du so lind!
Weinend, dankend rufen wir:
Ew'ger Segen folge dir!
Wann die Grüfte sich bewegen,
Schlage wieder uns entgegen!
Dann wird froh die Thräne fließen,
Wie sie jetzt in Trauer fließt;
Froh wird dich dein Kind begrüßen,
Das dich heut' in Thränen grüßt.
Dann, dann wird der schwere Stein
Weg von deinem Grabe sein; —
Christus war im Tod dein Leben, —
Ewig darfst du vor ihm schweben.

Knapp.

Aus dem gestiefelten Kater.

Kleine Bauernstube. Lorenz, Barthel, Gottlieb. Der Kater Hinze liegt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz. Ich glaube, daß nach dem Ableben unsers Vaters unser kleines Vermögen sich bald wird eintheilen lassen. Ihr wißt, daß der selige Mann nur drei Stücke von Belang zurückgelassen hat: ein Pferd, einen Ochsen und jenen Kater dort. Ich, als der Aelteste, nehme das Pferd, Barthel, der nächste nach mir, bekommt den Ochsen, und so bleibt denn natürlicherweise für unsern jüngsten Bruder der Kater übrig.

Barthel. Ich glaube, Bruder Gottlieb, Du wirst auch mit der Eintheilung zufrieden sein; Du bist leider der jüngste, und da mußt Du uns einige Vorrechte lassen.

Gottlieb. Freilich wohl.

Lorenz. So wollen wir denn nun gehen. Lieber Gottlieb, lebe wohl, laß Dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb. Adieu. (Die Brüder gehen ab.)

Gottlieb. Sie gehen fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unsere Wohnungen; Lorenz kann mit seinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann seinen Ochsen schlachten und einsalzen, und eine Zeitlang davon leben, — aber was soll ich armer Un-

glückseliger mit meinem Kater anfangen? — Höchstens kann ich mir aus seinem Felle für den Winter einen Muff machen lassen, aber ich glaube, er ist jetzt noch dazu in der Mauße. — Da liegt er und schläft ganz ruhig, — armer Hinze! wir werden uns bald trennen müssen. Es thut mir leid; ich habe ihn auferzogen, ich kenne ihn, wie mich selber, — aber er wird dran glauben müssen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er sieht mich an, als wenn er mich verstünde; es fehlt wenig, so fang' ich an zu weinen. (Er geht in Gedanken auf und ab.)

Hinze der Kater (richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann). Mein lieber Gottlieb, — ich habe ein ordentliches Mitleid mit Euch.

Gottlieb (erstaunt). Wie, Kater, du sprichst?

Hinze. Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb. Ich hätt' es nicht vermuthet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hinze. Ihr meint, weil wir nicht immer in Alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Gottlieb. Ich denke, ihr seid blos dazu da, Mäuse zu fangen.

Hinze. Wenn wir nicht im Umgang mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen.

Gottlieb. Nun, das gesteh' ich! — Aber warum laßt ihr euch denn so nichts merken?

Hinze. Um uns keine Verantwortungen zuzuziehen. Denn wenn uns sogenannten Thieren noch erst die Sprache angeprügelt würde, so wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Das Pferd! Es sind dumme Thiere, die sich ihren Verstand merken lassen; sie müssen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben. Wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unserer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wissen, daß es der Mensch ganz aufgiebt, uns zu erziehen.

Gottlieb. Aber warum entdeckst du mir das alles?

Hinze. Weil Ihr ein guter, ein edler Mann seid, einer von den Wenigen, die keinen Gefallen an Dienstbarkeit und Sklaverei finden, seht, darum entdecke ich mich Euch ganz und gar.

Gottlieb (reicht ihm die Hand). Braver Freund!

Hinze. Die Menschen stehn in dem Irrthume, daß an uns jenes instinctmäßige Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei; sie streicheln uns daher oft auf

eine ungeschickte Weise, und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehen, glaubt mir, sie würden unsere gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater bei Eurem Nachbar, läßt es sich sogar zuweilen gefallen, für den König durch ein Tonnenband zu springen.

Gottlieb. Da hast du Recht.

Hinze. Ich liebe Euch, Gottlieb, ganz vorzüglich. Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, Ihr habt mich schlafen lassen, wenn es mir recht war, Ihr habt Euch widersetzt, wenn Euere Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir in's Dunkle zu gehen, und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten, — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb. Edelmüthiger Hinze! Ha! mit welchem Unrechte wird von euch schlecht und verächtlich gesprochen, euere Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf, — welchen Zuwachs von Menschenkenntniß bekomme ich so unerwartet!

Hinze. Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb, — aber nehmt's mir nicht übel, Ihr seid etwas eingeschränkt, bornirt, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei heraus sprechen soll.

Gottlieb. Ach Gott, nein.

Hinze. Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was Ihr anfangen wollt.

Gottlieb. Du hast ganz meine Gedanken.

Hinze. Wenn Ihr Euch auch einen Muff aus meinem Pelze machen ließet —

Gottlieb. Nimm's nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher nur so durch den Kopf fuhr.

Hinze. Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt Ihr kein Mittel, Euch durchzubringen?

Gottlieb. Kein einziges.

Hinze. Ihr könntet mit mir herumziehen, und mich für Geld sehen lassen, — aber das ist immer keine sichere Lebensart.

Gottlieb. Nein.

Hinze. Ihr könntet ein Journal herausgeben, oder eine deutsche Zeitung, oder einen Roman, ich wollte Euer Mitarbeiter sein, — aber das ist zu umständlich.

Gottlieb. Ja.

Hinze. Nun, ich will schon noch besser für Euch sorgen, — verlaßt Euch darauf, daß Ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb. O bester, edelmüthiger Mann! (Er umarmt ihn zärtlich.)

Hinze. Aber Ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb. Vollkommen, ich kenne ja jetzt dein redliches Gemüth.

Hinze. Nun, so thut mir den Gefallen und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein Paar Stiefeln anmesse.

Gottlieb. Den Schuhmacher? — Stiefeln?

Hinze. Ihr wundert Euch; aber bei dem, was ich für Euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehen und zu laufen, daß ich nothwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb. Aber warum nicht Schuhe?

Hinze. Gottlieb, Ihr versteht das Ding nicht; ich muß dadurch ein Ansehen bekommen, ein imponirendes Wesen, kurz eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zeitlebens nicht hat.

Gottlieb. Nun wie du meinst, — aber der Schuster wird sich wundern.

Hinze. Gar nicht; man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besonderes wäre, daß ich Stiefeln tragen will: man gewöhnt sich an Alles.

Gottlieb. Ja wohl, ist mir doch der Discurs mit dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins: da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch Du; warum willst du noch Komplimente mit mir machen?

Hinze. Wie Du willst

Gottlieb. Da geht gerade der Schuhmacher vorbei; — he! pst! Herr Gevatter Leichdorn! will Er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

Der Schuhmacher (kommt herein). Prosit! — Was giebt's Neues?

Gottlieb. Ich habe lange keine Arbeit bei Ihm bestellt —

Schuhmacher. Nein, Herr Gevatter; ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb. Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen lassen —

Schuhmacher. Setz' Er sich nur nieder, das Maß hab' ich bei mir.

Gottlieb. Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher. Für den da? — Gut.

Hinze (setzt sich auf einen Stuhl nieder und hält das rechte Bein hin).

Schuhmacher. Wie beliebt Ihm denn, Musje?

Hinze. Erstlich, gute Sohlen, dann braune Klappen, und vor allen Dingen steif.

Schuhmacher. Gut! — (Er nimmt Maß.) Will Er nicht so

gut sein, — die Krallen, — oder die Nägel etwas einzuziehen, ich habe mich schon gerissen. — (Er nimmt Maß.)

Hinze. Und schnell müssen sie fertig werden. (Da ihm das Bein gestreichelt wird, fängt er wider Willen an zu spinnen.)

Schuhmacher. Der Musje ist recht vergnügt.

Gottlieb. Ja, es ist ein aufgeräumter Kopf — er ist erst von der Schule gekommen — was man so einen Vocativus nennt.

Schuhmacher. Na, adies. (Ab.)

Gottlieb. Willst Du Dir nicht etwa auch den Bart scheren lassen?

Hinze. Bei Leibe nicht, ich sehe so weit ehrwürdiger aus, und Du weißt ja wohl, daß die Katzen nachher gleich unmännlich werden. Ein Kater ohne Bart ist nur ein verächtliches Geschöpf.

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, was Du vorhast!

Hinze. Du wirst es schon gewahr werden. — Jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern spazieren gehen, es ist da oben eine hübsche freie Aussicht, und man erwischt auch wohl eine Taube.

Gottlieb. Als guter Freund will ich Dich warnen, daß Du Dich nicht dabei ergreifen lässest.

Hinze. Sei unbesorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdessen. (Er geht ab.)

Gottlieb (allein). In der Naturgeschichte steht immer, daß man den Katzen nicht trauen könne, und daß sie zum Löwengeschlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht. Wenn der Kater nun kein Gewissen hätte, so könnte er mir mit den Stiefeln nachher davon laufen, für die ich nun mein letztes Geld hingeben muß, und sie irgendwo vertrödeln, oder er könnte sich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen, und nachher bei ihm in Dienste treten. — Aber der hat ja schon einen Kater. — Nein, Hinze! meine Brüder haben mich betrogen, und nun will ich es einmal mit dir versuchen. Er sprach so edel, er war so gerührt, — da sitzt er drüben auf dem Dache und putzt sich den Bart, — vergieb mir, erhabener Freund, daß ich an deinem Großsinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. (Er geht ab.)

Und was thut der Kater, nachdem er seine Stiefeln bekommen?

Er geht nun auf die Jagd, fängt bald Kaninchen, bald Rebhühner, und bringt sie jedesmal dem Könige mit Empfehlungen von dem Grafen von Carabas, der sie dem Könige schicke. Als dieser nun eines Tages eine Spazierfahrt längs dem Ufer des Flusses unternehmen will, läuft Hinze eiligst zu Gottlieb, und bittet ihn, an den Fluß

zu kommen und sich in demselben an einem Orte, den er ihm zeigen werde, zu baden: dann sei sein Glück gemacht. Gottlieb thut, was der Kater ihm heißt, ohne zu wissen, was derselbe damit vorhabe. Während er badet, kommt der König vorbeigefahren; in diesem Augenblick ruft Hinze aus aller seiner Kraft: „Hülfe! Hülfe! der Graf von Carabas will ertrinken.“ Der König läßt seine Dienerschaft sogleich zur Hülfe eilen, und während sie den Grafen von Carabas an das Ufer bringen, wirft Hinze die Kleider desselben in den Busch, und klagt dem Könige, daß Spitzbuben seinem Herrn die Kleider gestohlen. Auf Befehl des Königs wird ihm der beste Anzug aus dessen Reisekoffer gebracht, und nachdem er sich angekleidet, ladet der König ihn ein, in seinen Wagen zu steigen und ihn auf der Spazierfahrt zu begleiten. Hinze läuft nun fortwährend vor dem Wagen des Königs her, und befiehlt überall den Leuten, die er auf dem Felde trifft, daß sie, wenn der König frage, wem das Land oder die Ortschaft gehöre, antworten sollten: dem Grafen von Carabas, sonst hätten sie ihr Leben verwirkt. Es geschieht, wie der Kater befohlen, und der König ist höchlich erfreut über die schönen Besitzthümer des Grafen. So kommt Hinze endlich an ein Schloß, das einem Zauberer gehört. Ohne Zeit zu verlieren, stellt er sich demselben als einen Reisenden vor, der viel Wunderbares von ihm gehört, unter anderm, daß er sich in die größten Thiere, in Löwen, Elephanten u. dergl. verwandeln könne: dies scheine ihm unglaublich. Der Zauberer ist alsbald bereit, ihm einen Beweis seiner Kunst zu geben, und verwandelt sich in einen Löwen. Darauf bittet ihn Hinze erschrocken, doch wieder seine natürliche Gestalt anzunehmen, und fragt ihn dann, ob es vollends wahr sei, daß er sich auch in ganz kleine Thiere verwandeln könne: dies sei ihm noch viel unglaublicher. Darauf verwandelt sich der Zauberer in eine Maus. Hinze springt alsbald auf ihn zu und frißt ihn auf. Als nun der König vorfährt, hört er von dem Kater, daß dies das Schloß des Grafen von Carabas sei. Man setzt sich an eine Tafel, die bereit steht, weil der Zauberer seine Freunde zur Mahlzeit eingeladen hatte, und der König giebt zuletzt dem guten Gottlieb, dem dies alles wie ein Traum ist, die Hand seiner Tochter.

L. Tieck.

Wiederfinden.

„O du lieblicher Geselle,“
Sprachen Blumen zu der Welle,

„Eile doch nicht von der Stelle!“
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder
Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden;
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niederthauen.“

Fröhlich.

Die Nützlichen.

„Unkraut seid ihr,“ sprachen Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume,
„Und ihr dürfet euch vermessen
Selbst von unserm Boden nähren?“ —
„Wir sind freilich nicht zum Essen,
Wenn das einzig hilft zu Ruhme,“
Sagten diese Wohlgemuthen;
„Aber wir erblühn hieneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben.“

Fröhlich.

Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pflaumchen?“
Es sagt: „Ich bin erfreut,
Daß ich nicht blos ein Holz,
Nicht eine leere Stange!“
„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

Fröhlich.

Das Fräulein Luft und Junker Duft.

Es kam das zarte Fräulein Luft
Vom Himmel her entstiegen,

Und sah in Blumenwiegen
Den zarten Knaben liegen,
Den zarten Knaben Duft.
Da rief das zarte Fräulein Luft
Und ließ sein Stimmlein fliegen:
„Zu dir komm' ich gestiegen,
Wie lange willst du liegen
In deiner stummen Gruft?"
Da sprach der zarte Knabe Duft,
Der bis daher geschwiegen,
Still blieb er dabei liegen
In seiner sanften Wiegen,
Und sprach: „Wer ist's, der ruft?"
„Ich bin das edle Fräulein Luft,
Es sei dir nicht verschwiegen,
Ich, die kann gehn und fliegen
Und mich auf Flügeln wiegen,
Ich bin's, mein Junker Duft.
Ich will, o süßer Junker Duft,
Aus deinen eignen Wiegen
Will ich dich lehren fliegen,
Und Flügel sollst du kriegen
Wie ich, das Fräulein Luft."
Da sträubte sich der Knabe Duft,
Da ging es an ein Kriegen:
Es stritten um die Wiegen,
Darin er wollte liegen,
Sich Duft und Fräulein Luft.
Da wehrte noch der kleine Schuft
So streng sich und gediegen,
Er mußte doch erliegen,
Es wußt' ihn zu besiegen
Das starke Fräulein Luft.
In Blättlein, hoch und tief gestuft,
Wie er sich mochte schmiegen,
Sie wußte sich zu biegen
Und ihn hervorzukriegen
Aus der geheimen Schluft.
Hinflogen freudig Duft und Luft;
Und es ist uns verschwiegen,

Ob sie zum Himmel fliegen,
Ob noch zusammen fliegen
Durch Feld und Wald und Kluft.

Rückert.

Abendlied.

Wie so leis' die Blätter wehn
In dem lieben stillen Hain!
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr gold'nes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem rothen Abendschein.

In der Quellen klarer Fluth
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel,
Und entschlummert über'm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest!
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz' und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über Alle wacht.

Treuer Gott, Du bist nicht weit,
Und so ziehn wir ohne Harm
In die milde Einsamkeit
Aus des Hofes eitlem Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,

Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in Deinem Arm.

Clemens Brentano.

Der Glühwurm.

Als das liebe Jesukindlein
In der Weihnachtskrippe lag,
Und den Hirten auf dem Felde
Engel kündigten den Tag,
Und des Morgenlandes Weisen,
Die da harreten so fern,
Daß das Licht der Welt geboren,
Angezeigt der hellste Stern, —
Ist, den Thierlein es zu sagen,
Welch ein Wunder sei geschehn —
Glühwurm hin und her geflogen,
Daß sie All' ihn mochten sehn, —
Daß sie's wußten, wie der Segen
Alle Wesen will erneu'n,
Und Erlösung, lang erwartet,
Alles, Alles soll erfreu'n.
Durch die Fluren emsig leuchtend,
Flog er schimmernd durch den Wald,
Bis Ein Jubel in den Auen
Laut aus Blum' und Blatt erschallt'.
Und so war's das kleine Würmchen,
Das in jener heil'gen Nacht
Als ein fliegend Sternlein Botschaft
Allen Thieren hat gebracht.
Seht ihr nun den Glühwurm fliegen —
Einen kleinen hellen Stern —
Denkt der frommen Weihnachtskunde,
Und an unsern lieben Herrn.

Pocci.

Der Wind.

Ich bin der Wind,
Und komm' geschwind;

Ich wehe durch den Wald,
Daß weit es wiederhallt.
Bald säusle ich gelind,
Und bin ein sanftes Kind,
Bald brauf' ich wie ein Mann,
Den Niemand fesseln kann.
Schließt Thür und Fenster zu,
Sonst habt ihr keine Ruh'.
Ich bin der Wind,
Und komm' geschwind!

Pocci.

Das Mährlein von Hubertus und seinem Horn.

In einem wilden, großen Walde lebte in seinem Häuschen ein alter Jägersmann. Sein Weib war gestorben und hatte ihm ein Knäblein hinterlassen, welches nun in der Einsamkeit sein Trost war. Und wenn er hinausging und oft den ganzen Tag im Gehölz zubrachte, um Beute zu suchen, mußte der kleine Hubertus — so hieß der Knabe — ganz allein daheim in Gottes Hut bleiben, und hatte zu seiner Gesellschaft und Hausgenossenschaft nur ein zahmes Reh im Ställchen und einen lustigen Finken im Käfig. Die beiden Thiere aber waren so klug, daß sie jedes Wörtlein verstunden und in ihrer thierischen Weise beantworteten. So kam es, daß Hubertus nie Langeweile hatte. Wenn er aber den Vater, durch das Fenster hinaussehend, den engen Waldsteig heimkommen sah, da öffnete er die Thür, die von Innen geschlossen war, nahm seinen Finken aus dem Käfig, setzte ihn auf die Hand, führte das Reh aus dem Stalle und ging ihm entgegen. Da hüpfte das Rehlein immer voraus, der Fink flog dem alten Jäger auf die Schulter und Hubert sprang ihm an den Hals. Des Abends half er dem Vater die Beute ausweiden, wischte ihm die Armbrust blank — das hatte er schon gelernt — und setzte sich dann an den Eckstisch der Stube, wo jener ihm manches Mährlein erzählte oder bisweilen auf dem Jagdhorn ein Stückchen vorblies.

Eines Abends nun, da es Winter war und der Schnee auf Zweig und Grund lag, kehrte der Alte später als gewöhnlich heim und sagte, als sie beisammen saßen am warmen Ofen, zu seinem Söhnlein: „Höre, mein Hubertus! es ist heut meiner Tage Abend. Die alte Eule hat es mir bei der großen Eiche draußen gesagt, und ich danke dem lieben Gott, daß er mich so lange hat leben lassen. Ich muß dich nun in seine Hut geben, da ich von der Welt scheide.

Mein Erbtheil hast du: die Armbrust und das Hifthorn. Sei immer fromm und verlasse nie den Weg, den ich dir gewiesen habe." Als er dies gesprochen hatte, drückte er den kleinen Hubertus, der vor Weinen und Schluchzen Nichts zu sagen vermochte, an sein Herz, und segnete ihn. Dann nahm er ein Crucifix von der Wand, küßte es und schloß die Augen. Hubertus aber, vom Schmerz überwältigt, sank bewußtlos auf die Leiche seines lieben Vaters. So mochte er wohl eine Stunde zugebracht haben, als er erwachte und wie aus einem dumpfen, schwermüthigen Traume emporfahrend, die Last seines Schmerzes und seiner Einsamkeit fühlend, in Jammerweinen ausbrach und rief: „Ach! Mein Vater, mein Vater, warum hast du mich allein gelassen, nun muß ich vor Kummer und Hunger sterben!" Da raschelte es auf dem Strohlager und das Rehlein kam herbei, legte sein Köpfchen in seinen Schooß, und aus dem Käfig flog der Fink, setzte sich auf seine Hand und beide sahen ihn mit lieben Augen an, als wollten sie sagen: „Wir sind bei dir, verstoße uns nicht!" Da herzte und liebkoste er die Thierlein und dachte sich: der liebe Gott wird mich nicht verlassen, und alsbald sank er in einen tiefen Schlummer.

Im Traume war es ihm aber, als ob das Jagdhörnlein, das an der Wand hing, sich regte, und er glaubte in schönen, tröstenden Klängen das Lied zu vernehmen:

Laß nit von mir,
Ich bleib' bei dir,
Mein Wunderklang
Ist Zaubersang.
Hinaus in den Wald!
Wohin er schallt,
Wohin er dringt,
Mein Ton sich schwingt.
Bald findest du
Des Herzens Ruh'.
Laß nit von mir,
Ich bleib' bei dir.

Da erwachte Hubertus. Es war aber Alles still und nur die Strahlen der Morgensonne bewegten die starre, todte Natur draußen da, wie die Eisblumen an den Fensterscheiben, so der Schnee und die Eiszapfen im Walde glitzerten und in tausend Farben spielten. Als nun Hubertus traurig vor die Thür trat, da sah er, daß das Rehlein in den Schnee ein Grab gescharrt und der Fink mit Tannenreis

lein ein Lager gebettet hatte. Da hinein begrub er den Leichnam seines Vaters und setzte ein hölzernes Kreuz darauf, kniete sich davor hin und betete inniglich. Da meinte er — wie im Traume — des Hörnleins Klänge zu vernehmen, die ihm zuhallten:

Er liegt in Ruh'!
Geh immer zu.
Hinaus, hinaus
In's Weltgebraus!
Laß nit von mir,
Ich bleib' bei dir.

Da dachte er sich: Du hast wohl Recht, liebes Hörnlein. Was soll ich hier bleiben? Ich will diese Einsamkeit verlassen und dahin gehen, wohin der liebe Gott mich kommen läßt. — Da nahm der Knabe das Hifthorn von der Wand, hing es sich um, wie auch die Armbrust, setzte sich sein Vöglein auf die Hand, lockte dem Reh und ging von dannen — nicht wissend warum und wohin.

Als er lange, lange im Walde gegangen war und noch keinen Weg und kein Ende sah, da kam ihm der Hunger und er setzte sich matt und müde nieder. Das Vöglein pickte ein Paar Körnlein vom Boden auf, das Reh weidete an den Tannenzweigen und dem Wintermoos und Hubertus nagte an einem Stücklein Brod, das er vom vorigen Tage noch in der Tasche hatte und benetzte es mit seinen Thränen.

Plötzlich hörte er es durch das Gehölz wie Schritte, die immer näher und näher hallten, und als er aufblickte, sah er ein winziges Männlein auf sich zukommen, das einen langen Bart hatte und eine große Mütze mit Ohrenlappen und einer Krone darauf. Das Männlein trat vor ihn und sprach: „Du scheinst ein Weidwerksbub zu sein. So einen kann ich brauchen. Willt du mir um Lohn dienen, so komm mit." Hubertus war schier erschrocken, dachte sich aber: Versuchen kann ich's, und schlug ein. Da lachte das Zwerglein und sagte: „Folge mir in mein Haus." — Da schritten sie denn zusammen durch den Wald fort, bis sie an eine hohle Eiche kamen. Das Männlein zog einen goldenen Schlüssel hervor und sperrte ein geheimes Pförtlein am Stamme auf, durch welches sie eintraten. Der Fink aber flog davon und setzte sich auf einen Ast und pfiff:

Frei im Wald
Mein Lied erschallt,
Ich bleibe dein,

Hubertus mein,
Fink, Fink,
Fink, Fink!

Und das Rehlein entsprang und lief weit in den Wald hinein, und Hubertus glaubte die Abschiedsworte zu vernehmen:

Hubertelein,
Vergiß nit mein!
Dein bleiben wir
Im Waldrevier.

Nachdem das Männlein den Hubertus durch die Pforte des hohlen Baumes eingeführt hatte, stiegen sie einige Stufen abwärts und gelangten in einen engen Felsenschacht, der von blauen Lichtlein, die an der Wand flimmerten, erleuchtet war. Durch den gingen sie schweigend bis an ein eisernes Thor, das wieder der goldene Schlüssel aufsperrte. Da tonte ein gewaltiges Hämmern und Pochen heraus, und Hubertus befand sich in einem großen, weiten Bergschachte, wo eine Menge von Leuten emsig arbeitete. Da sah er bald ein, daß er sich in der Gewalt des Gnomenkönigs Alberich befand, von dem ihm sein Vater oft erzählt hatte, daß er die Menschen in seine Dienste lockte, auf daß sie zeitlebens für ihn in seinen Bergwerken arbeiteten und Gold und Edelsteine gewinnen müßten, bis er sie tödte, wenn sie alt und unbrauchbar würden. Alberich aber sprach zu ihm: „Du bist nun in meiner Macht und Nichts kann dich retten daraus. Sei aber getrost, du sollt gute Speise han und guten Trank. Bald wirst du den Fäustal schwingen lernen. Den ersten Tag kannst du zuschaun und rasten.“ Und nachdem er dies gesagt hatte, lachte er höhnisch und ging.

Und wie er gesagt hatte, so erging es dem armen Hubertus auch. Anfangs, da er noch schwach war, mußte er den Bergleuten zuhelfen und zutragen; als er aber größer und kräftiger geworden, selbst Tag und Nacht den Fäustal schwingen und hämmern und graben. Die Schätze des Alberich waren aber unermeßlich an Gold und Edelsteinen. So verging manches Jahr und Hubertus war zum Jüngling herangewachsen, ohne das Tageslicht jemals wieder gesehen zu haben. Eines Abends in der Feierabendstunde setzte er sich in sein enges Felsenkämmerlein, und gedachte wehmüthig früherer Zeit. Da verlangt er auch nach seiner Armbrust und nach seinem Hifthorn, die er beid unter das moosigte Gestein bei seinem Lager versteckt hatte. Da e aber das Horn berührte, um es hervorzuziehen, ertönte ein helle Klang, der weithin durch die Felsenräume hallte. Und er sah, wi

dieser Wunderklang von sonderbarer Gewalt sei, da er die Arme der arbeitenden Bergleute zu lähmen und ihre Augen zum Schlummer zu schließen schien. Da versuchte er dann des Hornes Wunderkraft näher zu prüfen, setzte es an den Mund und blies hinein. Alsbald aber bewährte sich die geheime Gewalt, und die Bergleute, wie sie da hämmerten und aus und ein fuhren, stunden bald wie gelähmt oder sanken in Schlaf versunken hin. Da nun Alberich sein Gewerk stille stehen sah, eilte er herbei, um seine Arbeiter aus dem Schlafe zu rütteln und zu wecken; Hubertus aber stieß kräftig in's Horn und der Gnomenkönig selbst versank in tiefen Schlummer.

Als nun dies Hubertus gewahr ward, faßte er schnell den Entschluß zu entfliehen und der Knechtschaft zu entrinnen. Er nahm sein Grubenlicht und eilte durch die ihm bekannten Räume und Schachte; allein vergebens suchte er den Ausgang und die Pforte, durch die er gegangen war. Da gelangte er, umherirrend in den Felsenkammern, an ein goldenes Thor. Der Wunderklang seines Hornes öffnete ihm auch diese Pforte, und als er in eine große Halle eintrat, blendete ihn schier der Glanz des aufgehäuften Goldes und Edelgesteins. In der Mitte lag aber ein großer Krystallkorb, an welchem die schöne Tochter eines Königs mit goldenen Ketten gefesselt war. Alberich hatte sie geraubt, um sich mit ihr zu vermählen, und schmiedete sie, da sie sich standhaft weigerte und immer in ihr Vaterhaus zurückkehren wollte, an diesen Krystall. Sie bat Hubertus, sie zu befreien und sie zurückzugeleiten in ihre Heimath, wo ihm großer Lohn von dem Könige, ihrem Vater, zu Theil werde. Hubertus besann sich nicht lange, entledigte sie ihrer Fesseln und entfloh mit ihr durch einen langen, engen Schacht, den er nun als denjenigen erkannte, durch welchen er von Alberich hereingeführt worden war. Kaum aber in der Mitte desselben angelangt, hörten sie, wie es in den Gruben und Höhlen wieder zu hämmern begann und das vorige Leben wieder erwacht war. Auch die Stimme Alberich's vernahmen sie, der ihnen im höchsten Zorne nacheilte. Sie beflügelten nun ihre Schritte, aber immer näher und näher kam der Zwergenkönig an. Endlich standen sie an dem Ausgangspförtlein. Der goldene Schlüssel, welchen Hubertus dem im Zauberschlummer befangenen Alberich genommen hatte, öffnete; aber kaum stunden sie vor dem Eingange der hohlen Eiche, als auch ihr Verfolger schon dicht hinter ihnen war. Sie eilten fort; Alberich aber hatte einen großen Bogen in der Hand und legte einen langen Pfeil an die Sehne, und drohte sie beide damit zu durchbohren, wenn sie ihren Lauf nicht hemmen und umkehren wollten. Da

stieß Hubertus wieder in sein Horn und lähmte dadurch den Arm des Verfolgers, der mit gespanntem Bogen auf sie zielte. Rasch schritten sie nun fort durch den Wald und ruhten erst aus, als sie sich weit genug von dem Aufenthalte des Zwergenkönigs glaubten. Da setzten sie sich auf das weiche Moos unter dem Dache hoher Buchen nieder und es währte nicht lange, so schliefen sie ein, ermüdet von der Flucht. Alberich aber, da die Wirkung des Schalles aus dem Zauberhörnlein aufgehört hatte, ruhte nicht und war darauf bedacht, der Entflohenen wieder habhaft zu werden. Auf den Spuren ihrer Fußtritte eilte er ihnen nach und sah sie alsbald von ferne im Grase liegend in süßen Schlummer versunken. Da dachte er Hubertus durch sein Geschoß zu todten und so die Königstochter sammt dem Zauberhorne zu gewinnen. Als er aber mit dem Bogen zielte, nachdem er einen Pfeil aufgelegt hatte, war der treue Fink, der seines Hubertus auch in der Waldeinsamkeit und Freiheit nicht vergessen hatte, herbeigeflogen und pickte ihn in die Hand, gerade da er die Sehne fahren ließ. Da ging der Schuß fehl. Das treue Rehlein aber war auch herbeigesprungen und hatte die Schlafenden geweckt. Hubertus aber griff nun nach seiner Armbrust und durchbohrte mit dem Bolzen das böse Herz Alberich's, ehe dieser seine Waffe wieder gebrauchen konnte. Und nun zogen sie ungefährdet ihres Weges weiter, und begleitet von den lieben, treuen Thierlein gelangten sie bald an das Schloß des Königs. Da war nun nach langer Trauer der Freude kein Ende. Hubertus ward des Königs Eidam und hielt mit seiner Tochter, die er befreit hatte, Hochzeit. Und als der alte König gestorben war, übernahm er Krone und Zepter und herrschte mit seiner Gemahlin lange und glücklich.

Auch die beiden Thiere lebten noch lange mit ihnen, und das Hifthorn ließ Hubertus nicht mehr von seiner Seite.

Im Königshaus
Das Rehlein springt,
Der Fink, der singt,
Das Hörnlein klingt,
Die Mähr' ist aus.

Pocci.

Das fremde Kind.

(Legende.)

In einem kleinen Häuschen, am Eingange eines Waldes, lebte ein armer Tagelöhner, der sich mit Holzhauen mühsam sein Brod verdiente. Er hatte ein Weib und zwei Kinder, die ihm fleißig zur Arbeit halfen. Das Knäblein hieß Valentin und das Mädchen Maria, und die waren gehorsam und fromm, zu der Aeltern Freude und Trost. Als die guten Leute nun eines Winterabends, da es draußen schneite und wehte, beisammen saßen und ein Stücklein Brod verzehrten, dafür Gott von ganzem Herzen dankten, und der Vater noch aus den biblischen Geschichten vorlas, da pochte es leise am Fenster zur ungewohnten Stunde und ein feines Stimmchen rief draußen: „O laßt mich ein in euer Haus, ich bin ein armes Kind und habe Nichts zu essen und kein Obdach und meine schier vor Hunger und Frost umzukommen! o laßt mich ein!" Da sprangen Valentin und Maria vom Tische auf, öffneten die Thür und sagten: „Komm herein, armes Kind; wir haben selber nicht viel, aber doch immer mehr als du, und was wir haben, das wollen wir mit dir theilen." Das fremde Kind trat ein und wärmte sich die erstarrten Glieder am Ofen, und die Kinder gaben ihm, was sie hatten, zu essen und sagten: „Du wirst wohl müde sein; komm, lege dich in unser Bettchen, wir können auf der Bank schlafen." Da sagte das fremde Kind: „Dank' es euch mein Vater im Himmel!" Sie führten den kleinen Gast in ihr Kämmerlein, legten ihn zu Bett, deckten ihn zu und dachten sich: „O wie gut haben wir es doch! Wir haben unsere warme Stube und unser Bettchen; das arme Kind aber gar Nichts, als den Himmel zum Dach und die Erde zum Lager."

Als nun die Aeltern zur Ruhe gingen, legten sich Valentin und Maria auf die Bank beim Ofen und sagten zu einander: „Das fremde Kind wird sich nun freuen, daß es warm liegt. Gut' Nacht!' —

Es mochten aber die guten Kinder kaum einige Stunden geschlafen haben, als die kleine Maria erwachte und ihren Bruder leise weckte, indem sie zu ihm sprach: „Valentin, Valentin, wach' auf, wach' auf! Höre doch die schöne Musik vor den Fenstern!" Da rieb sich Valentin die Aeuglein und lauschte. Es war aber ein wunderbares Klingen und Singen, das sich vor dem Hause vernehmen ließ und wie mit Harfenbegleitung hallte es:

O heiliges Kind,
Wir grüßen dich

Mit Harfenklang
Und Lobgesang.
Du liegst in Ruh',
Du heil'ges Kind;
Wir halten Wacht
In dunkler Nacht.
O Heil dem Haus,
In das du kehrst!
Es wird beglückt
Und hoch entzückt.

Das hörten die Kinder und es befiel sie eine freudige, bange Angst und sie traten an's Fenster, um zu schauen, was denn draußen geschehe. — Im Osten sahen sie das Morgenroth glühen, und vor dem Hause viele Kinder stehen, die goldene Harfen und Lauten in den Händen hatten und mit silbernen Kleidern angethan waren. Erstaunt und verwundert ob dieser Erscheinung starrten sie zum Fenster hinaus; da berührte sie ein leiser Schlag und als sie sich umwandten, da sahen sie das fremde Kind vor sich stehen, das ein Kleid von Goldstoff an hatte und mit einer glänzenden Krone auf dem goldgelockten Haupte geschmückt war und sprach: „Ich bin das Jesukindlein, das in der Welt umherwandelt, um frommen Kindern Glück und Freude zu bringen. Ihr habt mich beherbergt diese Nacht, indem ihr mich für ein armes Kind hieltet und ihr sollt nun meinen Segen haben." Da brach es ein Reislein von einem Tannenbaume, der am Hause stand und pflanzte es in den Boden und sprach: „Das Reislein soll zum Baume werden und soll auch alljährlich Früchte bringen." Und alsbald verschwand es mit den musicirenden Kindern — den Engeln. Das Tannenreis aber schoß empor und ward zum Weihnachtsbaume; der war behangen mit goldenen Aepfeln und Silbernüssen und blühte alle Jahre einmal. —

Und wenn ihr, lieben Kinder, zu Weihnachten vor dem reichgeschmückten Baume steht und euch freut, so gedenket auch der armen Kinder, die kaum ein Stückchen Brod haben, um ihren Hunger zu stillen, und danket Gott.

Pocci.

Nußknacker.

Zwei Knaben hatten im Walde Haselnüsse gepflückt, saßen unter den Stauden und wollten die Nüsse essen, aber keiner hatte sein Mes-

ferlein bei sich und mit den Zähnen konnten sie sie nicht aufbeißen. Da jammerten sie sehr und sagten: „Ach, käme doch nur Jemand, der uns unsere Nüsse aufknacken wollte!“ Kaum gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald einhergegangen. Aber wie sah das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, an dem ein langer, steifer Zopf bis an die Fersen herabhing; eine goldene Mütze, ein rothes Kleid und gelbe Höslein. Indem es nun so einhertrippelte, brummte es das Liedlein:

„Heiß', heiß',
Beiß', beiß'!
Hansl heiß' ich,
Nüsse beiß' ich.
Geh' gern in den grünen Wald,
Wann die Nuß vom Strauche fallt,
Mach's dem lust'gen Eichhorn nach,
Knack' und nag' den ganzen Tag!“

Die Knaben mußten sich schier zu Tode lachen über den kleinen, drolligen Burschen, den sie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: „Wenn du Nüsse beißen willst, so komme her und knacke uns diese auf, damit wir sie essen können!“ — Da brummte das Männlein in seinen langen, weißen Bart:

„Hansl heiß' ich,
Nüsse beiß' ich.
Hab' ich aber mich beflissen,
Euch ein Dutzend aufgebissen,
Gebt mir zum Lohn
Ein Paar davon.“

„Ja, ja,“ schrien die Buben, „du kannst mitessen, knacke nur fleißig auf.“ — Das Männlein stellte sich zu ihnen hin, — denn am Sitzen hinderte es sein steifer Zopf, — und sprach:

„Hebet auf den langen Zopf,
Schiebt die Nuß in meinen Kropf,
Drücket nieder, und sofort
Schnell ist jede Nuß durchbohrt.“

Also thaten sie, und hörten mit Lachen nicht auf, wenn sie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten, und nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Maule sprang. Bald waren alle Nüsse aufgebissen, und das Männlein brummte:

„Heiß', heiß',
Beiß', beiß',

Will meinen Lohn
Nun auch davon."

Der Eine der Knaben wollte nun dem Männlein den versprochenen Lohn spenden; der Andere aber, ein böser Bube, hinderte ihn daran, indem er sprach: „Warum willst du dem Bürschlein von unsern Nüssen geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche dir deine Nüsse selbst!"

Da ward das Nußbeißerlein gewaltig erzürnt und brummte:

„Giebst du mir keine Nuß,
So machst du mir Verdruß;
Ich nehme dich beim Schopf,
Und beiß' dir ab den Kopf!"

Da lachte der böse Bube und sagte: „Du mir den Kopf abbeißen? Mache lieber, daß du fortkommst, sonst laß ich dich mein Haselnußstaudengertlein fühlen." Zugleich drohte er mit seinem Stöcklein. Der Nußknacker wurde ganz roth vor Zorn, hob sich mit einem Händchen den Zopf auf und schnappte wie ein Fisch im Wasser, und „Knack" — der Kopf war weg.

Das ist die Geschichte von dem ersten Nußknacker. Habt wohl Acht, Kinder, daß euch die Köpfe oder wenigstens die Fingerlein nicht abgebissen werden, denn wie ihr Urahnherr, so machen auch die Enkel und Urenkel des Nußknackergeschlechts mit bösen Kindern nicht lang Federlesens! —

Pocci.

Hanswurst.

Hört, Kinder, die Geschichte von euerm alten Freunde Hanswurst.

Man weiß nicht, wo Hanswurst geboren wurde; so viel aber ist bekannt, daß er aus einem Ei kroch, das ein lustiger Vogel gelegt hatte. Nachdem er das Licht der Welt erblickte, machte er einen fröhlichen Sprung, stellte sich auf den Kopf und sagte: „Ich will lustig sein mein Leben lang!" Da zog er eine rothe Jacke an, nahm gelbe Höslein und malte sich ein großes Herz auf seinen Brustlatz, damit die Leute gleich von vorne herein wüßten, daß er ein herzhafter Bursche sei. Aber die Courage war nicht weit her, denn als er das erste Mal einen Hasen erblickte, lief er gleich über Hals und Kopf davon. Ein Vogelsteller, der eben seines Weges ging, sah ihn laufen und dachte sich: „Der Vogel gefällt mir, den kann ich brauchen." Er packte ihn und nahm ihn mit. Zu Hause sperrte er ihn in den Kä-

sig zu seinen Vögeln, und Hanswurst pfiff eben sein Stücklein mit den Amseln, Gimpeln und Zeisigen. Er nahm aber nicht mit dem Vogelfutter vorlieb, denn der Hanf wollte ihm nicht gefallen. Als eines Tages der Vogelsteller ein Bratwürstlein auf dem Teller hatte, da griff Hänsl durch das Gitter heraus und kam so zur ersten Wurst, die ihm königlich schmeckte. Nun ward alle Tage was gekripst, bis der Vogelsteller ihn freiließ; denn er dachte sich: „Das ist kein rechter Vogel, der Fleisch frißt und nicht mit Vogelfutter vorlieb nimmt.“ Da sprang Hanswurst zum Fenster hinaus und gerieth in einen Kramladen zu Kinderspielzeug. Potz tausend, wie fand er da lustige Gesellschaft! Bleierne Soldaten, Kaminfeger, alle Thiere der Arche Noahs, Wiegenpferde und dergleichen ohne Ende! Der Spaß aber dauerte nicht lange. Unter andern Gegenständen ward auch Freund Hanswurst verkauft und mußte in einem Puppenspiel die Hausknechtsrollen übernehmen. Da ward er sehr verdrießlich und ging zu den Soldaten, wo er ganze Nächte lang Schildwache stehen mußte und tüchtig Prügel bekam. Endlich haben ihn gar die Franzosen gefangen genommen. Als er eines Tages davonlief und nach Deutschland desertirte, war die Welt anders geworden. Er legte seine rothe Jacke ab und seine gelben Höslein und kehrte sein großes Herz nach innen.

Bisweilen läßt er sich bei guten Kindern noch blicken und macht ein Späßlein vor, die bösen aber meidet er.

Pocci.

Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak,
Hast 'nen großen Habersack,
Hast viel Weizen und viel Kern;
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern!
Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak,
Komm' zu dir mit Sack und Pack,
Komm' zu dir nur, daß ich lern',
Wie man ausdrischt Korn und Kern.

Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak,
Ei, wie ist denn der Geschmack
Von dem Korn und von dem Kern,
Daß ich's unterscheiden lern'?
Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht:
„Finklein, nimm dich nur in Acht,
Daß ich, wenn ich dresch' und klopf',
Dich nicht treffe auf den Kopf!
Komm herein und such' und lug',
Bis du satt hast und genug;
Daß du nicht mehr hungrig bist,
Wenn das Korn gedroschen ist."

Güll.

Die Wolken.

1.

Es ziehen die luft'gen Wolken
Am Himmel dahin und daher,
Hoch über Länder und Menschen
Und hoch übr'm wogenden Meer.
Bald nahen sie, glänzend und heiter,
Von freundlichen Lichten geschwellt,
Wie weiße Fahnen des Friedens,
Hin über die blutige Welt.
Bald gießen sie labenden Regen
Hinab auf das blühende Land;
Es kommt ja der Segen von oben
Aus Gottes allmächtiger Hand.
Wohl schleudern sie sprühende Blitze,
Es hallet der Donner so laut;
Doch hat auch die freundliche Iris
Auf sie ihren Bogen erbaut.
Und ging auch die Sonne schon unter,
Sie strahlen im glühenden Roth;
Es küßt sie die scheidende Freundin
Und stürzt sich in flammenden Tod.
Es rauschet der Sturm durch die Zweige
Aus ihren luftigen Höh'n,

Es scheiden die Blüthen und Blätter;
Vergängliches kann nicht bestehn.
Sie sind zwischen Himmel und Erde,
Wie schützende Geister, gestellt;
Sie schauen hinauf zu den Sternen
Und blicken herab auf die Welt.
Und wandern von Pole zu Pole
Und haben kein bleibendes Haus,
Und hauchen in perlenden Thränen
Das Leben, das flüchtige, aus.

2.

Gezeugt vom ersten Sonnenstrahl,
Der Nacht und Morgen scheidet,
Betreten sie den Himmelssaal,
Hell rosenfarb gekleidet;
Muthwillig wie ein Lämmerchor,
Drängt eine sich der andern vor.
Doch, ach, nicht allen wird's so gut
Die Höhe zu erwerben.
Der Mittag sendet trockne Gluth,
Viel zarte Wölkchen sterben;
Die übrigen, genährt und groß,
Ziehn langsam, finster, farbenlos.
Und, wo sich zwei berühren, schallt
Der Zwietracht Schreckensstimme,
Und der Gewitter Allgewalt
Erzählt von ihrem Grimme.
Zuletzt vertilgt ein Thränenguß
Den selbstentzündeten Verdruß.
Der Abend säuselt; gold'ner Glanz
Verkläret, die da bleiben,
Bis sie bei Nacht zum Perlenkranz
Auf Feld und Flur verstäuben;
Doch morgen wieder schafft der Geist,
Der jüngern gleiche Bahnen weist.
Wie seh' ich klar der Menschen Bild
Im Wolkenzuge schweben!
Die Kindheit lächelt freundlich mild,
Es stürmt das spät're Leben, —

Kurz ist der Abend, lang die Nacht, —
Wir ruhn, ein neu Geschlecht erwacht.

Treitschke.

Die Wolken.

Goldbekränzte Schäflein weiden
Droben auf der Himmelshöh',
Sehen in das Thal herunter,
Blicken in den stillen See;
Und der klare Wasserspiegel
Nimmt die Bilder freundlich auf,
Und der Erde Blumen senden
Ihren Balsamduft hinauf.
Und dem Menschen wird die Ahnung,
Die ihn liebend aufwärts hebt;
So vereint der Himmel gerne,
Was im Erdenthale lebt.

Trübe Nebel heben
Sich empor und schweben
Von der Blüthenwelt;
Müssen Wolken werden,
Ziehen von der Erden
Auf zum Himmelszelt.
An des Himmels Schwelle
Wird die Wolke helle;
Was hier Wolke war,
Wird dort oben klar.

Kilger.

Die Obstlese.

Wie der Baum in frohem Prangen
Sich voll reifer Früchte zeigt!
Wie sie dicht und dunkel hangen,
Daß sich jedes Aestchen neigt!
Bringt die Körbe, pflücket, pflücket!
Lange hat's ihn schon gedrücket.
Horchet, was sein Nicken spricht:
Schilt mir ja Gottes Mild' und Güte nicht!

Als wir ihn zuerst begossen,
War's ein Stämmlein dünn und schwank;
Und nun ist er aufgeschossen,
Bringt uns schon den reichsten Dank.
Dachten, das wird spät geschehen!
Kam doch, eh' wir's uns versehen,
Und das Grün des Baumes spricht:
Schilt mir ja die getroste Hoffnung nicht!

War't ihr fleißig schon, ihr Leute,
Habt ihr bald ihn abgeleert?
Nehmt auch von der süßen Beute,
Kostet, was er uns beschert!
Süß und würzig, schön zum Malen
Ward's in heißer Sonne Strahlen.
Und des Baumes Segen spricht:
Schilt mir ja Tages Last und Hitze nicht!

Ach, ein End' ist nun dem Feste,
Alle Körbe voll und schwer.
Schlank erheben sich die Aeste,
Endlich ihrer Bürde leer,
Und wir lagern uns daneben
In den Schatten, den sie geben,
Und des Baumes Gesäusel spricht:
Schilt mir ja Abends Rast und Ruhe nicht!

Hornbostel.

Die Wasserrose.

Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee,
Am grünenden Walde, am bläulichen See,
Und sieh', in den Binsen des Ufers, da lacht
Die schönste Seerose in goldener Pracht.
Mein Knäblein, das watet mit frevelndem Muth,
Die Blume zu pflücken, hinein in die Fluth.
„Halt!" rief ihm die Mutter mit warnendem Mund,
„O bleibe zurücke, sonst gehst du zu Grund."

Das Knäblein verachtet ihr Warnen und Flehn.
„Ei," ruft's, „es wird mir so leicht Nichts geschehn!"
Schon pflückt es die Blume, da sinkt es hinab,
Und findet im Wasser ein schauerlich Grab.
Die Mutter erhebet ein Jammergeschrei.
Es laufen die Kinder des Dorfes herbei.
„O," ruft sie, „o ehret der Aeltern Gebot!
Nichtfolgen bringt Kindern Verderben und Tod."

Schmid

Der einzige Liebreiz.

Die Schönheit ist's, o Mädchen! nicht,
Die dauernd dich beglückt;
Der Sonne Strahlenangesicht
Macht blind, wer in sie blickt.
Dein Putz, o Mädchen! ist es nicht,
Der dauernd selig macht;
Der Pfau ist nur ein eitler Wicht
Mit aller Farbenpracht.
Des Witzes Pfeil, ein spitzer Pfeil,
Trifft selten tief in's Herz;
Er bringt dem Schützen selten Heil,
Oft Reu' und bittern Schmerz.
Nur eine Macht verfehlet nie,
Und eine kenn' ich nur.
O Mädchen, mach' zur Freundin sie!
Sie heißt: Natur, Natur.

Herder.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.
„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
„Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein."
„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach."
Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!"
Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein'."

J. Kerner.

Strenge Barmherzigkeit.

Das Thal schreit auf zum Föhn:
„Was wirft dein wild Gestöhn
Lawinen ab den Höh'n,
Die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerstören!
Kannst du denn nicht gelind
Den Winterschnee zerthauen?"
„Nein!" ruft der Frühlingswind,
„Tief liegen noch die grauen
Schneewolken in dem Land;
Groß ist der Widerstand,
Mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich sie gütlich dämpfen,
Und sollte nur gemach
Tropfweise nach und nach
Der Schnee geschmolzen werden,

Würd's maien nie auf Erden.
Des Kampfgetümmels Spuren
Deck' ich mit grünen Fluren."

Fröhlich.

Die Ströme des Heils.

Zu des heil'gen Jordans Strande
Kam ein Fluß aus anderm Lande,
Mit ihm seine Bahn zu ziehen;
Doch der Jordan heißt ihn fliehen.
„Denn du würdest mich entweihn,"
Ruft er, „du bist ja gemein.
Ich, auf Libanon entstanden,
Lebte nur in heil'gen Landen;
Wunder sind an mir geschehn,
Jetzo noch kann man ersehn
An dem überreichen Segen,
Der ergrünet meinen Wegen."
Und der fremde Fluß entgegnet:
„Mich auch hat der Herr gesegnet:
Aus dem Himmelsquell entsprungen,
Hab' ich mich vom Berg geschwungen;
Korn und Wein und Kränz' und Lieder
Trug ich in die Thale nieder,
Stets hat meiner Lande Pracht
Freudeheller mich gemacht."

Fröhlich.

Frühlings Einzug.

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang' sich in der Brust,
Und kramt zusammen seinen Wust,
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart,
Nach solcher wilden Buben Art.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon –
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann
Mit kleinen Blumenknospen an.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her,
Und pocht und klopfet immer mehr.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein backebackig rothes Kind,
Und bläst, daß Alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit gold'nen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde! Geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein! herein! du Frühlingsluft!
Geschwinde! Geschwinde!

W. Müller.

Die verkehrte Welt.

So geht's in der verkehrten Welt!
Da wird der Tisch auf die Uhr gestellt;
Da kehrt man mit der Stube den Besen;
Da muß das Buch in den Kindern lesen;
Und der Hahn legt Eier, die Henne kräht;
Der Garten wird in die Blumen gesät;
Der Topf wird in die Milch gegossen,
Und das Schloß wird mit der Thür verschlossen.
O weh! hier fällt vom Apfel der Baum,
Und die Pflaumen tragen das Aestchen kaum.
Da wird der Kopf auf den Hut gesetzet,
Und mit der Leinwand das Wasser benetzet.
Die Zähne werden mit Fleisch gekaut,
Und der Magen wird von dem Brode verdaut.
Den Kessel siedet man in dem Schinken;
Aus Weine muß man die Gläser trinken.
Die Ziegel werden mit Dächern gedeckt,
Und der Beutel wird in das Geld gesteckt;
Die Hunde miauen, die Katzen bellen,
Und die Pferde klingen an Schlittenschellen.
Da wird die Mutter vom Kinde gewiegt;
Die Taube schwimmt, der Karpfen fliegt;
Das Kälbchen führet den Schlächter am Seile,
Und das Schwein zerhacket ihn mit dem Beile.
Mit Bildern werden die Farben gemalt,
Mit Kuchen wird das Geld bezahlt;
Aus Kegeln wird das Holz gedrehet,
Der Wind wird vom Staube fortgewehet.
Die Kirche wird auf den Thurm gebaut,

Und das Wasser schreit in den Fröschen laut.
Die Kinder befehlen, die Aeltern bitten,
Und der Schnee fährt auf dem Schellenschlitten.
Dort steht ein Bauernhof im Haus,
Da drischt das Korn den Dreschen aus;
Der Stall wird in das Pferd gebunden,
Und die Knochen spielen mit Kettenhunden
Die Stube kehrt die Mägde rein,
An den Hühnern wärmt sich der Sonnenschein;
Das Nest hat sich auf Tauben gesetzet,
Und die Schafe werden auf Hunde gehetzet.
Die Fische schnattern, die Schnecken schrei'n,
Und tragen Futter zu Disteln ein.
Nach den Fliegen kommt die Milch geflogen,
Und der Brunnen wird aus dem Wasser gezogen.
Denkt, daß der Ball mit Knaben spielt,
Der Hase auf den Jäger zielt!
Daß Gabeln mit den Messern speisen,
Und Wagen auf Bedienten reisen.
Was könnt' ich nicht erzählen noch
Von der verkehrten Welt! Jedoch
Hier soll zuletzt der Anfang sein,
Das Ende war von vorn herein.

Hahn.

Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen seltsamen Traum.

Der Erste.

Mir hat geträumt, ich klopft' an den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!

Der Zweite.

Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff, paff!

Der Dritte.

Und als ich den Hirsch auf der Erde sah,
Da stieß ich lustig in's Horn, trara!

So lagen sie da und sprachen, die Drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch, husch! piff, paff! trara!

Uhland.

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.
Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.
Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus,
Und sangen auf das Beste.
Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, — er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.
Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Uhland.

Das Vesperbrod.

Das Vesperbrod wird ausgetheilt!
Kommt, Kinder, kommt geschwind!

Das Wetter macht es kraus, wie heult
Im nahen Wald der Wind!

Was kommt denn da zur Thür herein?
Willkommen, lieber Gast!
Wie du doch, Herzenskarlchen mein,
Den Weg gefunden hast!

Draußt ist so kalt, du bist ganz starr,
Komm doch und wärm' dich hier!
Schlag' auf dein liebes Augenpaar,
Komm her, komm her zu mir!

Wie könnten wir dich denn erfreu'n?
Sieh' nur, wie rosigroth!
Der schönste Apfel da ist dein
Und noch ein Zuckerbrod.

Du eilst zur Thüre wieder hin
Und sprichst kein liebend Wort;
Als ob dir's nicht behaglich schien,
Eilst du schon wieder fort.

„Ach wohl gefiel' es mir da gut,
Ich aber muß hinaus;
Wo Gräschen Keim verborgen ruht,
Da ist mein stilles Haus.

So oft du aber weinst nach mir,
Komm' ich in Dämmerlicht,
Mein lieber Vater, küsse dir
Die Thränen vom Gesicht.

Und wirst du einst auch müde sein,
Führ' ich dich an der Hand,
Bei lieber Sterne munterm Schein
In's stille Gräschenland."

Oeser.

Die Taubstumme.

Gott ist groß, Gott ist gewaltig,
Wunderschön und mannigfaltig,
Voller Weisheit und Verstand
Ist die Schöpfung seiner Hand.
Stumme müssen sprechen lernen,
Wenn sie schauen zu den Sternen,
Wie so herrlich Gottes Ruf
Ferne Welten für uns schuf.
Aber auch der Edlen Güte,
Die mit liebendem Gemüthe
Bilden Seele und Verstand,
Löst der starren Zunge Band.
Sprache! edle Himmelsgabe!
Die ich nun, wie Andre, habe,
Lehre du mich herzenrein,
Gott und Menschen dankbar sein!

Oeser

Die kleine Saat.

Zur Begründung eines Waisenhauses nach der Cholera.

Kommt, Menschen, öffnet Herz und Hand,
Nehmt Samen mit vom Haus!
Will zeigen euch ein Ackerland,
Dort streut die Körnlein aus.

Und ist die Saat auch noch so klein,
Gott ist's, der sie erhält;
Groß wird der Früchte Segen sein
Für Himmel und für Welt.

Denn wenn Gott seine Welt heimsucht
Mit Leiden mancherlei;
Da wächst der Tugend stille Frucht,
Und Menschenlieb' wird neu.

Erbarmen wir uns fremder Noth,
Steht Gott uns wieder bei,
Und macht uns von Gefahr und Tod,
Von Furcht und Elend frei.

An Grabeshügeln hin und her
Schwankt manches arme Kind,
Mit Thränen voll, von Thränen schwer
Die kleinen Aeuglein sind.

Die guten Aeltern schlummern dort
In kühler Erde Schooß,
Die Liebe, die mit That und Wort
Die Kinderchen umschloß.

Da stehn sie nun und flehn um Brod,
Verlassen und allein,
Und ihres Elends, ihrer Noth
Will Niemand Retter sein.

Wer lenkt ihr Herz zum Guten hin?
Wer faltet ihre Händ',
Mit frommem gottergeb'nen Sinn
Zu beten ohne End'?

Darum eröffnet Herz und Hand,
Nehmt sie in euren Schooß;
Klein ist die Saat, doch gut das Land,
Der Erntesegen groß.

Laßt uns der Waisen Aeltern sein
Und von des Grabes Rand
Sie führen in die Welt hinein
Mit liebereicher Hand!

Oeser.

Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte Jedermann lieb, der sie nur ansah, am liebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar

nicht, was sie Alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring' der Großmutter hinaus: weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sei aber hübsch artig und grüß' sie von mir, geh auch ordentlich, und lauf' nicht vom Wege ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts." Rothkäppchen sagte: „Ich will schon Alles gut ausrichten," und versprach's der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf; Rothkäppchen aber wußte nicht, was es für ein böses Thier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf." „Wo willst du so früh hinaus, Rothkäppchen?" „Zur Großmutter." „Was trägst du unter der Schürze?" „Kuchen und Wein für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich etwas zu gut thun und sich stärken." „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" „Noch eine gute Viertelstunde im Walde, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: das junge zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für dich; wie fängst du's an, daß du den kriegst? Da ging er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich? Ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen! Du gehst ja für dich hin, als wie zur Schule, und ist so lustig im Wald draußen." Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne so durch die Bäume hin und her sprang, und Alles voll schöner Blumen stand, dachte es: ei, wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zur rechten Zeit ankomme, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, dort stände eine noch schönere, und lief danach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thür. „Wer ist draußen?" „Rothkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein, mach' mir auf." „Drück' nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, trat hinein

und ging, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor. Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach den Blumen, und als es so viele hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stand die Thür auf, darüber verwunderte es sich, und wie es in die Stube kam, sah's so seltsam darin aus, daß es dachte: ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut' zu Muth, und bin sonst so gerne bei der Großmutter! Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück; da lag die Großmutter und hatte die Haube tief in's Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für lange Ohren!" — „Daß ich dich besser hören kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" — „Daß ich dich besser sehen kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" — „Daß ich dich besser packen kann." — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" — „Daß ich dich besser fressen kann." — Und wie das der Wolf gesagt hatte, sprang er aus dem Bette und auf das arme Rothkäppchen und verschlang es. Wie der Wolf den fetten Bissen im Leibe hatte, legte er sich wieder in's Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei sich: wie kann die alte Frau so schnarchen! du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vor's Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein: vielleicht hat er die Großmutter gefressen, und ich kann sie noch erretten, und er schoß nicht, sondern nahm eine Schere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein Paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: Ach, wie war ich erschrocken, was war's so dunkel in dem Wolf seinem Leibe!" Und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große, schwere Steine, damit füllten sie dem Wolf den Bauch, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel. Da waren alle drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolfe, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: Du willst dein Lebtage nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rothkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Wege habe ableiten wollen. Rothkäppchen aber hütete sich und ging gerade fort seines Weges, und sagte der Großmutter, daß es den Wolf gesehen, daß er ihm guten Tag gewünscht habe, aber so bös aus den Augen geguckt: „Wenn's nicht auf offener Straße gewesen, er hätt' mich gefressen." „Komm," sagte die Großmutter, „wir wollen die Thür verschließen, daß er nicht herein kann." Bald darnach klopfte der Wolf an und rief: „Mach' auf, Großmutter, ich bin das Rothkäppchen, ich bring' dir Gebackenes." Sie schwiegen aber still und machten die Thür nicht auf. Da ging der Böse etlichemal um das Haus und sprang endlich auf's Dach, und wollte warten, bis Rothkäppchen Abends nach Hause ginge, dann wollt' er ihm nachschleichen, und wollt's in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinne hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog; da sprach sie zu dem Kind: „Hol' den Eimer, Rothkäppchen; gestern hab' ich Würste gekocht, da trag' das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog." Rothkäppchen trug so lange, bis der große, große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte und anfing zu rutschen; so rutschte er vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rothkäppchen aber ging fröhlich nach Haus, und that ihm Niemand etwas zu Leid.

Brüder Grimm.

Die beiden Fensterchen.

Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Da schaut die ganze Welt heraus.
Ein Maler sitzet immer dort,
Kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort,
Weiß, schwarz, roth, grün und blau.
Dies malt er eckig, Jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt;
Wer kennet all' die Farben und
Die Formen, die er giebt?

Ein Zaubrer ist's, das sag' ich kühn:
Was faßt der Erde Schooß,
Das malt er auf ein Fleckchen hin,
Wie eine Erbse groß.
Auch was der Hausherr denkt und fleht,
Malt er an's Fenster an,
Daß Jeder, der vorübergeht,
Es deutlich sehen kann.
Und freut der Herr im Hause sich,
Und nimmt der Schmerz ihn ein;
Dann zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.
Ist's schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,
Dann werden sie gar trüb'.
Und geht des Hauses Herr zur Ruh',
Nicht braucht er dann ein Licht:
Dann schlägt der Tod die Läden zu,
Und ach! das Fenster bricht.

Castelli.

Die Vögel unter'm Himmel.

Willst du frei und fröhlich gehn
Durch dies Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel.
Jedes hüpft und singt und lebt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig umschwebt,
Sicher bis zum Morgen.
Jedes nimmt ohn' arge List,
Was ihm Gott beschieden.
Mit der kleinsten Gabe ist
Jedes gern zufrieden.
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;
Dennoch nährt und labt es sich
Mit den lieben Kleinen.

Keines bebt im Sonnenstrahl
Vor den fernen Stürmen.
Kommt ein Sturm, so wird's im Thal
Baum und Fels beschirmen.
Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einstens mit Gesang
Still und leicht zu Grabe.
Willst du frei und fröhlich gehn
Durch dies Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel.
Wie die Vöglein haben wir
Einen Vater droben:
Laßt uns dankbar für und für
Lieben ihn und loben!

Jakobi.

Bestrafte Ungenügsamkeit.

Es war das Kloster Grabow im Lande Usedom,
Das nährte Gott vor Zeiten aus seiner Gnade Strom.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Es schwammen an der Küste, daß es die Nahrung sei,
Den Mönchen in dem Kloster jährlich zwei Fisch' herbei.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Zwei Störe, groß, gewaltig; dabei war das Gesetz,
Daß jährlich sie den Einen fingen davon im Netz.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Der andre schwamm von dannen bis auf das andre Jahr,
Da bracht' er einen neuen Gesellen mit sich dar.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Da fingen wieder Einen sie sich für ihren Tisch;
Sie fingen regelmäßig, Jahr aus Jahr ein, den Fisch.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Einst kamen zwei so große in einem Jahr herbei;
Schwer ward die Wahl den Mönchen, welcher zu fangen sei.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Sie fingen alle beide; den Lohn man da erwarb,
Daß sich das ganze Kloster den Magen dran verdarb.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Der Schaden war der kleinste, der größte kam nachher:
Es kam nun zum Kloster kein Fisch geschwommen mehr.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Sie hat so lange gnädig gespeiset Gottes Huld;
Daß sie nun deß sind ledig, ist ihre eig'ne Schuld.
Sie hätten sich sollen begnügen!

Rückert.

Die Finger.

Kaum hatte mich mit Mohn bestreut
Morpheus, der Friedensbringer,
Da weckte plötzlich mich ein Streit,
Ein lauter, meiner Finger:
Ein jeder wollte besser sein,
Und nützlicher sich machen.
Ich that, als schlief' ich wieder ein,
Zu hören, was sie sprachen.
Der Daumen fing zu reden an:
„Könnt ihr es wohl vergessen?
Durch meine Hülfe schreibet man,
Nach mir pflegt man zu messen.
Ich bin der Stärkste unter euch,
Drum drückt man mich auf's Auge;
Herrn Plutus dien' ich auch zugleich,
Weil ich zum Zählen tauge." —
„Still!" fiel der Zeigefinger ein,
„Sonst lehr' ich gleich euch schweigen.
Befehlen kann nur ich allein,
Da Festigkeit mir eigen;
Beweg' ich mich so hin und her,

Werd' ich euch Zweifel künden;
Was Menschen oft nicht wissen mehr,
Das lehr' ich schnell sie finden."

Jetzt trat der Mittelfinger vor:
„Nur nicht geprahlt, mein Lieber!
Verschon' er seines Nachbars Ohr,
Sonst setzt es Nasenstüber!
So manch' Geheimniß wüßt' ich gleich,
Doch mag ich mich nicht plagen.
Ich bin der Größte unter euch;
Mehr brauch' ich nicht zu sagen."

Goldfinger lachte vor sich hin
Und sprach: „Ihr sollt euch schämen;
Daß ich aus euch der Erste bin,
Wer will mir das wohl nehmen?
Da schaut ein wenig nur auf mich!
Ich bin ein Sohn der Weihe;
An meinem Leib prangt sichtbarlich
Das Unterpfand der Treue!"

Jetzt fing der kleine Finger an
Mit seinem Schmuck zu prahlen:
„Seht her, wie Edelsteine man
Zu meiner Zier muß zahlen!
Wißt ihr, warum mit gläub'gem Sinn
Der Mensch mich also schmücket?
Weil ich ein Herenmeister bin,
Der in die Zukunft blicket."

„Still!" rief ich, „bst! was giebt es da?
Was soll der Zank bedeuten?
Ihr seid so wie die Menschen ja,
Die auch um Nichts sich streiten.
Ruh'! Der Prozeß ist beigelegt;
Ich kenne eure Künste!
Der Hand allein, die euch bewegt,
Gebühren die Verdienste!"

Ihr Helden, die ihr im Verein
Für's deutsche Land gekrieget,
O, fraget nicht, ob Der am Rhein,
Der an der Elb' gesieget?
Euch allen dankt das Vaterland;

Doch denket, Menschenzwinger!
Ihr siegtet nur durch Gottes Hand,
Ihr wart nur seine Finger!

Castelli.

Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier,
Und will sich lustig zeigen.
„Heraus, heraus, du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.
Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?
Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.
Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.
Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

W. Müller.

Der Vater an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du bei'm Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauft ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'!

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

Des Finken Gruß.

Im Fliederstrauch ein Finke saß
Und sang.
Er sang wohl dies, und sang wohl das,

Was klang:
„Nun werft den Winter aus der Thür!
Weit, weit!
Der liebe Mai ist wieder hier,
Ihr Leut'!
Er hat ein grünes Röckchen an
Von Gras;
Hat bunte, blanke Knöpfe dran
Von Glas.
Ein großes Auge hat der Fant,
Ist blau.
Paßt auf! ob nicht durch Thür und Wand
Er schau'.
Sein Odem tränkt so frisch und rein
Die Luft;
Sein Haar muß ganz gepudert sein
Mit Duft.
Er weiß mit Jungfern umzugehn
Gar fein;
Die Bursche auch ihn gerne sehn
Im Hain.
Den Kindern bringt er Spielwerk mit,
Woher?
Aus Nürnberg von dem Blumenschmied,
Daher!
Und was soll für die Philister sein?
Ja, was?
Sie fangen sich Mücken und Fliegen ein
Zum Spaß."

W. Müller.

Das Vogelnest.

Im Garten flog ein Vögelein,
Das sang gar wunderschön.
Es war so niedlich und so klein,
Gar lieblich anzusehn.
Das Vöglein wollte gar zu gern
Ein kleines Nestlein bau'n.

Es wählt von Haus und Menschen fern
Im Garten einen Zaun.
Hier legt es zarte Eierlein,
Und lebt in guter Ruh',
Und deckt mit seinen Flügelein
Die lieben Kleinen zu.
Schon schrien die Jungen: pipipi!
Da flog die Mutter aus,
Und brachte Futter spät und früh
Den Vögelchen nach Haus.
Doch ach! zwei wilde Knaben sahn
Das allerliebste Nest,
Und packten's wild und grausam an,
Und legten's in Arrest.
Da weint' das alte Vögelein,
Dem sie das Nest geraubt.
„Gebt her! die Jungen sind ja mein!
Wer hat euch das erlaubt?"
Allein der Knaben Schwester kam,
Und hört' das Vöglein schrei'n;
Und ihren bösen Brüdern nahm
Sie weg das Nestelein.
Und setzt' es wieder in den Zaun,
Die Jungen unversehrt,
Und freut' sich, daß sie's in dem Zaun
Nun wieder pipen hört'.
Und alt und junges Vögelein
Hatt' Schwesterchen gar lieb,
Und sang, wenn sie bei Mondenschein
Im stillen Gärtchen blieb.

Dinter.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß Dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn Du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,

Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch.

Claudius.

Mährchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheidt und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen: und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der Aelteste allzeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder, wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der Jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselt's nicht: das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör', du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brod verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe giebt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." „Ei Vater," antwortete er, „ich will gern was lernen; ja, wenn's anging', so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts." Der Aelteste lachte, als er das hörte und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts: was ein Häkchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen." Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brod wirst du damit nicht verdienen."

Bald darnach kam der Küster zum Besuch in's Haus, da klagte ihm der Vater seine Noth und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts. „Denkt euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brod verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!" „Wenn's weiter nichts ist," antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; thut ihr nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln." Der Vater war es zufrieden

weil er dachte, „der Junge wird doch ein wenig abgehobelt;“ und der Küster nahm ihn in's Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein Paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchthurm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist,“ dachte er, doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, ging er heimlich voraus und stellte sich in's Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wär' ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Thurm hinauf; als er oben hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?“ rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? mach', daß du fortkommst, oder ich werfe dich hinunter.“ Der Küster dachte, „es wird so arg nicht gemeint sein,“ schwieg und blieb unbeweglich stehn; da rief ihn der Junge zum dritten Mal an, und als er immer noch keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke, und wie das geschehn war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen in's Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht wieder. Da ward ihr endlich angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Thurm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Bube, „aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehn und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn heruntergeschmissen; geht einmal hin, so werdet ihr sehen, ob er's ist.“ Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen, und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet! Meinen Mann hat er zum Schallloch hinuntergestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt.“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben.“ „Vater,“ antwortete er, „ich bin ganz unschuldig: er stand da in der Nacht, wie einer, der Böses vorhat, ich wußte nicht, wer's war, ich hab's ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen!“ „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehn.“ „Ja, Vater, recht gerne, wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehn und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne, was du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen, und sag' keinem Menschen, wo

du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen." „Ja, Vater, wie ihr's haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten."

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo Siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben: setz' dich darunter und wart' bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen." „Wenn weiter nichts dazu gehört," antwortete der Junge, „das will ich gerne thun; lern' ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine funfzig Thaler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir." Da ging der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an, aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: „du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln." Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los und holte sie alle siebene herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an, und setzte sie rings herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in Acht, sonst häng' ich euch wieder hinauf." Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die funfzig Thaler haben, und sprach: „Nun, weißt du, was gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „woher sollt' ich's wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan und waren so dumm, daß sie die Paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, brennen ließen." Da sah der Mann, daß er die funfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, und ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Junge ging auch seines Weges, und fing wieder an vor sich hin zu reden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! ach, wenn mir's nur

gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herschritt, und fragte: „Wer bist du?" „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" „Ich weiß nicht." „Wer ist dein Vater?" „Das darf ich nicht sagen." „Was brummst du so in den Bart hinein?" „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte; aber Niemand kann mir's lehren." „Laß dein dummes Geschwätz," sprach der Fuhrmann; „komm, geh mit mir, ich will sehn, daß ich dich unterbringe." Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann. Abends gelangten sie zu einem Wirthshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Der Wirth, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich darnach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." „Ach schweig stille," sprach die Wirthsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn's noch so schwer wäre, ich will's einmal lernen, deshalb bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirth auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien: in dem Schlosse steckten auch große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei, und könnten einen Armen reich genug machen. Schon Viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen." Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit in's Schloß nimmst." Da antwortete er: „So bitt' ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben, und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte!" sprach er, „aber hier werd' ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollt' er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hinein blies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!" „Ihr Narren," rief er, „was schreit ihr? Wenn euch

friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, und setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Ja,“ antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her.“ Da streckten sie die Krallen aus. „Ei,“ sagte er, „was habt ihr lange Nägel! Wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab' ich auf die Finger gesehen,“ sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel;“ und schlug sie todt und warf sie hinaus in's Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte: die schrien gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser: „Du Gesindel, fort mit dir!“ und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt, und trug sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an, und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, ging und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so,“ sprach er, „nur besser zu.“ Da fing das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: hopp! hopp! warf es um, das Unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat,“ legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre todt. Da sprach er: „Es ist doch Schade um den schönen Menschen.“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!“ Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut,“ antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen.“ Als er nun zum Wirth kam, machte der große Augen, und sprach: „Ich dachte nicht, daß ich dich wieder

lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was gruseln ist?" „Nein," sagte er, „ich weiß es nicht, wenn mir's nur einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er wieder hinauf in's alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an: „Wenn mir's nur gruselte!" Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepolter hören, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein Bischen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab, und fiel vor ihn hin. „Heda!" rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da ging der Lärm von Frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart'," sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen." Wie er das gethan hatte, und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren, und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint," sprach der Junge, „die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?" „Ja, wenn du Geld hast." „Geld genug," antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund." Da nahm er sie, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln," sprach er, „heida! nun geht's lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „Wie ist dir's diesmal gegangen?" fragte er. „Ich habe gekegelt," antwortete er, „und ein Paar Heller verloren." „Hat dir denn nicht gegruselt?" „Ei was," sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruseln wäre!"

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank, und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!" Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha, ha, das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein Paar Tagen gestorben ist," winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!" Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein todter Mann darin: er fühlte ihm an's Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart'," sprach er, „ich will dich ein Bischen wärmen," ging an's Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm auf's

Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich an's Feuer und legte ihn auf seinen Schooß und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in Bewegung kommen sollte. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn in's Bett, deckte ihn zu, und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm, und fing an sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Todte aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen." „Was," sagte er, „ist das mein Dank? Nun sollst du wieder in deinen Sarg," hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu: da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln," sagte er, „hier lerne ich's mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern, und sah fürchterlich aus, doch war er schon alt und hatte einen langen weißen Bart: „O du Wicht," rief er, „nun sollst du bald lernen, was gruseln ist, denn du sollst sterben." „Nicht so schnell," antwortete er, „soll ich sterben, so muß ich auch dabei sein." „Dich will ich schon packen," sprach der Unhold. „Sachte, mach' dich nicht gar zu breit: so stark wie du bin ich auch, und wohl noch stärker." „Das will ich sehn," sprach der Alte, „bist du stärker als ich, so will ich dich lassen; komm, wir wollen's versuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Art und schlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser," sprach der Junge, und ging zu dem andern Amboß, und der Alte stellte sich neben hin und wollte zusehen, und sein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Art und zerspaltete den Amboß auf einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab' ich dich," sprach der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Art heraus, und ließ den Alten los, der führte ihn wieder in's Schloß zurück, und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon," sprach er, „ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölf, und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer, und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was gruseln ist?" „Nein," antwor-

tete er, „was ist's nur? Mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mir keiner gesagt." Da sprach der König: „Du hast das Schloß erlöst, und sollst meine Tochter heirathen." „Das ist all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was gruseln ist."

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gefeiert, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte! wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hülfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und ging hinaus und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruseln ist."

Brüder Grimm.

Die Bürger.

Bienen von dem Höchsten schwätzen,
Das an ihnen sei zu schätzen.
Eine meint, den ersten Preis
Soll man geben ihrem Fleiß.
Nein, der Kunst, glaubt eine Zweite,
So den Bau und Seim bereite.
Einer Dritten ist das Wahre,
Daß man das Erworbne spare.
Andre sagen, schöner sei
Ihres Wohlthuns Lust hiebei.
Alles dies, heißt es dagegen,
Ist nur unsrer Eintracht Segen.
Und das Höchste ist der Muth,
Preisen Andre, selbst sein Blut
In dem Kampfe hinzugeben.
„Und das Allerhöchste ist,"
Ruft die Mutter in den Zwist,
„Jeder Tugend treu zu leben!"

Fröhlich.

Zionsnachtwächter.

Der Adler sprach von seiner Wonne,
Hineinzuschauen in die Sonne,
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
In Alpenlüften abzubaden.
Der Uhu, welcher dieses hört,
Fühlt hart im Glauben sich gestört,
Und predigt seiner Eulgemein':
„Der Adler muß ein Ketzer sein,
Er würde sonst in unsern Weisen
Der Wälder heil'ges Dunkel preisen,
Des Frommen Wohnung bei der Gruft."
„Ja," sagt der Aar, „das heißt beweisen!
Ich laß dir deinen Uhuglauben,
Den meinen kannst du mir nicht rauben!"
Und flog empor zur Himmelsluft.

Fröhlich.

Die Hand.

Von unsers Leibes Gliedern allen
Gebührt der Hand der erste Preis.
Sie schützt das zarte Kind bei'm Fallen,
Und führt den lebensmüden Greis;
Dem Freunde reicht der Freund die Hand,
Die Hand nur knüpft der Liebe Band.
Trittst du als Säugling in das Leben,
So naht sich freundlich dir die Hand;
Noch eh' du kamst, schuf sie durch Weben
Der Hülle künstliches Gewand,
Und zimmerte ein zierlich Bett
Zu ihres Lieblings Ruhestätt'.
Erwachsen, führet sie im Leben
Dich in der Künste schönen Kreis;
O, sieh ihr segenreiches Streben,
Und ehre ihren treuen Fleiß:
Was auch des Menschen Herz erfand,
In's Leben tritt es durch die Hand.

Ja überall, mit reger Treue,
Vollzieht die Hand dein Machtgebot;
Ob sich auch Tag und Nacht erneue,
Ihr Wirken hemmet nur der Tod;
Und selbst bei'm Uebergang zur Ruh'
Drückt dir die Hand die Augen zu.

Du Prel.

Der Riese Goliath.

War einst ein Riese, Goliath,
Gar ein gefährlich Mann,
Er hatte Tressen an dem Hut
Und eine Troddel dran,
Und einen Rock, von Golde schwer,
Wer zählt die Dinge alle her! —
Und seinen Schnurrbart sah man nur
Mit Schrecken und mit Graus;
Und dabei sah er von Natur
Gar wild und grimmig aus.
Sein Sarraß war, man glaubt es kaum,
So groß fast als ein Weberbaum.
Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn;
Und ein entsetzlich großes Maul,
Doch nur ein kleines Hirn;
Gab Jedem einen Rippenstoß,
Und flunkerte und prahlte groß.
So kam er alle Tage her,
Und sprach Israel Hohn:
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei's Vater oder Sohn!
Er komme her, der Lumpenhund!
Ich werf' ihn nieder auf den Grund." —
Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling, zart und fein,
Er hatte Nichts, als seinen Stock,
Die Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her."

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne dar,
Da fiel der große Esel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.
Trau' nicht auf deinen Treffenhut,
Noch auf die Troddel dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut,
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll. Claudius.

Die Jahreszeiten.

Was beginnt des Frühlings Schein?
Was beliebt er, uns zu weihn? — Blümelein.
Nach des Frühlings Licht und Born,
Was ergießt des Sommers Horn? — Heu und Korn.
Tritt der reiche Herbst dann ein,
Was pflegt sein Geschenk zu sein? — Obst und Wein.
Kommt der Winter, greis und weiß,
Was beginnt der Erdenkreis? — Schnee und Eis.
Heu und Korn und Blümelein,
Schnee und Eis und Obst und Wein
Geben, schaffen, schenken voll
Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Jedes, wie es mag und soll.
Frühling erneut, Sommer erfreut,
Herbst bereicht, Winter schleicht,
Frühling verehrt, Sommer ernährt,
Herbst erfüllt, Winter hüllt.
Darum, Freunde, seid bereit,
Recht zu loben alle Zeit,
Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Alle gleich und keinen minder! Schottel.

Die Sage von den drei Aehren.

Aus der Klosterkirche schleichet
Bangen Tritts ein bleicher Mann;

Seine Haare sträuben sich —
Ach, daß er nicht beten kann!
Hat mit frevelhaftem Sinnen
Frech geraubt ein hohes Gut;
Und ihn treibet das Verbrechen,
Und es starret ihm das Blut.
Also zieht er fluchend fürder,
Kaum daß noch sein Stab ihn hält;
Bebend greift er nach der Hostie,
Wirft sie scheu in's Aehrenfeld.
An drei Halmen bleibt sie hangen. —
Bienlein fliegen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben,
Summen sanfte Melodei.
Aus den süßen Brombeerblüthen
Ziehn sie frischen Honigsaft,
Können gar nicht ruhn und rasten,
Fühlen schon die Himmelskraft.
Und die Wandrer, die vom Thale
Still betreten jene Höh'n,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen,
Himmelswonnen sie umwehn.
Betend wallt herauf ein Priester,
Weihet die beglückte Stell';
Bald umschließet die drei Aehren
Eine heilige Kapell'.
Fromme Einfalt trägt das Wunder
Weithin über Thal und Höh'n;
Manch' ein Waller aus der Ferne
Naht mit heißem, stillem Flehn.
Freundlich schaut das Kirchlein nieder,
Die drei Aehren jetzt genannt,
Streuet reichen Erntesegen
Auf das schöne Alsaland.

Stöber.

Das neue Lied.

Ein neues Lied! ein neues Lied!
Gesundheit und ein froh Gemüth!
Wer unser neues Lied nicht kann,
Der fang' es heut zu lernen an,

Und sei zu üben es bemüht:
Gesundheit und ein froh Gemüth!
Wem weiht sich unser neues Lied?
Der Schönheit, die das Herz erzieht.
Wer solche Schönheit lieb gewann,
Der stimme mit uns jauchzend an:
Sie lebe, die unsterblich blüht,
Die Schönheit, die das Herz erzieht!
Ihm, der für Recht und Wahrheit glüht
Für Freund und Feind sich edel müht,
Nie Schlechtes thun und dulden kann,
Fecht' ihn auch Haß und Mißgunst an,
Ihm, Freunde! singen wir dies Lied,
Dem Edelsten, der vor uns blüht.
Der neuen Zeit, die vor uns blüht,
Dem Blick, der in die Zukunft sieht.
Wer für die Nachwelt leben kann,
Ist, auch verkannt, ein sel'ger Mann;
Ihn ehret froh der Zeiten Lied.
Glück auf der Zeit, die vor uns blüht!
Noch einmal stimmet an das Lied!
Der Kraft, die Herz an Herzen zieht,
Ihr weihen wir uns Hand in Hand,
Und knüpfen ein unlösbar Band,
Der schönsten Kraft, die in uns glüht,
Dir, Freundschaft, Liebe, Hochgemüth!

Herder.

Verspätung.

„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir säen geschwind."

Und als das Korn gesäet war,
Rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir ernten geschwind."

Und als das Korn geerntet war,
Rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir dreschen geschwind."

Und als das Korn gedroschen war,
Rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir mahlen geschwind."

Und als das Korn gemahlen war,
Rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir backen geschwind!"

Und als das Brod gebacken war,
Lag das Kind schon auf der Bahr'.

Volkslied.

Rübezahl, der Geist des Riesengebirges.

Eines Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eines trug sie auf dem Rücken, eines leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub für's Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in Unterredung einzulassen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen; indeß wurde den Kleinen die Zeit

lang und sie fingen an heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf, und ging wieder an ihre Arbeit. Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer, sie fingen ihren Gesang von Neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief in's Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Geiste. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durchaus nicht befriedigen lassen, war ein eigensinniger, störriger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus. „Rübezahl," rief sie, „komm und friß mir den Schreier." Augenblicks verschwand sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist dein Begehr?" Die Frau gerieth über diese Erscheinung in großen Schrekken; wie sie aber ein frisches herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief dich nur," sprach sie, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht, sei bedankt für deinen guten Willen." „Weißt du auch," entgegnete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gieb mir deinen Schreier, daß ich ihn fresse; so ein lekkerer Bissen ist mir lange nicht vorgekommen." Drauf streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften schwebt, oder der schäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängstlichem Glucksen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt: so fiel das Weib dem schwarzen Köhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, eh' du mir mein Kind raubest." Eines so muthigen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück: dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüste dich nicht; ich bin kein Menschenfresser, wie du wähnst, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun; aber laß mir den Knaben, der Schreier gefällt mir, ich will ihn halten wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen

wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordre hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir."

„Ha!" lachte das rasche Weib, „gefällt euch der Junge? Ja, das ist ein Junge wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil."

„Thörin!" versetzte Rübezahl, „hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und dich mit ihnen placken Tag und Nacht."

Das Weib. Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufs ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude.

Der Geist. Schöne Freude, sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen!

Sie. Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. Seht mir nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist er's nicht gewesen, der geschrien hat. Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geist. So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können!

Sie. O ja, die hat er; er rührt sie auch, und ich fühl's zuweilen.

Der Geist, aufgebracht: Wie? dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder.

Sie, lachend: Da hättet ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen.

Der Geist. Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?

Sie. Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch lassen sauer werden. Schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber, Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ich's und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh.

Der Geist. Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?

Sie. Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner

Kinder? Die werden alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind.

Der Geist. Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Aeltern Müh' und Sorgen! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt in's ferne Ungerland, daß die Türken sie erschlagen.

Das Weib. Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und für's Vaterland in ihrem Beruf, können aber auch Beute machen und der alten Aeltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollt' er fürder gehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: „Ich hab' euch einmal gerufen," sprach sie, „helft mir nun auch auf, und wenn ihr ein Uebriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Groschel zu einem Paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrod aus Böhmen mitbringen." Der Geist antwortete: „Aufhelfen will ich dir wohl, aber giebst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben." „Auch gut," versetzte das Weib und ging ihres Weges.

Je weiter sie ging, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte verschnauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl hab' ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub prakticirt, darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch so viel Laub in's Vortuch, als sie darein fassen konnte; aber bald wurde ihr die Last von Neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was die rüstige Frau groß Wunder nahm; denn sie hatte gar oft hochbepanste Grastasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Demungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrod, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu

ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie ging zuerst mit dem Melkfasse ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch schreckenvoller Anblick! Das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da, rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirthschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und erseufzte tief: „Ich unglückliches Weib, was fang' ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt!" — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen: „Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder? Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist Wasser im Brunnen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen absetzt und er mich übel schlägt, was ist's mehr, als ein böses Eheständlein? hab' ich doch Nichts verwahrlost. Die Ernte steht bevor, da kann ich schneiden gehen, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und hab' ich die, so wird's auch nicht an Hipplein fehlen."

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell und hochgelb, wie gediegen Gold; sie hob es auf, besah's und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannt's für reines Gold, schachert's ihr ab, und zählt' ihr dafür zwei Dickthaler bar auf den Tisch. Vergessen war nun all' ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Barschaft hatte das arme Weib noch nicht im Besitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käm'. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austheilte. Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschar abzufüttern; und nun war ihre erste Sorge, das ihrer

Meinung nach von einer Unholdin gesterbte Vieh bei Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen ging über alles, als sie von ungefähr in den Futtertrog sah und einen ganzen Haufen goldner Blätter darin erblickte. Daher schärfte sie geschwind das Küchenmesser, brach den Ziegenleichnam auf, und fand im Magenschlunde einen Klumpen Gold, so groß als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältniß in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch mit der Besitznehmung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben: sie ward unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollt' auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wissen lassen, aus gerechter Besorgniß, daß er vom Wuchergeist angetrieben den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen möchte. Sie sann lange, wie sie's klug genug damit anstellen möchte, und fand keinen Rath. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem trostreichen Seelenpfleger des Dorfes, berichtete ihm unverhohlen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen, und was sie dabei für Anliegen habe. Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sagte er: „Hör' an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Gold zu, daß ich dir's getreulich aufbewahre; dann will ich einen Brief schreiben in wälscher Sprache, der soll dahin lauten: Dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde ging, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gestorben, und hab' all sein Gut dir im Testamente vermacht, mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem Andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn, noch Dank von dir; nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den dir der Himmel beschert hat, und gelob' ein reiches Meßgewand in die Sacristei." Dieser Rath behagte dem Weibe herrlich; sie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold gewissenhaft bis auf ein Quentlein aus, legt' es in den Kirchenschatz, und das Weib schied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder ein Weiberpatron. So sehr die wackere Dörferin mit ihren Gesinnungen und ihrem Benehmen seine Gewogenheit erworben hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, trug groß Verlangen, das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spielen, daß ihm angst und weh dabei würde,

und ihn dadurch so kirre zu machen, daß er der Frau unterthan würde und sie ihm nach Wunsche den Daumen auf's Auge halten könne. Zu diesem Behuf sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppirte über Berg und Thal, spionirte wie ein Ausreiter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm, und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnt' ihm der schwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger frischer Mann angeschritten mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug. Der Lauerer freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewiß war, und rüstete sich seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, so ging's bergab nach der Heimath zu, darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stand. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreicht' er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner gerader Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes stand daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünete Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm diesmal seine Waare einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen Groschen in's Haus verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, um auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel kaufen und befrachten zu können. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern eben

wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie natürlich, weiter nachhing. „Ist einmal der Esel da," dacht' er, „so soll mir bald ein Pferd draus werden, und hab' ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben."

Er war mit seinen Entwürfen beinahe so weit wie jenes Milchmädchen, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz; zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenn's anders nicht Täuschung war und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch, da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden war, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. „O!" wehklagt' er, „Rübezahl, du Schadenfroh, was hab' ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brod mir nimmst, meinen sauern Schweiß und Blut! Ach ich geschlagener Mann auf Lebenszeit!" Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, und stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorne zu reizen. „Hallunke," rief er, „komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast!" In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblicke nicht mehr werth als ein zerbrochenes Glas; Rübezahl ließ indessen weiter nichts von sich sehen und hören. — Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammenzulesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Paar Spitzgläser zum Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Kaufmann, dessen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, ging er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Speculationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte, doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußte er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht' er diesen Kniff: sich seinen Verlust gar nicht daheim merken zu lassen, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich in's Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiede-

berg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit seinem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem wohlerlesenen Vorhaben schlich der unglückliche Mann nahe beim Dorfe in einen Busch, und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölfe machte er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzklopfen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer ungerechten That sich erfinden zu lassen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschlossen, was ihn Wunder nahm, ob's ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrlässigkeit einen Schein Rechtens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd' und wüste, da war nichts, was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint' er, es hab' ihm bereits ein Diebsgenosse vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm; denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den Geistlichen auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Antheil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vor's Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahnungen in die Bettkammer, ohne daß sie an's Abendessen gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: „Liebes Weib, erwache und thue auf deinem Manne!" Sobald Ilse seine Stimme vernahm,

sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiederte diese herzlichen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab und warf sich mißmuthig auf die Ofenbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, ging's ihr an's Herz. „Was plagt dich, lieber Mann?" sprach sie bestürzt, „was hast du?" Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursache seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt' er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes, und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsfassung übel würde gelohnt haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter und fragte nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwerchfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spionirt hatte. „Was kümmert dich mein Vieh?" sprach sie; „hast du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und grämе dich nicht: wer weiß, wo er oder ein Anderer uns reichen Ersatz dafür giebt." „Da kannst du lange warten," sprach der Hoffnungslose. „Ei nun," versetzte das Weib, „unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! Hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichthum." „Ach, daß es Gott erbarme!" rief der bedrängte Mann; „sind die Ziegen fort, so trag' die vier Bälge nur gleich in's Wasser, nähren kann ich sie nicht." „Nun, so kann ich's," sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein; er hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort und hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gewissen genugsam geschärft hatte, verkündigte er ihm nun auch die Nachricht von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den wälschen Brief heraus, und verdolmetscht' ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei und die Verlassenschaft des abgeschiedenen Schwagers zu sicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stand da wie ein stummer Oelgötz, konnte nichts, als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauch-

ten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig an's Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme; er wurde von nun an der freundlichste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger und ordentlicher Wirth, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirthschafteten ihr Lebenlang. Den Ueberschuß lieh er auf Zins aus und verwaltete das Capital so gewissenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen andern Lohn dafür, als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann, und diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

Musäus.

Die Leute.

Zu dem Winde sprach die Welle:
„Unbeständiger Geselle!
Alle Stunden hat dein Sinn
Sich gewendet andershin."
Und der Wind sagt ihr dawider:
„Dich hingegen muß man loben,
Sinnbild der Beständigkeit:
Will ich abwärts, gehst du nieder;
Kehr' ich um in kurzer Zeit,
Ziehst du wieder mit nach oben.
Bin ich zornig, zankst du weiter;
Schweig' ich, wirst du still und heiter."

Fröhlich.

Versöhnungsgefahr.

Bei den Guten hat schon lange
Keinen Glauben mehr die Schlange.

Aber sie mocht' wieder kommen
In den Umgang mit den Frommen.
Und sie putzt sich: Perlen schimmern,
Gold und Edelsteine flimmern;
Und sie kömmt mit leisem Tritte
In der Turteltauben Mitte.
„Bleibt!" ruft sie, „ich bring' euch Freude;
Seht, ich bin im Sonntagskleide!
Wer konnt' darin Böses wollen?" —
„Mit des Worts, des Goldes Scheine
Birgst du," sagt' der Tauben Eine,
„Nicht der Augen furchtbar Rollen,
Nicht die Lippen giftgeschwollen.
Doppelt kenntlich, doppelt feindlich
Ist die Bosheit, thut sie freundlich."

Fröhlich

Die Wünsche.

Wenn wir einmal wünschen sollen,
Laßt uns wünschen gleich was Rechtes,
Ob uns gnädig hören wollen
Helfer menschlichen Geschlechtes,
Wie sie hörten
Die verstorten
Drei Verschütteten im Bergwerkstollen.

Von dem Erdfall überfallen,
Von zwiefacher Nacht umnachtet,
Sind sie, abgetrennt von allen
Ueberird'schen, hingeschmachtet,
Lange Tage,
Ohne Klage,
Bis zuletzt sie ließen dies' erschallen:

„Daß ich — wünschend sprach's der Eine —
Noch mit einem Augenblicke
An des Himmels Sonnenscheine,
Reiner Bläue, mich erquicke,
Eh' auf immer

Ohne Schimmer
Mich des Todes Finsterniß umstricke!"

„Daß ich — wünschend sprach's der Zweite
Noch einmal mit diesen Füßen
Ueber meine Schwelle schreite,
Drin mein theures Weib zu grüßen,
Eh' die Schauer
Langer Dauer
Mich im Grabe trennen von der Süßen!"

„Daß ich — wünschend sprach's der Dritte,
Und sein Herz begann zu beben, —
Daß in meiner Lieben Mitte
Ich ausleben mög' ein Leben
Voller Wonne
An der Sonne,
Und im Sonnenlicht gen Himmel schweben!"

Also sprachen sie, und schwiegen;
Und wie sie zu sterben dachten,
Kam der Schall herabgestiegen
Derer, welche Hülfe brachten.
Aerte dröhnen,
Stimmen tönen,
Und gerettet sehn sich die Erwachten.

Und wie es gewünscht der Eine,
Sah die Sonn' im Augenblicke
Recht ihn an mit hellem Scheine,
Daß er sich daran erquicke;
Dann auf immer
Ihrem Schimmer
Schloß die Augen ihm des Tods Geschicke.

Und wie es gewünscht der Zweite,
Sah man ihn auf festen Füßen
Gehn in's Haus mit Festgeleite,
Sein geliebtes Weib zu grüßen.
Kurze Dauer!

Todesschauer
Faßten ihn, er starb an ihrer Seite.

Und wie es gewünscht der Dritte,
Wie er es gewünscht mit Beben,
So in seiner Lieben Mitte
Sahen sie ihn lange leben,
Voller Wonne,
An der Sonne
Und zuletzt wie Andre sterben eben.

Rückert

Meine Freundin.

Die soll nicht meine Freundin sein,
Die nicht die Blumen liebt,
Nicht Blumen gleich dem Himmelschein
Ihr Herzblatt offen giebt.
Wär' ihre Wange rosenroth,
Ihr Aug' ein Himmelblau,
Wär' Sonn' ein Lächeln, das sie bot,
Und ihre Red' ein Thau:
Ob eine Blum' aus Milch und Blut
Sie selber ging' und schwebt',
Aus Blumenschnee und Blumengluth
Gegossen und gewebt;
Und wenn sie nach der Blume, die
Sich auf vom Boden rankt,
Um ihr den Saum zu küssen, nie
Sich niederneigt und dankt;
Und achtet nicht den leisen Trieb,
Der im Verborgnen glüht,
Und ist ihr nur der Flitter lieb,
Der in die Augen sprüht —
Ihr Blumen, die ihr still und rein
Blüht, welket und zerstiebt!
Die soll nicht meine Freundin sein,
Die nicht die Blumen liebt.

Rückert.

Bleibet im Lande.

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein.
Machte nur keiner zu breit sich und schädlich,
Wäre das Land nicht für alle zu klein.
Aber wo alle sich drängen und reiben,
Da ist für Menschen im Land nicht zu bleiben,
Flösse das Land auch von Milch und von Wein.

Ist denn nicht Schwaben ein fruchtbarer Garten,
Eine gesegnete Weide die Schweiz?
Wollen die Gärtner der Reben nicht warten,
Fasset die Hirten der Wanderschaft Reiz?
Ueber den Meeren und nahe den Polen
Will sich da Schätze die Dürftigkeit holen,
Wo sie schon längst nicht mehr findet der Geiz?

Meinet ihr, draußen sei's besser auf Erden?
Ueberall ist es auf Erden jetzt schlimm.
Nicht an dem Land, daß es besser soll werden,
Liegt es, am Menschen, es liegt nur an ihm.
Betet zu Gott, daß sein Licht hier besieget
Diese Verkehrtheit, an welcher es lieget;
Sein sei die Lenkung, nicht euer der Grimm.

Ziehet im Grimm nicht, im Unmuth von dannen,
Wendet der Heimath den Rücken nicht zu!
Will sich das Vaterland, soll sich's ermannen,
Wahrlich bedarf es der Männer dazu.
Aus der Verworrenheit gährendem Streben
Soll sich die Klarheit, die Ordnung erheben;
Bleibet, und wartet, und wirket in Ruh'.

Sehet! der Himmel im Land euch ernähren
Will er, er schenkt euch die Fülle des Korns.
Theilet euch nur in die reichlichen Aehren,
Trinkt nur verträglich begnügsam des Borns!
Daß nicht an euch sich das Beispiel erneue,
Nicht als verworfenes Volk euch zerstreue
Rings in die Länder die Ruthe des Zorns.

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein.
Mache nur keiner zu breit sich und schädlich,

So ist das Land nicht für alle zu klein.
Wollet nur selbst euch nicht drängen und reiben,
So ist für Menschen im Land noch zu bleiben,
Und es wird fließen von Milch und von Wein.

Rückert.

Die beiden Töpfe.

Ein großer Topf von Eisen stand
Auf seinem Herde still, wie in Gedanken.
Ein neuer ird'ner Topf, ein naseweiser Fant,
Begann, kaum angelangt, zu zanken.
„Platz!" rief er, „Platz, du schwarzes Nachtgespenst!
Dein Felsentrotz ist mir ein Zeichen,
Daß du noch nicht den heut'gen Weltlauf kennst:
Das Alter muß der Jugend weichen!"
Der Alte sprach: „Mit nichten, junger Wicht!
Des Herdes Haupt bin ich, und will es bleiben.
Gefällt dir deine Stelle nicht,
So wag's, von meiner mich zu treiben!"
Da hob sich wild der Erdenkloß,
Rief tapfer: „Siegen oder sterben!"
Fuhr auf den ehrnen Riesen los,
Und fiel bei'm ersten Stoß in Scherben.

Langbein.

Die Natter.

Als einst der Löwe Hochzeit machte,
Kroch zu der neuen Königin
Auch eine kleine Natter hin,
Die zum Geschenk die schönste Rose brachte.
Doch jene weist sie ab und spricht:
„Ich nehme Rosen an, allein von Nattern nicht."

Hagedorn.

König Goldener.

Es sind wohl zweitausend Jahre, oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte sich ein bret-

ternes Haus mitten im Walde erbaut; darin wohnte er mit seinem Weibe und sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen, oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den jüngsten der Knaben riefen die Aeltern nur Goldener, denn sein Haar war wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte.

So oft die Kinder hinausgingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand. Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde und hatte sich Goldener vor Allen im Spiele so sehr ereifert, daß er so hell aussah wie das Abendroth. „Laßt uns zurückgehen," sprach der Aelteste, „es scheint dunkel zu werden." „Seht da den Mond!" sprach der Zweite. Da kam es leicht zwischen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengestalt, wie der Mond, setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer krystallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, winkte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die gold'ne Ros',
Die Königskron' im Meeresschooß'."

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin über Felsen und Klüfte und verlor eines das andere. Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere. Die Brombeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben.

Endlich am dritten Tage wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne Wiese. Da war es ihm so leicht um das Herz, und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein. Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da

wohnte ein Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Walde flogen, und trug sie in die Stadt zum Kaufe. Solch ein Bursch ist mir gerade von Nöthen, dachte der Vogelsteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wiese nahe an den Garnen stand, und in den weiten, blauen Himmel hineinsah, und sich nicht satt sehen konnte. Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen: er zog seine Garne und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen," sprach der Vogelsteller, laut lachend; „deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs, bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen." Goldener war gleich dabei; ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte die Hütte seines Vaters wieder zu finden. „Laß erproben, was du gelernt hast," sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken. „Packe dich mit diesem weißen Finken," schrie der Vogelsteller — „du hast es mit dem Bösen zu thun!" und so stieß er ihn ganz unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück, und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten. Am dritten Tage aber wurde der Wald heller, und da kam er endlich hinaus, und in einen schönen, lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehn, blieb er vor Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume. „Ha!" sprach der Gärtner, „dich habe ich gerade von Nöthen," und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte die Hütte seines Vaters wieder zu finden. „Dort im Wald," sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hole mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze." Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht

anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet. „Packe dich mit diesen goldenen Rosen!“ schrie der Gärtner, — „du hast es mit dem Bösen zu thun!“ und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldnen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus an das blaue Meer das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der krystallenen Fläche, da war es wie fließendes Gold; darauf schwammen schöngeschmückte Schiffe mit langen, fliegenden Wimpeln. Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener, und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus. „Ein solcher Bursch ist uns gerade von Nöthen,“ sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte seines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist,“ sprach ein Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde. „Triumph!“ rief der alte Fischer und fiel Goldener zu Füßen, „ich begrüße dich als unsern König. Vor hundert Jahren versenkte der alte König sterbend seine Krone im Meer, und so lange bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehn, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“ „Heil unserm König!“ riefen die Fischer, und setzten Goldener die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer, weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.

Kerner.

Wanderer.

Der Mai ist auf dem Wege,
Der Mai ist vor der Thür:
Im Garten, auf den Wiesen,
Ihr Blümlein kommt herfür!
Da hab' ich den Stab genommen,
Da hab' ich das Bündel geschnürt,
Zieh' weiter und immer weiter,
Wohin die Straße mich führt.
Und über mir ziehen die Vögel,
Sie ziehn in lustigen Reih'n,
Sie zwitschern und trillern und flöten,
Als ging's in den Himmel hinein.

W. Müller.

Neugier.

Nicht Neugier rath' ich dir, die giert nur nach dem Neuen,
Doch Neulust, die sich wohl des Neuen mag erfreuen.
Ohn' immer Neues kann die Neugier nicht erhalten
Ihr Leben, Neulust lebt vergnügt auch bei dem Alten.

Rückert.

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater! viele Menschen sind
Versammelt hier und harren auf die Predigt."
Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich

Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vater Unser,
Wie sich's geziemt, gebetet, und gesprochen:
„Dein ist das Reich, und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten," —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater! Amen, Amen!"
Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen."

Rosegarten.

Die gebratene Henne.

Es saß ein Mann bei seinem Weib, und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief der Bettler: „Gebt mir was!"
Ihn wegzuschelten, ging hinweg der Satte.
Vergessen hat er den gebotnen Spruch:
Selbst satt den Hungrigen nicht abzuweisen.
Da kam der Hunger ihm in's Haus als Fluch,
Und keine Henne hatt' er mehr zu speisen.
Aus Armuth schied er sich von seinem Weib,
Und ging im Land, ein Heimathloser, wandern;
Sie aber, zu erhalten ihren Leib,
Gab in die Ehe drauf sich einem Andern.
Und wieder saß ihr Mann bei ihr, und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief der Bettler: „Gebt mir was!"
„Geh und gieb ihm die Henne!" sprach der Gatte.
Und als sie kam zum Bettler, und ihm gab,
Da war's der Mann, der sie verstoßen hatte.
Sie kam herein, und wischte Thränen ab,
Und um die Ursach' fragte sie ihr Gatte.

Und sie erzählt' ihm, wie's begeben sich,
Seitdem der Bettler dort ward abgewiesen.
Er rief: „Bei Gott, der Bettler dort war ich;
Die Gnade des Barmherz'gen sei gepriesen,
Der gnädig selbst Barmherzigkeit gebeut,
Und gleichet aus den Reichen mit dem Armen.
Ich bettelte bei Dem, der bettelt heut,
Und unser Beider mag sich Gott erbarmen."

Rückert.

Wann ich bete.

In festen Stunden nicht tret' ich
Mit Wünschen zum Ewigen hin,
Nur wann mein Herz sich regt, dann bet' ich
Zum Vater mit liebendem Sinn.
Nur wann im Gefühle des Glückes
In mir das Bedürfniß sich regt,
Nur wann unter'm Druck des Geschickes
Das Auge zum Himmel sich schlägt:
Dann bet' ich um Stärke in Leiden,
Um Demuth bei heiterm Geschick,
Ich bete: „Lehr' Alles mich meiden,
Wodurch ich zerstöre mein Glück." —
Ich bete: „Lehr' Tugend mich üben,
Und mach' Deinem Bilde mich gleich,
Daß freudig die Menschen mich lieben,
Denn Liebe, nur Liebe macht reich."
Dann senket sich Trost und Erquickung
Hinein in die stürmende Brust,
Ich preise die ewige Schickung,
Sie bringe mir Schmerz oder Lust.
Nicht bet' ich in prunkenden Worten;
Denn sicherer steigt ein Gebet
Empor zu den himmlischen Pforten,
Das innig dem Herzen entweht.
Und kann ich nur weinen, nur klagen,
Und macht mich verstummen der Schmerz:

Nun, kann's auch die Lippe nicht sagen,
So sagt's doch dem Vater das Herz!

Waldow.

Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben
„Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr'."

Rückert.

Aschenputtel.

Einem reichen Mann wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich an's Bett und sprach: „Bleib' fromm und gut, liebes Kind, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel herab auf dich blicken und um dich sein." Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus auf ihr Grab und weinte, und blieb fromm und gut. Der Schnee aber deckte ein weißes Tüchlein auf das Grab; als die Sonne es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau. Die Frau hatte zwei Töchter, die sie mit in's Haus brachte, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Was will der Unnutz in den Stuben?" sprachen sie. „Wer Brod essen will, muß erst verdienen; fort mit der Küchenmagd!" Da nahmen ihm die Schwestern seine schönen Kleider, gaben ihm einen grauen, alten Kittel anzuziehn, und dann lachten sie es aus, und führten es in die Küche. Nun mußte es so schwere Arbeit thun, früh vor Tage aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Dabei thaten ihm die Schwestern alles Herzeleid an, versporteten es, und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends wenn es müde war, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel. Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider," sagte die eine, und „Perlen und Edelsteine," die zweite. „Nun, Aschenputtel," sprach er, „was willst du haben?" „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimwege an den Hut stößt," antwortete Aschenputtel. Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis, und als er nach Hause kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel nahm es, ging damit zu seiner Mutter Grab und pflanzte es darauf, und weinte so sehr, daß das Reis von seinen Thränen begossen ward. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam

ein Vöglein auf den Baum, und das Vöglein gab ihm, was es sich wünschte. Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen konnte. Die zwei Stiefschwestern waren auch dazu eingeladen, riefen Aschenputtel und sprachen: „Nun kämme uns die Haare, bürste uns die Schuhe und schnalle uns die Schnallen, wir tanzen auf dem Königsfest.“ Das that Aschenputtel und weinte, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wär', und bat die Stiefmutter gar sehr, sie möcht' es ihm erlauben. „Du Aschenputtel,“ sprach sie, „hast nichts am Leib und hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, und willst zur Hochzeit!“ Als es noch weiter bat, sprach sie endlich: „Ich will dir eine Schüssel Linsen in die Asche schütten, und wenn du die in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mit gehen.“ Nun schüttete sie die Linsen in die Asche; aber das Mädchen ging vor die Hinterthür nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

Die guten in's Töpfchen,
Die schlechten in's Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an: pick, pick, pick, pick! und da fingen die übrigen auch an: pick, pick, pick, pick! und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Wie eine Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus; da brachte es die Schüssel der Stiefmutter und freute sich und glaubte, nun dürfe es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, du Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, du sollst nicht mitgehn.“ Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, sollst du mitgehn,“ und dachte dabei: das kann es nimmermehr. Nun schüttete sie zwei Schüsseln Linsen in die Asche; aber das Mädchen ging vor die Hinterthür nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

Die guten in's Töpfchen,
Die schlechten in's Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten

alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an: pick, pick, pick, pick! und da fingen die übrigen auch an: pick, pick, pick, pick! und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und ehe eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus: da brachte es der Stiefmutter die Schüsseln und freute sich, und glaubte, nun dürfe es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir Alles nichts; du kommst nicht mit, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, und wir müßten uns nur schämen.“ Darauf ging sie mit ihren zwei Töchtern fort. Als nun Niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Das zog es an und ging zur Hochzeit. Ihre Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müsse ein fremdes Königsfräulein sein, so schön sah es in den reichen Kleidern aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht, und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen und nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit Niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein Anderer kam es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“ Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nun nach Hause gehn. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich;“ denn er wollte sehn, wem das schöne Mädchen angehöre. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär' in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: Sollte es Aschenputtel sein? und sie mußten ihm Art und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte, aber es war Niemand darin. Und als sie in's Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Oellämpchen brannte im Schornstein; denn es war geschwind durch das Taubenhaus gesprungen und zu dem Haselbaum gegangen, da hatte es die schönen Kleider ausgethan und auf's Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in einem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt. Am andern Tag, als das Fest von Neuem anhub, und die

Aeltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich!"

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Als es damit auf die Hochzeit kam, erstaunte Jedermann über seine Schönheit; der Königssohn aber hatte schon auf es gewartet, nahm es bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wie die Andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging mit und wollte sehn, in welches Haus es gehe, aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner, großer Birnbaum, voll von herrlichem Obst; auf den stieg es gar behend, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, daß es auf den Birnbaum gesprungen ist." Der Vater dachte: Sollte es Aschenputtel sein? und ließ sich die Art holen und hieb den Baum um; aber es war Niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie gewöhnlich; denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wiedergebracht, und sein graues Kittelchen wieder angezogen. Am dritten Tage, als die Aeltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab, und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich!"

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig, wie es noch keines gehabt, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es zur Hochzeit kam, wußten sie Alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten; der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es Einer aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten; aber es entsprang ihm, doch verlor es seinen linken, ganz goldenen Pantoffel, denn der Königssohn hatte Pech auf die Treppe streichen lassen, und daran blieb er hangen. Nun nahm er den Schuh, und ging am andern Tage damit zu dem Mann und sagte: die, welcher dieser goldene Schuh passe, die solle seine Gemahlin werden. Da freuten sich die beiden Schwestern, weil sie schöne Füße hatten. Die Aeltere ging mit dem Schuh in die Kammer

und wollte ihn anprobiren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen und der Schuh war ihr zu klein. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau' die Zehe ab; wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte nun den Fuß in den Schuh hinein und ging zum Königssohn. Der nahm sie auf sein Pferd als seine Braut, und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Haselbäumchen, das auf dem Grabe stand, vorbei; da saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Blut ist im Schuck,
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Nun wendete er sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte: „Das ist nicht die rechte; die andere Schwester soll den Schuh anziehn." Sie ging in die Kammer, und kam mit den Zehen in den Schuh, aber hinten die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau' ein Stück von der Ferse ab; wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh und ging heraus zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf das Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Blut ist im Schuck,
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz roth herauf gestiegen war; da wendete er sein Pferd um, und brachte die falsche Braut wieder zurück. „Das ist nicht die rechte," sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" „Nein," sagte der Mann; „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines, garstiges Aschenputtel da; das kann aber nicht die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollt' es heraufschicken; die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er aber wollte es durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann

hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm seinen goldenen Schuh reichte. Nun streifte es den schweren Schuh vom linken Fuß ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel, und drückte ein wenig, so stand es darin, als wär' er ihm angegossen. Und als es sich aufbückte, erkannte er es im Angesicht und sprach: „Das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Aerger; aber er nahm Aschenputtel auf's Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei Täubchen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Kein Blut ist im Schuck,
Der Schuck ist nicht zu klein,
Die rechte Braut führt er heim!"

Und als sie das gerufen, kamen sie beide hergeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andre links, und blieben da sitzen. Als die Hochzeit mit dem Königssohne sollte gehalten werden, kamen die Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Theil an seinem Glück nehmen. Als es nun zur Kirche ging, war die älteste zur rechten und die jüngste zur linken Seite, da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus: und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Brüder Grimm.

Hütchen.

Ich bin ein Geist und geh' herum, und heiße mit Namen Hütchen,
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen.

Husch hin und her
Die Kreuz und Quer!
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis an's Ohr in Federn.

Doch horch, da klingt ping pang, ping pang, bei einem Nagelschmiede,
Und eine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede:

Gesegnet seid,
Ihr guten Leut'!
Wie fleißig beide sitzen:
Die Tochter klöpfelt Spitzen.

Nun macht der Schmied viel Nägel sich, die Stange nimmt kein Ende;
Die Tochter mißt die Spitzen nach, o Wunder! auch kein Ende. —
Seid fröhlich heut',
Ihr guten Leut'!
Die früh auf, segnet Hütchen
Mit seinem Zauberrüthchen

Kopisch.

Die Sage von der Feenbrücke.

Einst legten die Feen am jähen Schlund
Zum riesenhaften Gebäu' den Grund,
Eine Brücke wollten sie sprengen
Hoch über's wilde Breuschthal rund,
Mit kühnen Bogen und Gängen.
Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felsen hier und dort
Zum Bau zusammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchsten Eichen und Tannen.
So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und schwang sich hinüber zum Bergesknauf,
Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
Die Breusch in's Thal sich geschüttet.
Doch als die Feen einst erwacht,
War ihnen plötzlich über Nacht
Das Zauberwort entschwunden.
Sie haben sich alle lang' bedacht
Und haben's nimmer gefunden.
Und sieh', da schwankte das Gestein,
In tausend Rissen brach es ein,
Und stürzte mit dumpfem Rollen!
Die Feen irrten durch Thal und Hain
Und flohen und sind verschollen. —
Dein muß ich denken in Traurigkeit,
O Mittelalter, du Feenzeit!
Hast auch eine Brücke gezogen
Einst über der Erde Wildniß weit,
Mit Riesenpfeilern und Bogen.

Ich kenn' das Wort, deß Zauberbann
Dem Bau so festen Grund gewann,
Die Brücke so kühn gehoben
Das Wort, das Berge versetzen kann,
Und ziehet die Erde nach oben!
Das trugst du lang' im Herzen treu;
Einst, als der Tag erwachte neu,
War's plötzlich dir entwichen.
Zusammen stürzte dein alt Gebäu,
Und Ritter und Frau'n erblichen.
Ein neu Geschlecht zu bauen begann;
Was gestern erstanden, heut' zerrann.
Soll euch der Bau gelingen —
Das Wort, das Berge versetzen kann,
Muß euch zum Herzen dringen!

Stöber.

Die goldnen Flachsknoten.

Vor vielen, vielen Jahren ging einst ein ganzer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um da Nüsse zu pflücken. Sie gehen in die alte Burg, kommen an eine Wendeltreppe, steigen hinauf und finden ein kleines Gemach mit schönen, achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke liegt eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von diesen Knoten nimmt jeder der Knaben einen Hutkopf voll; und so laufen sie lustig hinunter, und streuen auf dem Wege die Flachsknoten aus.

Als die Knaben nach Kelbra kamen, war es schon Abendbrodszeit. Der Aermste unter den Knaben findet seine Aeltern gerade bei dem Tischgebet. Er nimmt seinen Hut ab, und klingelnd fällt etwas Glänzendes auf die Erde, und bald noch ein Stück, und noch sieben andere. Die Mutter läuft hinzu, und — siehe! es waren goldene Flachsknoten, womit ein verzaubertes Hoffräulein, oder gar die Kaiserin selbst dem armen Mann ein Geschenk gemacht hatte, der seine Knaben nun ein Handwerk lernen lassen konnte.

Die Nachbarinnen liefen hinzu, die wunderbaren Flachsknoten zu sehen. Den folgenden Tag ging ganz Kelbra auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber Keiner fand die rothen und blauen Fensterscheiben, Keiner die aufgehäuften goldenen Flachsknoten.

Ottmar.

Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
Nach seinem sichern Felsenhaus.
Des Weges ist er kundig gut,
Gar manchen Tag er ihn reiten thut.
Ueber'n Gottesacker sein Roß ihn trägt,
Und nimmer hat Furcht sein Herz bewegt;
Und wenn er über den Todtenhof zieht,
Da singt er leis ein frommes Lied:
„Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu Dir,
Gieb Frieden Allen, die schlummern hier." —
Und einstmals ängstlich der Ritter sprengt
Rasch über den Friedhof, vom Feind bedrängt.
„Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu Dir!
Gieb Schutz vor meinen Verfolgern mir!"
Da sind die Todten all' erwacht,
Da steigt's empor aus der Gräber Nacht.
Die Todten schwingen wild die Wehr,
Und Schrecken bannt der Verfolger Heer;
Sie sind vom starren Entsetzen stumm,
Sie wenden zur schnellsten Flucht sich um.
Die Todten hielten dem Ritter zu,
Der oft gebetet für ihre Ruh'.
Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
Kam sicher nach seinem Felsenhaus

Bechstein.

Siegfried's Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab;
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.
Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein!
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund;
Er schlug, daß weit der Wald erklang,
Und alles Eisen in Stücken sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.
„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth;
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

Uhland.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart'," sprach er, „mit mir geht man nicht so um! Find' ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichthum des ganzen Landes herausgeben." Da ging er voll Zorn in den Wald und sah Einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehn?" „Ja," antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen," und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen." Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knieen, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge herausschießen." „O geh mit mir!" sprach der Mann; „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da ging der Jäger mit

ihm und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und ging doch links und rechts kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen!" und ging mit seinen Dienern weiter; und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie Einen auf einem Baume sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Was treibst du da oben?" fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie gehen." „O geh mit mir!" sprach der Mann; „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da stieg der Bläser herab und ging mit; und über eine Zeit sahen sie Einen, der stand auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. „Ei," sprach der Herr, „du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen." „Ich bin ein Laufer," antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder, als ein Vogel fliegt." „O geh mit mir! Wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da ging er mit, und gar nicht lang, so begegneten sie Einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich! manierlich! setz' deinen Hut doch ein Bischen gerade, du siehst ja aus wie ein Hans Narr." „Ich darf's nicht thun," sprach der Andere, „denn setz' ich meinen Hut gerade, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde." „O geh mit mir!" sprach der Herr; „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen."

Nun gingen die Sechse in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden; wer aber verliere, müsse auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen." Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfande setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften." Nun ward das verabredet und fest gemacht; da schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen." Es war aber bestimmt, daß wer am ersten Wasser aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger sein sollte. Nun bekam der Laufer einen Krug, und die Königstochter auch einen, und

sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Wege überkam ihn eine Müdigkeit; da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Wasser zurück, und als sie den Laufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben," leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen," lud seine Büchse und schoß so künstlich auf den Laufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopfe wegschoß, ohne ihm weh zu thun, und ihn aufweckte. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief wieder zu dem Brunnen zurück, schöpfte auf's Neue Wasser und war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr," sprach der Laufer, „jetzt habe ich erst die Beine aufgehoben, vorher war's kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davontragen sollte, und sie rathschlagten miteinander, wie sie ihn sammt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heim kommen." Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken," und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Thüren waren auch von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen: „Nun geht hinein und laßt's euch wohl sein;" und wie sie darin waren, ließ er die Thür verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lang' unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch, und es fing an und ward den Sechsen in der Stube,

während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen; als aber die Hitze immer größer ward, und sie hinaus wollten, Thür und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen; „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerade, und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verlosch und die Speisen auf den Schüsseln zusammenfroren.

Als nun ein Paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären von der Hitze verschmachtet, ließ er die Thür öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Thür aufging, stunden sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie herauskämen, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht besser gethan hätte, was ihm befohlen worden. Der Koch antwortete: „Es ist Gluth genug da, seht nur selbst." Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den Sechsen auf diese Weise nichts anhaben konnte.

Nun sann der König auf's Neue, wie er der bösen Gäste los würde; ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, so viel du willst." Da antwortete er: „Ja, Herr König, gebt mir so viel, als mein Diener tragen kann, so verlang' ich Eure Tochter nicht." Das war der König zufrieden, und jener sprach noch: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen." Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reiche zusammenkommen, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den Linnenhaufen auf der Schulter trägt?" erschrak und dachte, was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer tragen; aber jener packte sie mit einer Hand, stopfte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr? das deckt ja kaum den Boden." Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Reichthum herbeitragen, den steckte der Starke in den Sack hinein und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mir mehr herbei," rief er, „die

Brocken füllen nicht." Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reiche zusammengefahren werden, die stopfte der Starke mit den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich will's nicht lange besehen," sprach er, „und nehmen, was kommt, damit der Sack nur voll wird." Wie alles darin stak, ging noch viel hinein; da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen, und denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist." Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit seinen Gesellen fort.

Als der König nun sah, wie der Einzige des ganzen Landes Reichthum forttrug, ward er zornig und ließ alle seine Reiterei aufsitzen, die sollten den Sechsen nachjagen und hatten Befehl, dem Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein und riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!" „Was!" sprach der Bläser, „wir sind Gefangene? Eher sollt ihr sämmtlich in der Luft herumtanzen," hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie aus einander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade: er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herabkam; dann sprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und sag' ihm, er solle nur mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft hineinblasen." Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „Laßt sie gehen, sie haben etwas an sich!" Da brachten die Sechse den Reichthum heim, theilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Brüder Grimm.

Glücksfahrt.

Ich hört' oft genug,
Das Glück sei auf Reisen:
Da ist's ja nicht klug,
Sich der Ruh' zu befleißen.
So macht' ich mich auf
Im rüstigen Lauf,
Um draußen auf Wegen
Dem Glück zu begegnen.
Da sah ich auf Gängen
Viel Volkes sich drängen,

Viel Lärm und viel Plunder —
Das Glück war nicht drunter!
Und wollt' ich Wen fragen:
„Wo kann ich's erjagen?" —
Merkt' Keiner auf mich,
Sucht's Jeder für sich.
Ich kam zu 'ner Brücke:
„Verweilt hier das Glücke?" —
„Es ist hier vor Jahren
Vorüber gefahren!"
Zu 'nem Stadtthor ich trat:
„Ist's Glück in der Stadt?" —
„Wir passen hier eben,
Ihm Einlaß zu geben."
Da paßt' ich auch lange,
Da kam es doch nicht,
Bis daß ich zum Gange
Mich wieder gericht't.
Und als ich auswandern
Zu einem Thor that,
Zog ein in die Stadt
Das Glück just zum andern.
Willst länger mit Schnaufen
Dem Narrn nicht nachlaufen!
Wer weiß, wenn du's hast,
Ob's werth ist der Last!
Da hab' ich ein Eckchen
Im Wald mir erschaut,
Und mir auf dem Fleckchen
Ein Häusel erbaut.
Ich hab' es erbaut
Mit eigener Haut,
Mit eigener Hand,
Ohn' Glückes Beistand.
Hier, Glück! ist mein Haus,
Mein Bett und mein Schrein.
Willst kommen, kehr' ein!
Willst nicht, so bleib' aus!

Rückert.

Der abgefertigte Lügner.

Von weiten Reisen, wie der Storch,
Und auch nicht klüger kam Georg,
Des reichen Bürgermeisters Kind,
Und machte von der Welt viel Wind.
Zum Nachbar ging er hin und sprach:
„Ein Eiland, das im Meere lag,
Glückt' auf der Fahrt mir zu erreichen.
Dort war ein Wunder sonder Gleichen;
Denn einen Kohlkopf gab es da,
Wie ihn gewiß noch Niemand sah,
So groß, daß unter jedem Blatte
Ein Kriegsheer Raum zur Uebung hatte." —
„Wohl möglich," sprach der Nachbar Kund,
„Denn auf der Welt geht's oft gar bunt.
Ich weiß davon ein Lied zu singen,
Mag's gleich als wie ein Mährchen klingen:
Auch ich sah in entlegnen Landen,
Vielleicht, wo Sie den Kohlkopf fanden,
Einst einen neuen Kessel stehn,
So groß, wie Niemand je gesehn,
Und wer ihn sah, sah ihn verwundert,
Denn in dem Kessel saßen hundert
Und mehr Arbeiter ohne Drang,
Und machten ihn inwendig blank." —
„Sie wollen," rief Georg, „mich schrauben!
Das machen Sie mich nimmer glauben!
Wozu kann so ein Kessel dienen?" —
„Wozu? Auch das noch meld' ich Ihnen.
Man wollte drin den Kohlkopf kochen,
Von welchem Sie vorhin gesprochen." —

Wilke.

Freigebigkeit.

Freigebig bist du nicht, wenn du, was du nicht brauchest,
Gleichgültig giebst, und nicht zuvor in Lieb' es tauchest.

Selbst brauchen könntest du's, doch brauchst du so es eben
Am besten, wenn du es dem, der es braucht, gegeben.

Rückert.

Der Mäusethurm.

Am Mäusethurm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein,
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.
Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum wird jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein.
Du flohst auf den Rhein, den Inselthurm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Thurm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.
Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir, und wurden nicht satt.
Sie fraßen dich selber zu Aller Graus,
Und nagten den Namen dein überall aus.
Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wann schwirrend dein irrender Geist erwacht;
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein,
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Kopisch.

Hohe Geister, hohe Ruh'.

Was unter den Wolken vom Berge zu sehen,
Empfindet den Regen, den Hagel, das Wehen;
Was über den Wolken, das ruhet in Frieden —
Nur himmlischen Herzen ist Ruhe beschieden.

Zinkgräf.

Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;

Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielzeug!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei."

Sie spreitet aus das Tüchlein, und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!

Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet," das muß zweimal wahr sein. Für's Erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen. Für's Andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort." Vom Doctor Luther verlangte einst Jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und witzige Mann: In einem Birkenwald sei der liebe Gott gesessen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

Hebel.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten aus dem Dorfe Briennen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverhaven Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! — Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück; uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's;
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!

Schön Suschen steht noch wie ein Stern,
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.
Kein Damm! kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Göthe.

Götz von Berlichingen macht einen Feldzug mit Kaiser Karl gegen Frankreich.

Zu jener Zeit war Karl der Fünfte, ein Enkel des großen Kaisers Maximilian, Kaiser über Deutschland.

Er war es, welcher Götzen begnadigt hatte, und bald darauf benutzte Berlichingen seine Freiheit, um dem Kaiser in einem Feldzuge gegen Frankreich zu dienen.

Karl der Fünfte hatte mit dem Könige der Franzosen lange im Kriege gestanden.

Dieser Krieg sollte neuerdings eröffnet werden, nach einem Reichstage, welchen Karl der Fünfte zu Speyer hielt.

Auf diesem Reichstage fand sich denn auch Götz ein.

Nach langjähriger Verbannung wandelte er wieder als ein freier Mensch herum, und freute sich, obwohl längst über die Jugend hinaus, noch seiner Kraft und seines Lebens.

Auf diesem Reichstage zu Speyer bewilligten die Stände des Reichs dem Kaiser die Kosten für den Krieg auf ein halbes Jahr.

Auch wurde eine allgemeine Steuer für ganz Deutschland ausgeschrieben, welche für einen vorhabenden Krieg gegen die Türken bestimmt war.

Nach geendigtem Reichstage zog der Kaiser mit seiner Armee nach Metz, welche Stadt, wie Ihr wißt, in Frankreich liegt.

Es war vor dem Beginn des Krieges streng verboten worden, daß kein Deutscher in die Dienste des Königs von Frankreich treten, und gegen sein Vaterland kämpfen dürfe.

Sollte ein solcher Deutscher gegen sein Land streitend befunden werden, so sollte er strenge bestraft werden.

Während nun Götz mit dem Kaiser zu Metz gelagert war, sah er eines Tages einen stattlichen gefangenen Ritter vorüberführen.

Er erkundigte sich nach dessen Namen und erfuhr, daß es Graf Hubert von Beuchlingen sei, ein Deutscher, welcher dem König von Frankreich in diesem Kriege diente, und in Lothringen war gefangen worden.

„Dem wird es nicht gut gehen," sagte Götz zu seinen Kriegsgefährten, „denn der Kaiser hat darauf eine harte Strafe gelegt."

Wirklich erfuhr er auch einige Tage darauf, daß der Ritter zum Tode verurtheilt sei.

Und als Götz an diesem Tage in die Nähe der kaiserlichen Wohnung kam, sah er dort einen großen Auflauf. Er näherte sich, und sah, wie Kaiser Karl vor seiner Wohnung stand, und zu seinen Füßen ein weinendes Weib lag, welches die Hände aufhob zu ihm. Es war die Gemahlin des deutschen Ritters, welche um das Leben ihres Mannes bat.

Der Kaiser aber schien ungerührt, und die Arme stand unerhört auf, und sah, wie der Kaiser mit seinem Zuge sich anschickte, der Hinrichtung des Ritters beizuwohnen.

Als die Hausfrau des Ritters von Beuchlingen sah, daß das Herz des Kaisers ihr keine Hülfe verhieß, fiel sie auf ihre Kniee nieder, in der dunklen Vorhalle der kaiserlichen Wohnung, und betete zu Gott: „Du, der Du nicht hart und grausam wie die Menschen bist, erbarme Dich meiner Angst und Noth, und sende mir einen Deiner Engel in meinem herben Schmerz!"

Das Volk war dem Kaiser auf die Richtstätte gefolgt, und allein fand sich die Unglückliche in der Vorhalle. Und während sie betete, hörte sie menschliche Tritte auf der Treppe, und vor ihr stand ein junger Ritter von holder Gestalt, welcher mitleidig ihre Thränen sah.

„O, du bist mir von Gott gesandt!" rief die Betende, „ich sehe, daß du dich meines Schmerzes erbarmst, sei mir ein Engel bei dem Kaiser!"

„Das will ich sein!" rief der Ritter.

Sein Herz war noch nicht verhärtet in Krieg und Gefahren.

Es war der erste Feldzug, welchen er mit dem Kaiser machte, und rasch schwang er sich auf's Pferd und ritt auf den Richtplatz hin.

Zitternd, aber mit der Hast, welche die Furcht und Angst des Unglücks giebt, folgte ihm die Rittersfrau, und bald hatte sie den Richtplatz erreicht.

Sie sah den Kaiser auf hohem Throne, umgeben von seinem ganzen Hofe.

Der Scharfrichter stand bereit, um das Haupt des Unglücklichen abzuschlagen, und eben verrichtete Beuchlingen knieend sein Gebet, wie es gewöhnlich ist, ehe man die Todesstrafe erleidet. Nun sah sie auch den jungen Ritter in hastiger Unterredung mit dem Kaiser, und auf einmal schwang dieser sein Tuch und rief, daß es wiederhallte: „Gnade! Gnade!"

Beuchlingen richtete sich erstaunt auf, und glaubte kaum seinen Ohren zu trauen; aber als er auf die strenge Miene des Kaisers sah und auch in dieser die Verzeihung las, die er sich nicht mehr träumte, da stürzte er hin und kniete dankend vor ihm.

Seine Frau aber lag freudetrunken vor dem Erzherzog Maximilian, dem Neffen des Kaisers, und indem sie ihm die Hand küßte, sagte sie ihm die Worte:

„Hier schwöre ich dir, daß keiner meiner Söhne mehr gegen das deutsche Land, wo sie geboren sind, fechten sollen! Mögen sie dir einst in treuem Dienste lohnen, was du für den Vater gethan!"

Gerührt war Maximilian. Noch wußte er damals nicht, daß er einst Deutschlands Kaiser werden würde. Ihr findet ihn in der Geschichte Eures Vaterlandes als Kaiser Maximilian den Zweiten, und viele Züge in seinem spätern Herrscherleben, in dem sich jene Milde und Menschlichkeit ausspricht, die bei dieser Handlung ihn beseelte.

Julie v. Zerzog.

Bei dem Grabe des Vaters.

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz, und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh';

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Hand voll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf Einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'!

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesätes Gebein!

Hölty.

Büchergelesen.

Ein Blick in's Buch
Und zwei in's Leben,
Das muß die Form
Dem Geiste geben.

Oeser.

Rath und That.

Zur strohernen Hütte, wo die Noth
Mit sieben nackenden Kindern
Ach! jedem dämmernden Morgenroth
Die blasse Wange voll Thränen bot,

Kam oft im warm gefütterten Kleid
Ein rundes Männchen, das bittere Leid
Durch Worte des Trostes zu mindern.
Er sprach gar sänftlich: „Ihr gute Frau'
Euch maß das Glück auch zu genau;
Was machen die Kinder für Sorgen!
Bleich, wie Gespenster! In der Stadt
Wohnt ein berühmter Arzt, der hat
Schon tausend Kranke schnell kurirt --
Wird auch für's Armuth salarirt —
Korn — wird euch der Edelmann borgen."
Da nahte, blühend, rasch und schlank,
Doch ohne Schuh', eine Dirne.
Sie ruhte vor'm Hause auf der Bank,
Flocht sich das Haar, das zum Busen sank,
Und strich den Schweiß von der Stirne.
Die lugte durch's Fenster, sah die Noth,
Und reichte dem jüngsten Kinde ihr Brod.
Und als die Magd den Weidenstab,
Das Bündlein wieder genommen,
Da sah das Männlein bedächtig herab,
Sprach: „Wird's auch der Kleinen bekommen?
Seht, ohne Butter, schwarz und hart,
Als wär's auf der Tenne zusammengescharrt
Aus Trespe, Wicken und Raden —
Sonst schenkt man Kindern wohl Fladen!"
Da herzte Frau Noth ihr Töchterlein,
Und rief: „Sie las wohl die Aehren
Mit bloßen Füßen im Sonnenschein,
Sich kümmerlich selber zu nähren;
Es war wohl das letzte Reisebrod,
Was sie dem verschmachtenden Kinde bot --
Gott schaut auf der Leidenden Zähren,
Und wird ihr Segen gewähren! —
Ihr aber — wer seid Ihr im prunkenden Staat,
Und kennt Ihr die helfende Fremde?" —
„Ich, Frauchen! ich bin der Herr gute Rath,
Und That hieß die Wandrin im Hemde."

Kind.

Lichtanzünden.

Bei'm Lichtanzünden sprich: Willkommen sei die Nacht,
Gesegnet, der das Licht im Finstern hat gebracht!

Gott ist das Licht des Tags, der ohn' ihn kann nicht leuchten,
Und mit ihm wird die Nacht uns auch nicht finster däuchten.

Rückert.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus,
Sie sind's die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun sauft es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut." —
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;

Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."
Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Aeltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.
Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.
Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen

Göthe

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.
Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."
Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.
Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.
Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.
Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Goethe.

St. Gallus.

Legende.

Sanct Gallus auf den Alpenhöh'n
Einst voll Verwunderung blieb stehn.
„Da will ich meine Hütte bau'n,"
Spricht er, „und Gottes Allmacht schau'n."
Doch eh' er noch das Werk begann,
Kam ihn gar große Kälte an;
Er suchte Holz, legt' es zu Hauf',
Ein helles Feuer lodert auf.
Da kommt ein Bär aus fernem Wald,
Den frommen Pilger sieht er bald;
Auf's Feuer, halb schon abgebrannt,
Kommt er in wilder Hast gerannt.
Sanct Gallus sieht das Unthier nahn
Und spricht es kecklich also an:
„Gerade recht kommst du daher,
Sieh' nur, das Feuer brennt nicht mehr.
Drum lauf zurück in dein Revier
Und bringe dürres Reisig mir!
Geh, Landsmann, geh in deinen Wald,
Und säum' nicht lange, komme bald!"
Der dumme Bär hört, was er spricht,
Und sieht ihn an, besinnt sich nicht,

Läuft stracks zurück in seinen Wald,
Und kommt mit dürrem Reisig bald
Und zu dem Feuer lagern sich
Sodann die beiden brüderlich;
Nun war der Bär so recht und schlecht
Des frommen Mannes treuer Knecht.

Peter.

Walther von Thurn.

Der tapfere französische Ritter Walther von Thurn ritt in einer öden syrischen Wüste. Da hörte er von Ferne ein langes klägliches Gestöhne. Gewiß, dachte er, haben verruchte arabische Räuber einen Wanderer angefallen. Er sprengt hin auf seinem Streitrosse; aber als dieses vor der finstern engen Kluft stand, stutzte und zitterte es, bäumte sich, und schäumte in's Gebiß. Die funkelnden Augen eines großen männlichen Löwen blitzten ihm entgegen. Dieser lag im Kampfe mit einer ungeheuren Schlange, welche sich schon um Leib und Schweif des Löwen gewunden hatte. Ohne sich zu besinnen, schwang Walther sein mächtiges scharfes Schwert, und mit einem tüchtigen glücklichen Streiche spaltete er der Schlange den Leib. Als der Löwe sich von der furchtbaren, wüthenden Feindin befreit sah, erhob er sich, brüllte laut, schüttelte die Mähne, streckte den Leib und nahte sich dann seinem Retter. Sanft schmeichelnd kroch er zu dem jungen unerschrockenen Helden und leckte ihm Schild und Hand. Von nun an verließ er ihn nicht mehr, sondern folgte ihm wie ein Hund auf dem Marsche, über Flüsse und in den Streit.

Mehrere Jahre lang war der Ritter im heiligen Lande gewesen und hatte viele tapfere Thaten verrichtet, und einen berühmten, geachteten Namen sich erworben. Endlich empfand er Sehnsucht nach dem fernen, theuren Vaterlande, wollte dahin zurückkehren und den guten theuren Löwen mitnehmen. Aber kein Schiffer wollte das Thier in sein Schiff aufnehmen, obgleich Walther doppelten, ja vierfachen Lohn bot. Endlich ließ der Ritter ihn zurück, und fuhr allein ab. Da erhob der Löwe ein langes klagendes Gebrüll, lief ängstlich am Strande auf und ab, stand dann am Ufer stille, schaute dem Schiffe nach und stürzte sich endlich in's Meer.

Man sah ihn vom Schiffe aus, und beschloß, das edle Thier aufzunehmen. Schon war er dem Schiffe nahe, da verließ ihn die Kraft, er blickte noch einmal mit treuen, hellen Augen nach dem Ritter und versank.

Stern.

Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König horte auch davon, glaubte es nicht, und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet: Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier," und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier: zählt sie nur." Aber Niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: Wie viel Secunden hat die Ewigkeit?" Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, und eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei."

Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

Brüder Grimm.

Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst, so soll der Lohn sein,“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter, und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuhe, und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?“ „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad' halten, auch drückt mir's auf die Schulter.“ „Weißt du was,“ sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd und du giebst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzen gern,“ sprach Hans, „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wär' auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich, und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob' ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich drum,

wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht euch ein so großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich auf's Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brod, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrod rein auf, und ließ sich für seine letzten Paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich auf einer Haide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist abzuhelfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einem dürren Baum und stellte seine Ledermütze unter, aber so sehr er sich abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicher Weise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem armen Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Thier in's Haus abschlachten kann, was giebt's für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans," sprach der Metzger, „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn' euch eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander einen guten Tag, und Hans fing an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus bringe. „Hebt einmal," fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang gemästet worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja," sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, „mit eurem Schwein mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habt's da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fingen, das Geringste ist, daß ihr in's finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Noth! Ihr wißt hier herum bessern Bescheid; nehmt mein Schwein da, und laßt mir eure Gans." „Ich muß schon etwas auf's Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein, daß ihr in's Unglück gerathet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimath zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vortheil bei dem Tausche; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das giebt Gänsefettbrod auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stund da ein Scherenschleifer mit seinem Karren und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so

oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?" „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab' ich für ein Pferd bekommen." Und das Pferd?" „Dafür habe ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." „Und das Gold?" „Ei das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer; „könnt ihr's nun dahinbringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das Andere findet sich von selbst. Da hab' ich einen, der ist ein wenig schadhaft, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts, als eure Gans geben; wollt ihr das?" „Wie könnt ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen?" und reichte ihm die Gans hin. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf, und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!" rief er aus; „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhaltene Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich und wollte sich zum Trinken bücken; da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte

Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das Einzige, was ihm noch zu seinem Glücke gefehlt habe. „So glücklich wie ich," rief er aus, „giebt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Brüder Grimm.

Zorn.

Hüte dein eigenes Herz vor Zorn und heftigem Wesen,
Zornige haben gar oft schauderhaft Böses gethan.
Darum fühlst du es wallen dein Herz und schwellen die Galle,
O dann entferne dich flugs, daß du Nichts sprechest und thust,
Was dich gereuen dürfte bei wiederkehrender Ruhe,
Sei es ein heftiges Wort, sei's ein verletzender Schlag.

Oeser.

Die Sterntaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach gieb mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod und sagte: „Gott segne dir's!" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopf, schenk' mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben, und gab es auch noch hin.

Und wie es so stund und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

Brüder Grimm.

Des kleinen Volkes Hochzeitsfest.

Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal Hochzeit halten, und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal, und sie sprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbette in dem Saal schlief, und verwunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen, geschmückt wie ein Herold, zu ihm heran, und lud ihn in ziemenden Worten gar freundlich ein, an ihrem Feste Theil zu nehmen. „Doch um eins bitten wir," setzte er hinzu: „Ihr allein sollt zugegen sein, keins von Eurem Hofgesinde darf sich unterstehen, das Fest mit anzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blick." Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlaf gestört, so will ich auch mit euch sein." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger stellten sich auf, und eine Heimchenmusik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim Tanz nicht zu verlieren, das ihm so leicht daher sprang, und endlich so im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Athem kommen konnte. Mitten in dem lustigen Tanz aber stand auf einmal Alles still, die Musik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Thürspalten, Mauslöchern, und wo sonst ein Schlupfwinkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und die Tänzer schauten aufwärts, nach einer Oeffnung, die sich oben in der Decke des Saales befand, und entdeckten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der lustigen Wirthschaft herabschaute. Darauf neigten sie sich vor dem Grafen, und derselbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor, und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber," sagte er dann, „unsre Freude und unsre Hochzeit also ist gestört worden, daß noch ein anderes menschliches Auge darauf geblickt, so soll fortan Euer Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburgs zählen." Darauf drängten sie nach einander schnell hinaus, bald war es still und der alte Graf wieder allein im finstern Saal. Die Verwünschung ist bis auf

gegenwärtige Zeit eingetroffen, und immer einer von den sechs lebenden Rittern von Eilenburg gestorben, ehe der siebente geboren war.

Brüder Grimm.

Was heißt das?

„Manches können wir nicht verstehn."
Lebt nur fort, es wird schon gehn.

Göthe.

Fünf Kindermährchen von Friedrich Rückert.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:
„Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an.
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."
Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
Gold ne Blätter hat kein Baum im Holz."
Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und langem Bart.
Der sieht die gold'nen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.
Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die gold'nen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen.

Sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft' ich mir wünschen noch Etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."
Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es gläserne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so."
Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
Und kommt an die gläsernen Blätter:
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.
Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."
Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'."
Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen.
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.
Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln."

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht.
Da besieht es sich im Sonnenschein,
Und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus,
Das Bäumlein aber macht sich Nichts draus.
Warum hat's Bäumlein denn gelacht?
Und warum seine Kameraden?
Es hat bekommen in Einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß Jedermann es sehen kann.
Geh 'naus, sieh nach, doch rühr's nicht an
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Denk an! das Büblein ist einmal
Spazieren gegangen im Wiesenthal;
Da wurd's müd' gar sehr,
Und sagt: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist das Bächlein geflossen kommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich auf's Bächlein gesetzt,
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt."
Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat's gefroren gar sehr,
Es sagt: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist das Schifflein geschwommen kommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich auf's Schifflein gesetzt,
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt."
Aber siehst du? das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: Da fall' ich einmal.

Da fürcht't es sich gar sehr,
Und sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist die Schnecke gekrochen kommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich in's Schneckenhäuslein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt."
Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein ging's langsam zu sehr;
Es sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist der Reiter geritten kommen,
Der hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten auf's Pferd gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!"
Aber gieb Acht! das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopst drauf hin und her,
Und schreit: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist ein Baum ihm in's Haar gekommen,
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch,
Dort hängt das Büblein und zappelt noch
Das Kind fragt:
„Ist denn das Büblein gestorben?"
Antwort:
„Nein, es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir 'naus und thun's 'runter."

Vom Bäumlein, das spazieren ging.

Das Bäumlein stand im Wald,
In gutem Aufenthalt;
Da standen Busch und Strauch
Und andre Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,

Es war ein recht's Gedränge;
Das Bäumlein mußt' sich bücken
Und sich zusammen drücken;
Da hat das Bäumlein gedacht,
Und mit sich ausgemacht:
„Hier mag ich nicht mehr stehn,
Ich will wo anders gehn,
Und mir ein Oertlein suchen,
Wo weder Birk' noch Buchen,
Wo weder Tann' noch Eichen,
Und gar Nichts desgleichen;
Da will ich allein mich pflanzen,
Und tanzen."

Das Bäumlein, das geht nun fort,
Und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
Wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sich's hingepflanzt,
Und hat getanzt.

Dem Bäumlein hat's vor allen
An dem Oertlein gefallen;
Ein gar schöner Bronnen
Kam zum Bäumlein geronnen;
War's dem Bäumlein zu heiß,
Kühlt's Brünnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
War ihm auch zugericht;
War's dem Bäumlein zu kalt,
Wärmt die Sonn' es bald.
Auch ein guter Wind
War ihm hold gesinnt,
Der half mit seinem Blasen
Ihm tanzen auf dem Rasen.

Das Bäumlein tanzt' und sprang
Den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
Hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
Ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,

Das Bäumlein hat keines mehr;
Die einen lagen im Bronnen,
Die andern in der Sonnen,
Die andern Blättlein geschwind
Flogen umher im Wind.
Wie's Herbst nun war und kalt,
Da fror's das Bäumlein bald;
Es rief zum Brunnen nieder:
„Gieb meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
Habe zur Winterszeit."
Das Brünnlein sprach: „Ich kann eben
Die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
Sie sind in mich versunken."
Da kehrte von dem Bronnen
Das Bäumlein sich zur Sonnen:
„Gieb mir die Blättlein wieder,
Es friert mich an die Glieder."
Die Sonne sprach: „Nun eben
Kann ich sie dir nicht geben;
Die Blättlein sind längst verbrannt
In meiner heißen Hand."
Da sprach das Bäumlein geschwind
Zum Wind:
„Gieb mir die Blättlein wieder,
Sonst fall' ich todt darnieder."
Der Wind sprach: „Ich eben
Kann dir die Blättlein nicht geben;
Ich hab' sie über die Hügel
Geweht mit meinem Flügel."
Da sprach das Bäumlein ganz still:
„Nun weiß ich, was ich will;
Da haußen ist mir's zu kalt,
Ich geh' in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
Und Bäume mich verstecken."
Da macht sich's Bäumlein auf,
Und kommt im vollen Lauf
Zum Wald zurück gelaufen,

Und will sich stell'n in den Haufen.
's fragt gleich bei'm ersten Baum:
„Hast du keinen Raum?"
Der sagt: „Ich habe keinen."
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Es fragt von Baum zu Baum,
Aber kein einz'ger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
Eng in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
Stehn sie noch enger dahinter.
Dem Bäumlein kann Nichts frommen,
Es kann nicht unterkommen.

Da geht es traurig weiter,
Und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
Ein Mann mit einem Beile,
Der reibt die Hände sehr,
Thut auch, als ob's ihn frer'.
Da denkt das Bäumlein wacker:
„Das ist ein Holzhacker;
Der kann den besten Trost
Mir geben für meinen Frost."

Das Bäumlein spricht schnell
Zum Holzhacker: „Gesell,
Dich friert's so sehr wie mich,
Und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
Helfen und ich dir.
Komm, hau' mich um,
Und trag' mich in deine Stub'n,
Schür' ein Feuer an
Und leg' mich dran;
So wärmst du mich,
Und ich dich."

Das däucht dem Holzhacker nicht schlecht,
Er nimmt sein Beil zurecht,
Haut's Bäumlein in die Wurzel,

Umfällt's mit Gepurzel;
Nun hackt er's klein und kraus,
Und trägt das Holz nach Haus,
Und legt von Zeit zu Zeit
In den Ofen ein Scheit.
Das größte Scheit von allen
Ist uns für's Haus gefallen;
Das soll die Magd uns holen,
So legen wir's auf die Kohlen;
Das soll die ganze Wochen
Uns unsre Suppe kochen.
Oder willst du lieber Brei?
Das ist mir einerlei.

Der Spielmann.

Der Spielmann stimmt seine Geigen,
Und spricht zu ihr:
„Du sollst dein Kunststück zeigen,
Komm, geh mit mir!"
Der Spielmann geht mit ihr vor ein Schloß;
's ist Nacht, der Spielmann fiedelt drauf los.
Der Spielmann sagt: „'s ist nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."
Vor dem Schloß ist ein Garten,
Mit Bäum' und Pflanzen;
Die können die Zeit nicht erwarten
Zu tanzen.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß,
Die Bäume tanzen alle drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."
Im Garten ist ein Weiher,
Darin sind Fisch';
Die hören das Geleier,
Und tanzen frisch.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß,
Die Bäum' und die Fische tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Im Schlosse drin sind Mäuse,
Der Spielmann spielt auf,
Die Mäuse hören leise,
Sie wachen auf.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß;
Bäume, Fisch' und Mäuse tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."
Im Schloß sind Tisch' und Bänke,
Die werden wach,
Sie kommen aus dem Gelenke,
Und tanzen nach.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß;
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."
Sind denn keine Menschen vorhanden?
Der Spielmann spricht:
„Ich spiele mich schier zu Schanden,
Sie hören nicht.
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los;
Wollen die Menschen nicht aus dem Schloß?"
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."
Da wird das Schloß auf einmal ganz
Lebendig,
Es stellt sich auf die Spitz', und tanzt
Unbändig.
Der Spielmann spielt, es tanzt das Schloß,
Die Menschen schlafen noch immer drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."
Da tanzt das Schloß, bis in Stücken es geht
Mit Krachen;
Nun hören es endlich die Menschen im Bett,
Und erwachen.
Sie hören den Spielmann spielen vor'm Schloß,
Und tanzen nun auch mit dem andern Troß.
Der Spielmann spricht: „Nun ist es genug;
Doch will ich fiedeln noch einen Zug." —

Warum denn noch einen?
Wegen des Männleins in der Gans.
Muß das auch an den Tanz?
Wird gleich erscheinen.

Das Männlein in der Gans.

Das Männlein ging spazieren einmal
Auf dem Dach, ei seht doch!
Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal,
Gieb Acht, es fällt noch.
Eh' sich's versieht, fällt's vom Dach herunter,
Und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.
Unter dem Dach steht ein Wasserzuber,
Hinein fällt's nicht schlecht;
Da wird es naß über und über,
Ei, das geschieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
Die wird das Männlein saufen.
Die Gans hat's Männlein nuntergeschluckt,
Sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat sie doch gedruckt,
Das wollt' ich sagen.
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
Das ist der Köchin ärgerlich.
Die Köchin wetzt das Messer,
Sonst schneidt's ja nicht:
„Die Gans schreit so, es ist nicht besser,
Als daß man sie sticht;
Wir wollen sie nehmen und schlachten
Zum Braten auf Weihnachten"
Sie rupft die Gans und nimmt sie aus,
Und brät sie,
Aber das Männlein darf nicht 'raus,
Versteht sich.
Die Gans wird eben gebraten;
Was kann's dem Männlein schaden?
Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch
Im Pfännlein;
Der Vater thut sie 'raus und zerschneid't sie frisch.
Und das Männlein?

Wie die Gans ist zerschnitten,
Kriecht's Männlein aus der Mitten.
Da springt der Vater vom Tisch auf,
Da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich drauf,
Und macht sich über die Gans her.
Es sagt: „Du hast mich gefressen,
Jetzt will ich dafür dich essen."
Da ißt das Männlein gewaltig drauf los,
Als wären's seiner sieben;
Da essen wir alle dem Männlein zum Trotz.
Da ist nichts über geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Tätzlein,
Das kriegen dort hinten die Kätzlein.
Nichts kriegt die Maus,
Das Mährlein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachtsspaß;
Auf's Neujahr lernst
Du, was?
Den Ernst.

Die Truthühner.

Ein idyllisches Epos von Oeser.

Die Spinnstube.

Wolliger Schnee war hoch auf schlafender Erde gebettet,
Glänzendes Eis hielt Teich und Bach und Quelle gefesselt;
Matt nur schimmerte durch die Nebel die gütige Sonne,
Und es knarrten die Wagen der Straße entlang, der gefrornen.
Stille war es im Dörfchen: nicht spielende Kinder, nicht Mägde,
Schäkernd und kichernd, nicht muthwilltreibende Knechte, kaum Hunde
Waren zu sehen, gebannt saß Alles bei'm wärmenden Ofen
Oder am Herde, wo gastliches Feuer auflodernd ergötzte. —

Aber im stattlichen Hause, gar wohnlich gebaut und geräumig,
Voll des glänzenden Hausraths, doch nicht mit Prunk überladen,
Stand Helena von Thurn, die edle Herrin des Dorfes,

Das unfern der Pinka gelegen im Lande der Ungarn,
In der Kammer von dienenden Mägden und Zofen umgeben,
Wo sie ordnete allerlei Vorrath in Körben und Mulden,
Mehl und Graupen und Gries und Hirse und Bohnen und Erbsen,
Linsen und Zwiebel und Lauch und geräucherten Speck und Gewürze
Allerlei Art und auf Stroh sorgfältig gelagerte Eier.
„Sieh doch, Kathrein," so sprach sie, die kundige Wirthin des Hauses,
Da sie inmitten den weißen Eiern der Hennen und Enten
Große und braungefleckte in zahlloser Menge erblickte,
„Sieh doch, wie fleißig gelegt uns haben die pipenden Kurren!*)
Wenn nur so glücklich auch wäre die Zucht der künftigen Küchlein,
Aber gar häkelig ist es auch nur ein Dutzend zu ziehen;
Jede Witterung schadet dem indischen Vogelgeschlechte,
Wenn sie noch winzig und zart die kurrende Mutter umpiepsen;
Auch das Futter selbst fordert gar ängstliche Sorgfalt, zu kochen
Kleingeschnittene Nesseln in Milch gesotten und Hirse.
Bringt man denn endlich zur ziemlichen Größe das flatternde Häuflein,
Daß sie schon ungekocht mit den Alten essen die Körner,
Ach, dann lauert der Fuchs und der Marder und Iltiß, die Räuber.
Alle belieben den Braten der kalekutischen Hühner:
Ehe man sich es versieht, so haschen sie eins um das andre,
Und in Kürze sind kaum von zwanzigen fünfe geblieben."
Alle die Mägde auch stimmten mit ein und hatten Erfahrung,
Daß im Dorfe nicht zehn eine Henne zum Herbste hinausbringt;
Lobten dabei den leckeren Braten, der viererlei Fleisch hat,
So daß er stückweis der Gans, dem Kapaun, der Taub' und der Ente
Gliche; wenn vollends der Kropf mit Mandeln gefüllt und Rosinen,
Sei es zur heiligen Weihnacht der allerköstlichste Braten.

Aber ein Andres ersann die Gebieterin, liebenden Sinnes,
Die als höchsten Gewinn und Wonne stets pflegte zu achten,
Ihren Gehörigen Gutes zu thun und das Leben zu heitern,
Wie eine Mutter waltend im Kreise der liebenden Kinder.
Also hatte im Hause sie eine geräumige Stube,
Wie ein Tanzsaal groß, ringsum mit Stühlen und oben
Von der Decke herab eine weithin leuchtende Lampe,
Schöne Gemälde auch an der Wand, vom ländlichen Feste
Und von häuslichen Scenen des still hinlebenden Landvolks.

---

*) Kurren, so heißen in einigen Gegenden die Truthühner.

Da versammelte sie an jeglichem Mittwoch des Abends
Alle Dirnen des Dorfes, zu spinnen im freundlichen Saale,
Und es kamen die Mägdlein so gerne, es schnurrten die Räder
Nochmal so frisch im Kreise, und immer erzählte auch Eine
Irgend ein Mährlein, bald lustig, bald traurig, zum Lachen und Weinen,
Oder sie stimmten zusammen ein Lied an und schwatzten dann wieder,
Bis der Wächter rief: „Zehn hat's geschlagen!" da nahmen
Alle die Räder und gingen mit Kichern und Lachen von dannen.
Auch die gebietende Frau kam oft in die Räderversammlung,
Körbe mit Aepfeln und Birnen und Brod und zuweilen auch Backwerk
Trug die Schaffnerin, theilte es unter die fleißigen Mägdlein,
Die verschämt zulangen nicht wollten, bis wieder die Hausfrau
Weggegangen, wohl merkend, wie sehr sie presse die Ehrfurcht.
Ehrsame Knixe und ruhsame Nacht und Kußhand und Wünsche,
Eingelernt und auch eben entquollen den dankbaren Herzen,
Folgten ihr nach, und sodann ward Liebes und Gutes gesprochen
Von der gütigen Herrschaft, die gar so sehr sich herabläßt
Und so freundlich und herzlich mit Jedem spricht, auch dem Aermsten;
Auch wie so schön sie ist, die lieben lachenden Augen,
Mit dem erhabenen Ernst auf der schön gewölbeten Stirne,
Und die Gestalt wie schlank, und der Gang wie so leicht und so edel,
Und über Alles das Kleid! Da hatte fast Jede was Eignes
Bald an dem Häubchen bemerkt, bald am Zeug, und am Schnitt,
an der Krause,
Kurz von dem Scheitel ward bis zur Sohle beschwatzt und bewundert
Jedes flatternde Band und jedes Schnürchen und Fälbchen,
Und zur schönsten Frau im Lande ward sie gepriesen;
Dann erhoben sie erst die Hände zu kosten die Gabe,
Die ihnen reichlich gebracht, von ihrer Milde gespendet.

--

Jeden Mittwoch nun versammeln sich also die Dirnen;
War aber in der Woche ein Fest des adligen Hauses,
Etwa des Herrn Geburtstag, oder der Frau, und dergleichen,
Gab es auch Kaffee mit Milch und frischgebackene Kuchen
Und im Jahre wohl zwei- oder dreimal ein Tänzchen im Saale,
Wo auf Geheiß der Frau auch kamen die Bursche des Dorfes:
Und dem schnurrenden Spinnrad gleich so drehte das Volk sich
Munter und flink, nur zierlicher wendend die Glieder, als eben

Auf der Kirmse im Freien man pflegte, denn nimmer vergaßen
Knechte und Mägde, sie seien im Hause der gnädigen Herrin.

Als nun der nächste Mittwoch kam, da trat in die Stube
Frau von Thurn, begrüßt von allen spinnenden Dirnen,
Und sie grüßte sie wieder, besah das gesponnene Garn sich,
Lobte den Faden, besprach die Güte des Flachses und ließ sich
Allerlei sagen und machte reden die schüchternen Mägde.
Endlich aber begann sie mit lauter Stimme und sagte:
„Mädchen, ich habe mir heute was Neues ersonnen im Herzen,
Und es giebt einen Preis zu erringen, doch nicht mit der Spindel,
Sondern daheim in der Wirthschaft; doch will ich in Ordnung erzählen:
Unter allem zahmen Geflügel ist meinem Gemahle
Immer der Truthahn bei weitem das liebste gewesen, doch wißt ihr,
Wie es so schwer, die Brut der Kurren zu pflegen und warten;
Bringt man auch endlich zur ziemlichen Größe ein piepsendes Häuflein,
Kommt der gefräßige Fuchs oder Marder und Iltiß, und ehe
Man sich's versieht, so haschen sie ein und das andere Küchlein,
Bis man zuletzt nicht zehne noch hat von funfzig und drüber.
Aber ich dächte, wenn wachsamer noch die Mägde und klüger
Pflegten und hüteten dieses Gezücht, es sollte nicht fehlen,
Daß man nicht trotzte dem listigen Fuchs und dem tödtlichen Wetter, —
Zu bewahren ein Herdchen, zahlreich wie Enten und Gänse.
Darum so setz' ich zum Preis einen stattlichen Anzug, mit Mieder,
Ober- und Unterrock und Strümpfen und Schuhen, und Alles,
Alles vom besten Zeug, wie es zu Ostern und Pfingsten
Schmucke Dirnen wohlhäbiger Leute gewohnt sind zu tragen,
Mit den gehörigen Bändern und Spitzen und Klammern von Silber,
Auch ein niedliches Ringlein vom nämlichen Erz an dem Finger."
Und es horchten die Mädchen hoch auf, und jegliche sah sich
Schon im Schmucke des Feiertagsrockes vom rauschenden Zeuge,
Sah am Busen flattern die Bänder und klappen die Klammern,
Manche auch blickte hinab auf den kleinen Finger der Rechten,
Wie er da glitzern würde der Ring von gediegenem Silber.

Der Drottar.

Noch lag im Schnee das Dorf an der Pinka im Lande der Ungarn,
Aber die Dirnen all' sammelten emsig die scheckigen Eier,

Welche die kalekutischen Hennen noch legten alltäglich.
Rose vor allen, die muntere Tochter Krauseders, des Müllers,
Also genannt, weil er ledigen Stands gedient auf der Mühle,
Rose, ein wackeres Dirnchen, die hatte wohl funfzig und drüber
Von den scheckigen Eiern gesammelt, und war auch die erste,
Die, als der Schnee sich verlor, begann die Hennen zu setzen.
Jeglicher gab sie, so viel sie zu decken vermochte, zwei Dutzend.
Eines Tages kam sie so eben zurück aus der Kammer,
Wo sie die Brütenden hatte gefüttert mit Gerste und Wasser,
Als ein lautes Geschrei im Hofe erscholl von den Mägden
Und dazwischen Gebeul und unverständliche Worte.
Näher lief sie und sah, wie sie schleppten und schlugen ein Knäblein,
Kaum acht Jahre erst alt, in braunem Kittel und Höslein,
Alles zerrissen und wollenes Tuch um die Füße gewickelt;
Sein großkrempiger Hut lag weithin geschleudert im Hofe,
Und sie rissen ihn bei den langen gelblichen Haaren,
Gaben unchristliche Puffe dem Armen in Rücken und Nacken,
Und er schrie gewaltig und bat in fremdem Gekauder,
Daß man nicht wußte, ist's Deutsch, was er sprach, oder Welsch oder Wendisch,
Denn es war aus Oberungarn ein wandernder Drottar,
Wie man sie nennt, weil mit Eisendraht sie so Kessel als Dreifuß
Und geschrickte Töpfe und Schüsseln zu flicken verstehen,
So daß mit ihrer Kunst sie weit im Lande umherziehn,
Nur mit wenig Gewinn zufrieden, um Brod sich zu kaufen; —
Solch ein Junge nun war es, der nun geschlagen daher kam,
Schreiend in slavischem Deutsch Barmherzigkeit flehte und Gnade.
Lauter noch schrieen die zornigen Mägde des Hauses, begleitet
Von den bellenden Hunden, die hie und da zwackten das Höschen.
Aber da kamst Du herbei, weichherzige Tochter des Müllers!
Unwillergriffen ob solch unmenschlicher That Deiner Mägde
Hießest sogleich sie lassen den Knaben und jagtest die Hunde,
Die ihm so mörderisch zwackten das lumpige Höschen, und fragtest,
Was denn der Kleine gethan, daß solche Strafe er leide?
Und die Mägde ließen mit Murren ihn, aber dem Mühlrad
Gleich so liefen die fertigen Zungen und alle zusammen
Schrieen: „Das ist der Dieb, wir haben ihn endlich gefangen,
Der alltäglich herein sich schleicht in den Hof und dem Mastvieh
Die gesottnen Kartoffeln stipizt; wir haben ihn endlich,
Und darum sollt ihr nimmer uns wehren den Racker zu strafen," —
„Daß er zu essen gewagt mit den Schweinen!" sprach Röschen dazwischen.

„Schämt euch, ihr liebloſen Dirnen, ſolch grimmigen Zorns und betrachtet,
Daß es ein Menſch und ein Kind noch, getrieben von Noth aus der Heimath.
Nimmer entſchuldigt wohl das Bedürfniß ſchändlichen Diebſtahl,
Aber menſchlich zu ſein, gebietet das eigene Herz uns.
Und das kennt ihr wohl nicht, die ihr des Tages zu fünfmal
Voll euch eſſet und ſatt: der Hunger thut weh, wer ihn leidet.“
Und ſo ſchlichen hinweg, nicht überwieſen die Mägde,
Denn gar ſchwer veredelt ſich eingewurzelte Rohheit,
Worte des Beſſern ſind an die Wand geworfene Linſen.
Aber der Drottar hatte einſtweilen ſein Hütchen geholt ſich,
Und ihn reinigend ſtand er gebadet in Thränen und zitternd
In der Ferne, nicht wagt' er empor die Augen zu heben,
Bis ihn Röſe hieß kommen und fragte, warum er nicht ehrlich
An den Thüren der Menſchen ſich Brod erflehe und Speiſe,
Wenn die Noth ihn drücke, denn ſtehlen ſei ſtrafbar und häßlich.
Aufblickt' nun der Junge und ſtrich aus der Stirne die Locken,
Klagte, daß abgewieſen er worden von Mägden und Frauen,
Wenn er zu flicken ſich anbot Pfannen und Töpfe und Schüſſeln,
Daß er vergebens auch habe gefleht, ihm doch nur ein Bröckchen
Brodes zu geben, dieweil er ſchon lange nichts habe gegeſſen.
Aber da führteſt Du ihn, gutherzige Röſe, zur Küche,
Gabſt ihm geſtrigen Kohl, gewärmt auf dem Herde zur Nachtkoſt,
Stak auch ein Stückchen Schweinefleiſch drin, und gabſt ihm auch Löffel,
Meſſer und Gabel und Brod, damit er ſich ſtille den Hunger.
Dankbar nahm es der Junge und ſprach ſein: Pożehnaj Pan Buh! *)
Weinend vor Freude und Luſt, und ſchlang hinunter das Labſal.
Als nun aber die Gierde nach nährender Speiſe geſtillt war,
Ging er und dankte nochmal und verſprach, nie wieder zu ſtehlen,
Schrie auf der Straße wohl einigemal: Giebt's Pfannen zu flicken?
Schwenkte dann fröhlich den Draht in die Luft, und hinaus bei dem Dorfe
Wandert' er luſtig einher und ſang eine heimiſche Weiſe:

Ich bin ein Drottarknabe
Und lauf' umher im Land,
Und meine ganze Habe
Trag' ich in meiner Hand.

Draht iſt's, womit ich Schriche
Gar künſtlich, fein und klug

*) „Pożehnaj Pan Buh!“ Gottes Segen!

An Topf und Pfannen flicke,
An Napf und Wasserkrug.

In meinem Heimathlande
Da ist die Noth oft arg,
Denn in dem Kieselsande
Wächst Hafer nur sehr karg.

Darum ein wackrer Junge
Hinab in's Flache zieht,
Wo er aus voller Lunge
Sich singt sein slavisch Lied.

Dort kommt ein Rab' geflogen,
Der kommt aus meinem Land,
Dort ist er weggezogen,
Weil er kein Brod nicht fand.

Flieg' nur voran, du Rabe,
Ich mache dir es nach;
Denn wie ein Vogel habe
Ich weder Dach noch Fach.

Drum sing' ich auch so heiter,
Wie Vogel in dem Hain,
Und trabe lustig weiter
Bei Sturm und Sonnenschein.

Der Wolkenbruch.

Sct. Johannes feierte man im Thal und auf Bergen:
Rosen erschlossen sich überall würzige Düfte verbreitend,
Reife Kirschen hingen von Bäumen und Ribes an Sträuchen,
Und in der Dämmerung flog der leuchtende Glühwurm am Wege.
Da war groß wie ein stattliches Huhn die Brut unsrer Rose,
Jegliche Henne mit ihrer Schar, sie zogen im Hofe
Stolz einher und zogen hinaus auf den Anger, die eine
Nur mit zwanzigen, aber die andre mit zwanzig und fünfen.
Froh über Alles war Rose, und froh der sicheren Hoffnung,
Sie nur werde gewinnen den Preis aus den Händen der Herrin,

Da im Dorfe fast Allen die Brut mißrathen und Keine,
Keine der Mägdlein mehr hatte der Kurren als zehn oder zwölfe,
Weil schon die Ausbrut schlecht gerathen und gleich in den ersten
Wochen die meisten starben, die übrigen aber die Marder,
Iltiss' und Katzen und dererlei Thiere geholt und gefressen.
Plötzlich aber verlor sich der Puterchen Eins und das Andre,
Ja man fand sogar eins mit abgebissenem Kopfe,
Sicheres Zeichen, daß hier ein Iltiß treibe sein Wesen.

Wie so die Arme wehklagend wiederum mustert die Scheuern
Und um das Drittel geschmolzen sie fand, es hatte die Weiße
Nur mehr zwanzig auch, und siebzehn führte die Schwarze,
Kam der Drottar zum Hofe herein und grüßte die Rose,
Die ihm sogleich begann ihr Leid mit Thränen zu klagen.
Aber der Junge sogleich aus dem braunen Mäntelchen zog ein
Künstlich und niedlich aus Eisen und Draht geschmiedetes Fallwerk,
Zeigte ihr, wie sie es richte, damit der Iltiß sich fange,
Richtet' es selbst ganz nahe der Kammer, wo sämmtliche Puter
Hatten ihr Lager des Nachts, und empfing dann reichliches Frühstück,
Weil er kein Geld nicht nehmen wollte, der dankbare Drottar,
Und empfahl sich und ging und versprach noch wieder zu kommen,
Ehe er kehre zu himmelanstarrenden Bergen der Heimath.

Und kaum war er hinaus zum Thor, der muntere Drottar,
Als ein wildes Geheul die Mägde und Knechte des Hofes
Schnell zur Stätte hinzog, wo aufgerichtet die Falle:
Sieh' da, ein Iltiß zappelte drinnen, gefesselt in Eisen. —
Alles eilte herbei, den Dieb, den gefangnen, zu sehen,
Selbst die Kurren rannten im Hofe, als ob sie sich freuten,
Und der Großknecht rief herbei die Hunde und wollte
Eine Hetze bereiten den Klaffern; und wie er geschäftig
Um die Falle herum sich machte, urplötzlich entwischte
Der Gefangene, Hunde ihm nach und Mägde und Knechte!
Aber der Großknecht vor allen sprang hin und stieß an die Leiter,
Die gelehnt an die Mauer da stand und warf sie zu Boden,
Und sie fiel just unter die fliehenden Kurren der Schwarzen,
Traf derselben wohl zehn und also lagen sie todt da!

Mit gerungenen Händen erhob ein Jammergeschrei nun
Rose, und Alle erschraken, und Niemand verfolgte den Iltis.
Ach, was half es ihr auch zu schelten den pausigen Großknecht,
Was zu verwünschen die Leiter und den, der dahin sie gestellt hat?
Winzig war nun die Schar der Schwarzen! Es trösten die Mägde
Mit dem Anblick der Weißen, die volle zwanzig noch zählte,
Und verheißen, den stinkenden Iltiß wohl wieder zu fangen,
Denn das Eisen sei trefflich gemacht, nur solle der Großknecht
Künftig die Späße sein lassen, denn ungeschickt sei er und täppisch
Also geschah es auch dann, denn noch dieselbige Nacht war
In der Falle ein anderer Iltiß gefangen, es hatte
Nämlich der erste sich weislich gehütet den Stall zu besuchen,
Wo es so übel ergangen ihm war, so lebensgefährlich.
Weil aber Iltiss nicht reden, so hatten die andern Gesellen
Seines Geschlechts nichts erfahren vom tödtlichen Eisen der Falle,
Und es kam alle Nacht fast einer hinein in die Klammer,
Wo er dann büßte den Raub, erschlagen vom Beil der Vergeltung

Aber die Weiße mit runder Zahl, die tanzte gar stattlich
Täglich zum Ställchen heraus in den Hof mit wachsenden Küchlein,
Wo sie bekamen aus Rose's Hand das reichlichste Futter;
Zogen dann weiter hinaus in den schattigen Garten am Hause,
Hinten dann über den Zaun auf den sonnigen Anger des Dorfes,
Wo die Jugend der Gänse und Enten und übrigen Puter
Alle versammelt war, von Gänsemädchen gehütet,
Oder von putzigen Knaben, die noch nicht gingen zu Felde.
Oft auch lief sein Röschen hinaus, zu schauen die Piepchen,
Zählte sie zehnmal des Tages und brachte den hütenden Kindern
Kirschen zuweilen und Brod und verhieß noch reicher zu lohnen,
Wurden sie alle erhalten die zwanzig zum Fest Michaelis.
Doch je größer die Freude bei ihr, desto großer der Neid war
Bei den übrigen Dirnen, die winzige Scharen nur hatten.
Wüßten die Mädchen doch alle, wie häßlich der Neid sie gestalte,
Gönnte gewiß eine Jede der Andern das Beste und Schönste!
Schulze's Lenore wußte es nicht, sie war unter allen
Dirnen des Dorfes am ärgsten gequält von dem blassesten Neide,
Daß sie den Preis nicht sollte haben, den stattlichen Anzug,
Und des Müllers Tochter sollte ihn haben! - Entsetzlich! —
Ach, nur funfzehn Puter liefen im Hof ihr, und hätte

Nicht die gnädige Frau gar strenge Aufsicht gehalten,
Wäre gewiß durch allerlei Schliche und allerlei Unfug
Manches Puterchen eingeschmuggelt worden in's Dörflein;
Aber so wachten auf ihren Befehl so Weiber und Männer,
Die sie eigen bestellt, zu zählen und Listen zu halten
Von den Scharen, so Farbe, als Größe und Alter bezeichnend.

Röschen aber zur Freude erwuchsen die übrigen alle,
Und es nahte der Tag, wo der Preis sie sollte belohnen.
Stolz schritt Morgens hinaus die weiße Henne mit ihrer
Flatternden Brut, noch immer zwanzig; — ein stattlicher Auszug!
Schlug dem Pfaue gleich ein weithin strahlendes Rad und
Kollerte, blauroth geschwellt den Hals, ihr: Kurre kukurre!
Wenn der rothwammsige Großknecht sie etwa ärgerte, oder
Irgend ein widriges Ding in den Weg ihr zu treten es wagte
Innig vergnügt sah Röse ihr nach, der wackeren Henne,
Wie sie zum Garten hinaus auf die Wiese eilte zu weiden.

Aber es währt keine Freude zu lange hienieden, und plötzlich
Wandelt sich oft die süßeste Lust in bitterste Schmerzen.
Lustig erging sich die Brut der kalekutischen Hühner
Auf dem Anger im Gras und in Blumen von mancherlei Farbe,
Da erhob sich von Süden ein Wind, der brachte im Fluge
Eilende Wolken daher, die schwarz den Himmel verhüllten;
Fernher auch hörte man brummen den Donner am Sternengewölbe,
Schwül und drückend ergoß sich die Luft über Alles, was lebte,
Und die Halme wogten wie Wellen des stürmischen Meeres.
Aber das kam so schnell: noch ehe man holte die Kurren,
Kracht' es schon furchtbar herab, und Blitze zischten hernieder,
Und eine Wolke, schwer und mächtig hangend in Lüften,
Stürzte herab, mit unendlichem Schwall das Thal übergießend.
Bäume und Sträucher schwammen und Felder und Wiesen in Wasser
Und was lebend da war, riß fort die wogende Sündfluth.
Bis an die Felsen hinan, wo des alten Schlosses Ruinen
Niederschauten in's Dorf, war jäh das Wasser gestiegen.
Ach und es stand mit gerungenen Händen gut Röschen am Rand des
Wilden Gewässers und suchte die Schar ihrer Kurren vergebens!

Das Fest.

Wohl war folgenden Tags — es war der Tag, wo die Preise
Sollten lohnen die Glücklichste unter den Dirnen des Dorfes,
Wohl war wieder verlaufen die Fluth und Alles im Grünen
Schöner und frischer als vor, auch war gering nur der Schaden;
Was im Wasser ertrunken von Ferkeln, Schafen und Kälbern,
Hatte sich alles gerettet, und auch das zahme Geflügel
War entkommen der Fluth; nur Röse's Henne, die weiße,
Ward mit all' ihren zwanzig Kindern vom Schwalle ergriffen,
Und im wilden Tumult der tobenden Himmelsgewalten,
In der finstern Nacht des erderschütternden Wetters
War verschwunden die Schar, und Niemand hatte gesehen,
Wo die Wellen sie hingetragen, und wo sie versanken.

Herrlich war es zu sehn, als nun vor dem Schlosse der Herrin
Alles Volk sich sammelte, Zeuge zu werden, wie heute
Wolle die gnädige Herrin belohnen die achtsamen Dirnen,
Die im Dorfe die volleste Schar von Kurren erzogen.
Ach und die arme Röse weilte zu Hause und weinte,
Denn sie hatte nichts hinzuführen zum glänzenden Feste!
Auf der Terrasse umgeben von Herren und Damen da saß nun
Frau von Thurn, die Mutter der rüstigen Bauern des Dorfes:
Vor ihr auf einem Tische war ausgebreitet zu sehen,
Wie es verheißen, der stattliche Anzug, mit festlichem Mieder,
Ober- und Unterrock und Schürze und Strümpfe und Schuhe,
Alles vom besten Zeug, wie es zu Ostern und Pfingsten
Schmucke Dirnen wohlhäbiger Leute gewohnt sind zu tragen,
Mit den gehörigen Bändern und Spitzen und Klammern von Silber,
Auch ein niedliches Ringlein vom nämlichen Erz an den Finger.
Auch die Spielleut', blasend und geigend, erschienen und stellten
Sich an's Ende des rasigen Platzes und ließen ertönen
Einen gar festlichen Marsch, daß fern im Dorfe es hallte.

Und herein in den rings von Menschen geschlossenen Raum kam
Jedes Mägdelein nun mit ihren kurrenden Putern.
Klein nur waren die Scharen; Lenore, die Tochter des Schulzen,
Stand am stolzesten da, denn mehr als alle gezogen
Hatte sie, — funfzehn Hühner: ihr sprachen schon alle den Preis zu.

Siehe da plötzlich erscholl's von mehreren Stimmen im Kreise:
„Röschens Hühner! da seht nur hinauf, die Henne! die weiße!"
Und es schauten nun Alle hinauf, es erhob sich die Herrin,
Schaute den Felsen hinan, wo des alten Schlosses Ruinen
Niederblickten in's Dorf, — und herab so stolz und bedächtig,
Wie es zu gehen pflegt, ein brutanführendes Truthuhn,
Also kam es gegangen vom Felsen herab, wo das alte
Schloß in Ruinen steht auf kahlem Rücken des Berges,

Und ein lumpiger Junge in braunem Mäntelchen trabte
Hinter den Putern daher und sang ein lustiges Lied sich.

Röse auch sah es sogleich, vom Hof aus, wo sie noch weinte,
Lief den verlornen Kindlein entgegen, noch thränend die Augen.
Die ihr auch, freudig erkennend die Pflegerin, alle entgegen
Liefen mit flatternd erhobenen Schwingen und lautem Gekurre,
Und der rüstige Drottar dahinter begrüßte von Weitem
Röschen; sie aber rief laut ihm herzlichen Dank zu und eilte
Ihnen entgegen und haschte die Henne, die alte, und halste
Sie vor Freuden und weinte noch einmal und lachte dann wieder,
Konnte nicht satt sich sehn und fragte dann wieder den Knaben,
Wo er denn her sie bringe, und wie er sie habe gefunden?

Ach, sie dachte vor Freuden nicht dran, zum Schlosse zu eilen,
Um nicht den Preis zu verlieren, es war ihr ein köstlicher Preis schon,
Wieder zu haben die lieben geflügelten Kinder der Pflege!
Aber es kamen der Vater und mehrere Nachbarn und Mägde
Von dem Schlosse daher, es kam auch ein Bote der Herrin:
Eiligst möchte sie kommen zu zeigen die wiedergefundnen.
„Ja ich komme," so sprach sie, „doch auch der Knabe muß kommen,
Der sie mir brachte, denn sein ist der Preis, ich hab' ja die Freude."

Und sie trieben nun Beide die Schar zum stattlichen Schloß hin,
Wo versammelt das Dorf und im Kreis um den Rasen gestellt war,
Und im Kreise drin selbst die Scharen der Puter, die Herrin
Auf der Terrasse saß umgeben von Herren und Damen.
Da trieb Röse nun ihre Herde herein, es erhob sich
Jach ein Geschmetter und Blasen der rüstigen Dorfmusikanten.
Aber als schwiegen die Pfeifen und Zinken und stille das Volk ward,
Da erhob sich die Herrin und hieß die glückliche Röse
Näher zu treten und lobte den Fleiß und die emsige Sorgfalt,
Reichte den stattlichen Putz ihr hin mit Bändern und Klammern.
Doch mein Röschen stand schüchtern im Kreise und konnte nicht sprechen,
Hochgeröthet die Wange, so daß sie schöner noch aussah,
Bis sie mit zitternder Stimme, ermuthigt vom gütigen Zuspruch
Ihrer Gönnerin, sprach halblaut die geflügelten Worte:
„Nimmermehr kann ich empfangen die gnädig ertheilte Belohnung,
Da ich die wiedererlangten Hühner einzig nur diesem
Knaben verdanke, der wie ein Wunder mit ihnen erschienen."
Freundlich erwiederteſt Du, Gebieterin: „Ja, meine Tochter,
Löblich ist's und zeugt von Deinem dankbaren Herzen,
Daß Du seiner erwähnst, doch soll darum Dir der Preis nicht
Werden genommen, denn ihm will ich auch es vergelten und zahlen.
Doch erzähle er uns, wie er die Kurren gefunden!"

Und der Drottar mit abgezogenem Hute demüthig

Trat vor die Herren und Damen und sprach mit bescheidener Rede:
„Als es gestern zu gießen begann vom Himmel so endlos,
War ich gerad im Begriff in's Dorf zu kommen, doch fand ich
Schon die Straße im Wasser und lief mich eilig zu retten
Auf den Felsen hinan und barg in dem alten Gemäuer
Droben mich vor dem Wetter, und siehe! da fand ich die Kurren,
Die ich sogleich erkannte, mit Brosamen lockte, in einem
Weiten Gewölbe bei mir herbergte, indem ich den Eingang
Wohl mit Reisig und Steinen verrammelte, daß nicht ein Wild mir
Nachts einbräche und eins der Hühnerchen raubte. So schlief ich
In dem Gemäuer mit ihnen ganz ruhig und trieb sie des Morgens,
Wie ihr gesehen, herab, wo selber sie fanden die Pfade.
Und mich freut es," so sprach er noch weiter, „dem Mägdlein zu lohnen
Also, die sich einst meiner erbarmte in peinlicher Stunde,
Da die Mägde mich schlugen, weil ich den Schweinen das Futter
Aus dem Troge wegaß, vom quälenden Hunger getrieben."

Aber die Herrin lächelte freundlich, und macht' ihm den Antrag,
Hier zu bleiben als Hirte der wandelnden Lämmer und Schafe.
Doch er dankte dafür und pries sein frostiges Bergland,
Wo ihn Vater und Mutter erwarten mit seinem Erworbnen;
„Denn ich hungerte," sprach er, „und fror, um Alles zu bringen
Meinen Alten, was ich mit Arbeit habe gewonnen."
„Nun so sollst Du denn," rief die Gebieterin, „kommen beladen,
Reicher als sonst, und ein neues Mäntelchen will ich Dir schaffen." –
Hocherfreut fiel nieder der Junge vor ihr und des Kleides
Saum ergriff er und küßt' ihn und konnte nicht enden zu danken.
Und es füllten die Herren und Damen ihm Tasche und Gürtel.

Rösе nun aber empfing den stattlichen Anzug mit Allem,
Und es jauchzten die Mägde im Dorfe, die alle ihr lieber
Gönnten den Preis als der stolzen Lenore voll giftigen Neides.
Heim nun kehrten die Kurren, doch wieder kamen die Dirnen,
Eingeladen zum festlichen Mahle auf grünendem Rasen.
Aber nach Tische erhub sich ein Tanz im prächtigen Saale,
Wo die Burschе auch kamen, und bunt durcheinander die Herren
Bald mit den Damen und wieder mit Dirnen sich drehten und walzten.
Also war fröhlich das Volk, bis Abends die Sonne sich neigte
Und zur Ruhe sich legte die Lust und der Jubel des Dorfes.
Noch drei Tage ward gastlich und freundlich der Drottar gehalten
In dem Hause des Müllers und zog sodann heiter und fröhlich
In dem neuen Mäntelchen fort und brachte den Seinen
Reichliche Spenden und dankbares Herz und Trost ihrem Alter.

Druck von Ernst Stange in Leipzig.

Deutsches Lesebuch

für

die weibliche Jugend

zum

Schul- und Privatgebrauch.

Herausgegeben

von

Chr. Oeser.

Zweiter Cursus.

Leipzig 1844.

Einhorn's Verlags-Expedition.

13388
15/6/19

Inhalt.

Lyrische und didaktische Poesie.

	Seite
Ein Lied im höhern Chor, von Hölty	1
Die Muttersprache, von Schenkendorf	2
Die Morgenheitre, von Voß	3
Die Ehre Gottes in der Natur, von Gellert	4
Der Sternenhimmel, von Köpken	5
Gelübde der Treue, von Novalis	6
Des Morgens im Saatfelde, von Caroline Rudolphi	7
Lied, von Luise Fürstin von Neuwied	8
Die Sterne, von Voß	10
Pfingstlied, von Schreiber	12
Sanftmuth, von Schink	14
Das innere Wort, von Krummacher	16
Jesus der Kinderfreund, von Krummacher	16
Unsterblichkeit, von Nonne	18
Gottes Fürsorge, von Elisa von der Recke	19
Zuruf, von Conz	20
Unter dem gestirnten Himmel, von Wagner	21
Trostlied, von Conz	23
Gottes Macht und Vorsehung, von Gellert	24
Das Göttliche, von Göthe	26
Aschermittwochslied, von Jacobi	28
Litanei auf das Fest aller Seelen, von Jacobi	30
Liebe, von Albertini	32
Lebensreise, von Albertini	33
Lebensmuth, von Fouqué	33
Trost in mancherlei Thränen, von Overbeck	34
Rettung, von Mahlmann	35
Leiden, von Baggesen	36
Größe im Unglück, von Mahlmann	37
Der gute Geist, von Rochlitz	38
Das Paradies, von Rückert	39
Die goldne Zeit, von Rückert	41
Stiller Sinn, von Conz	41
Naturgeschäftigkeit, von Mayer	42
Im Verziehn, von Mayer	43
Wechselseitige Labung, von Mayer	43
Vom Grüßen, von Mayer	43
Die Blumen, von Mayer	43
Trostesfunken, von Mayer	44
Das Gräschen, von Mayer	44
Mutterglück, von Tanner	45
Das Gerede der Wellen, von Tanner	45
Heimzug, von Tanner	46
Der freie Wandersmann, von Eichendorff	46
Der wandernde Musikant, von Eichendorff	46
Dichterloos, von Eichendorff	47
Auf meines Kindes Tod, von Eichendorff	48
Frühlingsahnung, von Uhland	51
Frühlingsglaube, von Uhland	51
Frühlingsruhe, von Uhland	52

Seite
Frühlingsfeier, von Uhland 52
Lob des Frühlings, von Uhland 52
Frühlingslied des Recensenten, von Uhland 53
Frost, von Hardenberg 53
Die Nähe des Herrn, von Hardenberg 54
Die Grillen, von Rückert 55
Das Landleben, von Hölty 56
Hausrecht, von Uhland 57
Frühlingslied, von Rückert 58
Die Zwei und der Dritte, von Rückert 60
An die deutschen Frauen, von Schreiber 61
Die Sprache der Blumen, von Schreiber 64
An Luise Königin von Preußen, von Schreiber 66
Die Mutterliebe, von Gotter 67
Weh und Wohl, von Gotter 70
Mütterliche Warnung, von Gotter 70
Lied eines Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin, von Hölty 71
Rückkehr in die Heimath, von Hölderlin 72
Luisens Morgenlied, von Deser 73
Luisens Abendlied, von Deser 74
Die Häusliche, von Voß 76
Das Veilchen 77
Neujahrswunsch für Jedermann an Jedermann, von Langbein 79
Die Jungfrau, von Pfeffel 80
Mädchenklage und Mädchentrost, von Wilhelmine Krufft 81
Die Gunst des Augenblicks, von Schiller 82
Angereihte Perlen, von Rückert 83
Sprüche, von Göthe 87
Aus Weisheit des Brahmanen von Rückert 88
Votivtafeln, von Schiller 98

Beschreibende Poesie und Idyllen.

Die Gräber zu Ottensen, von Rückert 101
Das Habermuß, von Echtermeyer 107
Der Schmetterling, von Heydenreich 109

Allegorien, Parabeln, Legenden.

Das Kind der Sorge, von Herder 112
Die Versöhnung, von Gallisch 113
Die Freude, von Göthe 113
Die Scheidungsbrücke, von Rückert 114
Die beiden Schwestern, von Elisa von der Recke 116
Die Lerche, von Herder 117
Die Raupe und der Schmetterling, von Krummacher 118
Die Schloße und die Perle, von Krummacher 119
Elisabeth's Rosen, von Gerhard 120
Die heilige Dorothea, von Krug von Nida 122
Die Orgel, von Herder 125

Epische Poesie: Balladen, Romanzen, griechische Sagen und Mythen, einzelne Gesänge aus deutschen Heldengedichten.

Hans im Glücke, von Chamisso 127
Des Bergmanns Leiche zu Falun, von Trinius 133
Schwäbische Kunde, von Uhland 134
Der Negerknabe in der Sahara, von Volkmar 136
Das Grab im Busento, von Platen 137
Attila vor Augsburg, von Bechstein 137
Der kleine Hydriot, von Müller 139
Die Mainottin, von Müller 140

Seite
Die Mutter der Gracchen, von Pfeffel 140
Unstern, von Uhland 141
Der Riese von Marbach, von Schwab 142
Des Fischers Haus, von Schwab 145
Die vier wahnsinnigen Brüder, von Kerner 147
Frau Hitt, von Egon Ebert 149
Der Reiter und der Bodensee, von Schwab 153
Der Ueberfall im Wildbad, von Uhland 154
Die drei Könige zu Heimsen, von Uhland 157
Graf Eberhard's Weißdorn, von Uhland 158
Chidher, von Rückert 159
Der Ring des Polykrates, von Schiller 161
Die Kraniche des Ibycus, von Schiller 164
Hochzeitlied, von Göthe 169
Der Zauberlehrling, von Göthe 172
Biton und Kleobis, von Hell 175
Hektor und Andromache, von Voß 178
Philemon und Baucis, von Voß 182
Von den Nibelungen, von Pfizer 188
Max und Dürer, von Anastasius Grün 191

Dramatische Poesie.

Iphigenia in Aulis, Schauspiel nach Euripides, von Oeser 193

Belehrende Prosa.

Die Jungfrau in ihren einfachen Lebensverhältnissen, von Betty Gleim . . 223
An ein schönes Mädchen, von Wieland 227
Die Mutter an der Wiege ihres Kindes, von Arndt 229

Briefe.

An die Baronesse von —, von Hegner 232
An den Major von —, von Hegner 235
Dr. Martin Luther an sein liebes Söhnlein Hänschen Luther 237
Derselbe an denselben 238
Dr. Martin Luther's Trostbrief an seinen Vater, Hans Luther, geschrieben kurz vor dessen Tode 239
Rabener an eine Freundin 242
Gellert an Madame Garve 245
Jellikefer an Garve 246
Garve an Jellikefer 248
Christoph Martin Wieland an eine deutsche Fürstin 251
Derselbe an Dieselbe 254
Derselbe an Dieselbe 258
Die Königin Luise von Preußen an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz 260
Dieselbe an Denselben. Memel, den 17. Juni 1807 261
Den 24. Juni 263
Königin Luise in Mecklenburg, von Ramshorn 263
Göthe's Briefe über seine Besuche auf dem Vesuv 264
Zelter an Göthe 268
Bürger an eine junge Dichterin 274
Frau von Köppen an ** 276
Natalie an ihre Freundin Mariane 279
Dieselbe an Dieselbe 283

Humoristisches.

Ueber den Trost, aus Jean Paul 285
Sonntag-Heimweh, von Jean Paul 287
Privilegirtes Testament für meine sämmtlichen Töchter, von Jean Paul . . 288
Blühender Unsinn, von Messerschmidt 291

Seite
Kleider machen Leute, von Raumer 292
Das englische Gartchen, von Meser 294
Soll man spielend lernen? von Meser 296

Beschreibungen.

Meine Wanderung nach dem Vesuv, von Matthissen 297
Die Tyroler, von Elisa von der Recke 299
Der Pflanzenwuchs in den Tropen, von Humboldt 301
Der Pflanzenwuchs im Norden von Amerika, von Forster 303
Die Gegend um die Teufelsbrücke, von Meiners 305
Das Fernrohr, von Bretschneider 309
Ein Tag unter dem Aequator, von Martius 319
Auf dem Marannon, von Pöppig 324
Die Fülle des Lebens in der Natur, von Humboldt 332
Schönheit der Natur, von Weber 336

Mährchen.

Der Berggeist Rübezahl als Hüter der Springwurzel, von Steffens . . . 339
Rübezahl verwandelt sich in einen Esel, von Büsching 342
Rubezahl wird ein Holzhacker, von Büsching 343
Der Ritterkeller auf dem Roßhauser, von Büsching 344
Der verzauberte Kaiser, von Büsching 347
Miesfater Martinchen, von Arndt 348
Von Siegfried dem Schnellen, wie er zu einem Helden erwuchs, und von seinem Speerwurfe, von Görres 354
Halt' den Mittelweg! von Arndt 358
Grimhild's Rache und der Nibelungen Noth, von Hagen 360
Von einem kurzweiligen Kampfe, den zwei Hasen auf Siegfrieds Hochzeit gestritten, von Görres 375

Erzählungen.

Der Herr ist mit den Seinen, von Götzinger 382
Wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten, von Schubert 383
Das wohlbezahlte Geschenk, von Hebel 386
Rettung einer Offiziersfrau, von Hebel 388
Brod und Salz segnet Gott, von Brüd. Grimm 389
Die wiedergefundene Tochter, von Jacobs 390
Tod der alten Großmutter Katharine Rudi, von Pestalozzi 394
Tod einer guten Tochter, von Zimmermann 405
Madame Bennet, von Matthissen 407
Die arme Alpenhirtin an den Quellen der Rhone, von Matthissen . . . 408
Gellert, von Heinsius 410
Die Macht des Dichters, von Novalis 410
Die Singschule der Meistersinger, von Hagen 412
Der Schiffbruch der Medusa, von Harnisch 419

Historisches.

Der treue Hofnarr, von Flögel 439
Konradin, der letzte Hohenstaufe, von Raumer 443
Der fromme Graf von Habsburg, von Götzinger 453
Johannes Huß zu Constanz, von Claudius 454
Der fromme Schweppermann, von Curtmann 458
Deutsche Treue, von Curtmann 460
Die Kartoffel, von Schubert 461
Die Eroberung Magdeburgs, von Schiller 462
Gefahr und Rettung des Oberstadtschreibers Frisius und seiner Familie bei der Eroberung von Magdeburg im J. 1631, erzählt von seinem Sohne 469
Sibylle Schwarz, von Horn 482

Ein Lied im höhern Chor.

Vom verhüllten Himmelszelt
Strahlt das gold'ne Heer der Sterne;
Nur der dunkeln Erdenwelt
Naht die unsichtbare Ferne, —
Aus der Nacht entquillet Klarheit,
In der Tiefe wohnt die Wahrheit.

Aus des Felsens hartem Schooß
Springt des Baches Silberquelle;
Ueber schwarzem Erdenkloß
Glänzt des Blumenreiches Helle. —
In den Klüften reift die Traube,
Zwischen Gräbern wächst der Glaube.

Wenn die Nacht geheim und bang'
Füllt des Hains verschwiegne Hallen,
Tönt voll Kraft und Klaggesang
Wehmuthsvoller Nachtigallen —
Himmelan die Ahnung steiget,
Wenn der Erdentag sich neiget.

Tief verbirgt der Perle Glanz
Sich in dunklen Meereswogen;
Aus Gewölken, wie ein Kranz,
Steigt des Friedens bunter Bogen. —
In dem Schooß der Nacht verborgen
Ruht die Dämmrung und der Morgen.

Hölty.

Die Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so angenehm, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' in meinem Sinn,
Wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht:
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Schenkendorf.

Die Morgenheitre.

Du kühle Morgenstunde,
Wie lächelst du so hold!
Du trägst im Rosenmunde
Der Weisheit lautres Gold.
Dein Wolkenkranz erblühet,
Vom Purpurlicht durchglühet;
Der Nebel sinkt, wie Rauch gerollt.

Empor, o Wunder! tauchet
Die Sonn' im rothen Strahl!
Schon glühn die Höh'n; noch rauchet
Von Duft das Wiesenthal.
Es taumeln froh und schweben
Die neuerwachten Leben
Durch Erd' und Himmel allzumal.

Mein Geist auch strebt, gebadet
In dieser Strahlenfluth,
Und schauert, hochbegnadet
Mit Kraft und frischem Muth.
O reines Licht, durchläutre
Mich ganz mit deiner Heitre,
Zu schau'n, was wahr ist, schön und gut!

Ich soll, wo Irrsal schattet,
Das Licht der Wahrheit streu'n;
Ich soll, was träg' ermattet,
Zu Lebenskraft erneu'n;
Ich soll durch Red' und Lieder
Zur Menschlichkeit die Brüder,
Zur freien Menschlichkeit sie weihn!

Mag Trug und Wahn auch häufen
Verfinsterung der Luft;
Bald fließt in Silberstreifen
Das Nachtgewölk wie Duft!
Nicht gab dir Gott vergebens
Den Geist des edlern Lebens!
Geh hin, und leuchte, wo er ruft!

Wenn selbst der Freund verkennend
Sich weg vom Freunde neigt;
Bald straft, in Zorn entbrennend,
Bald dumpfen Groll verschweigt:
Doch gehe froh und trage
Die Fackel, bis es tage!
Der Nebel sinkt, die Sonne steigt.

Voß.

Die Ehre Gottes in der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr gottlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzahlbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

Vernimm's, und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkundigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschau'n?
Durch wen ist Alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertrau'n.

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Gellert.

Der Sternenhimmel.

Hier steh' ich unter Gottes Himmel,
Und tausend Welten über mir!
Es schweigt der Erde leer Getümmel,
Und höher fühlt mein Geist sich hier.
Schon hört der Sphären hohe Lieder
Begeistert mein entzücktes Ohr;
Und auf dem strahlenden Gefieder
Orion's schweb' ich hoch empor!

Zu Gott empor, der jene Sterne
Aus seinen Händen warf wie Saat,
Und dann in unermeßner Ferne
Für alle zeichnete den Pfad.
Den wandeln sie in weiten Kreisen
So friedlich hin, wie Freund an Freund:
Ein großes Chor, das, Gott zu preisen,
In seinem Fluge sich vereint.

Und wer, wer nennt die Wesen alle,
Aus deren Mund das Loblied steigt,
Das mit der Welten Jubelhalle
Bis zu des Seraphs Hymne reicht,
Die in des Himmels höherm Tone
Von Sonne bis zur Sonn' erklingt,
Und sich geflügelt zu dem Throne
Hinauf aus gold'ner Harfe schwingt!

Mich schufst Du, Gott, in niedrer Sphäre
Vom Staube, doch mit höherm Geist,
Der, Engeln gleich, sich in die Heere
Des Himmels mischt, Dich hier schon preist.
Dem Erdenstaube ganz entrissen,
Schweb' ich einst leichtern Flugs empor.
Der Sterne Heer zu meinen Füßen,
Sing' ich Dich dann im höhern Chor.

Köpken.

Gelübde der Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing Dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn Dir Keiner bliebe,
So bleibst Du dennoch treu;
Die treuste Liebe siegt,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an Dein Knie.

Ich habe Dich empfunden,
O lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen Dir an's Herz.

Novalis.

Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Erde neigt sich schwer von Deinem Segen,
Allvater Deiner Unermeßlichkeit!
Ach! wie Du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, Deinem Bilde
So ähnlich sein, — welch eine Seligkeit!

Du giebst der offnen Erde Dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann, Samen einzustreuen:
Er kommt auf Deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen Deine Wolken Thau und Regen,
Und Deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und Deine Sonn' erzeugt in seinen vollen Aehren
Das Mark; die Wolken träufen, ihn zu nähren;
Das Mark in seinen vollen Aehren reift:
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her und winken
Dem Sämann, bis er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch und füllt die weite Scheune,
Er kommt und sammelt froh, und nennt's das Seine,
So kühn, als hätt' er's selber sich verschafft.
Dann kommt der Mensch und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut zum Schaffen seiner Werke,
Er ißt und geht einher in seiner Kraft.

Dann kommen Deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus Deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand;
Dann kommen Deine Thier', und Du giebst allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen,
Und neues Leben strömt aus Deiner Hand!

Ach! wie Du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglucken, Deinem Bilde
So ähnlich sein, — welch eine Seligkeit!
O Menschen! Bruder! Konige der Erden!
Ihr konnt Gott ähnlich, hier schon ähnlich werden,
O trinkt den Becher seiner Seligkeit!

Caroline Rudolphi.

Lied.

Am gold'nen Morgen meiner Tage,
Bei süßer Kindheit Spiel,
Wie frei war ich von Schmerz und Klage!
Mein Wunsch kein fernes Ziel!
Das kleine Herz schlug stets Entzucken,
Nie schwieg der Freude Laut;
Dem fremden Mann mit sanften Blicken
Hätt' ich mich ganz vertraut.

Bei'm raschern Tritt in's junge Leben,
Wie wallte da mein Blut!
Für Freund und Tugend hin es geben,
Hieß mir nicht Heldenmuth.
Schon war die Welt, und ohne Tadel
Die Menschheit um mich her;
Ich träumte nur von Seelenadel,
Sah Jeden fehlerleer.

Noch prangt in immer gleicher Schöne
Die Schöpfung rund um mich;
Nur schlägt mein Herz in ihre Töne
Nicht mehr so wonniglich.
Der Wasserfall, des Haines Lieder,
Die helle Sommernacht —
Umsonst! — sie finden die nicht wieder,
Die sie so froh gemacht.

Nicht mehr umgaukelt mich im Tanze
Der Hoffnung täuschend Glück;
Nicht strahlt im rosenfarbnen Glanze
Die Zukunft meinem Blick;
Nicht mehr sind mir des Lebens Sorgen
Blos finstre Träumerei:
Heut' rauschen froh, doch weinend morgen
Die Stunden mir vorbei.

Mit Menschenlist, mit eignen Mängeln,
Mit mancher Noth bekannt,
Wähn' ich mich nicht mehr unter Engeln;
Ich ahne Prüfungsland.
Dem Schiffer gleich, trotz' ich dem Winde,
Blick' oft dem Hafen zu:
Den treibt der Sturm, den haucht gelinde
Dem Ziel ein Zephyr zu.

Und gut ist Gott, der die Gefühle
So weise wechseln heißt,
Der Kindern schenkte bunte Spiele,
Dem Jüngling Feuergeist;
Der Phantasie beblümte Auen
Durchirret wild sein Fuß,
Bis er, um in sich selbst zu schauen,
Erfreut erwachen muß.

So muß mein Geist zu Kraft gedeihen;
Gebildet wird er hier;
Einst flieg' ich in verklärten Reihen,
Vollendung, näher dir!
Hier soll ich lernen, dulden, üben,
Gefahr der Sinne scheu'n,
Mich kennen, Gott im Menschen lieben,
Zur Ernte Samen streu'n.

Luise Fürstin von Neuwied.

Die Sterne.

Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
Mein wonnetrunkner Geist,
Hin, wo die letzte trube Sphäre
Am grauen Chaos kreist!
Wie hehr sich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen drehn!
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefster Fern' in höchste Hoh'n!

Entbrannt von Mutterlieb', umschweben
Sie, Gott, Dein Angesicht,
Die Sonnen rings, und schopfen Leben
Aus Deinem Quell, und Licht;
Und tranken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr, Monde, weit!
Ihr taumelt, satt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!

„O Vater!" preist ihr hohes Klanges:
„Du hulltest uns in Glanz!
Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz!
Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
Erschuf voll Keim' uns Deine Hand:
Daß Pflanz' und Land wir nun gebahren,
Und wimmle Wasser, Luft und Land!

Du schmückst der Berge Haupt mit Waldern,
Mit Erz der Berge Schooß;
Du schenkst Getreid' und Kraut den Feldern,
Der Wildniß Haid' und Moos!
Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
Von Alpenhöh'n zur tiefsten Fluth,
Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
Gewurm und Fisch und Vogelbrut!

Doch herrschend ragt in seiner Stärke
Der Geist, vom Staub umhüllt,
Das Wunder Deiner Wunderwerke,
Der Mensch, Dein Ebenbild.
Er forscht und staunt der Wesen Leiter,
Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
Voll Zweck und Eintracht, und steigt weiter,
Zur Weisheit und zur Lieb' empor.

Aufrecht das Haupt zu ew'ger Schöne,
Verschmäht er, was nur nährt,
Und schauet tief des Staubes Söhne
Dem Staube zugekehrt:
Er, Himmelssohn, nicht duldend Schranken
Der Willkür, keines Glaubens Knecht,
Erhöht Gedanken auf Gedanken,
Und schwebt in Gottes Licht und Recht.

Durch Drangsal, Gott, und harte Mühe
Regst Du des Geistes Kraft,
Damit sein schwangrer Keim entblühe
Zu edler Wissenschaft.
Und wann, am steten Licht verschmachtet,
Die Wissenschaft zur Trägheit welkt:
Schnell stürmst Du, daß die Heitre nachtet,
Von schwarzem Wahn und Trug umwölkt.

Bald ringt der Geist hindurch zur Klarheit,
Der Urkraft sich bewußt,
Vertraut der selbsterrungnen Wahrheit,
Und ahnet Himmelsluft.
Ihm lächelt selbst der Tod, ein Retter!
Es dorre Laub, vom Herbst verstreut,
Es säus'le Mai um junge Blätter:
Der Weise denkt Unsterblichkeit.

Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
Ein Retter ist der Tod!
Im Reigentanz, ihr Morgensterne,

Lobsinget unserm Gott!
Und Vorgefühl des bessern Lebens
Durchschaur' ihn, sanft herabgethaut,
Wer durch die Nacht, voll heißen Strebens,
Empor zu unserm Reigen schaut!"

Voß.

Pfingstlied.

Licht und Leben kommt von oben,
Wo des Lebens Urquell fleußt.
Auch der uns dem Staub enthoben,
Kam vom Himmel, Gottes Geist.
Kam, und regte mild die Tiefen
Menschlicher Gemüther an;
Machte dem Gedanken Bahn;
Weckte Kräfte, die noch schliefen.
Da, da ward in tiefer Brust
Gottes sich der Mensch bewußt.

Denn die Kraft, die in uns denket,
Die sich zu dem Höchsten schwingt,
Die den Willen schafft und lenket,
Und durch Raum und Zeiten dringt,
Nicht vom Staub ist sie geboren;
Von dem Ird'schen stammt sie nicht:
Unsre Seele stammt vom Licht,
Zur Unsterblichkeit erkoren!
Menschheit, freue dich des Rechts:
Wir sind göttlichen Geschlechts!

Darum wirkt auf unsre Seelen
Gottes Geist noch täglich fort;
Es erinnert, wenn wir fehlen,
Im Gewissen uns sein Wort.

Ach, er warnet sanft und dräuet,
Wenn wir Tugend fliehn,
Und merkt unser Herz auf ihn,
Ist er's, der uns Kraft verleihet,
Kraft, dem Bösen zu entfliehen
Und dem Guten nachzuziehen.

Aber noch lebend'ger webet
Gottes Geist um unsern Geist,
Wenn sich das Gemüth erhebet,
Und sich los vom Ird'schen reißt;
Strebt, zu Gott sich aufzuschwingen,
Und, voll Lieb' und glaubensvoll,
Das nur übet, was es soll:
Gottes Willen zu vollbringen.
Da empfinden wir den Geist,
Der aus Gott herniederfleußt.

Also kam auf jene Scharen
Einst der Gottesgeist voll Kraft,
Die im Herrn versammelt waren,
Allem Schwanken nun entrafft!
Nun der Glaub' in ihnen brannte:
Jesus sei der große Held,
Den gesandt Gott in die Welt,
Daß er Sünd' und Tod verbannte:
Da, da fühlten sie den Geist,
Der aus Gott herniederfleußt.

Flammend wurden ihre Zungen,
Allen faßlich sprach ihr Mund,
Und von Wahrheitsgluth durchdrungen,
Thaten sie ihr Innres kund;
Fühlten ganz sich aufgeschlossen,
Wie ein Hauch den Keim belebt,
Der im Dunkeln lang' gestrebt,
Blühend an das Licht zu sprossen.
So empfanden sie den Geist,
Der aus Gott herniederfleußt.

Geist vom Himmel, komm, erfülle
Das Gemüth der Gläubigen!
Flamm' uns an zur Tugend! stille
Die Begier des Irdischen!
Laß den Geist in uns erblühen,
Daß er, an das Licht gebracht,
Sich entwinde jeder Macht,
Die ihn will zum Niedern ziehen!
Daß wir fühlen Dich, den Geist,
Der aus Gott herniederfleußt!

Schreiber.

Sanftmuth.

Einfach, still, und frei vom Glanze,
Aber köstlicher, als Gold,
Duftet in der Anmuth Kranze
Eine Blume, zart und hold,
Die ihn unverwelkt erhält,
Wenn der Jugend Rose fällt;
Schöner, als der Fürstin Krone,
Schmückt sie Jungfrau und Matrone.

Sanftmuth heißt sie: Auf die Erde
Pflanzte sie der Engel Hand,
Daß des Weibes Seele werde
Mit den Himmlischen verwandt;
Für des Lebens Glück und Lust
Reiner öffne seine Brust;
Selbst des Lebens Schmerz und Plage,
Sich ergebend, duld' und trage.

Wie des Frühlings milde Sonne
Blumen lockt in Feld und Thal,
Ist ihr Ausfluß Licht und Wonne,
Innern Friedens Wiederstrahl.

Jede Luſt erhöhet ſie,
Haucht in's Leben Harmonie,
Und vergeiſtigt im Genießen
Freuden, die aus ihr entſprießen.

Leichter wird der Prüfung Schwere
Für der ſanften Duld'rin Herz;
Milder fließt des Kummers Zähre,
Und zur Wehmuth wird der Schmerz.
Sanftmuth hebt den Blick empor
Zu der Sterne lichtem Chor;
Fühlt, zu ihm emporgehoben,
Schmerz und Freude komm' von oben.

Sanftmuth, an der Gottheit Throne
Stehſt du in der Engel Reih'n;
In des Glaubens Strahlenkrone
Leuchteſt du als Edelſtein!
Menſchlich ſchön kommſt du herab,
Siegend über Tod und Grab,
In dem Göttlichen, dem Weiſen,
Den wir Heiland, Retter preiſen.

Sanft und freundlich war ſein Leben,
Lieb', Erbarmung und Geduld;
Selbſt dem Feinde zu vergeben,
Regt' ihn Bruderlieb' und Huld;
Der Verkennung bittern Schmerz
Ueberwand ſein göttlich Herz;
Sanftmuth tritt ihr ſtark entgegen,
Und verwandelt Fluch in Segen.

Sanftmuth wird den Himmel ſchauen,
Sanftmuth iſt der Reinheit Kind;
Selig, ſelig ſind die Frauen,
Wenn ſie ſanften Herzens ſind!

Sanftmuth macht sie Engeln gleich,
Führt sie ein in Gottes Reich,
Zu des Lichts, der Wahrheit Throne;
Ist auch dort der Anmuth Krone.

Schink.

Das innere Wort.

Es wohnet im Heiligthum menschlicher Brust
Ein Wort, das ermahnet uns leise.
Es warnet am schlüpfrigen Pfade der Lust
Und rufet: Sei standhaft und weise!
Das Wörtlein schwebet im himmlischen Licht,
Der Sterbliche dampft und erstücket es nicht.

Es ward uns zum innern das äußere Wort,
Das göttliche ward uns gegeben.
Wer hier es vernommen, dem lohnet es dort
Mit ewigem herrlichen Leben.
Wer gläubig ihm trauet, der wandelt im Licht,
Das Dunkel des Grabes erschrecket ihn nicht.

Es wandelte vor uns ein freundlicher Hirt,
Und ladet uns: „Folget mir gerne!“
Er liebet die Herde der Seinen, und wird
Sie sammeln in herrlicher Ferne.
Getrost — wann die dunkele Hütte zerbricht,
Dann führt er die Seinen zum himmlischen Licht.

Krummacher.

Jesus der Kinderfreund.

Heil uns! des Vaters Ebenbild,
Der droben herrlich thronet,
Hat hier auf Erden hehr und mild
Gewandelt und gewohnet!
Und seine Huld und Herrlichkeit
Umhüllt ein schlechtes Pilgerkleid.

Es kam von seines Himmels Höh'n,
Die Erde zu erlösen,
Voll Gnad' und Wahrheit, wunderschön
Sein Wort, sein Blick, sein Wesen!
Ein stiller Glanz, ein himmlisch Licht
Umfloß sein menschlich Angesicht.

Er ging im Land' umher, sein Herz,
Voll Lieb' und voll Erbarmen,
Erheiterte den stummen Schmerz,
Und tröstete die Armen;
Er sah die Unschuld freundlich an,
Und Kindlein durften ihm sich nahn.

Ihm ging, den Säugling in dem Arm,
Die Mutterlieb' entgegen,
Frohlockend hüpft ein bunter Schwarm
Von Kindlein an den Wegen —
Und Jesus stand und sah in Ruh'
Dem fröhlichen Gewimmel zu.

Da wies ein Junger sie zurück,
Da standen sie beklommen —
Er aber sprach mit mildem Blick:
„O, laßt sie zu mir kommen,
Und seid auch ihr den Kindlein gleich!
Denn ihrer ist das Himmelreich!" —

Und sieh'! die Kindlein säumten nicht,
Und nahten voll Vertrauen.
Er neigete sein Angesicht,
Sie freundlich anzuschauen;
Hob sie empor auf Arm und Knie',
Und segnete und herzte sie. —

Und wenn er nun von dannen ging,
Da flossen manche Thränen,
Und manches trübe Auge hing
An ihm mit stillem Sehnen,

Und flehete mit frommem Blick:
Ach kehre bald zu uns zurück!

O Du erhabner Kinderfreund,
Einst kommst Du herrlich wieder!
Dann blicke, wann Dein Tag erscheint,
Auch segnend auf uns nieder.
Dann leit' auch uns an Deiner Hand,
Du treuer Hirt, in's Vaterland!

Krummacher.

Unsterblichkeit.

Vater! Deine Todten werden leben!
Ja, Du wirst ein ewig helles Grun
Um die hingewelkten Blumen weben,
Daß die Knospen herrlicher erblühn.
Neues Leben aus der Asche sprießet,
Und der Ton, der in die Luft zerfließet,
Lost sich auf in volle Melodie'n.

Unten rauscht es dumpf im dunkeln Strome,
Oben sauselt es wie Flotenlaut,
Lebensfunken gluhn am hohen Dome,
Die der Mensch als lichte Sterne schaut.
Dorthin wendet euch, ihr süßen Träume,
Hebt euch ahnend in die ew'gen Räume,
Wo das Herz sich sel'ge Hutten baut.

Sagt, was suchet ihr mit frommem Sehnen
In der Sterne heil'gem Silberlicht?
„Eine Hoffnung, die zu unsern Thränen
Trostend, wie ein Friedensbote, spricht."
O ihr sucht sie nie und nie vergebens,
Traut der Ahnung, die zum Kranz des Lebens
Eine ew'ge Himmelsblume flicht.

Süße Hoffnung, euch von Gott gegeben,
Ja wir fühlen deine Himmelsmacht;
Ach, nach oben hin seufzt alles Leben,
Seufzt das Herz in stiller Mitternacht.
Selbst die Brust, durchglüht von Lebenswonne,
Sehnet sich nach einer andern Sonne,
Nach dem Licht, das in den Sternen wacht.

Nonne.

Gottes Fürsorge.

Durchirret mein Geist der Welten Pracht,
So denk' ich Gottes Gut' und Macht.
Zu ihm empor hebt sich mein Geist,
Und betet selig an und preist.

Er, der den Himmel ausgespannt,
Umfasset ihn mit starker Hand;
Und seines Reiches Herrlichkeit
Ist ohne Grenzen, Maß und Zeit.

Ein unzählbares Weltenheer
Läuft kreisend um einander her,
Und ruckt aus seiner Ordnung nicht:
Er hält und lenkt ihr Gleichgewicht.

Und diese Erd', im Schöpfungsreich
Ein Punkt, an wie viel Schonheit reich!
Die Welt und meine stille Flur
Beglückt der Vater der Natur.

Und ohne seinen Willen fallt
Kein Sperling nieder; denn er hält
Den Wurm, der sich im Staube nährt,
Des Schutzes, wie den Seraph, werth.

Er wog, nach meiner Fähigkeit,
Mir meine Wohlfahrt und mein Leid,
Mein ganzes Schicksal, bis in's Grab,
Und meine Lebensdauer ab.

Erhalte den Gedanken mir,
O Gott: „Was kommt, das kommt von Dir!
Was Deine Vorsicht an mir thut,
Ist herrlich, weise, selig, gut!"

Elisa von der Recke.

Zuruf.

Laß walten und schalten
Die blinden Gewalten
Der finstern Natur!
Sie irren und schweifen
Durch's Weite, sie greifen
Mit todtlichen Armen das Todtliche nur.

Das geistige Streben
Hat höheres Leben:
Hier endet die Macht
Der Pfeile der Schickung;
Der Wiederbeglückung
Aetherischer Morgen entsteiget der Nacht.

Die Räthselgestalten
Des Lebens entfalten
Gewiß sich in Licht;
Ob Böses, ob Gutes,
Gelassenen Muthes
Gebrauch' es zur Weisheit, und klügele nicht!

Was sein soll, muß werden;
Die Tage auf Erden
Hat Liebe bedacht.

Wie leichter wird Duldung
Dir sonder Verschuldung!
Wir trauen der weisen nothwendigen Macht.

Conz.

Unter dem gesternten Himmel.

Einsam bin ich; tiefe Stille
Herrscht um mich in der Natur!
Unter einer dunkeln Hülle
Liegt der Farbenschmuck der Flur.
Alles ruht, sich zu erquicken;
Mir noch lohnet wach die Zeit:
Aufgethan vor meinen Blicken
Hat sie die Unendlichkeit!

Welche Tiefen! Welche Höhen!
Heil'ge Schauer fassen mich.
Wie viel tausend Welten drehen
Hier um ihre Sonnen sich!
Und wo sind des Raumes Grenzen,
Wo sich keine Welt mehr dreht,
Keine Sonnenstrahlen glänzen,
Und kein Lebensodem weht!

Wie viel Millionen Leben
Freuen sich in jeder Welt,
Freuen sich, Den zu erheben,
Der sie schuf und sie erhält!
Und wer ist's, der stets sie alle
Liebend, segnend überschaut?
Wer, der seines Tempels Halle
In's Unendliche gebaut?

Kann mich hier sein Name trügen?
Hier mir leuchten ohne Sinn?

Er schrieb ihn mit Flammenzügen,
Und sein Name heißt: Ich bin!
Ja, Du bist, den Gott wir nennen,
Dem das Weltall eigen ist!
Seligkeit ist's, Dich zu kennen,
Der Du Aller Vater bist.

Deine ältre Offenbarung
Liegt jetzt aufgeschlagen da;
Und im Lande der Erfahrung
Fand ich Dich mir immer nah'.
Du, der wölbte diesen Bogen,
Und der Sterne Last bewegt,
Hast den Puls auch aufgezogen,
Der in meinem Herzen schlagt;

Hast den Funken mir gegeben,
Der in mir die Nacht erhellt;
Diesen Geist, der in das Leben
Aufstrebt aus der Sinnenwelt;
In das Leben, wo er freier,
Näher schaut Dich, Weltengeist;
Dich, bei seiner heil'gen Feier,
Frei vom Staub' der Erde preist.

O dies Sehnen, o dies Streben,
Dieser hohe Lebenssinn,
Bürgt mir ein unendlich's Leben,
Führt mich zur Vollendung hin!
Nein, Dein Kind wird nicht verschmachten
In der tiefsten Dunkelheit;
Wird von Licht nach Lichte trachten
In der Unermeßlichkeit.

Ist mein Leben hier verronnen,
Wird es Nacht auf meiner Bahn:
O dann leuchten tausend Sonnen
Mir den Stufengang hinan.

Ich steig' auf zum Quell der Strahlen,
Ihn zu schau'n, der nie versiegt,
Wo vor mir in tiefen Thalen
Dann der Welten Schöpfung liegt.

Wagner.

Trostlied.

Und wenn es trüb' und unstät geht,
Des Himmels Wolken sich verdustern,
Und bangend Weid' und Esche flustern,
Vor'm Nordwind, der sie rauh umweht:
Zum Himmel doch schaut auf der Glaube,
Mit Augen gleich der frommen Taube.

Auch ist im Herzen nimmer fern,
Wo Glaube wohnet und Vertrauen,
Des Trostes Samen anzubauen,
Der Liebe milder Hoffnungsstern.
Der selbst die Sonn' ist und in trüben
Gewolken strahlt, muß ewig lieben.

Hast du verschuldet nicht die Noth,
Die dich umdrängt, gelaßner tragen
Kannst du sie leicht, und ihr entschlagen
Wird nach der Prüfung dich der Gott
Zur Stunde, denn er kennt die rechten,
Der Licht oft schafft aus Mitternächten.

Auch in der Trübsal thut sich kund
Sein Vaterherz, das Herz der Herzen.
Kann Liebe Liebe je verscherzen?
Was ausgesprochen hat sein Mund,
Das sprach er aus für alle Zeiten,
Und Altes kann dir Neues deuten.

Mehr als die Gaben liebe nur
Den Geber immer aller Gaben,

Und mehr am Schöpfer Freude haben
Mußt du, denn an der Creatur;
So bleibt in deines Herzens Nahe
Der hohe Frieden aus der Höhe.

Conz.

Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke;
Herr ist sein Nam', und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.

Er will und spricht's,
So sind und leben Welten.
Und er gebeut, — so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste;
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn' Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist Dir gleich?

Was ist und war
In Himmel, Erd' und Meere,
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe;
Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.

Er ist dir nah',
Du sitzest oder gehest;
Ob du an's Meer, ob du gen Himmel flöhest,
So ist er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn
Und allen Rath der Seele;
Er weiß, wie oft ich Gutes thu' und fehle,
Und eilt, mir gnädig beizustehn.

Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang' ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.

Nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll Deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde sein!

Wer kann die Pracht
Von Deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den Du hast werden lassen,
Verkundigt seines Schopfers Macht.

Der kleinste Halm
Ist Deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hugel,
Ihr seid sein Loblied und sein Psalm.

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus Deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne Deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß Deine Hand mein Leben hält?

Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Gellert.

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hulfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glanzen, wie dem Besten,
Der Mond und Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück,
Tappt unter die Menge,

Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewig ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen;
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte!
Sei uns ein Vorbild
Jener geahnten Wesen!

Goethe.

Aschermittwochslied.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Palaste
Drang' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unter'm Göttermahl
Ruf es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Ton' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen

Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lufte banges Klagen,
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzutrocknen alle Thränen,
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen!
Was verwest, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland' entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien:
O, die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freu'n,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab' entgehen!

Sieh' an schweigenden Altaren
Todtenkränze sich verklaren!
Menschenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz:
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

Jacobi.

Litanei auf das Fest aller Seelen.

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum;
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und der Jüngling, dem verborgen
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Alle Geister, die, voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die nie der Sonne lachten,
Unter'm Mond auf Dornen wachten,
Gott im reinen Himmelslicht
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die gern im Rosengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,
Aber dann zur bösen Zeit
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Auch die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum;
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Jacobi.

Liebe.

Unzähmbare Mutterliebe,
Die im Auge naß und trübe,
Wie im hellen, heitern Blicke,
Rastlos tragt der Kindlein Glucke:

Feuerflammen, Mordgefahren,
Wasserfluthen, Reih'n von Jahren,
Tausend Meilen, tausend Kampfen
Beutst du Trost: wer mag dich dampfen?

Eine Lieb' ist doch dein Meister,
Die, vom Schopfer aller Geister
Seiner Schopfung zugewendet,
Nimmer anfing, nimmer endet.

Ihm in ewig heißen Herzen
Gluhen aller Welten Kerzen,
Als im Brennpunkt, dicht beisammen,
Lodern auf zu Gottesflammen.

Sel'ge Ewigkeit, verkund' es!
„Kann die Mutter ihres Kindes
Je vergessen? kann Erbarmen
Weichen aus der Mutter Armen?"

„Ob es konnte" — spricht die Liebe —
„Nimmer weichen meine Triebe!
Nie kann meine Kraft veralten,
Niemals meine Brust erkalten!"

Einst, wenn alle Lichter sterben,
Alle Schatten sich verfarben,
Wenn die alte Nacht zuruckkehrt,
Und was sterblich ist, dahinfahrt —

Schwebt die Himmlische gen Himmel,
Ueber's letzte Weltgetümmel,
Ueber Nacht und Grab erhaben:
Mit ihr schweben, die sie haben!

Albertini.

Lebensreise.

Wir fahren hinab auf dem leuchtenden Spiegel
Des ebenen Stromes, als hätten wir Flügel:
Doch hält uns die leise Bewegung der Wogen
Im Scheine gemächlicher Ruhe betrogen.

Lang' sitzen wir sorglos und wähnen zu weilen,
Indeß unaufhaltsam die Schifflein uns eilen:
Dann hebt sich das Aug' und wir sehen mit Schrecken
Die laufenden Ufer zurück sich verstecken.

Ernüchtre dich, Seele! gedenke der Zeiten,
Darin du zum Ocean nieder wirst gleiten —
Wer dann wird die tobenden Wellen bezwingen,
Und 's Schiff nach den Inseln der Seligen bringen?

Befreunde dich deinem allmächtigen Bruder
In Zeiten, o Herz! so tritt er dir an's Ruder:
Er ist's, der durch Klippen und Bänke dich leitet,
Und drüben dir ewige Stätten bereitet.

Albertini.

Lebensmuth.

Wenn in's Blau' die Falken steigen,
Steigt die kühne Seele mit!
Wenn sich Abends Blumen neigen,
Ach, die Seele neigt sich mit!

Ahnt in jenem kühnen Steigen,
Wie sie streiten wird und stritt!
Ahnt in diesem süßen Neigen,
Was sie leiden wird und litt!

Leid' und streite, liebe Seele!
Er, der für dich litt und stritt,
Er, der Eine sonder Fehle,
Siegt' im Kampf, und du siegst mit!

Fouqué.

Trost in mancherlei Thränen.

Warum sind der Thränen
Unter'm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, lieben Bruder!
Ist dies unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut.

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr!
Seine Hände streuen
Segens gnug umher.

Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden:
Gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauns verlieh.

Dem macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Dau'rt nur Eine Nacht.

Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet: —
Dann ist's wohlgethan.

Overbeck.

Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Wenn die Sterne dir verschwinden,
Dich dein liebstes Leben kränkt,
Sprich, wo willst du Rettung finden?

Greife nicht nach außen hin!
Alles hat dich ja betrogen!
Traue nicht auf Menschensinn;
Wieder lügt, wer einst gelogen!

Aber steig hinab in dich;
Kräfte, welche lange schliefen,
Halt dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt.
Hast du dich, so hast du Alles!
Lachelst, wenn dein Glück zerfallt,
Ruhig selbst des wilden Falles.

Bleibst du so dir ewig treu,
Dann kann dich kein Schicksal ketten,
Denn der Gott in dir ist frei.
Trau' auf ihn, er wird dich retten!

Mahlmann.

Leiden.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nachte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Sunder elend werden,
Und überlaßt ihn hier der Pein,
Daß seine Schuld sich tilg' auf Erden.

Im Glück ist sich der Mensch genug,
Kennt keine Pflicht, fühlt lauter Rechte;
Das Unglück lehrt ihm erst den Flug
Zu euch hinauf, ihr himmlischen Mächte!

Drum wer sein Brod mit Thränen aß,
Wer oft die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch wohl, ihr himmlischen Mächte!

Baggesen, nach Gothe.

Größe im Unglück.

Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält,
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Empor zum Himmel sich rafft.
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnet die ewige Kraft.

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;
Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan.
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron;
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn.

Im Thale schleichen die Nebel hin,
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wo dich kein Nebel erreicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schau'n,
Umstrahlet von ewigem Glanz;
Breit' aus die Fittig' im kühnen Vertrau'n
Zum nimmer welkenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du,
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu.
Aus ihren versunkenen Gruften spricht
Eine Stimme, die nimmer verhallt;
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt.

Das ist's, was unsterbliche Geister entzuckt,
Wenn sie niederblicken zur Welt:
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält,
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Empor zum Himmel sich rafft.
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnet die ewige Kraft.

Mahlmann.

Der gute Geist.

Es geht der Geist zufriedner Stille
Vom Schooß des ew'gen Vaters aus,
Und, wie's verlangt sein heil'ger Wille,
Klopft er an jedes Menschen Haus.

Sein zarter Finger klopfet leise;
Ist's drin durch Leidenschaft gestört,
Ist Lärmen drin und rohe Weise:
Da wird sein Pochen überhört.

Ist Sorge wo, und ängstlich Treiben
Und Zweifelsucht trübt das Gesicht:
Da tritt er ein; doch lange bleiben,
Nein, lange bleiben kann er nicht.

Und sieht er, die in kühlen Schatten
Bequemlich träumen; halb nur wach
In leerer Hoffnung süß ermatten:
Da naht er, aber fragt nur nach.

Doch trifft er eines Hauses Glieder,
Treu ihrem täglichen Beruf,
Ob leicht, ob schwer; vereint als Brüder,
Die für einander Gott erschuf;

Hört nach der Müh' wohl ihre Lieder,
Voll Lieb' und Dank und heitrer Ruh':
Da grüßt er gastlich, läßt sich nieder,
Und geht dann immer ab und zu.

Rochlitz.

Das Paradies.

Das Paradies muß schöner sein
Als jeder Ort auf Erden;
Drum wünscht mein Herz recht bald darein,
Recht bald versetzt zu werden.

Im Paradiese muß ein Fluß
Der ew'gen Liebe rinnen,
Und jede Sehnsuchtthräne muß
Sein eine Perle drinnen.

Im Paradiese muß ein Hauch
Der Schmerzensstillung wehen,
Daß jeder Schmerz, und meiner auch,
Muß aufgelöst vergehen.

Da steht des Friedens kühler Baum
Gepflanzt auf grünen Räumen,
Und drunter muß ein stiller Traum
Von Ruh' und Glück sich träumen.

Ein Cherub an der Pforte steht,
Die Welt hinweg zu schrecken,
Daß auch zu mir ihr Hauch nicht geht,
Mich aus dem Traum zu wecken.

Da wird das morsche Schiff, mein Herz,
Geankert ruhn im Hafen,
Das rege Wiegenkindlein Schmerz
Im Busen endlich schlafen.

Für jeden Dorn, der hier mich stach,
Wird sich die Rose finden,
Und Lust, die nie mir Rosen brach,
Wird sie um's Haupt mir winden.

Dort werden alle Freuden bluhn,
Die in der Knosp' hier starben,
Und werden wird ein Fruhlingsgrun
Aus allen Todesgarben.

Dort wird, was je mein Herz gesucht,
Mir still entgegen treten,
Vom grunen Zweig als gold'ne Frucht,
Als helle Blum' aus Beeten.

Die Wunsch' und Hoffnungen der Brust,
Wie Blumen aller Zonen,
Sie werden dort in stiller Lust
Um mich zusammen wohnen.

Die Jugend, die mit Flügelschlag
An mir voruberrauschte,
Die Liebe, die auf einen Tag
Mit Nektar mich berauschte,

Sie werden flucht- und flugellos
Auf ewig mich umscherzen,
Mich halten wie das Kind im Schooß,
Und ihren Liebling herzen.

Und jene Gottheit, deren Licht
Auf mich von fernher thaute,
Und deren klares Angesicht
Ich nur in Traumen schaute,

Die Poesie als Geist der Welt
Wird hell sich mir entschleiern,
Wann hell sich Freimunds Lied gesellt
Dem Chor der Sternenleiern.

Rückert.

Die gold'ne Zeit.

Die gold'ne Zeit ist nicht entschwunden,
Denn sie ist ewig neu und jung;
Noch wird des Goldes gnug gefunden,
Habt ihr dazu nur Lust genung.

Am Himmel stehn die gold'nen Sterne,
Und tönen all die Nacht entlang,
Damit der Mensch von ihnen lerne
Der gold'nen Zither gold'nen Klang.

Es schäumt aus voller Brust der Erde
Der Wein auf, der euch golden winkt,
Den ihr, damit er gold'ner werde,
Bei'm Fest aus gold'nen Bechern trinkt.

Doch zu dem goldensten der Bande
Webt sich der Liebsten gold'nes Haar,
Und zwischen durch mit gold'nem Brande
Glüht ihrer Augen Sonnenpaar.

So laßt das Weh, das euch betroffen,
Und seid zu neuer Lust bereit;
Erbaue aus den gold'nen Stoffen
Sich Jeder seine gold'ne Zeit!

Rückert.

Stiller Sinn.

Fromm mit liebendem Gemüthe,
Fest vertrau'n der ew'gen Güte,
Ob der Erde Stürme wehn, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
Ohne Wank muß es bestehn.

Wenn ich Nachts gen Himmel schaue
Nach der sternbesaeten Aue,
Wo die Wunderblumen bluhn,
O wie fuhl' ich mich beschwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
Nur von reinen Flammen gluhn!

Schone Bilder aus der Ferne
Stehn sie da, die gold'nen Sterne,
Bilder der Bestandigkeit,
Bilder sonnenlautrer Klarheit,
Ewig unverruckter Wahrheit,
Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Gute!
Diese reine Himmelsbluthe
Bluht auch in der rauhsten Zeit!
Rosen mogen sich entfarben,
Andre Blumen mögen sterben,
Bis sie spat der Lenz erneut;

Erde muß, was irdisch, erben:
Diese Bluthe kann nicht sterben,
Unvergänglich ist ihr Mai.
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemuthe
Zeigt sie dir sich ewig neu.

Conz.

Naturgeschäftigkeit.

Vogelflug
Und Wolkenzug,
Wiesenbluhn
Und Waldesgrun
Locken aufwärts, locken nieder
Augen, Wunsche, Herz und Lieder.

Mayer.

Im Verziehn.

Die Wellen wissen, was sie sollen,
Sie ziehn dahin mit frohem Rauschen;
Mir aber hemmen sie mein Wollen,
Denn ich muß stehn und ihnen lauschen.

Mayer.

Wechselseitige Labung.

Die Quelle kühl aus Bergesgrund
Labt sich am Sonnenschein;
Die Sonne durch der Blumen Mund
Saugt Quelleskühlung ein.

Mayer.

Vom Grüßen.

Guten Morgen! Gute Nacht!
Wer hat diesen Gruß erdacht?
Wohl gewiß zuerst ein Wandrer.
Glaubt es mir, es war kein Andrer!
Er nur im Vorüberwallen
Will so wohl den Menschen allen.

Mayer.

Die Blumen.

Blumen, eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte,
Und entbehrtet Blick und Düfte,
Und der Vogel fand' euch taub,
Der euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, ihr beglücktet nur,
Selbst verwaist von der Natur?

Doch, wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Sel'ge Blumen, ihr nur wißt,
Welches Glück euch eigen ist!

Mayer.

Trostesfunken.

Aus regennasser Dickichtsnacht
Blinkt mir des Scheinwurms stille Pracht.
So weiß uns Gott auf finstern Wegen
Auch Funken Trostes nah' zu legen.

Mayer.

Das Gräschen.

Gräschen, in beständ'ger Taufe
Von des Wasserfalles Traufe,
Lebst du doch und grünest fort
Am bestimmten Leidensort.

Mayer.

Mutterglück.

Du weinest, Kind, an meiner Brust;
Sag' an, du junges Licht,
Wer schon in deine erste Lust
Dir solche Dornen flicht,
Hier in der Treue sicherm Arm,
Am Mutterbusen liebewarm?

Doch, weine nur, das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gesellt,
Daß oft in Glückesüberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Thräne quillt,
Wie, wann es in den Thalen lenzt,
Der Weinstock überschwillt.
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen sprießt.

Tanner.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
„Ach, wie rasch ist dieses Wandern!"
Und die zweite sagt zur dritten:
„Kurz gelebt ist kurz gelitten."

Tanner.

Heimzug.

Daß die Heimath sie erreiche,
Hebt die Taube Blick und Flug: —
Nach dem süßen Himmelreiche
Hat die Seele ihren Zug.

Tanner.

Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth;
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brod.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bachlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs Best' bestellt.

Eichendorff.

Der wandernde Musikant.

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald frohlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will!

Wenn's kaum in Osten glühte,
Die Welt noch still und weit,
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit.

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen,
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehen hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

Eichendorff.

Dichterloos.

Für Alle muß vor Freuden
Mein treues Herze gluhn,
Für Alle muß ich leiden,
Für Alle muß ich blühn,
Und wenn die Blüthen Früchte haben,
Da haben sie mich längst begraben.

Eichendorff.

Auf meines Kindes Tod.

I.

Als ich nun zum ersten Male
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing;

Blumen halb verstohlen blickten
Neckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge schickten
Sie sogleich auf Kundschaft aus.

Auch der Kuckuk in den Zweigen
Fand sich bald zum Spielen ein.
Endlich brach der Baum das Schweigen:
„Warum kommst du heut' allein?"

Da ich aber schwieg, da ruhrt' er
Wunderbar sein dunkles Haupt,
Und ein Flustern konnt' ich spuren
Zwischen Voglein, Bluth' und Laub.

Thränen in dem Grase hingen,
Durch die abendstille Rund'
Klagend nun die Quellen gingen,
Und ich weint' aus Herzensgrund.

II.

Ich fuhrt' dich oft spazieren
In Wintereinsamkeit;
Kein Laut ließ sich da spuren,
Du schone, stille Zeit!

Lenz iſt's nun, Lerchen ſingen
Im Blauen über mir;
Ich weine ſtill – ſie bringen
Mir einen Gruß von dir.

III.

Die Welt treibt fort ihr Weſen,
Die Leute kommen und gehn,
Als wärſt du nie geweſen,
Als wäre Nichts geſchehn.

Wie ſehn' ich mich auf's Neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich grämʼ und freue,
Du bleibſt mir treu, Natur.

Da klagt vor tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es ſchimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Bluthenthäler zieht
Durch ſtillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da ſpür' ich's recht im Herzen,
Daß Du's, Herr, draußen biſt —
Du weißt's, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerriſſen iſt!

IV.

Von fern die Uhren ſchlagen,
Es iſt ſchon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt ſo düſter,
Dein Bettlein iſt gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus;
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hatt'st dich nur verirret
Und kam'st nun müd' zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja, im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fand'st dich längst nach Haus.

V.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schlafst in guter Ruh',
Es deckt mit grunen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in gold'nen Traumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Baumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

VI.

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrthenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still vor Mitleid an.

Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

Eichendorff.

Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch,
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

Uhland.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang'!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Uhland.

Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grune Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Uhland.

Frühlingsfeier.

Süßer, gold'ner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glucken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

Uhland.

Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Uhland.

Frühlingslied des Recensenten.

Frühling ist's, ich laß es gelten,
Und mich freut's, ich muß gestehen,
Daß man kann spazieren gehen,
Ohne just sich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Bluhe nur, mein Bäumchen, bluhe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht so übel scheint die Sonne.

Daß es Keinen überrasche,
Mich im grünen Feld zu sehen!
Nicht verschmäh' ich auszugehen,
Kleistens Frühling in der Tasche.

Uhland.

Trost.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht;

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in oder Dürre
Entsetzlich lang und bang' vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestum.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trosten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch ewig seines dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du trifft bei ihm, was du geliebt,
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

Hardenberg.

Die Nähe des Herrn.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unser Herz beinah' verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst an unserm Innern nagt;

Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer druckt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah'!
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für der Geliebten Ruh'.

Hardenberg.

Die Grillen.

Leute giebt es, welche klagen,
Daß sie heim nicht können bleiben,
Weil die Grillen sie verjagen
Und sie aus dem Hause treiben.
Diese haben an dem stillen
Herde nicht die rechten Grillen.

Eine Grill' an meinem Herde
Hab' ich, die so musiciret,
Daß der Schellenklang der Erde
Seinen Reiz für mich verlieret.
Stets daheim bei meinem Heimchen,
Horch' ich heimlich seinem Reimchen.

Wer nicht neidet und nicht leidet,
Und ein gut Gewissen hat;
Sich bescheidet und sich weidet,
Ruh' hat auf der Ruhestatt,
Der wird heim bei sich nicht bangen,
Und nicht böse Grillen fangen.

Rückert.

Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Gerausch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengestrauch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott naher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tont Schlummer herab auf ihn;
Seine Nachtigall weckt flotend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Baum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hurft, winket ihm süß're Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Stadterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und sauselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz,

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Holty.

Hausrecht.

Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

Sitz' obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last.

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

Uhland.

Frühlingslied.

Der Frühling lacht von grünen Höh'n,
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume
Getreten sichtbar in die Räume.

Wann schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.

Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne sich begräbt,
Schließt sich befriedigt jede Blüthe,
Und Sehnsucht schlummert im Gemüthe.

Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf, die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.

Die Sonn' ist Gottes ew'ger Held,
Mit gold'ner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.

Die Sonn' am Tag', der Mond bei Nacht,
Sie ringen all mit Wechselmacht,
Die Sonne, Rosen roth zu strahlen,
Und Lilien weiß der Mond zu malen.

Der Himmel ein saffirnes Dach
Der Flur smaragdnem Brautgemach,
Wo sich im Spiegel von Krystallen
Schaut Rose Braut mit Wohlgefallen.

Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geschmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt sie erröthend unter'm Schleier.

Der Frühling giebt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nahn im Glanz,
Wo Mädchen vorzustellen haben
Die Rosen, und Jasmine Knaben.

Das Veilchen birgt in Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will;
Die Rose glühend zeigt sich offen —
Wie könnte sie Verbergung hoffen?

Des Paradieses Pforten sind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde strömt vom Osten
Der Duft, den sonst die Sel'gen kosten.

Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd' hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel schöner wohnen
In Rosenzelt' und Lilienkronen.

Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu, und Todtes auch;
Der starre Fels vor Sehnsucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.

O Frühlingsodem, Liebeslust,
O Glück der felsentreuen Brust,
Die ein Geliebtes an sich drücket,
Das dankbar sie mit Kränzen schmücket.

In dieser Stille der Natur,
Wo Liebe spricht und Friede nur,
Sei fern den schweigenden Gedanken
Des Menschenlebens lautes Zanken.

Wie sie die Sinne sich verwirrt,
Und wie in Wüsten sich verirrt,
Wie sie die Freude sich verkummert,
Und wie das Dasein sich zertrummert:

Und wie die Welt, so ist ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.

Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Weg, Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'sche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht euch einen andern Dichter.

Du Freimund laß den eitlen Schwall,
Sing' Lieb' als wie die Nachtigall;
O trachte still, in deinen Tönen
Dein eignes Dasein zu versöhnen.

Ruckert.

Die Zwei und der Dritte.

Fantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

Fantasie sich halben Leib's zum Himmel hob,
Einen Stern
Faßte sie und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah' und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Druber her, und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

Fantasie zur Wolke, die voruberflog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz heraus mit Lachen guckt.

Fantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesin, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: Das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht.

Ruckert.

An die deutschen Frauen.

Neu bewährt, ihr deutschen Frauen,
Hat sich euer deutscher Sinn,
Und aus kindlichem Vertrauen
Bluhte herrlicher Gewinn.

Mancher hätte nicht geblutet
Ohne euer mahnend Wort,
Feige habt ihr hoch ermuthet,
Und sie zogen freudig fort;

Und am großen, heißen Tage,
Der gebrochen unser Joch,
Legtet ihr in unsre Wage
Eure frommen Thränen noch.

Aber setzt, was wir gewonnen,
Nicht noch einmal auf das Spiel!
Vieles Blendwerk ist zerronnen,
Doch die Hölle hat noch viel.

Euer Herz, es muß bewahren
Das gelöste Kleinod treu.
Ach, der Feind hat wohl erfahren,
Daß es da verborgen sei.

Frauen, nur in eurer Würde
Ist der Freiheit Unterpfand,
Von dem Throne bis zur Hurde
Waltet segnend eure Hand.

Doch mit alter List bethören
Will das fremde Volk euch nun:
Euer heilig Werk zerstören
Sollt ihr selbst mit frechem Thun;

Brechen ab mit eignen Händen,
Was ihr herrlich aufgebaut,
Und des Landes Ehre schänden,
Das auf Gott und euch vertraut;

Sollt vom deutschen Sinne lassen,
Dem ihr neu den Schwur gethan,
Sollt den Ernst des Volkes hassen,
Das das Höchste euch gewann.

Deutsche Frauen, deutsche Frauen,
Knüpfet einen festen Bund,
Und durch Deutschlands weite Gauen
Mache euer Wort sich kund!

Eure Söhne, eure Brüder,
Die gefallen in der Schlacht,
Sehen von den Sternen nieder,
Und mit euch ist Gottes Macht.

Schwöret, nimmermehr zu frohnen
Fremdem Thun und fremder Art;
Schwöret, nun und nie zu höhnen,
Was die Ahnen treu bewahrt.

Saht ihr ihn, der in den Wettern
Niederstieg zum Weltgericht?
Soll sein Arm auch uns zerschmettern?
Seine Blitze rasten nicht.

Und er muß sein Werk vollbringen,
Das begonnen unter Weh,
Und er muß die Sünde zwingen,
Daß die Erde nicht vergeh'.

Hebt zu ihm die reinen Hände
Vor dem Vaterlandsaltar,
Bringet statt der Opferspende
Eure Säuglinge ihm dar.

Unter'm Laube deutscher Eichen
Weihet sie zur frommen Treu',
Und er sendet euch das Zeichen:
Daß er der Erbarmer sei.

Schreiber.

Die Sprache der Blumen.

Liebliche Blumen, ihr Töchter der Flur,
Freundliche Wesen der schönen Natur,
Bilder zu werden dem regen Gefühl,
Weiht euch der sanften Empfindungen Spiel.
Laßt mich zum farbigen Kranze euch winden,
Eure bedeutende Sprache ergründen.

Hell ist die Farbe der Unschuld und licht;
Trugende Schimmer erheben sie nicht;
Drum auf der Lilie zartes Gewand
Goß sie die Charis mit himmlischer Hand;
Schuf sich ein Gleichniß erhabener Milde,
Schuf es zum köstlichen Schmuck der Gefilde.

Schön in des Mädchens gewundenem Haar
Stellet die grünende Myrthe sich dar.
Wisse, die Sanftmuth, dem Himmel entschwebt,
Ward in die grunende Myrthe gewebt,
Sittsam den lockigen Scheitel zu kranzen,
Und in bescheidener Demuth zu glänzen.

Schimmernder Lorbeer, ihn weihte der Ruhm
Blutigen Helden zum Eigenthum;
Doch der Begeisterung hohes Gefühl
Wand dich auch hold um das Saitenspiel,
Schmuck dem geheiligten Sänger zu geben,
Und in den Tönen des Liedes zu leben!

Kennst du die Blume, die schönste der Flur?
Wenige Monden ach! glühet sie nur,
Haucht in das schmeichelnde Kosen der Luft
Magischen, süßen, ambrosischen Duft!
Doch wer hat die Liebe je schmerzlos gefunden?
Auch ist die Rose mit Dornen umwunden.

Kennst du das Veilchen, die Blüthe des Mai's?
Sittsamkeit gab ihm den köstlichen Preis.
Nur von dem Auge der Demuth gesehn,
Blüht es verborgen, doch duftet es schön,
Weiß nur im Stillen das Herz zu beglücken,
Und der Bescheidenheit Busen zu schmücken.

Aber im freundlichen Immergrün
Siehet die Freundschaft ihr Sinnbild erblühn:
Nimmer vergeht es am moosigen Quell,
Schimmert im Kranze des Lebens so hell;
Flicht sich zusammen zum ewigen Bunde,
Heilet und kühlt dir die innere Wunde.

Flüstert die schmerzende Sehnsucht dich wach,
Nennst du das Blümchen am murmelnden Bach;
Blau ist sein Schimmer, so freundlich und licht,
Liebe sie nannt' es Vergißmeinnicht!
Willst du nicht reuvoll das Leben verschwenden,
Wahre die Treue in heiligen Händen.

Düstre Cypresse, von Wehmuth das Bild
Ward in dein dunkles Gezweige verhüllt;
Denn auf das einsame, schweigende Grab
Neigst du die trauernden Blüthen herab,
Ach und vergebens in zärtlichen Tönen
Klagen dir liebende Herzen ihr Sehnen.

Siehe, die Bilder des Lebens verglühn
Schnell, wie die duftenden Blumen verblühn;
Aber des Lenzes alliebendem Blick
Kehren sie schöner und milder zurück.
Herzen zwar sinken zum Schlummer auch nieder,
Aber sie blühen und kennen sich wieder.

Schreiber.

An Luise Königin von Preußen.

Du Frau von deutschem Sinne,
Von herrlichem Gemuth,
Der Garten treuer Minne
Hat dir so kurz geblüht!
Doch mochten auch die Stürme toben,
Du blicktest still und fromm nach oben.

Nicht wolltest du mehr tragen
Des Fremdlings schnöden Hohn,
Und gingst, ihn anzuklagen,
Bleich vor des Schöpfers Thron;
Und freundlich waren seine Worte,
Und schrecklich klang die Himmelspforte.

Der Rache Diener flogen
Im Wetterstrahl herab,
Und wo die Feinde zogen,
Da that sich auf ein Grab,
Und sie vernahmen eine Stimme:
Gerichtet hat der Herr im Grimme.

Dein edles Volk erkannte,
Du sei'st ihm wieder nah',
Und eine Gluth entbrannte,
Wie keine Zeit sie sah.
Auf lichten Wolken stiegen wieder
Die alten Heldenschatten nieder.

Es rauschte in den Eichen,
Wie zu der Väter Zeit,
Es riefen große Zeichen,
Die Rettung sei nicht weit;
Das Kreuz, es schmückte unsre Fahnen,
An einen heil'gen Kampf zu mahnen.

Jetzt kehrt mit schönerm Lohne
Dein Volk vom Siegeslauf,
Und hängt die Eichenkrone
An deinem Grabmal auf.
Dein Name hat es hoch ermuthet,
Es hat gesiegt, es hat geblutet.

Du aber kehr' auch wieder
Aus deiner Geisterwelt!
Als Schutzgeist komm hernieder,
Und bleib' uns zugesellt,
So lang' wir rein und treu bewahren,
Was deine letzten Wünsche waren.

Schreiber.

Die Mutterliebe.

Sagt mir, wo die heil'ge Quelle
Treuer Mutterlieb' entspringt,
Die sich, ewig frisch und helle,
Nie versiegend, stets verjüngt!
Was der Himmel hat von Güte,
Was die Erde Süßes hegt,
Hat die Göttin Aphrodite
In der Mutter Herz gelegt.

Was in diesem Born sich reget,
Welche Fluth von Freud' und Schmerz
Eines Weibes Herz beweget,
Das erforscht kein Männerherz.
Aus der großen Mutter Herzen,
Aus dem Herzen der Natur,
Süßer Freuden, süßer Schmerzen
Heil'ge Quelle, stammst du nur.

Berg und Thal mit Flor umspinnend
Kommt der Abend; an der Brust

Dort den Säugling freudig sinnend
Hält die junge Frau voll Lust.
Wie sie ihn besorgt umkettet
Mit der Liebe weichem Arm!
Seht, wie süß sie ihn gebettet,
Und die Liebe bettet warm.

Leise, wie die Bienen stöhnen,
Wie der West im Rosenhain,
Lullt sie mit des Herzens Tonen
In den Schlaf den Liebling ein,
Trinket seines Odems Süße,
Und dem Süßen mischet sich
Ihrer holden Mutterküsse
Reiner Nektar würziglich.

Ihrer Treue Hut befohlen
Schlaft er so in holder Ruh',
Und mit Augen, süß verstohlen,
Sehn der Liebe Geister zu.
Stille! — Daß kein Laut ihn wecke,
Keine Schaden ihm sich nahn,
Müsse selbst des Himmels Decke
Segenduftend ihn umfahn.

Ob der Schlaf sie auch umschattet,
Doch um ihres Herzens Lust
Die geliebte Sorg' ermattet
Nimmermehr in ihrer Brust.
Jede leisere Bewegung,
Jedes Stöhnen, jedes Ach
Tont mit namenloser Regung
In der Mutter Ohren nach.

Kaum daß die verschämten Strahlen
Von Aurorens Erstlingslicht
Noch ihr keusches Bette malen,
Flieht der Schlaf ihr Angesicht:

Ueber des Geliebten Wiege
Hingebeugt, der Unschuld Kahn,
Zählt sie seines Odems Züge,
Und den eignen hält sie an.

Wonne! Sein Erwachen, Wonne!
Wie es sie mit Lust erfüllt!
Freudig weilt die Morgensonne
Ob der Gruppe schönem Bild.
Wie vom Thau gestärkt die Rose,
Seht den holden Engel nun
In der Mutter heil'gem Schooße,
Ihr am Busen spielend ruhn.

Ihre Locken sind ergossen
Ueber seiner Wangen Licht;
Schöner Ahnung Träume sprossen
Blühend ihr vom Angesicht.
Durch des Lebens weite Thale
Schweift die Phantasie voraus
Alles Glück aus voller Schale,
Spendet sie dem Liebling aus.

Naht, ihr dunkeln Spinnerinnen,
Naht den süßen Träumen nicht!
Finstres Mißgeschick, von hinnen!
Trübe nicht der Hoffnung Licht!
Die ihr in der Mutter Bilde
Eurer Liebe Spiegel schaut,
Himmelsgeister, eurem Schilde
Sei der Säugling anvertraut.

Conz.

Weh und Wohl.

Weh dem Menschen, dessen Herz
Nichts zur Freud' entzündet;
Der sich, zwischen Gram und Schmerz,
Matt durch's Leben windet;
Der, des Unbestandes Spiel,
Nirgends seiner Wunsche Ziel,
Nirgends Ruhe findet;
Den sein eigner Schatten schreckt,
Und ein Hauch zu Boden streckt!

Wohl dem Menschen, dem das Blut
In den Adern hupfet;
Der mit immerfrohem Muth
Durch das Leben schlupfet;
Der bescheiden im Genuß,
Der gelassen im Verdruß,
Freud' und Kummer knüpfet,
Und bei wilder Stürme Wuth
An der Hoffnung Busen ruht!

Gotter.

Mütterliche Warnung.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Tochter, hat ihr Ungemach;
Selbst die besten Manner gehen
Oefters ihren Launen nach.
Wer sich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage nur verspricht:
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz der Menschen nicht!

Manche wirft sich ohne Sorgen
In des Gattens Arm, wie du,

Und beweint am andern Morgen
Ihre Freiheit, ihre Ruh';
Aus dem Sklaven ihrer Blicke
Wird ein mürrischer Tyrann;
Banger Kummer folgt dem Glücke,
Das mit ihrem Traum zerrann.

Doch dein Glück dir selbst zu schaffen,
Tochter, steht in deiner Hand:
Die Natur gab dir die Waffen,
Gab dir Sanftmuth und Verstand.
Lerne deines Gatten Herzen
Liebevoll entgegen gehn,
Leichte Kränkungen verschmerzen,
Kleine Fehler übersehn.

Gotter.

Lied eines Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin.

Vier trübe Monden sind entflohn,
Seit ich getrauert habe;
Der halbe Wermuth grunet schon
Auf meiner Freundin Grabe.
Da horch' ich oft in Mondenglanz
Der Grillen Nachtgesange,
Und lehn' an ihren Todtenkranz
Die bleich gehärmte Wange.

Da sitz' ich armes, armes Kind
Im kalten Abendhauche;
Und manche Sehnsuchtsthräne rinnt
Am falben Wermuthstrauche.
Der Flieder und die Linde wehn
Mir bange Seelenschauer,
Und hohe, düstre Schatten gehn
Rings an der Kirchhofmauer.

Die Kirchenfenster regen sich,
Es regen sich die Glocken.
Es glanzt! es glanzt! Ach! seh' ich dich
Mit deinen hellen Locken?
Der Mond ist's, so der Wolk' entrollt,
In's Kirchenfenster schimmert,
Am rothen Band', am Flittergold
Der Todtenkranze flimmert!

O komm zurück! o komm zurück
Von deines Gottes Throne!
O komm auf einen Augenblick
In deiner Siegerkrone!
In deinem neuen Engelreiz
Erscheine mir, erscheine,
Die ich, gelehnt an's schwarze Kreuz,
Auf deinem Grabe weine!

Hölty.

Rückkehr in die Heimath.

Endlich kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an,
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg' Festen und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut;
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrunt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
Noch gedeiht die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend rothen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

Hölderlin.

Luisens Morgenlied.

Volle Strahlen taumeln nieder,
Gluthenregen saugt der Thau,
Und der frohe Tag steigt wieder
Nieder zu der Blumenau.

Noch am Morgen rauscht mein Leben
In dem flucht'gen Horentanz,
Und die zarten Blumen weben
Sich so leicht in einen Kranz.

All mein Sehnen, all mein Hoffen
Grenzt mir noch das Abendgold,
Und die Zukunft, frei und offen,
Winkt und lachelt wunderhold.

Rauschet, meine lieben Bäume
An dem klaren Kieselbach,
Rauschet alle meine Traume,
Alle meine Freuden wach!

Leben lacht in jedem Halme,
Unter jedem Flugeltritt,
Und in froher Vogel Psalme
Lacht es wiederhallend mit.

Wenn ich aber denk' und sinne,
Wie so manche Blume sinkt,
Ahn' ich's leise, werd' ich's inne,
Daß das ernste Leben winkt.

Winkt das Leben, lacht das Leben —
Mein ist Wille, mein ist Lust —
Und ich will mir dauernd geben
Reinen Sinn in froher Brust.

Oeser.

Luisens Abendlied.

Dunkler wird das dunkle Thal,
Und der Sonne letzter Strahl
Ist hinabgesunken;

Und ich schau' in hehrer Nacht
Trauter Sterne Wunderpracht,
Bin so wonnetrunken.

Müde von des Tages Gluth
Landmann in der Hütte ruht,
Schläft von seinen Sorgen;
Alles schweigt, die Grille nur
Zirpt auf ihrer Rosenflur,
Heimlich und verborgen.

Lispelnd spricht's im Lindengang
Gleich dem Aeolsharfenklang,
Leise Lüftchen schwirren;
Lauter rauscht der Wiesenborn,
Eulen huschen über'n Schorn,
Abendfalter irren.

Duft von tausend Blumen wallt;
Von dem Dorf herüberschallt
Friedlich Nachtgeläute;
Sterne leuchten hell und rein,
Die der Schöpfer groß und klein
In die Himmel streute.

Sage, was die Seele schwillt
Und das Aug' mit Thränen füllt,
Wenn ich in das graue
Sternbekränzte Himmelszelt
Wie in eine bess're Welt
Ahnend, sehnend schaue?

Oeser.

Die Häusliche.

Mir Freude des Lebens
Ist Garten und Haus!
Man lockt mich vergebens;
Ich gehe nicht aus.
Im Tummel da zwing' ich
So dumm mich und stumm:
Hier sing' ich und spring' ich
Im Garten herum.

Laß Andere schlendern,
So oft es gefallt,
Mit Modegewandern
In feinere Welt.
Sie prunken wie Docklein
In flitterndem Staat:
Ich trage mein Rocklein
Vom eigenen Rad.

Sie kosten im Sause
Der Köche Gemisch;
Ich Frohliche schmause
Bei ländlichem Tisch.
Sie hupfen wie Kalber
Den nächtlichen Tanz;
Ich tanze mir selber
Im blumigen Kranz.

Oft mahnen die Andern,
Gesellig zu sein;
Man werde durch Wandern
Gesittet und fein;
Zu ländlich, zu häuslich,
Das bringe Verdruß;
Drum räth man mir weislich
Der Jugend Genuß.

Wohl nütz' ich die Jugend!
Mein Mütterchen lehrt
Viel ländliche Tugend
Für Keller und Herd.
Spinnrocken und Nadel,
Die lohnen mit Zier,
Mit Reichthum und Adel
Der Tüchtigkeit mir.

Noch fordert der Garten
Der Tugenden viel:
Schon Blumen zu warten,
Ist wahrlich kein Spiel!
Selbst blüh' ich dann rother
In wehender Luft,
Und athme wie Aether
Balsamischen Duft.

Auch sagte mir Schönes
Der Spiegel darob;
Dies Mädchen und jenes
Beneidet mein Lob.
Laßt, Mädchen, mich sinnig
Im alten Gebrauch;
Stets heiter ja bin ich!
O werdet es auch!

Voß.

Das Veilchen.

Von dunklem Laub umflossen,
Blüht heimlich auf der Au,
Wo wild nur Gräser sprossen,
Ein Blümchen dunkelblau.

Es prangt nicht stolz im Garten,
Und keines Künstlers Hand
Müht sich es treu zu warten
Mit Vorsicht und Verstand.

Es schimmert nie in Kränzen,
Die leere Prunksucht flicht,
Es strebt auch nie zu glänzen
Durch bunter Blatter Licht.

Nur einsam und bescheiden,
Sich keines Werths bewußt,
Schmuckt es der Hirten Weiden,
Der Schäferinnen Brust.

Des Leichtsinns Tritte schweben
Vorüber, wo es steht,
Und kurzen roh sein Leben,
Weil es nicht keck sich blaht.

Doch durch die Frühlingslüfte,
Wenn es versteckt auch blüht,
Verstreut es Balsamdüfte,
Wo es kein Auge sieht.

O, es ist zu beneiden
In seinem Kindersinn!
Der Einfalt reine Freuden
Gewähren nur Gewinn.

Von allen Blumen wählen
Zu einem Lieblingsstrauß
Sich fromme Mädchenseelen
Das holde Veilchen aus.

Es liegt an ihren Herzen,
Sinkt dort in süße Ruh',
Und schließet ohne Schmerzen
Den Kelch auf ewig zu.

Neujahrswunsch für Jedermann an Jedermann.

Aus des Himmels Sternenhallen
Geht ein neues Jahr hervor,
Und von allen Seiten schallen
Wunsch' und Bitten in sein Ohr.

Armuth klagt: „Ich trinke Wasser,
Und mein Brod ist hart wie Stein.
Gieb mir, wie dem reichen Prasser,
Leckre Kost und guten Wein!"

Habgier ruft: „Ich kann nicht rasten;
Ich muß stets nach Golde glühn.
Laß denn meinen Gott im Kasten
Immer wachsen, immer blühn!"

Ehrgeiz sagt: „Ich blick' und strebe
Zu des Ranges Gipfeln auf:
Drum, so hoch du kannst, erhebe
Mich in deiner Monden Lauf!"

Selbstsucht schreit: „Gieb her, gieb Alles,
Alles, Alles meinem Ich!
Achte nicht des andern Schwalles,
Sorge nur allein für mich!"

Freundschaft fleht: „Die besten Gaben
Spende meinem Biederfreund!
Ich will lieber selbst Nichts haben,
Wird nur ihm kein Wunsch verneint."

Liebe spricht: „Was mir auch fehle,
Das entbehr' ich mit Geduld;
Doch zu meiner zweiten Seele
Neige dich mit Segenshuld!"

Und wir andern Alle bitten:
„Sei der ganzen Erdenschar,
In Palästen und in Hütten,
Ein erwünschtes Freudenjahr!“

Langbein.

Die Jungfrau.

Dort schwimmt er auf dem grünen See,
Der königliche Schwan,
Frei wie die Seele, mit dem Schnee
Der Unschuld angethan.

Oft tost der Abgrund unter ihm,
Doch er sinkt nicht hinab.
Er trotzet seinem Ungestüm
Und lacht in's offne Grab.

So lebt er, bis sein Scheitel graut,
Befreit von Furcht und Zwang.
Dann stirbt er, und sein letzter Laut
Ist ein Triumphgesang.

Du, der den Schwan erschuf und mich
Laß ihn mein Vorbild sein!
Stets hülle meine Seele sich
Ins Kleid der Unschuld ein.

Mich schmück' es, bis mein Scheitel graut;
Und ist mein Ende da,
So sei des Mundes letzter Laut
Noch ein Hallelujah.

Pfeffel.

Mädchenklage und Mädchentrost.

Der freie Mann schaut die Natur
In jeglicher Gestalt;
Er kennt die Blume jeder Flur,
Und Meer und Burg und Wald;
Er kann nach jedem Welttheil ziehn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch zaubert meine Fantasie
Mir nicht das schönste Bild
Im Frühlingsglanze spät und früh,
Und wechselnd, stark und mild,
Wo immer neue Blumen blühn?
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Der Mann, empor mit Feuerkraft
Dringt er, an schroffen Höh'n,
Zum Pantheon der Wissenschaft;
Sie strahlt ihm göttlich schön,
Und schmückt mit Lorbeerkränzen ihn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch trotz Minervens Ehrenreis
Kränzt mich Zufriedenheit
Mit Immergrün, im Freundeskreis,
Bei stiller Wirksamkeit;
Da herrscht die Freud' als Königin:
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Der Mann, das Schwert in tapfrer Hand,
Wird seiner Heimath Wehr;
Ihn lohnt des Fürsten Stern und Band,
Des Bürgers Dank noch mehr;
Der Enkel nennt mit Ehrfurcht ihn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch meiner Trauten Herz ist mein,
Und das bleibt mir die Welt,
Bis einst auf meinen Leichenstein
Der Edlen Thräne fällt.
Laß Siegern Dankaltare glühn:
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Der Mann allein ist Herr im Haus,
Und waltet unumschränkt,
Sturmt vor der Frau die Launen aus,
Und alles, was ihn kränkt;
Dem Rauhen kann sie nicht entfliehn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch gab nicht weise Vaterhuld
Uns zur Begleiterin
Die himmlischlächelnde Geduld
Mit weichem Engelsinn?
Sie bleibt mein Kleinod und Gewinn:
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Wilhelmine Krufft.

Die Gunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reih'n,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihm vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt,
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß, das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Fuget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt:

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Schiller.

Angereihte Perlen.

1. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.
2. Am Himmel weichen Sonn' und Mond sich freundlich aus;
Selbst ihnen wäre sonst zu eng' ihr weites Haus.

3. Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich, dein Amt bei'm Kinde recht vertreten!
4. Der Vater straft sein Kind, und fühlet selbst den Streich;
Die Hart' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.
5. Vor Gott ist keine Flucht, als nur zu ihm. Nicht Trutz,
Vor Vaters Strenge ist nur Liebe Kindes Schutz.
6. Weißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener giebt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt.
7. Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gieb ein ganzes Leben.
8. Der Liebe Opfer zwingt dem Herzen Großmuth ab;
Wer kann verachten, was sich ihm aus Lieb' ergab?
9. Wer einem Fremdling nicht sich freundlich mag erweisen,
Der war wohl selber nie im fremden Land auf Reisen.
10. Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken.
11. Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach Andrer Fehlern,
Und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern.
12. Der Name bleibt allein, wenn Alles muß zerstieben.
O laß dem Todten das, was ihm allein geblieben!
13. Durch Buße wendest du die Strafen Gottes ab;
Doch Menschen denken dir den Fehltritt noch im Grab.
14. Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.
15. Wer jetzo mich verkennt, der spornet nur mich an,
Zu werden so, daß man mich nicht verkennen kann.
16. Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände:
Ich glaubt' an's Gute doch, weil ich's in mir empfände.
17. Giebst du dem Feinde nach, so giebt er dir den Frieden;
Und giebst du dir nicht nach, so ist dir Sieg beschieden.
18. Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust,
Die widerspanst'ger wird, jemehr du Lieb's ihr thust.
19. Zur Liebe kommst du nicht, so lang' du hängst am Leben;
Du findest mich nicht eh'r, bis du dich aufgegeben.
20. So lang' dein eigner Werth für dich nicht liegt im Grabe,
Wie seh' ich, ob ich Werth in deinen Augen habe?
21. Kein Wunder, wenn in Lieb' ein Liebender zerrann;
Ein Wunder, wie ein Sein vor deinem dauern kann!

22. Was sagt, wer von dir sagt, mehr, als wer schweiget still?
Doch weh dem Herzen, das von dir still schweigen will.
23. Sag' ich, du seist in mir? sag' ich, in dir sei ich?
Du bist, was an mir ist; was ich bin, ist durch dich.
24. O Sonn', ich bin dein Strahl! O Ros', ich bin dein Duft!
Ich bin dein Tropf, o Meer! Ich bin dein Hauch, o Luft!
25. Geheimniß, unerforscht! Was nicht die Himmel fassen,
Hier in dies enge Herz will es sich fassen lassen.
26. Ich bin ein Blatt des Baums, der ewig neue trägt.
Heil mir! es bleibt mein Stamm, wenn mich der Wind verschlägt.
27. Abtreten kannst du dann in Frieden von der Welt,
Wenn du in einem Sohn verjüngt dich hergestellt.
28. Vernichtung weht dich an, so lang' du Einz'les bist;
O fühl' im Ganzen dich, das unvernichtbar ist!
29. Wie groß für dich du seist, vor'm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.
30. Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist, sie fühlt ihr Volk in sich.
31. Weil sie so Süßes wirkt, muß sie so bitter stechen;
Die Erd' hat keine Lust, die nicht ein Weh wird rächen.
32. Aus einem Blumenkelch saugt sie so Gift als Seim;
Denn heimlich ist der Tod in jedem Lebenskeim.
33. Es muß ein Maulbeerblatt den Fraß der Raupe leiden,
Daß es verwandelt sei aus schlechtem Laub in Seiden.
34. Sieh'! wie im Staube blind Ameisenheere wimmeln,
Gehn sie so wenig irr', als Sternenchör' an Himmeln.
35. Der Erde Weihrauch trägt Ameisenfleiß zusammen;
Zum Himmel duftet er in Mittags Opferflammen.
36. Die Macht der Sonne drückt den Geist zur Erde nieder,
In Nachtviolenduft steigt er zum Himmel wieder.
37. Wann Sonnenlicht erlosch, tritt Sternenglanz hervor;
Auf Erden lebt der Tag, die Nacht im höhern Chor.
38. Durch Himmel wiegte mich die Nacht hindurch mein Traum;
Und als ich aufgewacht, fühlt' ich mich eng' im Raum.
39. Wach' auf! Die Sonne sucht ein Bild dir vorzumalen,
Wie man zu Gottes Ruhm am Morgen könne strahlen.
40. Mit sieben Zungen thut die Lilie sich kund,
Und halbgeöffnet schweigt der Rose Knospenmund.

41. Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

42. Es wankt das Tulpenbeet, von eignem Glanze trunken:
Das Liebesfeuer brennt, wer zählet seine Funken?

43. Narzisse schaut dich an mit gold'nem Augenstern:
„Ich blicke nach dem Licht, du blicke nach dem Herrn!"

44. In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schon, wenn sie den Himmel trägt.

45. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen:
Du fandest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

46. O Herz, versuch' es nur! so leicht ist gut zu sein;
Und es zu scheinen ist so eine schwere Pein.

47. Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll;
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

48. O bitt' um Leben noch! du fühlst, mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

49. Kann auch der Sonne Kraft ein irrer Stern entwallen?
Wie konnte denn ein Mensch aus Gottes Liebe fallen!

50. Aus jedem Punkt im Kreis zur Mitte geht ein Steg,
Vom fernsten Irrthum selbst zu Gott zurück ein Weg.

51. Welch Herz noch etwas liebt, das ist noch nicht verlassen;
Ein Faserchen genugt, Wurzel in Gott zu fassen.

52. So stark ist Liebeskraft, daß selber Gott liebeigen
Dahin, wo er geliebt sich fühlet, hin muß neigen.

53. Gott fürchtet selbst sich nicht durch Liebe zu erniedern;
Wie sollt' ich Liebe nicht, wo ich sie fänd', erwiedern?

54. Der Prufstein trugt dich nie: Gut ist, was wohl dir thut,
Und das ist schlimm, o Herz, wobei dir schlimm zu Muth.

55. Wenn du die Richter auch mit Kunst für dich gewannst:
Was hilft es, wenn du selbst nicht los dich sprechen kannst?

56. Die Strafe macht dich frei von dem Gefuhl der Schuld;
Drum straft dich, Kind, nicht Zorn des Vaters, sondern Huld.

57. Wenn dich die Liebe soll beleben, werde Staub!
Nicht hartem Felsgestein entsproßt des Fruhlings Laub.

58. Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank!

59. Die süß'ste Frucht trägt nicht der Baum im vollsten Saft;
Nicht eher reifet Geist, bis schwindet Körperkraft.

60. Der Frühling strickt ein Netz aus Farben, Tönen, Düften;
Komm, Herbstwind, und befrei' den Geist aus Zaubergrüften!
61. Mein Baum war schattendicht; o Herbstwind, komm und zeige,
Indem du ihn entlaubst, den Himmel durch die Zweige!
62. Verweht sind ohn' Ertrag der Blumen bunte Farben,
In Scheuern eingeheimt die farbenlosen Garben.
63. O Baum des Lebens, sieh', der Herbstwind wühlt, er sucht,
Ob unter'm Blätterschmuck du bergest eine Frucht.
64. Des Herbstes mag sich freu'n, was eine Frucht getragen,
Da, was nur Blätter trug, vor seinem Hauch muß zagen.
65. Die Schwalbe läßt ihr Nest und sucht ein wärmer Land;
O Seele, schwing' dich auf! die Luft der Erde schwand.
66. Den Frühling sucht mein Herz, dem droht kein Winterſturm,
Die Rose, der kein Dorn das Herz nagt und kein Wurm.
67. Den Garten kenn' ich wohl, wo alle Lenze wohnen,
Die flüchtig auf Besuch durchziehn der Erde Zonen.
68. Den Garten kenn' ich wohl, wo nie ein Keim verdarb,
Wo alles Früchte trägt, was hier als Blüthe starb.
69. Ein Bruchstück ist mein Lied, ein Bruchstück, das der Erde,
Das auf ein Jenseits hofft, daß es vollständig werde.
70. Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

Rückert.

Sprüche.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Mir gäb' es keine größre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nicht im Schlechten walten.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt du dich um's Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen.

Mann mit zugeknopften Taschen,
Dir thut Niemand was zu lieb.
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gieb.

Wer will denn Alles gleich ergründen —
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Göthe.

Aus Weisheit des Brahmanen

von

Friedrich Rückert.

Gieb Acht, was suchst du denn mit deiner Arbeit Streben?
Es soll Befriedigung dir deiner Wünsche geben.
Was ist dein erster Wunsch? wohl Gut und Eigenthum?
Und was dein anderer? vielleicht auch Ehr' und Ruhm?
Wann aber hat ein Mensch an Gut und Ruhm genung?
In beiden also suchst du nicht Befriedigung.
So suchest du vielleicht dir selber zu genügen,
Ein Werk nach deinem Sinn und deiner Kunst zu fügen?
Wann aber thatest du dir jemals selbst genug?
Auch die Befriedigung des Wunsches ist ein Trug.
Und keine andre bleibt, als deine Lieb' und Stärke
Zu weihen treu dem dir von Gott vertrauten Werke.
Thust du, soviel du kannst, so thust du ihm genug,
Und dies Gefühl allein genügt dir ohne Trug.
Dann kommen wohl von selbst die Güter auch und Ehren,
Und wenn sie bleiben aus, so kannst du sie entbehren.

Wenn du das dicke Buch durchblätterst der Geschichte,
Du findest wiederholt auf jedem Blatt Berichte
Von widerwärt'gem Kampf und gräulichem Verrath,
Und selbst auf dunklem Grund steht jede lichte That.
Und auch des Dichters Kunst, die sich die freie nennt,
Doch knechtisch hinterdrein nur der Geschichte rennt,
Weiß auch nichts Besseres zu unserem Ergötzen,
Als nächtliches Geschick und blutiges Entsetzen:
Als sei von Gottes Welt nur dieses vorzuzeigen,
Was man eh'r sollt' aus ihr vertilgen durch Verschweigen;
Als sei in der Natur nur Frost und Hagelschlag,
Und gift'ger Raupenfraß, kein blüh'nder Rosenhag;
Und in des Menschen Haus nur Krankenstubenjammer,
Kein Kindertummelplatz und keine Hochzeitkammer.
Die Weichlichkeit ist schlecht, der Leichtsinn ist nicht gut,
Doch noth ist heitrer Ernst und froher Lebensmuth.
Des Schattens kann im Bild entbehren nicht die Kunst,
Doch ist ihr Element das Licht, und nicht der Dunst.
Mag die Geschichte nicht des traur'gen Amts entbehren,
Daß durch Unmenschliches sie uns will Menschheit lehren:
O Fantasie, wenn du die Blüthe willst entfalten
Der Menschheit, sollst du ihr kein Jammerbild vorhalten.

Das Sprichwort sagt, daß Art von Art nicht lass'; ich glaube,
Daß durch Erziehung nie zum Adler ward die Taube.
Doch innerhalb der Art wird ganz von gleichem Stamm
Zum Widder hier, und dort zum Schöpsen nur, das Lamm;
Und wie Erziehung selbst den Stand macht, ist erschienen
Am mustergultigen Verfahren sinn'ger Bienen.
Nur einen Weisel ziehn in einem Stock sie klug,
Weil für ein ganzes Volk ein Herrscher ist genug;
Doch wenn zu Schaden kam die königliche Brut,
So machen sie durch Kunst den Schaden wieder gut.
Ein andres Bienenkind nehmen sie, das zu weiter
Nichts war bestimmt als zum einfachen Feldarbeiter;
Erweitern nur die Zell', in der es liegt, und legen
Ihm bessre Nahrung zu, so wächst's mit Zaubersegen.

Aus einem Arbeitsmann ist schnell ein Weisel worden,
Als ächter Stammfurst anerkannt von seinen Horden.

Die Perlenmuschel selbst, ganz in die eigne Reinheit
Verschlossen, theilet doch des Meeres Allgemeinheit.
An ihrer Perle Farb' erscheinet, ob sie schwamm
In Fluth seicht oder tief, auf Meergras oder Schlamm.
Doch ob sie länglich ward, ei- oder kugelrund,
Das liegt am Muschelhaus, und nicht am Meeresgrund;
Ob endlich größer, ob sie kleiner selber sei,
Liegt an der Kraft, die von Natur ihr wohnet bei.
Ein Mensch nimmt aus der Welt mehr oder minder Licht,
Die Form aus seinem Stand, und aus sich sein Gewicht.

Das Mehl zu sichten, braucht man Siebe, groß und kleiner;
Durch je mehr Sieb' es geht, je feiner ist's und reiner.
Das ist das grobste, was im ersten Sieb sich fing,
Und das vorzüglichste, was durch das feinste ging.
Auch Perlen sichtet man in mehr als einem Sieb,
Doch ist die beste, die im ersten hangen blieb.
Je schlechter nur, jemehr durch Siebe sie gegangen,
Bleiben die schlechtesten zuletzt im feinsten hangen.
Wenn du die Perle bist, sei lieber groß als klein;
Doch wenn du Mehl bist, kannst du fein genug nicht sein.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.
Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluthen schwimmt,
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt,
Und wenn er lang' im See gezogen seine Kreise,
Taucht unter, und zuruck läßt keine Spur der Reise:

Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahrt,
Und Abschied also nimmt, daß Niemand es gewahrt.

Im Meer gen Süden wohnt auf Inseln ein Geschlecht,
Reich an Zufriedenheit, in Einfalt, schlicht und recht.
Die Inselgruppen sind als wie ein Kranz gewunden,
Da wohnen sie zerstreut, getrennt und doch verbunden.
Auf jeder Insel wohnt ein kleines Volk beisammen,
In Frieden alle, die von einem Vater stammen;
Und über alle herrscht die Inselkönigin,
Die hat nicht Waffenmacht, und friedlich ist ihr Sinn.
Und friedlich ist der Sinn von ihren Unterthanen,
Sie folgen nicht des Kriegs und nicht des Ruhmes Fahnen.
Ihr Waffen ist Gebet, ihr Ruhm Gesang und Psalmen,
Im Tempel der Natur gesungen unter Palmen.
Die Palmen sind ihr Dach, das Blatt ist ihr Gewand,
Und mit den Früchten fällt die Speis' in ihre Hand.
In dieser Frucht ist Oel und Milch und Honigtrank,
Der heiter sie berauscht, und nie läßt werden krank.
Die Palmen leben, gleich den Menschen, hundert Jahr,
Und bringen eine Ernt' in jedem Monat dar.
Fällt dann, vom Alter hohl, ein Schaft am Meeresrande,
Dient er zum Nachen, der sie schifft von Strand zu Strande,
Wobei sie Ruder nicht, noch Stang' und Segel brauchen,
Weil über Spiegelfluth die Lüfte spielend hauchen.
Zum Gastgeschenk, wohin sie zum Besuche wallen,
Pflucken sie unterwegs nur aus der Fluth Korallen,
Die unter'm Wasser bleich an weichen Zacken bluhn,
Und härtend an der Luft in hohen Farben gluhn.
Geld aber fuhren sie kein andres, als so viele
Sie Muschel sammelten von buntem Farbenspiele.
Doch weil sie selber Krieg nie fuhren, kommen ihnen
Dazu denn Fremde, die zu solchem Schauspiel dienen.
Seeräuber suchen auf mit kriegerischen Truppen
Die Meereswindungen der Friedensinselgruppen.
Allein sie schlagen sich nur mit sich selbst herum,
Und tasten niemals an der Inseln Eigenthum;

Denn sie erfuhren es und glauben's, daß belastet
Ein Fluch des Himmels den, der es hätt' angetastet.
Durch diesen Glauben blieb das Volk der Inseln frei,
Das, wehrlos wie es ist, sonst fiel' in Sklaverei.
Doch wenn ein Schiffer kommt, ein friedlicher, von ferne,
Mit dem vermählen sich die Inseltöchter gerne.
Dann treibt der Schiffergeist ihn weiter, und zurück
Laßt er dort Weib und Kind, das kurz gefundne Glück;
Denn wohl verlassen mag das Land, wer es erkohren,
Doch keiner, der dort ist erzogen und geboren.
Der Schiffer bringt davon, wenn's Sturm und Meer erlaubt,
Die Kunde heim, die gern hört jeder, keiner glaubt.

Wenn du am rechten Ort das rechte Wort zu sagen
Hast unterlassen, bleibt es immer zu beklagen.
Wenn in Gedanken dann du's sagest hinterher,
Wird die Versäumniß dir nur fühlbar um so mehr.
Doch unterlaß nur nicht, und sage dir es fein;
Vielleicht ein andermal wirst du dann kluger sein.

Der Gaukler, wie geschickt er seine Glieder braucht,
Prall wie aus Stahl gespannt, und wie aus Luft gehaucht!
Und wozu braucht er sie? Um Schauder, Furcht und Schrecken,
Anstatt Bewunderung, ja Abscheu zu erwecken.
Der arme Gaukler! so geht seine Kunst nach Brod.
Doch Andre thun's ihm gleich, und haben's minder noth.
Wenn schon ein Schauder ist mißbrauchte Körperkraft,
Mißbrauchter Geist und Witz ist doppelt schauderhaft.

Von einem König wird erzählt, daß im Palast
Er hatte sich gehäuft die größte Bücherlast;
Und zog der König aus, so zogen auf den Pfaden
Hundert und ein Kameel mit Büchern nach beladen.
Da ward er doch gewahr am Ende, daß ihm sei
Beschwerlich auf der Fahrt die große Bücherei,

Und ließ zu besserer Bequemlichkeit bei'm Reisen
Auszüge machen von hundert und Einem Weisen.
Von diesen ward gemacht ein Auszug, den bei'm Zug
Des Königes gemach ein starkes Maulthier trug.
Doch noch bequemer wollt' er haben seine Sachen,
Und aus dem Auszug ließ er einen Auszug machen.
Ein art'ges Büchlein ward nun aus der Maulthierburde,
Das auf der Reise selbst der König trug mit Würde.
Doch immer noch zu sehr belästigte das ihn:
Des Auszugs Auszug ließ er aus noch einmal ziehn.
Da zogen sie ihm aus dem ausgezognen Buch
Den Kern zusammen kurz in einen einz'gen Spruch.
Den faßt' er in's Gemüth, und konnt' ihn leicht behalten,
Um seines Heils danach und seines Reichs zu walten.
Ob ihm dies Heil gelang? Wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er selbst den Auszug nicht gemacht.
Das aber ist gewiß, daß aus dem Bücherwust
Du machen für dein Heil solch einen Auszug mußt.

Ich gebe dir, mein Sohn, das mögest du mir danken,
Gedanken selber nicht, nur Keime von Gedanken.
Nicht mehr zu denken sind Gedanken, schon gedacht;
Von Blüthen wird hervor kein Blüthenbaum gebracht.
Doch ein Gedankenkeim, wohl im Gemüth behalten,
Wird sich zu eigener Gedankenblüth' entfalten.

Beglückt, wer alles nicht muß durch sich selber werden,
Sich nur anbilden darf verbildliche Geberden;
Wer einen Vater hat, wer einen Lehrer findet,
Ein Muster, daran ihn Lieb' und Nachahmung bindet.
Er rankt daran empor mit unbewußtem Fleiß,
Und ist geworden gut und edel, eh' er's weiß.
Und fühlt er dann, wozu Beruf und Pflicht ihn treiben,
Darf er bewußt, was unbewußt er ward, nur bleiben.

Wo du auch wohnen magst, da kannst du sein und bleiben
Ein Mensch, und Menschliches so oder anders treiben.

Von Lob und Tadel hängt mitnichten ab dein Adel,
Doch ehr' als halbes Lob wunsch' ich dir ganzen Tadel.
Der Tadel spornet dich, den du gerecht erachtest,
Und ungerechter kränkt dich nicht, den du verachtest.
Doch fades Lob, wie zur Abspeisung nur bestimmt,
Ein Brocken ist's, womit vorlieb ein Bettler nimmt.

Nicht auf die Schwalbe, die des Frühlings Botschaft bringt,
Und mir von ewiger Erneuung Lieder singt,
Freu' ich so sehr mich, als auf einen Freundesgruß,
Der das mir bringt, was ich zum Leben haben muß:
Daß Zeitenwechsel geht, fest die Gesinnung steht,
Ist, was mein Herz mit mehr als Frühlingshauch durchweht.

Warum gehst in der Welt du aus dir selbst hinaus?
Um still in dich zurück zu kehren aus dem Braus.
Und warum aus dem Braus gehst du in dich zurück?
Zu sinnen für die Welt im Stillen Lust und Glück.
Beglückt, wenn dir die Welt giebt, was du brauchen kannst,
Und brauchen will die Welt, was du für sie ersannst!

Du mußt das Gute thun, du mußt das Wahre sprechen.
Warum? Damit mußt du dir nicht den Kopf zerbrechen.
Es ist kein andrer Rath; wenn du nicht willst, du mußt;
O Heil dir, wenn du es aus innrer Freude thust!

Ich hatte von der Zeit mich nebenaus gerettet,
Vor ihren Stürmen in ein Ruhthal mich gebettet;
Da richtet' ich mich ein, bequem für mich zu hausen,
Und ließ die tolle Zeit indessen weiter brausen.
Ich dacht', ich sei zurück, und weit sei mir die Zeit

Voraus; da sah ich, daß sie selbst zurück sei weit.
Was ist das hinter ihr, vor dem sie nimmt die Flucht?
Und was das außer ihr, nach dem sie ewig sucht?

Du sondre stolz und kalt dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine.
Zwar Gott ist überall, und nie wird in der Schar
Ihn finden, wem er nicht bereits im Herzen war.
Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Gluth erkennen.

Ich kann aus meinem Haus nicht auf- noch abwärts schreiten,
Daß nicht mich Kinder zwei verlorene begleiten;
Denn aufwärts liegt vom Haus ein Graben, den mein Fuß
Beschreitet niemals, daß ich nicht gedenken muß,
Wie ich das letzte Mal sie dieses Weges führte,
Als heimlich Todesgluth in ihnen schon sich schürte.
Den kleinen Schrittchen war der Graben da zu breit,
Doch sie vertrauten auf mein väterlich Geleit.
Darüber hob ich sie, und dachte sie zu haben
Gebracht, wie über den, schon über jeden Graben.
Nicht bei dem Graben fiel mir damals ein das Grab;
Jetzt fällt mir's immer ein, seitdem ich ihm sie gab.
Doch abwärts von dem Haus wenn ich mich wenden wollte,
Da ist das Pflaster, wo der Leichenwagen rollte.
Sein Rollen hör' ich noch, und glaube noch die Spur
Zu sehn, wie auch indeß manch Andres drüber fuhr.
Was auch darüber fuhr, nie hat's die Spur verwischt,
Und stets auf dieser Spur geh' ich, die nie erlischt.

Ein weiter Thorweg ist, ein Pförtchen eng' zur Seiten,
Zum Gehn und Schreiten das, zum Fahren der und Reiten.
Im Fahrweg ist Gedräng', heut' Staub und morgen Koth;
Durch's enge Pförtchen kommt man immer gut zur Noth.
Ein Bücken darf dich nur und Drücken nicht verdrießen;
Allein zu Buck und Druck konnt' ich mich nie entschließen.

Und wie ich täglich dort geh' aus und ein das Thor,
Zieh' ich das weite stets dem engen thoricht vor.
Mir ist, ein Unglück mußt' am Tage mich befallen,
Wo ich mich buckte, durch das enge Joch zu wallen;
Und jeder Fahr schein' ich mir fur den Tag entgangen,
Wo meine Schritte durch den koth'gen Fahrweg drangen.
Du sprichst: ein Aberglaub' ist dies und Wahn, ein toller.
Ja freilich, aber mir ein nicht unsegenvoller.
Denn nie gedankenlos geh' ich nun aus und ein,
Stets unter'm Thore fallt mir meine Thorheit ein.
Der Mann ist weise, der an seine Thorheit denkt,
Und weiß, mit welcher Macht sie unsre Schritte lenkt.
Wo dir's unmoglich ist, der Thorheit widerstreben,
Magst du ihr wenigstens der Weisheit Anstrich geben.

Wieviel Abwechslung ist im kleinsten Raum zu haben!
Dich kann ein taglicher Spaziergang immer laben.
Sei auch die Stunde gleich, und gleich des Weges Richte,
Doch jede Jahreszeit erscheint in anderm Lichte.
Und willst du ab vom Weg nur wenig Schritte gehn,
Wirst du Bekanntes neu von neuer Seite sehn.

Du klagst, du könntest dich nicht mit der Welt vertragen,
Nicht der Geselligkeit Beschränkungen ertragen.
Zur Wildniß fliehest du, dem Menschen zu entfliehn;
Du trägst ihn mit an dir, und kannst ihn aus nicht ziehn.
Wenn aber du dich selbst ertragen mußt und leiden,
Von deinem Ebenbild warum willst du dich scheiden?
Du fuhlst mit der Natur dich mehr in Eintracht nur,
Weil du nicht ihrem Gang vorzeichnest deine Spur.
Den Menschen aber willst du deine Wege zeigen,
Bedenklos daß, wie du, auch jeder ist sein eigen;
Trägst du ohn' Ungeduld Frost, Regen, Sturm und Wind?
Nur Menschenunbestand ist dir zu ungelind?
Der Mann, der vor dem Zwang des Lebens nimmt die Flucht,
Ist wie der Knabe, der entläuft der Aeltern Zucht,

Der sich bequemen will eh'r allem Unbequemen,
Um Rache, wie er meint, nur an der Zucht zu nehmen.
Der rechte Mann erkennt und ehrt des Lebens Schranken,
Und der Erkenntniß wird er seine Freiheit danken.
Sein Innres ist sein Thun, das strebt er zu vermehren;
Von außen leidet er, das strebt er abzuwehren.
Und selbst sein Leiden weiß in Thun er zu verwandeln,
Wenn menschlich handelnd er lehrt Menschen menschlich handeln.
Denn uneins unter sich macht Menschen Leidenschaft,
Und nur in der Vernunft ist ihrer Einheit Kraft.
Des Menschen Aufgab' ist Erziehung und Entwildung
Des menschlichen Geschlechts und eigne Menschheitsbildung.

Das Wort hat Zauberkraft, es bringt hervor die Sache;
Drum hüte dich, und nie ein Böses namhaft mache.

Was einem Menschen du nicht frei in's Angesicht
Darfst sagen, sag' ihm das auch hinter'm Rücken nicht.

Schlimm sind die Schlüssel, die nur schließen auf, nicht zu;
Mit solchem Schlüsselbund im Haus verarmest du.

Woran du es gewöhnst, das fordert bald dein Herz;
Gewöhne nicht dein Kind an Böses auch im Scherz.

Wo Jeder mißversteht den Andern unwillkürlich
Und mißverstanden selbst zu sein klagt ungebührlich:
Was bleibt da Lernenden zu lernen? Mißverstand;
Da lerne lieber Nichts! Das ist gewiß Verstand.

Ihr Hügel, unter die ich legte meine Lieben,
Nicht ganz verlor ich sie, denn ihr seid mir geblieben.

Was ist des Todes Macht, da Blumen sanfter Pracht
Mir nun an Orten bluhn, wo ich es nie gedacht!
Was ist, das ich verlor, wenn solch ein Liebesflor
Nun eine Stelle schmuckt, mir od' und leer zuvor!

Nicht wachsen siehest du, wie aufmerksam du bist,
Das Gras, doch merkst du bald, daß es gewachsen ist.
So tröste dich, wo gleich nicht das Gedeihn erschien
Von jedem Werk: zuletzt auf einmal ist's gediehn.

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schon empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Aufgabe.

Keiner sei gleich dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest;
Soll er dein Eigenthum sein, fühle den Gott, den du denkst.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Her

Weisheit und Klugheit.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Der Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen,
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste
Frau kennst! Daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz" — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar sein, doch Eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber:
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

Die Mannigfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet: das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben auf's Neu' giebt die Vernunft ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem das kann jedweder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben:
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

Genialität.

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.

Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er noch ewig geheim.

Die Forscher.

Alles will jetzt der Mensch von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit Geisterstritt schreitest du mitten hindurch.

Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm.

Schiller.

Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet' einst ruft.

Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die hungernden, nackenden, bloßen,
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl? —
Die andern schleppten sich weiter;
Wir blieben hier zumal.

Die andern nahmen die Britten
Und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;

Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sich's hier gesenket;
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft, und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstatte sich so nah',
Und ruft wohl aus verwundert:
Ein Feldherr ward ich ja.

O Feldherrnamt, wie grausend!
Um mich den Feldherrn her
Gelagert sind die tausend,
Ein großes Schmerzenheer!

Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hieher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Grabern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht im Purpur itzt.

Ist keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Todten ihn?

Mit seinen dunkeln Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.

Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt.

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Herrmannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyranei,

Voll ungestümer Wehen,
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flugel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hugel
Entkont ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschau'n an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stohnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versohnen
Dies Grab hieher gestellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vor'm beschriebnen
Stein unter'm Lindenduft;

Wo wie in gold'nen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesa't,
Dem Tag der Garben zu reifen.

Rückert.

Das Habermuß.

Kinder, das Habermuß ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keins das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furchen gesä't mit fleißiger Hand und beegget —
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafur kann
Euer Vater hier nichts, — das thut der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt noch rührt sich das Keimchen,
Nein, es schläft und spricht euch kein Wort, und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmälig es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus, und sauget am saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte.
Nach und nach wird's größer, und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus, und streckt ein Würzelchen abwärts,
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's: neugierig möcht' es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden heraus — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau, und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich gewaltig.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wohl, bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Ei, Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Spritzelchen kommt, jetzt regnet es völlig.

Keimlein trinkt sich satt; drauf webet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um Alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Herbe Zeiten harren des Keimchens. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen, da schneit es, und weiter unten da hagelt's.
Hu! wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie wankt es und weint es!
Und der Boden ist zu, und es hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar nicht zu sehn ist?
Oder furchtet sie auch, sie erfrör'? Ach, wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund' und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprechet wohl auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren, und Brod euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch bei'm Mütterchen, hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott! Es währt nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und giebt ihm ein Küßchen.
Ach, wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach prangen die Matten mit Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Bluthe der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum;
Buschiger wird das Korn, und buschiger Weizen und Gerste,
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blattchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpfet ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel, wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halme zu Halm', und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Bluthe bei Blüth' an der zierlichen schwankenden Aehre,
Und mein Häferchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.

Käferchen kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht, und singen ihr Eia Popeia!
Und auch der Glühwurm kommt — Potz tausend! — mit dem Laternchen
Nachts um Neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen.

Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't und Kirschen gesammelt nach Pfingsten;
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten;
Späterhin hat man den Roggen gemäht und Weizen und Gerste,
Und die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat auch der Haber geblüht: voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus — was mach' ich allein hier,
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut' der Kartoffeln?"
Drauf ging die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lieschen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's Morgens und Abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune,
Und ihn gedroschen von früh um Zwei bis zu Abend um Viere;
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle,
Und ihn wieder gebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch vom jungen fleckichten Kühchen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet' Eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule; dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung und lernt hubsch, was man euch aufgiebt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebacknes Pfläumlein zum Nachtisch.

Echtermeyer.

Der Schmetterling.

Philis.

Ach, sieh' doch', Chloe! sieh', was schwebt
Dort mitten in dem Bache? Wie
Ein Blatt von einer Rose; sieh',
Es flattert auf dem Wasser, treibt
Um sich ein Heer von Wellen, die
Sich kreisend bis zum Ufer drehn!

Chloe.

Ja wunderbar! Wir müssen's nah' besehen!

Philis.

Es ist ein Schmetterling; das arme Thier
Ist in den Bach geflogen.

Chloe.

Ja gewiß
Hat der Krystall des Wassers ihn
Getauscht; er sah den Schatten von
Der schönen Iris, die ihr blaues Haupt
Vom Ufer über das Gewässer neigt,
Gleich einer Hirtin, die sich spiegelt.
Liebkosend wollt' er um sie flattern, flog
Im blinden Wahne nieder, ach, und nun,
Nun ringt er neben ihrem Schatten mit
Dem Tode

Philis.

Ach der arme Kleine!
Er soll nicht sterben! Laß uns einen Zweig
Vom Baume brechen, den ihm reichen und
Ihn her zum Ufer ziehn. Der arme Kleine!
Wie angstlich er die armen Flügel schlagt!
Und, o, wie wird er dann so fröhlich sein,
Wenn er lebendig sich am Ufer sieht! —
Verzage nicht, du schöner Schmetterling!
Verzage nicht, wir retten dich gewiß
Vom Schiffbruch! — Sieh', da hängt er schon
An einem Blatte. Schwester, nimm den Zweig! —
Ich zittre; — setz' ihn sanft am Ufer hin,
Daß seine Glieder nun der milde Strahl
Der Sonn' erquicke.

Chloe.

Ei, wie schön er ist!
Sieh', alle Farben, die der Himmel und
Die Flur des Frühlings zaubern, auf

Den kleinen Flügeln! Diese Flecken hier
Goldgelb und himmelblau und rosenroth,
Und dieser weiß' und schwarze Saum darum!
Wie Schade, wenn das kleine, schöne Thier
Ertrunken wäre!

Philis.

Sieh', der lose Schelm!
Schon hebt er seine grünlich-gold'nen Büschchen
Und guckt und flattert muthig auf, um fort
Zu fliegen.

Chloe.

Leb' dann wohl,
Du schöner Schmetterling! Flieg' hin,
Sei wieder fröhlich, und vergiß es nie,
Daß dich vom Untergang im tiefen Bach
Zwei Mädchen retteten! Verfolge nicht
Die trügerischen Schattenbilder in
Den leichten Wellen! Schweb' am Ufer nur
Um wahre Blumen, die dir süßen Duft
In schönen Kelchen bieten, wo dich nicht
Gefahr und Tod bedroht!

Philis.

Und hab' auch Dank
Für deine Warnung, kleiner Schmetterling!
Wie du, so flattert manches Mädchen
Dem eitlen Trugbild falscher Freude zu,
Und sinkt, mit allen Reizen der
Natur und Grazien geschmückt,
In der Verführung wilden Strom hinab.

Heydenreich.

Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein thönernes Bild.
„Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott!" —
„Wohlan denn! lebe!" — Es lebet: —
„Und mein sei dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!
Mein Finger hat es gebildet." —
„Und ich gab Leben dem Thon," —
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus heran.
„Mein ist's; sie hat mir genommen
Aus meinem Schooße das Kind." —
„Wohlan!" sprach Jupiter, „wartet!
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."
Saturn sprach: „Habet es Alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;
Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge!
Wird es im Leben geschenkt.
Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind:
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab." —
Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf:
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Herder.

Die Versöhnung.

Zu dem Kummer sprach die Freude:
„Böser, warum fliehst du mich?
Sieh', mein Schmeichellied, es wieget
Ja so gern in Schlummer dich.
Wunden, die dein Arm geschlagen,
Heilet spielend meine Hand;
Dennoch bleibt aus deinem Herzen
Dank und Freundlichkeit verbannt."

Und zur Freude sprach der Kummer:
„Deine Stimm' ist mir verhaßt.
Höhnest du nicht meine Klagen?
Störest mich aus meiner Rast:
Wo du nahest, muß ich weichen;
Fliehest du, holt man mich nach,
Dornenkränze da zu flechten,
Wo dein Finger Rosen brach."

Und die Liebe sprach zu beiden:
„Freunde, warum hadert ihr?
Ueberlaßt euch meiner Lehre,
Seid Geschwister, folget mir!
Auf! vergeßt die alte Fehde;
Bald vergeßt ihr sie durch mich:
Dich, o Freude, lehr' ich weinen;
Lächeln lehr' ich, Kummer, dich.

Gallisch.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Mich freut sie lange schon;

Bald dunkel und bald helle,
Wie das Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grun;
O daß ich in der Nahe
Doch ihre Farben sähe!

Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau. –

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Goethe.

Die Scheidungsbrücke.

Zwischen Zeit und Ewigkeit
Steht die Scheidungsbrücke,
Füllend mit dem Schreckensglanz
Die furchtbare Lücke.

Weißt du wohl, wie scharf und fein
Ist der Brücke Bogen?
Wie ein Schwert ist sie gezückt,
Wie ein Haar gezogen.

Soll ein Fuß des Menschen gehn
Auf der schmalen Brücke,
Wo nicht aufzufußen hat
Raum ein Fuß der Mücke!

Wer nicht fest darüber hin
Sich zu schreiten trauet,
Hoffe nicht, daß drüben ihm
Edens Wonne thauet.

Wenn der Frevler angelangt,
Steht die Brück' und funkelt,
Daß sich die Besinnung ganz
Schwindelnd ihm verdunkelt.

Ihn verwirrend tritt heran
Mit des Todes Schrecken
Das Gedächtniß seiner Schuld,
Grau'n ihm zu erwecken.

Drunten gähnt der Abgrund auf,
Und der Seele Beben
Treibet ihn, dem eignen Sturz
Selber zuzustreben.

Doch, wo ein Gerechter geht,
Schwebt um ihn Vertrauen,
Das den Abgrund ihm entrückt,
Und ihm läßt nicht grauen.

Hoffnung hebet seinen Blick,
Liebe giebt ihm Schwinge,
Glaube lächelt, daß sein Geist
Selig vorwärts dringe.

Seiner guten Werke Duft
Wird zu Goldwolkrändern,
Daß sich ihm die Brücke rings
Schmücke mit Geländern.

Auf der Brücke geht er hin,
Unter seinem Fuße
Steht sie wie aus Quaderstein,
Oder Eisenguße.

Freimund! wenn du drüber gehst,
Hüllen deine Lieder
Dich in Duft, daß du nicht siehst
In den Schwindel nieder.

Schwebend, wie der Morgenwind
Ueber Lilienbeete,
Geh, daß nicht dein Fußtritt schwer
Auf die Brucke trete.

Rückert.

Die beiden Schwestern.

Es kamen zwei Schwestern vom Himmel hernieder,
Umtönt von den Klangen entzuckender Lieder:
Die eine verherrlicht' mit himmlischem Glanz
Von leuchtenden Sternen ein strahlender Kranz;
Die andre war sanft, wie die Sitte der Hirten,
Sie trug eine Krone von Rosen und Myrthen,
Und wo sie den irdischen Boden betrat,
Bezeichneten Blumen den leuchtenden Pfad.
Sie reichten einander vertraulich die Hande,
Sie weihen den Aufgang, und krönen das Ende
Des menschlichen Daseins mit Freuden und Ruh',
Und führen ihm himmlische Genien zu.
Nur Edle vermochten sie leicht zu erkennen;
Nie ließen die himmlischen Schwestern sich trennen;
Und wo sie zu trennen die Thorheit versucht,
Da nehmen sie Beide voll Wehmuth die Flucht.
Die Eine der himmlischen Schwestern heißt Liebe,
Die Andere nennet sich Religion;
Die Menschenbrust weihen sich Beide zum Thron. —
Es folgen von ferne, mit täuschenden Kronen,
Den herrlichen Schwestern zwei böse Dämonen:
Der eine als Eigensucht schrecklich bekannt,
Und Glaubenswuth werde der andre genannt.
Sie reißen, was jene erbauten, darnieder;
Was jene vereinigten, trennten sie wieder;
Sie hassen die Wahrheit und lieben den Schein;
Wo jene entfliehen, da ziehen sie ein.
Sie hauchen in Volker die Gluth der Empörung,
Und weiden sich höllisch am Gräu'l der Zerstörung;

So sehn wir durch blühende Fluren sie ziehn.
O lasset nicht jene zwei Schwestern entfliehn!
Die machen zum Himmel das Leben hienieden:
Die Eine giebt Freuden, die Andere Frieden;
Viel lassen sie hoffen, viel lassen sie sehn,
Sie lassen durch Sterne und Blumen uns gehn.

Elisa von der Recke.

Die Lerche.

Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.

Der Morgenröthe, des Fleißes Freundin,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge,
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge
Und giebst den Ton ihm zum Morgenliede.
„Wach' auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach' auf und singe, mein Herz voll Dankes!"

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe;
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Bei'm ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

Inbrunstig schwingst du dich auf gen Himmel
Und schlupfst bescheiden zur Erde nieder;
Demuthig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
Du über Beifall und Stolz erhob'ne,
Du muntre Freundin des fruhen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

Die unermüdlich beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergottin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

Herder.

Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunklem Strauche saß
Eine rauhbehaarte Raup' und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling nieder,
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume, da trank er die würzigen Dufte.

Die Raup' erhob erstaunt vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt': „Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel dort durch die heitere Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen!" —

Der Sommervogel sang: „Getrost, mein verkleideter Bruder, nicht immer
Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer!
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben;
Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
Wirst du in den Lüften und Düften dann schweben.
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubiges Kleid."
So sang der Schmetterling. — Doch das bestaubte
Gewürm erhob den schweren Kopf und schnaubte
Den Vogel an, und ließ die scharfen Klau'n,
Gebiß und Borstenhaar ihn schau'n.
Drauf neigt' es die trägen Glieder
Zum halbzernagten Blatt hernieder.

Und Psychen-Vöglein auf goldenen Flügeln
Entschwebte zu blühenden Thälern und Hügeln.

Krummacher.

Die Schloße und die Perle.

Im blitzenden Wettergewölk geboren,
Fiel eine Schloß' in's Meer und sank
Die Tiefe hinab auf eine Perlenbank.
„O!" rief die Schloß', — „ich hielt mich für verloren;

Ihr Glänzenden, empfanget meinen Dank,
Daß ihr in eurem Schooß mir meinen Sitz erkoren —
So nehmt mich auf, ich bin, wie ihr,
Den wallenden Wogen und Stürmen entsprossen;
Drum, liebe Schwestern, gebet mir
Auch euren Glanz, als eurem Hausgenossen —
Ich bin des Himmels, ihr des Meeres Schloßen."
Die Perle sprach: „Du bist des Getoses Kind,
Wir Perlen sind
Da, wo die brandende Woge schweiget,
In tiefer Stille des Meeres erzeuget."

Krummacher.

Elisabeth's Rosen.

Kennt ihr das herrliche Weib, vom Schwarm
Der Bettler umringt — mit dem Körbchen am Arm? —
Elisabeth ist es; von Wartburgs Höh'n
Kam sie, den Durftigen beizustehn. —
Die Edelknaben und Höflinge sahn
Die Spende mit scheelen Augen an,
Und das landgrafliche Kirchenamt
War im Gebeim darüber entflammt. —
Man raunt' es hämisch dem Fursten in's Ohr,
Und stellte die Sache so wichtig vor,
Und so gehässig, als ob dabei
Das Beste des Landes gefahrdet sei. — —
Und Ludwig verbot mit hartem Sinn
Solch Mitleid der sanften Helferin,
Und rief im Zorn: „Es ziemt sich nicht,
Wenn eine Furstin mit Bettlern spricht." —
Sie unterwirft sich dem strengen Gemahl
So lange, bis laut die Bettler im Thal
Zum Felsen herauf um Hülfe schrei'n,
Da kann sie nicht länger gehorsam sein.
Sie winket verstohlen den Kammerfrau'n,
Nach einigen Schüsseln sich umzuschau'n —

Füllt schnell ihr Körbchen vom festlichen Schmaus,
Und stiehlt sich zum Pförtchen der Burg hinaus! —
Das wird von jener genäschigen Schar
Der Edelknaben einer gewahr,
Und schadenfroh läuft er zum Fürsten hin,
Und verräth die edle Gebieterin. — —
Wie Ludwig nun auf die Brücke trat,
Den Hut verschob, sich räuspert' und that,
Als schau' er behaglich das Thal entlang,
Da wurde der armen Elisabeth bang.
Sie hört des Eheherrn klirrenden Sporn,
Sein Auge scheint ihr entflammt vom Zorn;
Sie weiß vor Angst nicht, wie ihr geschehn,
Und bebt und vermag nicht weiter zu gehn.
Schnell unter der Schürze leichtes Gewand
Das Körbchen verbergend mit zitternder Hand,
Hat eben der Landgraf sie spähend entdeckt,
Und ruft voll Wuth: „Was hältst du versteckt? —
Bekenne mir's, Weib! Gewiß ist's Brod
Für Bettler, die ich zu füttern verbot!"
Sie senkte das Antlitz erröthend, und sprach:
„Sind Rosen, die ich im Burgzwinger brach." —
„Laß sehn!" — rief zornig der Eh'herr, und keck
Riß er vom Körbchen die Schurze weg —
Indeß ihren Heil'gen im stillen Gebet
Die Fürstin beklommen um Rettung fleht.
Und seht! — o Wunder! — ein schöner Strauß
Der frischesten Rosen blühte heraus. —
Der Landgraf staunet — verletzt vom Dorn,
Und Milde verjagt den gebiet'rischen Zorn. —
Er steckt ein Röschen auf seinen Hut,
Und ruft: „O Lisbeth, bleibe mir gut! —
Du bist so unschuldig, edel und rein,
Kein Engel des Himmels kann frömmer sein!" —
Drauf kußt' er den Engel mit Innigkeit,
Und gab den Höflingen diesen Bescheid:
„Wer je meine Lisbeth wieder anklagt,
Der buß' es im Kerker, wo's nimmer tagt!" — —

Elisabeth aber — allein und fern
Vom Falkenblicke des Eheherrn —
Begab sich nun freudig den Felsenhang
Hinunter, und folgt' ihrem Herzensdrang! —
Und als sie drauf zu den Bettlern kam
Und Gott vertrauend — ihr Körbchen nahm:
Da war es — vom Duft der Rosen umhüllt —
Mit kräftiger Kost bis zum Rande gefüllt.

Gerhard.

Die heilige Dorothea.

Schon bereit zu blut'gem Martertode,
Schmückt die Heil'ge sich mit Blumenketten:
Ihr Gewand durchschlingen junge Rosen,
Hyazinthen ihres Haar's Geflechte;
Purpurnelken bluhn am keuschen Busen,
— Des entfliehenden Lebens Thau zu trinken —
Einen Lilienstengel in der Rechten,
Steht sie da ein selig Traumgebild. — —
Als Theophilus von Cäsarea —
Abgesandt, ihr Urtheil zu bestät'gen —
Sie nun sah, — verschont von solchem Schmucke —
Fragt er hohnisch: „Warum Feuernelken
An der Brust, die niemals Lieb' empfunden? —
Warum all das irdisch-eitle Gleißen
An der demuthreichen Heldenjungfrau,
Die den finstern Mächten schon verfiel?" —
Tiefbekummert hört die Gottergeb'ne
Des Verstockten antheillose Rede,
Und ihr Aug' füllt eine bitt're Thräne,
Daß dem Spott das reinste Selbst erliegt! —
Doch sich schnell ermuth'gend wird sie stille,
Neigt sich sittig vor dem Todesboten,
Und sein Höhnen liebend niederschlagend,
Also die Geprüfte zu ihm spricht:

„Weißt du nicht, daß ich zum Bräut'gam gehe,
Der in Edens Thalen meiner wartet,
Mich zu trösten für des Lebens Mühen,
Für der Menschen Haß und Tücke?
Und du fragst, warum ich Blumen trage? —
Deuten äuß're Blumen doch auf inn're,
Auf verborgen im Gemuth erschloßne,
Die im Herzen hegt die fromme Magd." — —
„Thörin!" — widersprach der freche Heide —
„Thörin zwiefach, wenn auch muthgerüstet! —
Dir in's Schattenreich des nächt'gen Orkus
Sollten deine Blumenkränze folgen? —
Wo du hingehst, prangen keine Gärten,
Duften keine Paradieses Blumen —
Außer freudenlose Asphodelen,
Wo Achill's erzürnter Schatten wohnt! — —
Soll ich aber glauben, schöne Heil'ge,
Daß dein Wort auf sich'ren Säulen ruhe,
So beschwör' ich dich bei deinen Göttern:
Mir von jenseits — wo du heut' noch landest —
Irgend eine Kunde herzusenden! —
Deinem Glauben ist ja nichts unmöglich —
Berge weißt du leichtlich zu versetzen —
Drum beweis' es durch geringe That!" — —
„Ich gelob' es dir!" — so sprach die reine
Schwergeprüfte heldenhafte Jungfrau —
„Keimt dein Wunsch auch nicht aus laut'rem Grunde!
Ja, nicht Berge nur versetzt mein Glaube —
Erze schmilzt er in der Erde Tiefen,
Blumen zeitigt er im Reich der Todten;
Herzen selbst — die Haß und Hohn gehärtet,
Felsenherzen macht er thränenmild!" —
Sprach's und schritt hinaus zur Todesstätte
Sonder Klage, sonder leise Trauer,
Und ihr Haupt — das heil'ge — fiel dem Schwerte,
Und die Blumen ihres Lichtgewandes
Tranken ihres Lebens Purpurströme. —
Doch Theophilus, vom fernen Söller
— Neben Cäsarea's blut'gen Richtern —

Sah die Hohe kummerlos verbluhn. — —
Ha, welch blendend wundervolles Leuchten
Uebergluht am Abend seine Zelle? —
Ist's ein Engel aus des Himmels Thoren,
Ist's ein Genius, dem Olymp entsendet? —
Mild von Antlitz, sonnenhell von Haaren,
Steht ein Flugelknab' an seinem Lager —
Reicht ein Körbchen silberweißer Rosen
Theophil — dem Schreckergriff'nen — dar. —
„Nimm sie an aus Dorothea's Händen,"
— Sprach der Engel-Knabe — „diese Blumen,
Aufgeblüht in sel'gen Himmelsauen,
Ueberstrahlt von mildern Sonnenlichtern,
Dufte spendend, welche nie entweichen —
Farben tragend, die die Zeit nicht wandelt. —
Dorothea grüßt dich als Bekehrten!"
— So der Friedensbote — und entschwand. —
Eh' die Lichterscheinung noch zerronnen,
Lag der stolze Heid' am Marmorestrich:
„Heil'ge, hochgelobte Christengötter!"
— Rief er schluchzend — „mußt' also ich freveln,
Noch der Heldin letzten Hingang trüben? —
Ja, sie lebt in hohem ungestörten
Wohlverdienten heil'gen Gottesfrieden,
Ueber Lieb' und Haß emporgeruckt!" — —
Also hingerissen von Entzuckung,
Wie zerknirscht von namenloser Reue,
Betet er am Stamm des heil'gen Kreuzes —
Nahm die Taufe — ward ein treuer Junger,
Von sich werfend allen Sündenfrevel —
Und die Blumen, welche nie verblühen:
Hoffnung, Glaube, muthiges Ergeben,
Weihten ihn zu gleichem Märtyrthum.

Krug von Nidda.

Die Orgel.

O, sagt mir an, wer diesen Wunderbau,
Voll Stimmen alles Lebenden, erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hand beseelt,
Der tiefsten Wehmuth herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubeln, Cymbeln- und Schalmeienklang,
Mit Kriegstrompetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband.
Von leichtem Hirtenrohre stieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtsdrommet'. Es stürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen sich! —
Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen,
Erwartend, und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! Sein Donner ruft.
In sanftanwehendem, beseeltem Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm; —
Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!
Apoll erfand die Zither, Maja's Sohn
Bespannte die Lyra; Pan erfand
Die Flöte; wer war dieser mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „Wäre mir
Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben singen in des Feuers Gluth,
Das Lied der Schöpfung!"

Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond,
Und Licht und Finsterniß und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee,
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Athem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.
Sie sank,
Anbetend, nieder: „Wurd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!" —
Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bazaleels
Geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
Und Zahl in seine Hand'. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf. Das Gloria
Der Engel tönt'; einmüthig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sacrament das heilige:
„Er kommt! Gesegnet, der da kommt!" erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward ein Chor; den Bösewicht
Erschuttert' an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Klang des Zorns erklang. —
Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen — Christeneinigung.
„Wie nenn' ich," sprach sie, „den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?" — „Nenne," sprach
Der Engel, „es, was du ersehnetest,
Organ des Geistes, der in Allem schläft,

Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die vollste
Vereinigung der Andacht — Organum."

Herder.

Hans im Glücke.

Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn.
Gebe dir zu deinem Sold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke?

Ja, zufrieden! und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen;
Alle Hände bring' ich voll;
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Und er ziehet seine Straße
Rüstig, frisch und frohgesinnt.
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
Die zu steigen schon beginnt.
Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schultern gar zu sehr;
Du erliegest unter'm Golde,
Hans im Glücke!

Kommt ein Reiter ihm entgegen; –
Schimmel! ei, du muntres Thier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwünschten Klumpen hier;

So ein Reiter hat es gut,
Weiß nicht, wie das Schleppen thut;
Hatt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glucke. —

Lummel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast? —
Nichts als Gold, mein werther Ritter! —
Gold?! Und mich erdruckt die Last! —
Nimm dafur den Schimmel! — Top!
Und so reit' ich, hop hop hop!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel!
Hans im Glucke.

Hop hop hop! der dumme Teufel
Schwitzt nun unter meinem Schatz!
Hop hop! Hop hop! Sachte, Schimmel!
Pfui dich! — Plautz! ein Seitensatz,
Und er lieget da zum Spott,
Danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glucke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein magres Rind. —
Halt' den Schimmel! Halt' den Schimmel!
Schreit ihn an das Gluckskind.
Ja, es lief sehr glucklich ab!
Aber hart ist doch der Trab,
Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glucke!

Eine Kuh giebt Milch und Butter,
Der Besitzer hat's nicht schlecht. —
Wollt ihr mit den Thieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht. —
Mit den Thieren tauschen? Top!
Trabe, Bauer, hop hop hop!
Selig, überselig preist sich
Hans im Glücke.

Erst den Dienst, und dann die Bürde,
Wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser!
Nein, mein Glück ist allzugroß! —
Und im heißen Sonnenschein
Findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken,
Hans im Glücke!

Melken also. Er versucht es;
Nicht gedeiht es ganz und gar,
Weil er melken nicht gelernt hat,
Und die Kuh ein Ochse war.
Und er stößt und wehret sich:
Prr! Prr! Ruhig! Denkst du mich,
Wilde Bestie, todt zu schlagen?
Hans im Glücke. —

Und des Weges zog ein Metzger,
Der ein Schwein zur Metzig trieb:
Esel, bleibe von dem Ochsen,
Hast du deine Knochen lieb! —
Von dem Ochsen?! — Tritt zurück! —
Ist's ein Ochse? Welch ein Glück!
Ich erfahr' es noch bei Zeiten,
Hans im Glücke!

Aber ach! die Milch? die Butter?
Nun, der wird zu schlachten sein.
Aber Schweinefleisch ist besser
Und ich lobe mir das Schwein;
Schweinebraten, Rippenspeer,
Speck und Schinken; ja, noch mehr,
Frische Wurst und Metzelsuppe!
Hans im Glücke!

Dieses alles kannst du haben,
Gieb dafür den Ochsen hin!
Willst du tauschen? — Herzlich gerne!
Ja, der Handel ist Gewinn!

Auf, mein Schweinchen! Trabe du
Luſtig unſerm Dorfe zu!
Ja, die Mutter wird mich loben,
Hans im Glücke! —

Und es hat ein loſer Bube
Bei dem Handel ihn belauſcht,
Hatte gern auf gute Weiſe
Sich von ihm das Schwein ertauſcht,
Kommt daher mit einer Gans,
Schaut das Schwein an, dann den Hans:
Haſt du ſelbſt das Schwein geſtohlen,
Hans im Glücke? —

Schwein geſtohlen?! — Wie denn anders!
Ja, das iſt geſtohlnes Gut.
Sei du mir im nächſten Dorfe
Vor dem Schulzen auf der Hut!
Auf der Inquiſitenbank
Dort im Amthaus... — Gott ſei Dank!
Das erfahr' ich noch bei Zeiten,
Hans im Glücke! —

Nun, dir wäre ſchon zu helfen,
Mach' ich doch mir nichts daraus.
Gieb das Schwein und nimm den Vogel!
Ich gehöre hier zu Haus,
Weiß die Schliche durch den Wald;
Man ertappt mich nicht ſo bald. —
Ei! Schon wieder außer Sorgen,
Hans im Glücke!

Freuen wird ſich doch die Mutter;
Eine Gans iſt gar kein Hund,
Und nach gutem Gänſebraten
Wäſſert lange mir der Mund.
Und das edle Gänſefett!
Und die Daunen für das Bett!
Ei, wie wirſt du darauf ſchlafen,
Hans im Glücke!

Nicht das Beste zu vergessen,
Auch der Federkiele viel!
Nichts ist mächtiger auf Erden,
Als ein solcher Gänsekiel,
Wenn der Cantor Wahres spricht;
Aber schreiben kannst du nicht;
Hättest schreiben du gelernt,
Hans im Glücke! —

Und ein lust'ger Scherenschleifer
Kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren,
Rieb die Hände sich und sang:
Geld im Sack und nimmer Noth!
Meine Kunst ist sichres Brod. —
Könnt' ich diese Kunst, so wär' ich
Hans im Glücke!

Kerl, wo hast du diese Gans her? —
Hab' getauscht sie für mein Schwein. —
Und dein Schwein? — Für meinen Ochsen. —
Diesen? — Für den Schimmel mein. —
Und den Schimmel? — Für mein Gold. —
Gold?! — Ja, meiner Dienste Sold. —
Blitz! Du hast dich stets gebessert,
Hans im Glücke!

Aber Eins mußt du bedenken:
Eine Gans ist bald verzehrt.
Mußt auf eine Kunst dich legen,
Die ein sichres Brod gewährt. —
Meister, ja, das mein' ich auch;
Lehrt mich Scherenschleifer-Brauch!
Bin ich Scherenschleifer, bin ich
Hans im Glücke.

Willst dafür die Gans mir geben? —
Ja! Es lohnet wohl der Kauf. —
Zwei der Steine, die da lagen,
Hebt der Schalk vom Boden auf,

Wohlgerundet, glatt und rein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
Wirst ein tucht'ger Scherenschleifer,
Hans im Glücke!

Her die Gans, und nimm die Steine!
Trage sie im Arme, so!
Auf dem klopfst du, auf dem schleifst du,
Und das ist das A und O.
Geld im Sack und nimmer Noth!
Deine Kunst ist sichres Brod;
Alles Andre wird sich finden,
Hans im Glücke!

Und er nimmt mit Gans und Karren
Schnell den nächsten Seitensteg.
Hans mit seinen Steinen ziehet
Jubilirend seinen Weg:
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Aber späte war's geworden,
Fern das Dorf, und Essenszeit,
Nichts gegessen, nichts getrunken,
Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer,
Druckten, wie das Gold, auch sehr:
Holte die der Kuckuck, wär' ich
Hans im Glücke! —

Dort am Brunnen will er trinken,
Setzt, wie ein bedächt'ger Mann,
Auf den Rand die Steine nieder,
Schaut sich um und stößt daran.
Plump! sie liegen in dem Grund,
Und er lacht den Bauch sich rund:
Auch der Wunsch ist eingetroffen,
Hans im Glücke!

Zu der Mutter! ruft er freudig,
Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! Sollst dich freuen!
Bringe Glückesüberfluß.
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glucke!

Chamisso.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
Aus dem Schachte zu Falun,
Dem einst Gott im Schattenreiche
Unverletzt vergönnt zu ruhn?

Nicht der Nachwelt Thränen weckte
Dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den Treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergessenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmer
Mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz.

Bis nach mehr als sechzig Jahren
Viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann schlief.

Doch wie rein und aufgehoben
Ruht im Erdenschooß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
Durch der Menschen Hände rollt:

So im Schooß metallner Klüfte
Schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
Unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun an's Licht gezogen
Blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
Vor des Volkes Augen lag,

Fragen staunend alle Blicke,
Wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge sich und schaut —
Ja! er ist's, der Heißgeliebte!
Und sie ist des Jünglings Braut!

„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!"
Sprach's, und schlief zum bessern Leben
An des Jünglings Busen ein.

Trinius.

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.

Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer'
Funfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
Und that nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als wurd' ihm mitten

Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang':
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Uhland.

Der Negerknabe in der Sahara.

An des breiten Nigers Wogen
Spielt' ich sorglos ohne Harm;
Aber plötzlich hergezogen
Kam ein wilder Rauberschwarm:
Flammend sank die Hütte nieder,
Blutend lag der Vater da,
Meine Mutter, meine Brüder
Nimmermehr ich wieder sah. —
Muß die Herde einsam weiden,
Wo ich fremd gefangen bin;
Langsam ziehn in gleichen Leiden
Mit mir Tag' und Jahre hin.
Trauernd blick' ich nach dem Süden,
Nach der weiten Wüste Rand,
Ach, auf immerdar geschieden
Vom geliebten Vaterland!

Volkmar.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wuchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab verfehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Platen.

Attila vor Augsburg.

Es zieht eine schwarze Wolke
Gen Augsburg gewitterschwer;
Es zieht mit seinem Volke
Der Hunnenkönig her.

Die Länder weinen und bluten,
Und sind von Angst bewegt,
Weil sie mit Flammenruthen
Die „Geißel Gottes" schlägt.

Viel' Städte sind gefallen,
Gesunken in Schutt und Graus;
Zerstörung drohet allen
Der Donnerwolke Gebraus.

Wie hat Aemona gestanden,
Der Städte blüh'nde Zier!
Und kaum ist noch vorhanden
Des Namens Schall von ihr.

Vor Augsburg zieht der Schrecke
Des göttlichen Zorns so wild,
Herbraust er über die Berge,
Dumpf zittert das Gefild.

Es rauscht vieltausendtönig
Der Krieger Schlachtruf auf,
Da hemmt den Hunnenkönig
Der Lech im Siegeslauf.

Er will den Strom durchreiten,
Der rasch vorüberschoß,
Da nahet sich vom Weiten
Ein Weib auf dunkelm Roß.

Und hinein in des Stromes Toben
Der König sie reiten sah,
Und warnend die Hand erhoben,
Ruft sie: „Retro, Attila!"

So dreimal das Gleiche tönend
Die düstre Warnerin ruft,
Dann, wie den König verhöhnend,
Zerfließt ihr Bild wie Duft.

Und sinnend lenkt der Starke
Sein zitterndes Roß hinweg,
Erschüttert im tiefsten Marke,
Und ritt nicht über den Lech.

Bechstein.

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein:
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstuckchen warf er dreimal in's Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet, und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land:
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht:
Ich saß in meinem Korbe, und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
'Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!"
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich dann mit Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n:
Mir war's, als thät sein Auge hinab in's Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

Müller.

Die Mainottin.

Ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt,
Ich habe sieben Söhnen das heil'ge Schwert gereicht,
Das Schwert für unsern Glauben, für Freiheit, Ehr' und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen ist keiner mehr ein Knecht!
Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth:
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut!
Und als sie von mir schieden, das Herz ward mir nicht schwer,
Ich sprach: „Frei kehrt ihr wieder, frei, oder nimmermehr!"
Ihr Mütter der Mainotten, kommt, laßt uns suchen gehn,
Ob nicht von Sparta's Trümmern wir eine Spur erspähn!
Da wollen wir Steine sammeln, für unsere Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den ersten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für seiner Mutter Herd!

Müller.

Die Mutter der Gracchen.

Heil, Heil dem Weib, das seine Zierde
Nicht fremden Zonen stiehlt,
Und, wie Cornelia, die Würde
Des Muttertitels führt!

Einst gab ein fremdes Frauenzimmer
Ihr einen Staatsbesuch;
Ihr ganzer Leib war lauter Schimmer
Und lauter Wohlgeruch.

Die Nymphe schwatzt von Putz und Kleide,
So pflegt es noch zu gehn,
Und endlich wünscht sie das Geschmeide
Der Römerin zu sehn.

Cornelia winkt ihren Söhnen,
Und als sie sich genaht,
So sprach sie zu der eitlen Schönen:
„Hier, diese sind mein Staat!“

Wie manche Dame wird hier lachen —
Auch du, Geliebte? — Nein!
Nein! die Gebärerin der Gracchen
Wird stets dein Vorbild sein.

Pfeffel.

Unstern.

Unstern, diesem guten Jungen,
Hat es seltsam sich geschickt,
Manches wär' ihm fast gelungen,
Manches wär' ihm schier geglückt.
Alle Glückessternʼ im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Fruher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner so von Muth erglüht:
Nur als schon in wilden Wogen
Seine Schar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne schwang.

Nahʼ ist Unsterns Hochzeitfeier,
Hold und sittig glüht die Braut;
Siehʼ! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Aeltern baß erbaut.

Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unstern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hatte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerschellt.
Glücklich war er selbst entschwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte schon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und versank.

In den Himmel, sonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen sein,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Just ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es sei die Seele,
Die er eben holen soll,
Packt den Unstern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erscheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den schwarzen Bengel
In die tiefste Höllenkluft,
Schwebt der gold'nen Himmelsferne
Mit dem armen Unstern zu,
Ueber gut' und böse Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh'.

Uhland.

Der Riese von Marbach.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?

Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide;
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen;
Mars oder Bacchus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Mährchen war's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieser Stund'

Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar am Leibe;
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heldenstamm
Ein junges Reis noch treibe.

Und als er groß gewachsen war,
Da sang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Arg's und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenspiel,
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.

Auf einmal ward er stiller jetzt,
Begann ein ernstes Dichten;
Er las, in fremdes Land versetzt,
Tiefsinnige Geschichten:
Doch ward in des Gedankens Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiste drauf in's span'sche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon gesungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hatt' er noch nicht empfunden.

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen,

Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht' ihm nicht genügen;
Es saß der edle Riesengeist
In sich gekehret als verwaist,
Und seine Lieder schwiegen.

Da plötzlich, sieh'! erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.
Es zieht vor uns sein Wallenstein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß er das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben;
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze steht
Die Frankenjungfrau, fromm erhöht,
Bei allen Himmelserben.

Und ach da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen;
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen!
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathsort,
Aus dem die Riesen sprossen.

Schwab.

Des Fischers Haus.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth sich's beschaut,
Als spräch' es: Wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Bluthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grunen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Aufsteiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluthen.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!"
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer, mit frohem Behagen
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund,
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe bei'm Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Fluth
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Schwab.

Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, truber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tont aus ihrem Munde,
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet seela in favilla.

Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Bei'm Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
„Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles fuhrt er fort von hier:
Dies irae, dies illa
Solvet seela in favilla."

Und er sprach's und war verschieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden;
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nach der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr';
Andrer Noth sie nie gehärmet;
Keinem greiser ward das Haar.
Luft'ge Bruder! habt nicht Zweifel:
„Eine Mähr' ist Gott und Teufel."

Einst als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd sie vom Schmaus.
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.

„Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!"
Schreien sie aus Satans Munde.

Stürzen die verruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat sie getroffen;
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Kerner.

Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und schlummert' in süßer Ruh';
Die zartliche Mutter hullt' es warm,
Und wiegt' es, und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

Zur Speise hast du ein hartes Brod,
Das ein Andrer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Larmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glanzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum;
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigenthum.

Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Bei'm ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

„Weib, bist du rasend?" zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer."

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt!
O, so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O, würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Sturme ziehn,
Und brullender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze gluhn.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fußlos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

Egon Ebert.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee,
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee:
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spurt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich sprach', aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!“
Da recket die Magd die Arm' in die Hoh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe, bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zurnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mahr';
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mutter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod, und iß vom Fisch!“
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Schwab.

Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grunen, die Garten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß:
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jungt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild." —

„Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt." —

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das Niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort;
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt,
Viel lieber mocht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rucken: „Ich thu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sanftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fahrden und in Nothen zeigt erst das Volk sich ächt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedachtnißmal;
Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stuck davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jungen kann.

Uhland.

Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbruderschaft,
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh',
Schon krähen jetzt die Hahne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm:
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thurmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!"

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man gluh'nde Pfeile, wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kranze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugefuhrt,
Von all den ruff'gen Bauern wird emsig nachgeschurt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit luff'gem Prasseln der Thurme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelassen, so hat's der Graf beliebt,
Dort hort man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort sturzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's heruber, als wie in's Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zahlen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen fur den Besuch im Bad;
Nur Einen miff' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad'!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es — das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

Uhland.

Graf Eberhard's Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästina's Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald,
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht,
Und über Meeres Fluth.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt',
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt'.

Der Graf getreu und gut
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt'
Ihn an die alte Zeit,
Und an das ferne Land.

Uhland.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach.

Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach funfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
Da fand ich keine Spur der Stadt.
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei;
Die Herde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: Wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das Eine wachst, wenn das Andere dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach funfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Fischer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.
Und aber nach funfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei;
Er fällte mit der Art einen Baum.
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.
Und aber nach funfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien, und hörten nicht mein Wort:

So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort! —
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Rückert.

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen;
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin."

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch Einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht."

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre,
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist Alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;

Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen!"
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Schiller.

Die Kraniche des Ibycus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Gottesfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder.
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;

Ganz Griechenland ergreift der Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von Fern und Nah',
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,

Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie, —

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!

Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflugelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flucht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt uber'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe war'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knauel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und uber dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichtem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibycus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Schiller.

Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute Vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg

Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rosselein stieg,
Da fand er sein Schlosselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

„Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht!
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle!"

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Broselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergeberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermudeten Grafen,
Der, schläft er nicht, mocht' er doch schlafen.

„Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut." —
Der Graf, im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;

Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und führt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken, so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Göthe.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geisteskräfte
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

Seht, er läuft zum Ufer nieder!
Wahrlich! ist schon an dem Flusse!
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.

Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,

Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Göthe.

Biton und Kleobis.

Herrlich ist das Fest bereitet,
Bald nun sich der Zug bewegt
Und zum stolzen Hügel schreitet,
Welcher Here's Tempel trägt,
Wo die Königin der Himmel
Wohnt im prächtigsten Gebäu;
Und es drängt sich das Gewimmel
Zu dem Feste froh herbei.

Flöten schallen, Leiern tönen,
Hymnen singt die fromme Schar,
Argos zarte Mädchen krönen
Sich das goldgelockte Haar;
Weihgefäße sieht man tragen,
Blumen streuen auf die Bahn,
Und der Krieger Speere ragen,
Dicht gedrängt, dem Zug voran.

In den gold'nen Wagen steiget
Argia, die Priesterin,
Und vor ihrer Würde neiget
Sich das Volk zur Erde hin,
Sie vor allen hochgeehret;
Denn so lang' als am Altar
Ihr der Opferdienst gehöret,
Mißt das Volk nach ihm sein Jahr.

Aber vor dem Wagen fehlet
Noch der Stiere Viergespann,
Sorgsam aus der Herd' erwählet,
Daß kein Fehl sie schänden kann.
Kehrten sie vom Feld nicht wieder?
Irren sie im Wald herum?
Warf ein Unfall sie danieder?
Alles harret lang' und stumm.

Und es wogt bestürzt die Menge,
Gleich dem sturmbewegten Meer.
Sieh! da stürzen durch's Gedränge
Biton und Kleobis her,
Eilen zu der Mutter Wagen
Mit dem flugelschnellen Lauf,
Selbst der Stiere Joch zu tragen
Zu dem Tempel hoch hinauf.

„Mutter, unsre Bitte kröne!"
Also flehn sie auf den Knie'n,
„Laß durch deine treuen Söhne
Dich hinauf zum Tempel ziehn!"
Und nicht kann's die Mutter wehren,
Vorwärts schon der Wagen schwebt,
Während man mit hohen Ehren
Frommer Sohne That erhebt.

Unermüdet sind die Brüder
In der froherkohrnen Pflicht,
Kindesliebe stärkt die Glieder,
Ihre Kraft ermudet nicht;
Und so ziehen sie den Wagen,
Bis wo hoch, wie Riesen stehn,
Here's Tempelsäulen ragen,
Funf und vierzig Stadien.

Da beginnt des Festes Weihe,
Argos sah es schöner nie!
Durch der Priesterbilder Reihe
Zu der Halle schreiten sie.
Prangend stehn die Charitinnen
Dort in voller Lieblichkeit,
Und die Schilder hangen drinnen,
Die manch frommer Held geweiht.

Aber dort, in heil'ger Zelle,
Thront die Himmelskönigin;

Ehrfurcht ruhet auf der Schwelle,
Ahnungsschauer leiten hin;
Denn das Höchste hat vollendet
Hier der kühne Polyklet,
Hat der Göttlichen gespendet
Himmelshuld und Majestät.

In erhab'ner, reiner Schöne
Thront die Herrscherin der Welt,
Wie den Zeus einst in Athene
Phidias hat aufgestellt;
Hebe, jugendauserkohren,
Strahlet neben ihr voll Glanz,
Und die Grazien und Horen
Stehn in ihrem gold'nen Kranz.

In der Hand das Zepter haltend,
Das der Vogel deutend schmückt,
Zeiget sie, daß mächtig waltend
Erd' und Himmel sie beglückt;
Und mit schöner Deutung lachet
Der Granate gold'nes Rund
In der andern Hand, und machet
Herrliche Bestimmung kund.

Und es schlingt die üpp'gen Ranken
Um der Göttin Thron der Wein,
Unten liegen Haut und Branken
Von Lyäos starken Leu'n,
Ihre Hoheit zu bezeigen,
Welche Uranos verlieh,
Daß selbst Götterfeinde beugen
Vor der Herrlichen das Knie. —

Als die Feier nun vollendet
Und die Beter weiter gehn,
Ruft, zur Göttin noch gewendet,
Argia mit heißem Flehn:

„Mutter, o, du sahst der Söhne
Edlen, frommen Kindesmuth;
Kröne, Göttliche, o kröne
Sie mit deinem höchsten Gut!"

Und die Königin der Himmel
Scheint Erhörung zu verleihn. —
Es verliert sich das Gewimmel,
Und die stille Nacht bricht ein;
Da zum Götterbild noch wallen
Biton und Kleobis spat,
Treten in des Tempels Hallen,
Sinken still hin zum Gebet.

Freudig geht am andern Morgen
Argia zur Göttin hin.
Ihre Söhne sind geborgen;
Denn es flehte Muttersinn.
Und als in die heil'ge Schwelle
Sie nun tritt mit hoher Lust,
Ruhn die Sohn' an selber Stelle,
Arm in Arm, und Brust an Brust.

Wo sie betend sanken nieder,
Sanken sie in Here's Schooß,
Und erwachten hier nicht wieder;
Also war ihr schönstes Loos.
Aber die Argiver stellten
Bilder auf in Delphi's Hain,
Ewig That und Tod, so selten,
Der Erinnerung zu weihn.

Th. Hell.

Hektor und Andromache.

„Ach, wer weiß, ob ich wieder zurück zu den Meinigen kehre,
Oder mich jetzt durch die Hände der Danaer tilgen die Götter!"

Also sprach, und enteilte der helmumflatterte Hektor,
Bald erreicht' er darauf die wohlgebaucte Wohnung.
Doch nicht fand er die schöne Andromache dort in den Kammern;
Sondern zugleich mit dem Kind und der Dienerin, schönes Gewandes,
Stand sie annoch auf dem Thurm, und jammerte, seufzend und weinend.
Als nun Hektor daheim nicht fand die untadlige Gattin,
Trat er zur Schwelle hinan und rief den Mägden des Hauses:
„Auf wohlan, ihr Mägde, verkundiget schnell mir die Wahrheit:
Wohin ging die schöne Andromache aus dem Gemache?
Ob sie zu Schwestern des Manns, ob zu stattlichen Frauen der Schwäger,
Oder zum Hause Athene's enteilte, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die schreckliche Göttin versöhnen?"
Ihm antwortete drauf die emsige Schaffnerin also:
„Hektor, weil du gebeutst, die Wahrheit dir zu verkünden:
Nicht zu Schwestern des Manns, noch zu stattlichen Frauen der Schwäger,
Oder zum Hauf' Athene's enteilte sie, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die schreckliche Göttin versöhnen;
Sondern den Thurm erstieg sie von Ilios, weil sie gehöret,
Daß Noth leiden die Troer, und Obmacht sei den Achaiern.
Eben geht sie hinaus mit eilendem Schritte zur Mauer,
Einer Rasenden gleich; und die Wärterin trägt ihr das Kind nach."
Also sprach zu Hektor die Schaffnerin; schnell aus der Wohnung
Eilt er den Weg zuruck durch die wohlbebaueten Gassen.
Als er das skäische Thor, die gewaltige Feste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn fuhrte der Weg in's Gefilde,
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilendes Laufes
Gegen ihn her, des edlen Eetion blühende Tochter:
Denn Eetion wohnt' am waldigen Hange des Plakos,
In der plakischen Thebe, Kilikia's Männer beherrschend,
Und er vermählte die Tochter dem erzumschimmerten Hektor.
Diese begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch unmündige Knäblein,
Hektor's einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die Andern
Nannten Astyanax ihn, denn allein schirmt' Ilios Hektor.
Siehe, mit Lächeln blickte der Vater still auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand, und redete, also beginnend:

„Seltsamer Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein des elenden Weibes,
Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit Macht anstürmend! Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Ist kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern Weh! und ich habe nicht Vater noch liebende Mutter!
Meinen Vater erschlug ja der göttliche Streiter Achilleus,
Und verheerte die Stadt, die kilikische Männer bevölkert,
Thebe mit ragendem Thor: den Eetion selber erschlug er,
Doch nicht nahm er die Waffen; denn grauenvoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künstlichen Waffengeschmeide,
Hoch dann hauft' er ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, des Aegiserschütterers Tochter.
Sieben waren der Brüder mir dort in unserer Wohnung;
Diese wandelten all' am selbigen Tage zum Aïs;
Denn sie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,
Bei weißwolligen Schafen und schwerhinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürstin am waldigen Hange des Plakos,
Führet' er zwar hieher mit anderer Beute des Krieges;
Doch befreit' er sie wieder, und nahm unendliche Lösung:
Aber im Vaterpalast erlegte sie Artemis Bogen.
Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleib allhier auf dem Thurme!
Mache nicht zur Waise das Kind, und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; denn dort ist
Leichter die Stadt zu ersteigen, und frei die Mauer dem Angriff.
Dreimal haben ja dort es versucht die tapfersten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hohen Idomeneus strebend,
Auch um des Atreus Söhn' und den starken Held Diomedes:
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweissagt,
Oder auch selbst ihr Herz aus eigener Regung sie antrieb."

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
„Mich auch härmt das Alles, o Trauteste; aber ich scheue
Troja's Männer zu sehr, und die saumnachschleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, biederes Muthes
Immer zu sein, und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,

Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen.
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nahe der Troer künftiges Elend,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, so viel und so tapfer,
All' in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet:
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webst für die Herrscherin, oder auch mühsam
Wasser trägst aus dem Quell Hypereia oder Messeïs,
Sehr unwilliges Muths; doch hart belastet der Zwang dich!
Künftig sagt dann Einer, die Thränenvergießende schauend:
Hektor's Weib war diese, des tapfersten Helden im Volke
Rossebezähmender Troer, da Ilios Stadt sie umkämpften!
Also redet man einst; und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermissen, der Abwehr böte der Knechtschaft!
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Eh' ich von deinem Geschrei anhör', und deiner Entführung!"

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legte dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Laut dann flehet' er also dem Zeus und den anderen Göttern:

„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feindes; dann freue sich herzlich die Mutter!"

Also sprach er, und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn; und sie drückt' ihn an ihren duftenden Busen,

Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend:
„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen Einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, die Ilios Feste bewohnen."
Dieses gesagt, erhob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim ging die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt, und herzliche Thranen vergießend.
Bald erreichte sie nun des männervertilgenden Hektors
Wohlgebauete Wohnung, und fand die Magd' in der Kammer,
Viel an der Zahl; und Allen erregte sie Gram und Betrübniß.
Lebend noch ward Hektor betrauert in seinem Palaste;
Denn sie glaubten gewiß, er kehre nie aus der Feldschlacht
Wieder heim, der Achaier gewaltigen Händen entrinnend.

Voß, nach Homer.

Philemon und Baucis.

Wanderer, fern wohl kamst du in Phrygien, daß du des Tempels
Ruhm noch nimmer gehört und die heilige Wundergeschichte.
Setze dich hier, — denn du scheinst, kraftlos von der Hitze des Weges,
Nicht viel weiter zu können, bevor einbreche der Abend, —
Hier auf schwellendes Moos, und begnüge dich, daß dir ein Kuhhirt
Von einfaltigem Sinn es verkundige. Jeglichen Neumond
Opfert der Priester im Hain, und erzählt dem Volke das Wunder.
Dieser See, wie er sagt, war einst die fruchtbarste Gegend
Phrygiens, reich an Herden, und reich an mancherlei Feldfrucht,
Reich an Oel und Wein und Honige; jetzt, wie du schauest,
Treibt nur Kibitz und Taucher sein Werk, und der fischende Reiher
Auf weitsumpfiger Flur, und der einsame Nachen des Anglers.
Woher, fragt dein Gesicht, die Verwandelung? Höre die Antwort.

Jupiter wandelte hier und Merkur in sterblicher Bildung,
Daß sie den Uebermuth und die Frömmigkeit jenes Geschlechtes
Prüfeten; denn nicht Opfer, nur Handlungen ehren die Gottheit.
Müden Fremdlingen gleich, begrüßten sie jeglichen Landhof,
Der die gesegnete Flur durchschimmerte, flehend um Brosam,
Oder um kühlende Milch, und ein Obdach gegen den Nachtsturm:
Aber bei allen umsonst. Hier hemmeten Schlosser und Riegel,
Dort ein geiziger Vogt; dort schmähte der Wirth aus dem Fenster,
Oder die Magd, und drohte den Hund von der Kette zu lösen.
Schon am Ende der Flur, im Beginn aufstarrender Hügel,
Sahn sie ein niedriges Häuschen, gedeckt mit Halmen und Schilfrohr,
Vorn von Bäumen umgrünt, wo der Greis Philemon und Baucis
Wohnte, sein redliches Weib, gleichaltrig, gleicher Gesinnung.
Hier durchlebeten beide die blühenden Tage der Jugend,
Hier auch naheten beide dem sanftauflösenden Alter,
Weder mit Wunsch des Todes noch Furcht, nein ruhig erwartend
Ihr vollendetes Ziel. Mit Wenigem lebten sie sparsam,
Fleißig und immer vergnügt, in unverläugneter Armuth.
Kinder fehlten allein den Glücklichen; aber sie trugen
Demuthsvoll, was der Rath allgütiger Götter verhänget.
Fragen durft' auch Keiner nach Herrschaft oder Gesinde;
Zwei war das sämmtliche Haus, und statt des Befehls und Gehorsams
Galt nur liebender Wunsch und nicht theillose Vollendung.
Als der Donnerer nun die winzige Hutte betrachtet,
Und sich gefreut, wie vom Anger die wiederkäuende Kuh ihn
Anschnob, ruhig gestreckt, und ein Zickelchen oben vom Felsen
Ihn neugierig erforscht', als fordert' es laubiges Reisig;
Jetzo trat er gebuckt mit dem Sohn in das niedrige Pförtlein.
Freundlich erhob sich der Greis, und warf das Geflecht aus den Händen,
Welches der Bienenjugend er wölbete, und sie begrüßend
Bot er dem älteren Gaste den eigenen Sessel zum Ausruhn,
Während die Frau, mit der Spindel beschäftiget, gerne dem jüngern
Auswich, und ihr Stühlchen mit grobem Gewebe ihm bedeckte.
Sie nun trat an den Herd, und die glimmende Asche zerwühlend,
Weckte sie gestriges Feuer, und legt' um den rauchenden Löschbrand
Säuberlich trockenes Laub und harzigen Kien und gedörrte
Tannenrind', und blies es mit keuchendem Athem in Flammen,
Stieg dann die Leiter empor und nahm des gesammelten Reisigs,
Knickt' es entzwei, und umhäufte das Kesselchen über dem Dreifuß,

Sammt dem irdenen Topfe, der hohl auf Ziegel gestellt war,
Reinlich beid', und gefullt mit dem sprudelnden Borne des Felsens.
Emsig rupfte sie jetzo des Kohls braungrunliche Blatter,
Kraus und zart, die der Mann im triebsamen Garten gesammelt,
Spulte sie aber und aber, und schuttete dann in den Kessel.
Jener indeß hob schwer den geraucherten Rucken des Schweines
Mit zweizackiger Gaffel herab von der rußigen Latte,
Und nachdem er sein Messer auf sandiger Schwelle gewetzet,
Schnitt er mit armlicher Mild' ein Stuck vom lange geschonten
Schulterspeck auswählend, und warf's in den brodelnden Kessel.
Bei dem Geschafte verkurzten der freundliche Wirth und die Wirthin
Jenen die Zeit mit Gespräch und Erzahlungen traulichen Inhalts,
Ihn' erst Wer? und Woher? die ermudeten Gaste zu fragen:
Von des geerbten Grundes Ertrag', und den uppigen Nachbarn;
Auch von der einzigen Kuh und dem Zickelchen; auch wie der Maulwurf
Heuer im Garten gehaust, und die Raup' und der schadliche Erdfloh;
Dann wie die stechende Sonn' und die streifigen Wolken am Himmel
Sicherlich Regen und Sturm andeuten, nach der Erfahrung.
Hort ihr den Laubfrosch quaken, ihr Fremdlinge? sagete Baucis;
Seid ihr klug, so verweilet, wie ernst auch euer Geschäft ist,
Hier im Trocknen die Nacht, und nehmet vorlieb, was ihr findet!

Neben dem Herd auch hing mit dem Oehr' am holzernen Nagel
Eine buchene Wanne, so blank von der Alten gescheuert,
Wie die Gerathe der Milch; denn Reinlichkeit lag ihr am Herzen.
Diese tragt sie nunmehr vor die Fremdlinge, gießet des Topfes
Siedendes Wasser hinein, auf Ehrenpreis und Kamillen;
Mengt dann Kuhlung der Quelle zum dampfenden, oft mit dem Finger
Prufend das laue Gemisch; und die seligen Geber des Guten
Senken die Fuß' entsohlt in des lieblichen Bades Erfrischung.

Drinnen im Kämmerlein hatte der Greis zum Lager des Mittags
Weich ein Polster gestopft mit fedrichten Kolben des Teichschilfs,
Ueber dem weid'nen Gestell, das er selbst im Winter geflochten.
Dieses umhullen sie nun mit Teppichen, die sie gewöhnlich
Nur zum festlichen Mahl ausbreiteten; aber auch diese
Waren schlecht und veraltet, der weidenen Flechte nicht unwerth.
Hierauf ruhn die Götter, Philemon's Bitte gewährend.
Zitternd tragt nun Baucis den Ahorntisch aus dem Winkel;
Aber der Tisch, wie sehr sie ihn stellt' auf dem höckrichten Estrich,
Wackelte; unter den Fuß, der zu kurz war, steckt sie ein Scherblein.

Jetzo schmückt sie die Tafel mit duftenden Blumen und Kräutern
Im vielfarbigen Korb, mit Herbstnarzissen und Krokus,
Aster und Nelk' und Viol', auch Majoran und Lavendel;
Setzt dann Oliven darauf und eingemachte Kornellen,
Rettige, und den Salat von Endivien, Reize des Hungers,
Weichen Käs' und Eier, in gluhender Asche gewendet:
Alles auf ird'nem Geschirr, und ein zierliches Korbchen voll Brodes,
Locker und frisch. Auch bringet der Greis den kunstlich geformten
Alten Familienkrug, mit jahrigem Moste gefullet,
Und drei buchene Becher, zu festlichem Schmaus in der Kiste
Aufbewahrt (denn er selbst und Baucis tranken gemeinsam),
Bunt geschnitzt, und die Höhlung mit gelbem Wachse gefirnißt.
Aber die emsige Baucis entfernte sich oft aus der Kammer,
Und besorgte den Herd hausmutterlich, schurend das Feuer,
Oder den Kohl aufregend, daß nicht anbrennte die Speise,
Auch zur Wurz' einmischend Kastanien. Als sie anjetzo
Blasend aus heißer Kell' ihn kostete, fand sie ihn völlig
Gar, und hob ihn vom Feuer, und trug in dampfender Schüssel
Ihn zu den Gasten hinein, und nöthigte. Fröhliches Muthes
Langten die Himmlischen zu, und ruhmten das köstliche Gastmahl.
Als nun jene das Herz mit kraftiger Speise gesattigt,
Bringt die geschäftige Baucis den wohlgeordneten Nachtisch.
Lieblich prangt in Korben die Haselnuß und die Wallnuß,
Lieblich der Mandelkern, auch die suße Feig' und Granate,
Purpurtrauben zu gold'nen gesellt, auf geringeltem Weinlaub,
Eine Melon' und Pflaumen, mit zarter Blaue beduftet,
Birnen, saftig und gelb, und rothgesprenkelte Aepfel.
Mitten steht ein Teller mit würzigem Scheibenhonig,
Der aus weißem Gewirk hervorquillt. Aber vor Allem
Dienet das Mahl zu erfreuen des oft ermahnenden Paares
Heiteres Aug' und Herz, nicht karg mittheilend noch ungern.
Jetzo bemerket der Greis, daß, wie oft er den Fremdlingen einschenkt,
Doch nicht schwindet der Wein, und der Krug sich immer von Neuem
Selbst anfullt; auch dünkt ihn, der Wein sei besser, denn anfangs.
Staunend sagt er das Wunder der neben ihm sitzenden Gattin
Leis' in's Ohr; auch bemerkte sie selbst; mit erschrockenem Antlitz
Heben sie bleich und zitternd die Hand', und flehn zu den Gasten:
Seid uns gnadig, ihr Gotter! verzeiht der armen Bewirthung!
Flehn's, und springen empor, die einzige Gans, die das Hauschen

Nachtlich vor Dieben bewacht, den himmlischen Göttern zu opfern.
Aber es flattert die schreiende Gans mit erhobenem Fittig
Weit vor den Alten voraus, die schwer arbeitend und langsam
Wanken, die Arme gestreckt; und scheu in die Winkel entflieht sie.
Endlich ereilt sie den Sitz der Unsterblichen; jene verbieten
Ihren Tod, und der Vater beginnt mit freundlicher Hoheit:
Wir sind Götter, und kommen, Gericht zu halten des Todes
Ueber die schwelgende Rotte der Frevler. Aber damit nicht
Ihr Unschuldige sterbt mit den Schuldigen, rettet euch eilend
Dort auf das hohe Gebirg, und entflieht aus dem Thal des Verderbens!
Ruft's, und geht mit dem Sohne voran; ihm folgen die Alten,
Zitterndes Knie's, auf Stabe gestützt den wankenden Fußtritt,
So die Hügel hinan, und des Bergs pfadlose Verwildrung
Klimmen sie bang' aufseufzend. Doch jetzt nicht weiter vom Gipfel
Mehr entfernt, als flieget der Pfeil von des Jünglings Bogen,
Horen sie Sturm und Geheul und den Hall dumpfkrachender Donner
Unten im Thal, und ein Brausen, wie hoch aufbrandender Wasser.
Angstvoll wenden die Alten den Blick, und schau'n voll Entsetzens
Ringsum Flur und Hauser versenkt in die steigende Sündfluth,
Die am Gebirg' aufschaumt' und dort mit zerfallenden Trümmern
Strudelte, dort wehklagendes Vieh, dort Menschen umhertrug,
Mutter und Greis' und Mädchen, um Baume geschmiegt, in Verzweiflung
Ihre Hutte nur steht auf grun hinschlangelndem Vorland',
Einsam von Wogen umrauscht, mit friedlich dampfendem Strohdach.
Aber indem sie erstaunt und der Nachbarn Schicksal bejammernd
Hinschau'n, wandelt die Hutte zum Tempel sich; Säulen von Marmor
Tragen das goldene Dach, und ruhn auf marmornen Stufen.
Betend streckt Philemon die Händ', und die zitternde Baucis.
Aber Jupiter spricht mit huldreich lächelndem Antlitz:
Fasse dich, redlicher Greis, und du, des redlichen Mannes
Wurdiges Weib; wir sind, auch zuchtigend, Geber des Guten.
Sagt, wie lohnen wir euch's, daß ihr so freundlich uns aufnahmt?
Also der Donnergott, und athmete selber dem Alten
Muth in's Herz und Vertrau'n. Mit Baucis redet Philemon
Weniges, und er enthüllt den gemeinsamen Rath voll Demuth:
Wurdigt uns Priester zu sein in eurem heiligen Tempel,
Ihr allgutigen Gotter, und weil wir in friedlicher Eintracht
Stets mit einander gelebt, so flehen wir, nehmt uns in Einer
Stund' hinweg, und keiner begrab' einst weinend den andern!

Also beteten sie; und Jupiter winkte Gewährung,
Führte sie dann zum Tempel hinab, und verschwand mit dem Sohne,
Schnell wie ein Wetterstrahl, in die fernhin donnernden Wolken.
Lange noch lebten sie beid' in des vielgefeierten Tempels
Schattenhain, und pflegten des Heiligthums und des Altars
Priesterlich, daß in Lieb' und Frömmigkeit wüchsen die Menschen.
Endlich schwach und gebückt von hohem Alter und schneeweiß,
Saßen sie einst am Abend auf moosigem Steine des Bornes,
Hand in Hand, und redeten viel von den Tagen der Jugend,
Und von der nahen Verjüngung des sanft umwandelnden Todes.
Abendlich ruhte der See, und spiegelte Felsen und Bäume,
Leichtes Gewölks Goldsaum, und die duftige Sichel des Neumonds.
Jetzt mit feierlich stiller Bewunderung sahn sie der Sonne
Strahlenden Untergang, des heiteren Tages Verkünder,
Ueber den schauernden See. Da erfüllte sie herzliche Sehnsucht,
Unterzugehn, wie die Sonne, zu jenem verklärten Aufgang.
Ihnen däucht', als sänken sie um in sanften Schlummer,
Wie er in schwüler Stunde den Wanderer unter des Bächleins
Duftender Erle beschleicht. Doch schnell, in der süßen Betäubung,
Sahn sie bestürzt, wie sie beid' als sprossende Bäum' in den Boden
Wurzelten, Baucis als Linde, bei ihr als Eiche Philemon.
Als nun beid', in dem ängstlichen Traum, die belaubeten Arme
Gegen einander gestreckt, sich mit Inbrunst: Theuerste Baucis,
Lebe wohl! zuriefen, und: Lebe wohl, mein Philemon!
War's, als erwachten sie schnell; und sie wandelten, Jüngling und Jungfrau,
Schöner denn Sterbliche sind, durch blühende Schattengefilde.
Aber Merkur, ein Retter aus Noth abscheidenden Frommen,
Liebevoll in Gestalt des bewirtheten Gastes erscheinend,
Führte sie, Hand in Hand, zu der Seligen hohen Versammlung.
Dort, o Fremdling, grünen die heiligen Bäum' an dem Ufer
Seit Jahrhunderten schon, hochaltrig, nimmer veraltend.
Ländliche Weihegeschenk' umhangen sie: Kränze Verliebter,
Und hochzeitliche Schleier der Bräut', und Locken der Jugend,
Auch Schalmeien der Hirten, die Menschlichkeit sangen und Schönheit.
Hieher trägt die Mutter ihr Kind, und säugt in dem Schatten;
Hier wird der Knabe geweiht zum Jünglinge; hier, wer den Haushalt
Neu beginnt; hier schwört man Gesetz und Ordnung und Gleichheit.
Wer dem Schatten sich naht, dem bebt die entzückende Sehnsucht

Wohlzuthun in das Herz, und heißes Vertrau'n zu den Göttern.
Pflücke dir Blumen des Thals, o Wandrer, daß du in Ehrfurcht
Deinen Kranz aufhangest der Menschlichkeit, und dich belohne
Fröhlicher Muth und Gedeihn, ob du wallfahrst, oder daheim seist!
Rufe das Vieh mit dem Horn, Endymion, aus dem Gebusche,
Daß wir zur Hurd' einziehn; schon dunkelt es. Aber du, Fremdling
Hebe die Burd' auf die Achsel, und folge mir unter mein Strohdach
Dort an der waldigen Bucht, wo des Herdes Flamm' in der Dämmrung
Lieblich glanzt, und der Rauch am funkelnden Himmel emporwallt.

Voß, nach Ovid.

Von den Nibelungen.

Chriemhildens Traum.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesait
Von Helden, werth der Ehren, von großer Kuhnheit;
Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,
Daß in allen Landen nichts Schöneres mochte sein,
Chriemhild war sie geheißen, und war ein schönes Weib,
Um welche mußten Degen viele lassen Leben und Leib.

Der Maid, der minniglichen, durften ohne Scham
Begehren kuhne Recken, Niemand war ihr gram;
Ohne Maßen schöne so war ihr edler Leib,
Der Jungfrauen Tugenden hätten gezieret jedes Weib.

Ihr pflagen Könige dreie, edel und groß,
Günther und auch Gernot, die Recken tadellos,
Und Giselher der junge, ein auserwählter Degen;
Die Frau war ihre Schwester, die Fursten hatten sie zu pflegen.

Die Herren waren milde, von hoher Art geboren,
Mit Kraft ohnmaßen kühne, die Recken auserkoren;
Sie herrschten in Burgunden, so war ihr Land genannt,
Sie übten starke Wunder seit in König Etzels Land.

Zu Worms am Rheine hielten sie Hof mit ihrer Kraft;
Ihnen diente aus ihren Landen viel' stolzer Ritterschaft
Mit löblichen Ehren bis an ihres Endes Zeit,
Da jämmerlich sie starben durch zweier edlen Frauen Neid.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß,
Ihr Vater der hieß Dankart, der ihnen das Erbe ließ,
Nachdem er selbst gestorben, an Stärke ein reicher Mann,
Der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann.

Die drei Könige waren, als ich gesaget han,
Von viel hoher Tugend; ihnen waren unterthan
Auch die besten Recken, davon man je gesagt,
Starke und viel kühne, in allen Streiten unverzagt.

Da war von Tronege Hagen, und auch der Bruder sein,
Dankwart der viel schnelle, von Metzen Ortewein;
Auch die zween Markgrafen Gere und Eckerwart,
Volker dann von Alzeyen, von starker Heldenmannes Art.

Rumold der Küchenmeister, ein theuerwerther Degen,
Sindold und Hunold; diese Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehren, der drei Könige Mannen;
Wollt' all' die Recken ich nennen, es käme nicht das Lied von dannen.

Dankwart der war Marschalk; da war der Neffe sein
Des Königs Truchsäße, von Metzen Ortewein;
Sindold der war Schenke, ein auserwählter Degen,
Hunold das war der Kämmrer; sie konnten hoher Ehren pflegen.

Von des Hofes Prachten und von ihrer großen Kraft,
Von ihrem Werth und Würde, und von ihrer Ritterschaft,
Der die Herren pflagen mit Freuden all ihr Leben:
Davon könnte wahrlich Niemand zur Gnüge Kunde geben.

Da träumte Chriemhilden, in Tugenden, der sie pflag,
Daß sie einen wilden Falken zoge gar manchen Tag,
Den ihr zween Aare wurgten; daß sie das mußt' ansehn,
In dieser Welt nicht konnte ihr ein ärger Leid geschehn.

Den Traum sie da erzählte ihrer Mutter Uten;
Bessern Bescheid nicht konnte geben die der Guten:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Will ihn nicht Gott behuten, wirst du ihn bald verloren han."

„Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Recken Minne — so will ich immer sein;
So schöne will ich bleiben bis an meinen Tod,
Daß mir von Mannes Minne nimmer soll erwachsen Noth."

„Verschwör' du es zu hoch nicht," ihre Mutter räth ihr so:
„Wenn du sollst von Herzen auf der Welt werden froh,
Das geschieht durch Mannes Minne; du wirst ein schönes Weib,
So dir noch Gott bescheidet ein Ritter gut, und stark von Leib."

„Die Rede lasset bleiben," sprach sie, „Fraue mein!
Es ist an manchem Weibe kommen zum Augenschein,
Wie Liebe mit Leide oft zum Ende lohnt;
Ich will sie meiden beide, daß ich vom Mißglück bleib' verschont."

In ihren viel hohen Tugenden, deren sie in Züchten pflag,
Lebte die Magd, die edle, viel manchen lieben Tag,
Wußt' Keinen, dem sie eigen wollt' sein mit Seel' und Leib;
Seit ward sie doch mit Ehren eines viel guten Ritters Weib.

Der war derselbe Falke, der vor im Traum ihr kam,
Den ihr deutete ihre Mutter. Wie sie deß Rache nahm
An ihren nächsten Magen, die ihn ihr seit erschlagen!
Durch des Einen Mannes Streben viel mancher Mutter Kind' erlagen.

Pfitzer.

Max und Dürer.

Fürst, Troßbub', Ritter, Gauner, durchwimmelnd Augsburgs Gassen,
Im Saal die Rathsherrn zankend, und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armuth rings im Land!
Wie mögt ihr solches heißen? — Reichstag war's deutsch genannt.

Max sah vom Fenster düster in's tolle Gewühl hinein,
Da trat, im schlichten Wammse, ein Mann gar schüchtern ein.
„Gott grüß' dich, Meister Dürer!" rief Max so freudig schnell,
„Wie kommt die Kunst zum Reichstag? nach Babel mein Apell?"

„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von euch erflehn,"
Erwiedert drauf der Meister, „laßt freundlich es geschehn!
Ach, gerne malt' ich einmal noch euer Konterfei,
Hell strahlend, wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu."

Der Kaiser faßt wehmüthig des Künstlers Hand und spricht:
„Bei mir ist's Abendroth schon; drum, eh' die Nacht anbricht,
Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt! —
Gelt, Freund, so magst du meinen? Wohlan, gern sei's gewährt."

Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„Noch bitt' ich Eins, mein Kaiser, seht nicht so finster drein."
Starr auf die graue Leinwand ist Marens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand."

Der Maler zeichnet weiter, Mund, Wange, Nas' und Blick,
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück:
„Ho, ho, da droht sie wieder, als ob sie der Spiegel wies',
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!" —

Und Farb' auf Farb' entlodert, wie Frühlingsblüthenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben, durchschwillt den Farbenkranz,
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,
Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund. —

— „Seht da den ganzen Menschen, dies alte, treue Haus,
Schmerz sieht zum einen Fenster wehmuth'gen Blicks heraus,
Die Freude steht am andern und nickt und lächelt mild,
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängsschild!

„Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! Ja Bruder nenn' ich dich,
Ein König heiß' ich, König bist du so gut, als ich;
Ein Stückchen Gold mein Zepter, mein Reich ein Stück grün Land,
Dein Zepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.

„Die Heere bunter Farben sind Unterthanen dir,
Wohl treuer dir ergeben, traun, als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem unsre Kraft geweiht,
Und Beider Müh' und Arbeit gilt der Unsterblichkeit.

„Und doch, ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wornach wir treu gerungen Tags über und bei Nacht,
Kommt, unser Werk besehend, manch nüchterner Gesell,
Und meint: das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell'.

„Behüt' dich Gott, mein Albrecht! Kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß' mir den Hans Sachse, den Mann mit Sang und Reim;
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied,
Bald hört ihr, daß ein König, der lieb euch war, verschied."

So sprach der Fürst. In's Auge schaut er dem schlichten Mann,
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang' und schweigend an,
Blickt dann auf's eigne Bildniß, geschmückt mit Kron' und Gold,
Und lächelt still, wie einer, der lieber weinen wollt'.

Anastasius Grün.

Iphigenia in Aulis.

Schauspiel in 5 Acten.

Nach Euripides und Schiller von Chr. Oeser.

Personen.

Agamemnon, König von Argos und Mykene.
Menelaus, König von Sparta, sein Bruder.
Odysseus, König von Ithaka.
Achilles, Sohn des Königs von Phthia.
Nestor, König von Pylos.
Calchas, der Oberpriester.
Clytemnestra, Agamemnons Gattin.
Iphigenia, von 16 Jahren, } Agamemnons Kinder.
Orestes, von 4 Jahren, }
Priester und Krieger.
Sklaven und Sklavinnen.
Hirtenknaben und Mädchen.

Die Handlung geschieht 1194 vor Christi Geburt in Griechenland, und zwar in der Bucht von Aulis am Meerbusen Euripus.

Erster Act.

Der Schauplatz ist eine weite Ebene; im Mittelgrunde steht das Zelt Agamemnons, an das sich in einiger Entfernung mehrere Zelte reihen; im Hintergrunde das ganze Lager der Griechen.

Erste Scene.

Nikias, Melampus, Glykerion und Meta, Hirtenknaben und Mädchen.

Nikias. Habt ihr gesehen die prächtigen Zelte und das unendliche Volk mit schimmernden Waffen und die zahllosen Schiffe im Hafen?

Glykerion. Nicht wahr, es reuet euch nicht, mir gefolgt zu sein? Mein Vater kam gestern von Aulis und erzählte uns, was für Herrlichkeit zu sehen sei an diesem Strande. Gleich nahm ich mir's vor, euch einzuladen, wenn wir des Nachts die Ziegen und Schafe weiden, über die Berge herüber zu steigen, um selbst das Alles zu sehen.

Meta. Wenn nur die Herden sich nicht verlaufen und etwa eine Schar hochherziger Krieger sie uns wegtreibt in das Lager; denn lüstern sind die Männer der Schlachten nach fettem Fleische, wie nach Ruhm und Ehre.

Melampus. Sorge nicht, Meta, sie weiden dort in der tiefen Schlucht, wo wurzige Kräuter in Menge sind, und der lahme Ammyntor ist bei ihnen und hat zur Seite die wachsamen Hunde.

Nikias. Laß doch die Ziegen und Schafe! Wär' ich so groß wie mein Vater, daß ich einen Schild tragen könnte, ich ließe Ziegen und Schafe und Hütte und Heimath und zöge mit, wohin immer sie ziehn, die strahlenden Achiver. Solch eine Menge Volks in Rüstung und in Waffen ist nicht zusammengekommen, seit die Giganten den Himmel stürmten. Wohl haben unsre Großväter erzählt von dem furchtbaren Zuge der Argonauten, aber nur gering war die Zahl der Helden, die nach Colchis zogen, und eine solche Macht, wie diese, haben weder sie noch unsre Väter gesehn.

Meta. Was ist es denn aber, das diese Scharen hieher geführt in solcher Menge? Wollen sie die Berge ebnen und mit dem Schutte der gestürzten Trümmer die Sümpfe Boötiens bedecken, oder den Euripus, daß Euböa wieder mit dem festen Lande sich verbinde? denn so war es, wie die Sage lehrt, ehe Neptun die Meeresfluth dazwischen wälzte.

Glykerion. Das weißt Du nicht, Meta, warum die streitbaren Männer alle ausgezogen sind in solcher Menge? Ich will Dir's sagen, wie mein Vater mir's gesagt. Sie sind zum blutigen Kriege ausgezogen, der aber nicht hier an Aulis Strande, sondern weit von hier überm Meer beginnen soll.

Nikias. Und wo? sage doch, Glykerion, wo soll dieser blutige Kampf beginnen?

Glykerion. Du wirst gehört haben von Tyndarus, dem Sparterkönige.

Nikias. O ja! dem Vater, wie man sagt, der Dioskuren.

Glykerion. Ja wohl; aber er hatte auch zwei Töchter: Clytemnestra, die ältere, Helena, die jüngere, beide schön; doch war die jüngere anmuthiger noch und reizender.

Melampus. Recht berichtest Du und lautere Wahrheit; auch dies ist bekannt in allen Landen der Achajer, daß Agamemnon, der weitgepriesene König der Argiver, Clytemnestra freite, um Helenen aber bewarben sich fast alle junge Fürsten, die in Hellas wohnen.

Meta. Da fuhrte Agamemnons Bruder, der blondgelockte Menelaus, sie heim.

Nikias. Und sitzt auf Sparta's Thron mit ihr.

Glykerion. Nein, Nikias, Helena sitzt nicht mehr zu Sparta bei dem Gatten.

Nikias. So hat zum Hades sie gleich ihren Brüdern in fruher Jugend wandern müssen?

Glykerion. Heil dem, der in der Jugend stirbt, wo noch kein Laster ihn befleckte, spricht der Vater; ihr ist was Schlimmeres widerfahren.

Meta. Sprich doch, Glykerion! Ich meine, das Schlimmste ist der Tod.

Nikias. Die Schande, Schwester, ist wohl schlimmer.

Glykerion. Und diese Schande ist ihr auch zu Theil geworden. Weit druben über dem Meere habt ihr wohl auch gehört von der gepriesenen Stadt Ilium, im Lande Troja?

Nikias. Woher die rauberischen Männer in schnellen Schiffen kommen und Unheil bringen oft in unsere Stadte.

Glykerion. Ein solcher war Paris, der schöngelockte Sohn des Königs Priamus, der kam als Friedensbote zur Stadt Lacedämons; doch brachte er nicht Frieden; er raubte freventlich die schöne Gattin des Helden Menelaus und flog mit ihr weit uber's Meer in seines Vaters Stadt. Und darum sind die Helden hier an Aulis Strande gelagert, die hochherzigen Brüder Agamemnon und Menelaus an ihrer Spitze, um diese That zu rächen, denn hinüberschiffen wollen sie, um die gepriesene Stadt Ilium und den Räuber Paris zu verderben.

Melampus. Traun, ein böses Schicksal nahet den übermüthigen Trojern, denn die Götter schutzen nimmer schandliche Frevler.

Nikias. Doch laßt uns näher gehen, damit wir Alles sehen und auch die Helden von Angesicht zu Angesichte schauen.

(Gehen ab.)

Zweite Scene.

Ein alter Sklave kommt.

Kein Luftchen regt sich, das nur ein Erlenblatt erzittern machte, und der Euripus ist ruhig wie ein glatter Spiegel und kein Wellchen wirft er auf. Unselige Raschheit meines Herrn, des hochgepriesenen

Agamemnon, der in dem heiligen Haine der Artemis ein Hirschlein freventlich erlegte. Nun zürnt die keusche Göttin ihm und zürnt den Griechen allen und macht, daß Windesstille auf Land und Meere herrscht und daß die schön geborderten Schiffe in dem Hafen und die erzumschienten Krieger hier am Strande müßig liegen müssen, ungeduldig des Tages harrend, wo endlich von Abend her Wind wird kommen, der sie trage in das verhaßte Land der Trojer, um Rache zu nehmen für den Raub der strahlenden Helena. Aber die sind sicher dort; Artemis zürnt, und die Hellenen harren vergebens des Fahrwindes. Doch sieh, mein Herr tritt aus dem Zelte.

Dritte Scene.

Der Vorige. Agamemnon mit einem Briefe in der Hand.

Agamemnon. Alter, bist Du hier?

Sklave. Ja, Herr; ich bin zurückgekehrt vom Hafen.

Agamemnon. Kein Wind! und immer noch kein Wind! Doch komm, ich brauche Deine treuen Dienste. Mach' Dich fertig, sogleich nach Argos hinzugehn.

Sklave. Ich bin bereit zu Allem, was mein Herr gebietet; doch sage mir die Botschaft, die ich bringen soll.

Agamemnon. Hier dieser Brief an Clytemnestra enthält die Botschaft; doch will ich Dir, damit Du das Geschriebene auch bekräftigen mögest der gepriesenen Herrin, den Inhalt anvertrauen. Allein wir müssen leise sprechen und sehen, ob kein Lauscher nahe sei?

Sklave. Still ist's ringsumher, nichts Lebendes zu sehen; denn Phöbus hat mit seinem Flammenwagen den Tag gebracht, und die Achajer im Lager bereiten nun das Mahl und Sprengopfer für die Götter.

Agamemnon. So höre denn. Seit ich den unglückseligen Wurf gethan, hält uns allhier Windstille fest, und ungeduldig wird das Heer, das gerüstet nach Troja segeln will. Da meldet der Priester Calchas den Götterspruch, daß, wenn wir von den Göttern Wind erflehen wollten — o hör' es, das Entsetzliche! — auf Artemis Altar meine Iphigenia, mein Kind, als Opfer bluten müsse. Blutete sie nicht, dann weder Fahrt noch Sieg.

Sklave. Entsetzlich, gräßlicher als gräßlich! Und Du wolltest Dein Kind zum Opfermahle führen?

Agamemnon. Als mir der Seher das Orakel angekündigt, empörte sich mein Herz und ich schwur: daß nimmermehr ich meine Tochter opfern würde, und sandte einen Herold durch das Lager und hieß die Krieger alle heimkehren, heimkehren die Schiffe, ich wollte weder Fahrt noch Sieg. Da kam mein Bruder Menelaus, da kam der listige Odysseus, der immer Worte findet, um Andere zu hintergehen, und überreden ließ ich mich und sandte nach Argos einen Brief an Clytemnestra, daß sie die Tochter schnell herschicke in das Lager, weil ich sie noch einmal, ehe ich nach Troja zöge, sehen wollte.

Sklave. Götter! sie kommt!

Agamemnon. Nein, sprich nicht aus das Wort, Entsetzlicher! Sie kommt nicht! sie darf nicht kommen!

Sklave. O einen Stachel ziehst Du, Herr, aus meiner Seele. Ein Vaterherz spricht dieses Wort: sie darf nicht kommen!

Agamemnon. In diesem Briefe steht's, den Du sogleich nach Argos bringen sollst. Doch eile! bei Allem, was Dir heilig ist, eile! daß nicht zu spät die Nachricht komme.

Sklave. Ich eile.

Agamemnon. Ich bitte Dich. Gönne Dir keine Ruhe, wenn irgendwo der Schatten eines Baums, ein kühler Bach Dich ladet. Auch darauf sollst Du achten, wo sich die Wege scheiden, daß Du den rechten nicht verfehlst. Es weiß Niemand um das Geheimniß, als ich und Odysseus und Menelaus und Calchas. Dir hab' ich's anvertraut, weil ich von je Dich treu befunden habe, weil Du mir auch ergebener bist, als Freund und Bruder. Geh, Alter, geh, daß sie nicht eher komme. Ach, es ist gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sklave. Herr, fliegen will ich. (Geht ab.)

Agamemnon. O schweres Loos, o namenlose Last, die Könige zu tragen haben. Denn Vater, Mensch zu sein, verbietet oft die götter gleiche Ehre, zu sitzen auf dem Throne. (Geht ab.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Menelaus. Der alte Sklave. (Kommen im heftigen Wortwechsel.)

Sklave. Das ist Gewalt! Laßt mich, o König!

Menelaus. Steh, sag' ich Dir, alter Knabe; König Menelaus gebietet Dir.

Sklave. Erst muß ich das thun, was mein Herr gebietet.

Menelaus. Du hast nicht zu untersuchen, wer Dir gebieten dürfe! Sklave! vergebens suchst Du zu verbergen, was ich sehen muß. Her mit dem Brief, den Du im Gürtel trägst. (Entreißt ihm denselben.)

Sklave. Weh Dir, König, wenn Du also Dich versündigst!

Menelaus. Zurück, Alter, sonst schlag' ich Dir den Kopf entzwei mit meinem Zepter!

Sklave. Thu' es, König; todtschlagen ist nicht schändlicher als solche That; auch Briefe sind heilig wie das Leben.

Menelaus. Elender, es giebt Briefe, die sehr unheilig sind, und dieser scheint mir ein solcher.

Sklave. Da kommt mein Herr und mein Gebieter, der wird Dir Antwort geben auf jedes Deiner Worte.

Zweite Scene.

Vorige. Agamemnon.

Agamemnon. Was hör' ich? mein königlicher Bruder zankt mit meinem Sklaven?

Menelaus (der indeß den Brief gelesen und zugeschlagen). Eben recht; Du kommst mir ganz gelegen.

Sklave. Er hat mir mit Gewalt den Brief entrissen.

Agamemnon. Wie, Rasender, was unterfängst Du Dich?

Menelaus. Wo Schuld ist und Verbrechen, hat jeder Ehrenmann freie Hand zu rechten, wie zu strafen.

Agamemnon. Unerhörter Frevel! Gieb mir sogleich den Brief zurück und wag' es nicht, mich mehr zu reizen.

Menelaus. Mit nichten, dieser Brief soll dem ganzen Heere zeigen, was für ein Mann sein Feldherr sei.

Agamemnon. Bei allen Göttern beschwör' ich Dich, wag' es nicht, mit mir noch ferner so zu sprechen.

Menelaus. Mit einem Mann, der heute so und morgen anders denkt, darf Jeder Alles wagen.

Agamemnon. O Deine Zunge war von jeher das Schärfste, was Du hast.

Menelaus. Was willst Du mir bieten, seit ich weiß, was hier in diesem Briefe steht? Nicht Trotz und nicht Gewalt steht dem mehr zu Gebot, der einer Schandthat, einer solchen Hinterlist sich schuldig weiß. Du meinst, mich schrecke Deine Feldherrnwurde, nach der Du so heiß und gierig strebtest? Ein schöner Feldherr für so tapfres Heer, der zuerst durch Unbesonnenheit, was kein gemeiner Krieger gewagt hätte, die schutzende Diana freventlich beleidigt, und wie ein Knabe, der des Geschosses noch nicht mächtig ist, in heiligen Hainen gottgeweihtes Wild erlegt! Bist Du nicht schuldig, diesen Frevel allein zu büßen, weßhalb die Göttin zürnt und uns den Wind versagt, der Schiff und Mannschaft hinüber nach Troja triebe? Warum hast Du Dich damals nicht geweigert, als Calchas aussprach, was die Göttin fordere? Odysseus hat Dir ja gesagt: zwei Wege gebe es, Iphigenien zu opfern, oder Heer und Schiffe nach Hause zu schicken. Warum wähltest Du nicht den letztern? Doch freilich ware dann die Feldherrnschaft auch nach Hause mitgegangen!

Agamemnon. Zu Deinem Glucke fällt mir ein, daß ich der ältere Bruder und nun Dein Feldherr sei, und darum Dich an Mäßigung und Klugheit übertreffen müsse, sonst solltest Du für Deine giftige Rede büßen. Weil Du aber mich die Ursache alles Unheils nennst und, mich zu kränken, nach der Ursache alles Unheils forschest, so will ich Dir zugleich, wenn Du's etwa nicht selbst weißt, sagen, wer von allem Unheil die allererste Ursache sei. Du bist's! Du und Du allein, der ganz Griechenland zu diesem Zuge versammelt hat. Was rückst Du mir den Frevel vor, den ich an einem gottgeweihten Wilde soll begangen haben? Wer ist auf Erden, der nicht einmal, nicht mehr, nicht hundertmal die Götter hat beleidigt? Doch sind die Unsterblichen barmherziger als die Menschen und fordern nicht für jedes einzelne Vergehen Suhnung. Wohl aber gerecht sind sie, und den, der solche That veranlaßt, die vielen Jammer und Frevel zur Folge hat, den strafen sie vor allen Andern. Du nennst mich einen Schwächling, und bist selbst so wenig Mann gewesen, daß Du nicht konntest ein schwaches Weib bewahren, daß Du von einem unbärtigen Knaben

aus der Barbarei Dir hast entführen lassen Deine Helena! Das ist der Quell, aus dem nun Alles fließt, was Böses geschieht im Land und Heere der Achajer.

Menelaus. Den Zorn der Götter soll Niemand herbeirufen, und unbrüderlich ist es, daß Du solchen Fluch auf mich willst laden.

Agamemnon. Du hast begonnen dieses Lied der Furien. O wohl dem Vater Atreus, daß er im finstern Hades wandelt, und nicht sieht, wie brüderlich die Söhne sich begegnen!

Dritte Scene.

Vorige. Ein Bote.

Bote. Heil Dir, Agamemnon! Ich komme, frohe Botschaft Dir zu sagen.

Agamemnon. O sprich nicht so! Zu Agamemnon kommt seit langer Zeit kein froher Bote.

Bote. Die Kinder Deines Herzens, Orest und Iphigenia, die Du noch einmal wünschtest zu sehen, ehe Du nach Troja segelst, sie nahen Dir auf schnellem Wagen, und mehr noch, Deine Gattin, die hochgepriesene Clytemnestra, kommt mit ihnen.

Agamemnon (verhüllt sein Angesicht). O ihr Götter, es ist entschieden, daß ihr beschlossen habt, mich zu verderben!

Bote. Sag' an, o König, wohin ich die Herrlichen geleiten soll, und wo Du sie empfangen willst, vor vielen Zeugen Deiner Freude, oder irgendwo gesondert von der Menge, um ungestört zu genießen das frohe Wiedersehen?

Agamemnon. Ich sagte es Dir, kein froher Bote mehr für Agamemnon. Doch Du verstehst mich nicht; was Du zu wissen brauchst, will ich Dir sagen. Leite Du die Königin und meine Kinder hieher in's Lager, hier will ich sie empfangen, gleichviel vor Zeugen oder nur allein.

(Der Bote geht ab.)

Agamemnon. Das Schicksal oder die Götter haben sehr geeilt, mir dieses Wiedersehen zu bereiten. Und Clytemnestra ist auch mitgekommen. Wie tret' ich der vor ihre Augen? Ihr soll ich sagen, daß wir die Tochter schlachten wollen? Und wenn mein Kind, wenn Iphigenia nun mich umschlingt und mit ihren Unschuldsküssen ganz bedeckt! Mich umschlingt! mich küßt, der sie zum Tode führen will!

Der Knabe dann, der nur gewohnt war mich zu sehen, wenn ich, auf dem Knie ihn schaukelnd, liebevoll und freundlich mit ihm sprach und seiner Schwester, wenn der nun sieht die blanken Beile liegen, die seine geliebte Schwester schlachten sollen und er auf mich zuläuft und voller Angst mich bittet, es nicht geschehen zu lassen, und ich mich wegwenden werde mit verhülltem Angesicht, taub zum ersten Mal für diese holde Stimme! O Furien! O Erebus! zerfleischt mich und nehmt mich auf, ehe ich das Gräßliche muß schauen! (Eilt auf Menelaus zu und will ihn bei der Hand fassen.) Bruder! (indem er zurücktritt) ha, ich glaubte, mein Bruder stände da! Es ist ein feindlicher Mann, der meiner Thränen spotten wird!

Menelaus (ihn mit beiden Händen fassend). Nein, das wird er nicht. Es ist Dein Bruder Menelaus, der allen Jammer fühlt, den diese Schreckensstunde auf Deine Seele wälzt.

Agamemnon. O so dank' ich Dir, und Dank dem guten Dämon, der so Dein Herz umgewandelt hat.

Menelaus. Wie ich Dich also weinen sah, da traf auch meine Brust der Schmerz.

Agamemnon. Wir waren sonst immer gutgesinnte Brüder.

Menelaus. Wir wollen's wieder werden. Es hemmt die Leidenschaft jedwedes bessere Gefühl.

Agamemnon. Und auch Besinnung raubt sie uns.

Menelaus. Ja wunderbar, wie ich allmälig anders Alles sehe, sehe, daß wir's wenden können, was Dir so furchtbar droht.

Agamemnon. Wenden? (Kopfschüttelnd) Da sie schon hier im Lager — wenden?

Menelaus. Noch bist Du Feldherr, heiß' die Achiver zurückkehren in die Heimath und laß die Rache mir allein.

Agamemnon. O Bruder, so geht es nicht. Ich bin nur so lange Feldherr dieses Heeres, als sie noch hoffen unter meinem Zepter auf Troja's Trümmern Ruhm und Beute zu gewinnen. Wird diese Aussicht ihnen nun genommen, da ist es aus mit dem Gehorsam.

Menelaus. Nun gut, wir bleiben, bis Diana oder sonst ein Gott den langersehnten Wind uns sendet.

Agamemnon. Du scheinst nicht an Calchas Spruch zu glauben.

Menelaus. Man glaubt und glaubt es nicht, was man von Kindheit hat geglaubt.

Agamemnon. Doch beunruhigen kann es das Herz, das unge-

wisse Herz. Und wenn Du's auch beschwichtigst, meinst Du, Calchas werde schweigen, und Odysseus werde schweigen?

Menelaus. Freilich, die werden wuthend durch das Lager rennen.

Agamemnon. Und alles Volk erregen wider mich, und ihre Waffen, die nun einmal auf Blut geschliffen sind, kehren sie gegen mich, und wenn ich nach Argos mich und die Meinen flüchte, wirft ganz Griechenland sich auf die alte Cyklopenstadt und begräbt mich unter ihren Trümmern. O Bruder, es bleibt nichts übrig, als die Göttin anzurufen, nicht so Entsetzliches zu fordern. Und obendrein, was werde ich leiden müssen: die Mutter ist auch mit gekommen! Auch ihren Jammer muß ich sehen!

Menelaus. Das wenigstens wollen wir verhüten, daß diese nichts erfahrt, bis es vorüber ist. Ich gehe jetzt hin in's Lager und halte Calchas und Odysseus ab, daß sie nicht zu ihr kommen, und so bleibt Alles ihr geheim.

Agamemnon. O thue das, so hab' ich doch einen Jammer weniger.

Menelaus. Und hör' nicht auf zu hoffen, denn die Götter können Alles in einem Augenblicke wenden. (Geht ab.)

Agamemnon. Wohl können sie! Doch selten sind die Glücklichen, dem sie's auch wollen!

Vierte Scene.

Vorige. Odysseus.

Odysseus. Heil Dir, Agamemnon! Deine Tochter ist gekommen, Du hast gesiegt über Dein Vaterherz, wie es einem Herrscher geziemt, um glücklich und berühmt zu machen viel Volk. Und so verkündige ich Dir, was Calchas mir vertraut, daß sich beim Schlachten der Opferthiere hat gezeigt und offenbaret der Götter Wille: Dir, Agamemnon, Troja zu unterwerfen. Siegreich wirst du wiederkehren und König der Könige heißen, und ganz Griechenland wird Dich seinen Schutzer nennen, und gottbegeisterte Rhapsoden singen Deiner Thaten Ruhm dem spaten Enkel, und Dein Orest wird sitzen auf dem Throne von Argos und Mykene, ein Vater eines glücklichen Geschlechts.

Agamemnon. Orest? — Mein Orest! — Er ist auch hier.

Odysseus. Das ist gut. Der holde Knabe, der blühende, wird Dich aufrichten, wenn jener Schmerz sollte wiederkehren. Die Tochter

um des Sohnes Heil! Gäbst Du nicht das Deinige, wenn Diana es begehrte?

Agamemnon. Ja, Odysseus! Doch Eines bitte ich Dich: Laß Clytemnestra Nichts von Allem wissen.

Odysseus. Nein, nein. Die würde nicht in's Opfer willigen.

Agamemnon. Und ist das so, was Du von Calchas Spruch berichtest? Werde ich siegen über Ilium?

Odysseus. Komm, geh und frag' ihn selbst.

Agamemnon. Ich gehe. (Gehen ab.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Clytemnestra mit Iphigenia und Orest im Wagen. Gefolge und vor ihr herlaufendes Volk.

Ein Sklave. Hieher, Du Wagenlenker, wenn Deine erhabene Königin zum Zelte Agamemnons will. Hier ist es.

Clytemnestra. Das ist das Zelt Agamemnons, meines königlichen Gemahls? Wohl, da will ich absteigen, denn gerne vermied' ich den Kriegerhaufen und das Lager, wo es nicht ziemend ist einer Fürstin, sich zu drängen und preiszugeben den leichtfertigen Blicken des Volkes, das selten Zucht und Sitte kennt.

Iphigenia. Wo ist der Vater? warum kommt er nicht, uns zu empfangen?

Clytemnestra. Vielleicht weiß er noch nichts von unsrer Ankunft, vielleicht sitzt er im hohen Rath der Fürsten. Gar mancherlei Geschäfte hat der Führer eines Heeres.

Sklave. Es ist der König hingegangen mit dem Sohne des Laertes, dem Herrscher Ithaka's; ich meine, ein Opfer wollen sie bereiten.

Clytemnestra. Nun steig' denn aus, Du, meine Tochter; ihr aber empfangt sie sanft in euren jugendlichen Armen. Doch laßt die Männer erst vor's Joch der Pferde treten, denn wild und schreckhaft sind sie, damit kein Unheil uns begegne. Ihr Andern nehmt den Kleinen hier.

Eine Sklavin. Der holde Knabe! Wie wird der Vater sich freuen, seinen Orest zu sehen!

Clytemnestra. Er schläft, des Wagens Schaukeln hat ihn eingeschläfert. Tragt ihn behutsam in das Zelt und legt ihn auf das Bett des Vaters. Nun leih' auch eine mir den Arm. Ich will sogleich in's Zelt; die Hitze des Tages und der Staub haben mir Gewand und Schleier und selbst der Haare künstliches Geflecht entstellt, drum will ich schnell das Fehlende mir ordnen, denn nimmer soll das Weib dem Manne erscheinen in unanständiger Gestalt.

Iphigenia. Doch mich laß hier mit Deiner Wärterin, daß ich den Vater kommen sehe.

Clytemnestra. So bleibe denn. Bei Dir hat's keine Noth Dich umzukleiden. Es hat die Jugend einen Reiz, den selbst die Elemente nicht verwirren. (Sie geht ab.)

Iphigenia. Sieh doch, Eurykea, wie prächtig dieses Zelt des Vaters. Wohnen alle Griechen in solchen Zelten?

Wärterin. O nein, es ist Dein Vater, Iphigenia, ja ein König und Heerführer aller Griechen; drum hat er auch das prächtigste Gezelt.

Iphigenia. Ach, daß er doch kein König wäre, oder mindestens nicht aller Könige König, so dürfte er zu Hause bei uns bleiben, immer zu Hause unter uns, Orest auf seinem Schooß und ich zu seinen Füßen den Reden seines Mundes lauschend.

Wärterin. Da kommt er, Iphigenia, Dein Vater kommt.

Iphigenia. Wo? wo?

Zweite Scene.

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamemnon. Iphigenia!

Iphigenia. Mein Vater! Mein theurer Vater!

Agamemnon. Geliebtes Kind!

Iphigenia. O laß mich nach so langer Trennung Dich umarmen! Bist Du's wirklich, Du, mein theurer Vater! Warum siehst Du so traurig auf mich nieder? Du zürnst doch nicht? Hast Deiner Iphigenia ja noch nie gezürnt.

Agamemnon. Nein, gutes Kind, Dir hab' ich nie gezürnt. Und Götter segnen solche Kinder, denen nie die Aeltern zürnen.

Iphigenia. Und warum sprichst Du diesen Segen mit Seufzen

aus, und Thränen fließen aus Deinen Augen? Ist's die Freude, die auch mir die Thränen in die Augen treibt?

Agamemnon. Es ist die Freude, liebes Kind!

Iphigenia. O dann sollen unsere Thränen sich vermischen, theurer Vater! Das war ein glücklicher Gedanke, daß Du mich holen ließest in das Lager.

Agamemnon. Ein glücklicher Gedanke — ach, das weiß ich doch nicht —

Iphigenia. Was weichst Du meinen Blicken aus? Du bist nicht heiter, lieber Vater! Drückt Dich eine Sorge?

Agamemnon. Mein Kind! Für einen Feldherrn giebt's gar viele Sorgen!

Iphigenia. Laß diese Sorgen jetzt, und sei bei mir!

Agamemnon. Bei Dir bin ich und wahrlich nirgends anders! Ach bei Dir!

Iphigenia. O so entfalte Deine Stirne! Laß mich Dein liebes Auge heiter sehen.

Agamemnon. So? ist's so recht? (Küßt sie.) Sieh, so lang' ich Dir in's Auge schaue, bin ich froh.

Iphigenia. Doch seh' ich Thränen in Deinem Auge, die nicht wie meine Thränen, nicht Freudenthränen scheinen.

Agamemnon. Weil wir auf lange von einander gehen, muß ich weinen. — So klug ist Alles, was sie spricht, so lieb, so zart!

Iphigenia. So will ich Thorheit reden, wenn Dich das heiter macht. Weißt Du, wie Iphigenia oft that in Argos, daß Du lachen mußtest, wenn noch so umwölkt die Stirne war?

Agamemnon (für sich). Ich werde mich noch vergessen — — Ja doch, liebe Tochter, ich will heiter sein.

Iphigenia. Komm lieber mit uns nach Argos zurück, da ist es freundlicher, als hier im Lager.

Agamemnon. Daß ich's könnte! Ach, ich kann es nicht — ich kann nicht — und das ist's eben, was mir Kummer macht.

Iphigenia. Verwünscht seien alle Kriege und alle Uebel, die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon. Dein Vater wird nicht der Letzte sein, den sie verderben.

Iphigenia. Wie lange ist's nicht schon, daß Du fern von uns hier in Aulis müßig liegst, und wie lange wirst Du noch außen bleiben! Sag' mir nur, Vater, sag', wo ist denn das Land, wo der ver-

wunschte Paris wohnt, den ihr strafen wollt, weil er der Mutter schöne Schwester raubte?

Agamemnon. Das Land ist weit, und weit die Fahrt! Ein großes Meer durchschiffen wir und landen auf so manchem Eiland, bis wir endlich hingelangen in die Gefilde Troja's, wo der verruchte Rauber lebt.

Iphigenia. So weit schifft Du von dannen und verlassest mich?

Agamemnon. Wie weit es auch sein möge — Dein Bild, mein Kind, wird immer mit mir gehen!

Iphigenia. Lieber Vater, Dir zu folgen, wie glücklich wurd' ich sein!

Agamemnon. Auch Dich erwartet eine Fahrt, wo Du an Deinen Vater denken wirst.

Iphigenia. Reis' ich allein, oder geht auch die Mutter mit?

Agamemnon. Du allein; Dich wird kein Vater begleiten, keine Mutter!

Iphigenia. Also willst Du in ein fremdes Haus mich bringen lassen?

Agamemnon. Laß gut sein, forsche nicht nach Dingen, die Jungfrauen nicht zu wissen ziemt.

Iphigenia. So will ich's auch nicht wissen. Komm Du nur lieber von Troja recht bald und siegreich wieder!

Agamemnon. Erst muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenia. Das ist ein heiliges Geschäft, worüber Du mit den Priestern Dich berathen mußt.

Agamemnon. Du wirst's mit ansehen, meine Tochter, gar nicht weit vom Becken wirst Du stehen.

Iphigenia. So werden wir einen Reigen um den Altar führen!

Agamemnon. Ach, einen Reigen! — Doch sieh da Deine Mutter.

Dritte Scene.

Vorige. Clytemnestra mit Gefolge.

Iphigenia (auf sie zueilend). Der Vater ist schon da, Mutter!

Agamemnon. Theures Weib, sei mir gegrüßt!

Clytemnestra. Erst sei bedankt, mein Gemahl und mein Gebieter, daß Du nochmals, ehe Du nach Troja ziehst, die Kinder wolltest sehen und Dein Weib.

Agamemnon. Wo ist Orest?

Clytemnestra. Auch der ist da, er schläft noch in dem Zelte, das Schaukeln des Wagens hat ihn eingeschläfert. Geh hinein, Iphigenia, und wenn er wach wird, bring' ihn her.

(Iphigenia ab.)

Agamemnon. Du siehst mein Auge thränenschwer, so hat's mich ergriffen, Iphigenien, Euch alle wiederum zu sehen.

Clytemnestra. Wir dachten zu Hause, Du wärest schon längst mit den Achivern über's Meer gezogen.

Agamemnon. Nicht wahr, und müßig liegen wir dahier und müssen vielleicht länger hier noch liegen, wenn es uns nicht gelingt, die Göttin zu versöhnen.

Clytemnestra. So ist's denn wahr, daß Du Dianen beleidigt hast, indem Du in ihrem Haine eine Hindin schossest?

Agamemnon. Die Priester sagen's. Was ein König thut, wird freilich leichter offenbar. Wer weiß, ob nicht im Heer irgend ein Mann viel Aergeres hat verbrochen.

Clytemnestra. Und wird die Göttin nun durch ein Opfer versöhnt?

Agamemnon. Allerdings, und bei dem Opfer sollen meine beiden jüngsten Kinder zugegen sein, so verlangen es die Priester in der Gottheit Namen.

Clytemnestra. Darum also hast Du uns hierher bestellt?

Agamemnon. Ich dachte nicht, daß auch Du kommen würdest.

Clytemnestra. So bin ich Dir wohl ungelegen?

Agamemnon. Nicht, Tochter Leda's, es komme die Zeit nicht, und wird nicht kommen, wo mir die Gattin ungelegen sei. Allein ich hatte Dir nicht zugemuthet, die Beschwerden eines Lagers zu erdulden. Gar wenig Bequemlichkeit bietet hier das Leben und oft gebricht's an dem Nöthigsten.

Clytemnestra. Sind die Frauen Sparta's gleich den Phrygierinnen, die nur gewohnt sind in Ueppigkeit zu schwelgen? Was der Mann ertragen kann, darf auch das Weib nicht scheuen, wenn die Noth gebietet.

Agamemnon. Ja eben das ist hier nicht wohl der Fall. Ich sehe keine Noth, warum die Königin sich unter wildes Kriegsvolk mengen sollte.

Clytemnestra. Vor Unglimpf wird der König mich beschützen, und Gewappnete zu schauen bin ich gewohnt.

Agamemnon. Weil Du so dringend bist, muß ich Dir Alles sagen. Am meisten fürchte ich den Spott der Fürsten. Keiner von ihnen hat sich's erlaubt, die Gattin herzurufen, so sehr es auch Jeder im Herzen wunschen mochte, sie zu sehen. Soll ich allein, der Feldherr, ein Beispiel solch unmännlicher Gesinnung geben? Wie würde der Sohn des Laertes witzeln!

Clytemnestra. Worein ihr doch Männlichkeit setzt! Ich glaube, es erhebt die Würde des Mannes, wenn das Weib treu an ihm hängt, und meiner Schwester Beginnen wird schwerlich Menelaus zum Ruhme gereichen.

Agamemnon. Doch setzt es den Mann herab, wenn die Gattin nicht gehorchen will.

Clytemnestra. Willst Du denn, daß ich die Kinder hier allein lasse?

Agamemnon. Das will ich, und die Priester wollen's, und die Fürsten verlangen es.

Clytemnestra. Da verlangt man, was eine Mutter nicht gewähren kann.

Agamemnon. Die Pflicht der Königin ist höher, als die Pflicht der Mutter.

Clytemnestra. Mit nichten, ich sitze nicht im Rathe und führe nicht das Heer und heiße nur Königin, weil ich Dein Weib bin. Aber Mutter bin ich, und darum will ich Mutterpflicht auch üben, und Niemand soll mir's wehren. Wie, mich hältst Du für zu zart, des Lagers Beschwerden zu ertragen, und Iphigenia, das schwache Kind, das kaum noch Jungfrau ist, für die bist Du gar nicht besorgt? die kann wohl in das Gewühl der rauhen Krieger hinein sich mengen?

Agamemnon. Ich werde dafür sorgen, daß ihre Wärterin und Frauen dieses Landes ihr zur Seite stehn. Du hast noch eine andre Tochter, eine erwachsene schon, die darf nicht allein und ohne Mutter sein. Ein solches Mädchen, wie Iphigenia, die läuft wohl noch ungefährdet mit an des Vaters Hand, doch Elektra muß Zucht und Sitte lernen und streng gehütet sein. Kurzum, Du gehst zurück nach Argos, ich befehl' es Dir.

Clytemnestra. Nein, bei Argos königlicher Göttin, nein! Du hast Dich weggemacht in's Ausland, um Deiner Herrschsucht zu fröhnen, Deine Krieger kannst Du führen, wie Du willst; doch die Kin-

der sind mein, und wo Iphigenia und Orest immer bleiben, da bleib' ich auch. (Geht ab in's Zelt.)

Agamemnon (allein). Ach, zu entfernen hofft' ich sie, ich hab' umsonst gehofft! Ich häufe Trug auf Trug, um die zu berücken, die mir das Theuerste im Leben sind. Wer's aber mit sich selbst gut meint, der nehme ja eine Gattin, die gefällig ist und sanften Herzens, — oder lieber keine!

Vierte Scene.

Vorige. Orest und Iphigenia.

Orest (auf Agamemnon zulaufend). Vater! Vater! Orest ist da!

Agamemnon (ihn umarmend). Mein Orest! Mein liebes Kind!

Orest. Wir sind lange gefahren, lange, und die Sonne stach so heiß und mich hungerte; aber das that Alles gar nicht weh, wenn ich mir dachte, daß ich zu Dir komme.

Iphigenia. Wahrhaftig, er lachte zwischen Thränen, wenn zu heiß die Sonne brannte, und fragte immer nur: Kommen wir schon bald zum Vater?

Orest. Jetzt bin ich da und hab' in Deinem Zelt geschlafen; so gut hab' ich geschlafen. Da schläft sich's anders, als daheim im Frauensaal.

Agamemnon. Ja, wenn man müde ist, schläft man gut auf dem härtesten Pfühl.

Orest. Ja eben, müde werden, sich müde laufen, das lassen sie mich nicht, die Mägde, und auch die Mutter nicht.

Iphigenia. Herumlaufen, Du kleiner Schelm, und sich eine Schramme holen, wie neulich.

Agamemnon. Siehst Du? Bist Du wo gefallen? Zeig'!

Orest. Ueber einen Stein bin ich gestolpert — Eine Beule hier — das thut nichts.

Iphigenia. So Du Dich einmal zu Tode fällst, thut das dann nichts, wenn wir dann keinen Orestes haben?

Orest. Man stirbt nicht gleich. Hast Du nicht gesehen, wie des Vaters Schwester, die liebe, gute Anaribia, bei uns war, mit ihrem Sohne Pylades? Der lief den ganzen Tag über Stock und Steine und nichts ist ihm geschehen, und in Orchomenos, wo er zu Hause, treibt er's noch ärger.

Agamemnon. Nun bist Du im Lager, Orest, und da magst Du herumlaufen, wie Du willst. Geh, Iphigenia, indeß zur Mutter, ich will dem Knaben das Lager zeigen und die Krieger und die Streitwagen und die Schiffe.

Orest. Ja ja, Iphigenia, geh Du zur Mutter, hast ja auf der Reise schon gesagt, wie Du Dich furchtest vor der Krieger Schar.

Iphigenia. Ich gehe; komm aber bald zurück, mein Vater, und laß den Knaben nicht von der Hand, denn unvorsichtig ist er.

(Iphigenia geht ab.)

Agamemnon. Und Du furchtest Dich nicht?

Orest. O nein! Ich habe mir den Spruch gemerkt, den ich so oft von Dir gehört: „Wer die Götter furchtet, darf keinen Menschen furchten."

Agamemnon. Ach oft verschworen sich Götter und Menschen, und dann, Kind, zittert man wohl vor beiden.

Orest. Zittre nicht, Vater! Laß mich nur groß werden, da hol' ich mir den Pylades, der wird dann auch groß sein, wir beide wollen Dir schon helfen.

(Sie gehen ab.)

Vierter Act.

Abenddämmerung.

Erste Scene.

Clytemnestra. Iphigenia und ein Sklave.

Clytemnestra. Also mein königlicher Gemahl hat meinen Knaben durch Dich zurückgesendet, und wo ist er geblieben?

Sklave. Wie ich vorhin gesagt: der Knabe ward an seiner Hand geführt schon müde vom Gehen und vom Schauen.

Iphigenia. Ich kann mir denken, wie das Alles dem Kleinen Freude machte! Gewappnete Krieger zu Rosse und zu Wagen, und dann die vielen, vielen Schiffe! Er schläft auch wie betäubt im Zelte.

Clytemnestra. Es war zu viel für solch ein Kind. Die Männer kennen auch hierin kein Ziel. Doch weiß ich noch nicht, wo der König bleibt!

Sklave. Ich weiß nicht, was ihn abhielt mitzukommen; ich sah nur, daß im ganzen Lager Alles in Bewegung war, und in großen Scharen versammelten sich die Krieger, und draußen hörte man den Lärm der Menge, wie wenn das Meer im Sturme braust, und mitten unter allem Volk sah man vorragend stehen die Fürsten Menelaus, Nestor, Odysseus, Ajax, Diomedes und vor allen den göttergleichen Jüngling Achilles und seinen Freund Patroklus. Zu diesen ist nun der König hingegangen.

Clytemnestra. Nun wohl, sie werden was zu beschließen haben.

Iphigenia. Hörst Du, Mutter? bis hierher tönt das Getümmel.

Sklave. O möchte doch der Lärm die Luft erschüttern, daß einmal der ersehnte Wind käme. Jetzt geh' ich wieder zu dem König, denn es ist gut, wenn nah' beim Herrn die Diener sind. (Geht ab.)

Iphigenia. Mir ist so bange um den Vater! Was kann es sein, daß die Achiver also schreien?

Clytemnestra. Die Menge kann nichts ohne Lärm thun, darum sollte man sich hüten, sie aus den stillen Häusern zu versammeln auf dem Markt, wo Eins das Andere anfacht zur Leidenschaft.

Zweite Scene.

Vorige. Der alte Sklave.

Sklave. Seid Ihr allein? kein Mann hier in der Nähe? auch Agamemnon nicht?

Clytemnestra. Komm nur, Carion. Was siehst Du Dich so ängstlich um? Willst Du Geheimes mir verkünden?

Sklave. Ach ja, Geheimes! nur zu bald wird's offenbar auch werden das entsetzliche Geheimniß!

Clytemnestra. Sprich, betrifft es meinen Gemahl, betrifft es mich, betrifft es meine Kinder?

Sklave. Dich und Dein ganzes Haus wird es in tiefes Elend stürzen. Ich aber überlebe es nicht.

Clytemnestra. So rede doch, die Furcht ist quälender, als selbst das Uebel.

Sklave. Nein, Königin, hier wäre es besser, so lang' das Leben währt, zu fürchten, als solches zu erfahren, was Dir droht.

Iphigenia. Um der Diana willen, die die Menschen schutzt und tödtet, sprich, Carion, und laß mir nicht das Herz vor Angst zerspringen.

Sklave. O Rose von Mycena, Du volle schamroth gefärbte Rose, es wird ein böser Thau frühmorgen auf Dich niederfallen!

Clytemnestra. Was? Iphigenien droht irgend ein Verderben?

Sklave. Ich muß es sagen, daß nicht eher Agamemnon kommt, oder ein Anderer, der mich's zu sagen hindere. Hast Du nicht von einem Opfer gehört, das man der Göttin bringen will, sie zu versöhnen?

Clytemnestra. Ja, Du entsetzlicher Greis, ich habe davon gehört.

Sklave. Weißt Du auch, welch ein Schlachtopfer der Seher Calchas fordert?

Clytemnestra. Wohl eine Hindin oder ein Reh, oder sonst ein Wild, denn dieses sind Schlachtopfer, wie Diana sie begehrt.

Sklave. Kein Wild ist's dieses Mal, ach eine zahme sanfte Taube! Hier steht sie, Deine Iphigenia soll am Altar der Göttin bluten.

Iphigenia (fällt mit einem Schrei des Entsetzens in der Mutter Arme).

Clytemnestra (beinahe zu gleicher Zeit). Mein Kind? hier, meine Iphigenia? Rasender, welch Wort hast Du gesprochen!

Sklave. Ich rase nicht. Der Priester rast und alle Griechen rasen, denn schon ist's ihnen bekannt. Hörst Du ihr Toben, weil Menelaus und Agamemnon widerstreben?

Clytemnestra. Ist denn Keiner, unter allen Fürsten keiner, der ihnen beisteht?

Sklave. Keiner, Tochter Leda's, keiner!

Clytemnestra. So laß uns fliehen.

Sklave. Es werden Tausende Dir nachfolgen und nimmermehr entrinnt das edle Wild solch wilder Jagd. Bei den Haaren schleppen sie die Jungfrau dann zurück, denn wo das Volk in eines Gottes Namen glaubt zu handeln, da kennt es keine Grenzen! — Ha! Agamemnon! Verrath' mich nicht! In den Tempel der Diana flüchte ich, dort will ich beten die ganze Nacht, und wenn dies nicht kann wenden das Entsetzliche und wenn ich sehen muß das Opfer fallen, dann stürze ich vom Altare weg hin zum Euripus, um dort im Meere den Tod zu finden. (Geht ab).

Clytemnestra. Ha, da kommt er, der uns hergelockt in's Unglück und Verderben.

Dritte Scene.

Vorige. Agamemnon.

Agamemnon. Gut, Clytemnestra, daß ich Dich treffe, ich habe mit Dir zu sprechen.

Clytemnestra. Hast Du zu sprechen? — So also handelst Du an Weib und Kind?

Agamemnon. Was ist es? was ist Dir, Iphigenia? Du weinst?

Clytemnestra. O frage nur, frage, unnatürlicher Vater!

Agamemnon (halb für sich). Furchtbare Göttin des Schicksals und Du mein böser Genius!

Clytemnestra. Das Reden magst Du Dir ersparen, auf Deinem Gesichte steht die Schuld geschrieben. Also daß Menelaus Helenen wieder habe, soll diese sterben?

Iphigenia (fällt ihrem Vater zu Füßen). Nein, Vater, nein! das ist nicht möglich! das willst Du nicht!

Clytemnestra. O flehe nicht vergebens zu dem Manne, dem die Ehre lieber ist als Weib und Kind. Wie, Du weinst auch? Du hebst sie auf und drückest sie an Deine Brust? O um Alles, was hier auf Erden Heil Dir bringen kann, ermanne Dich und sei ein Vater wieder den Deinigen! O denke doch, wenn Du nun fort sein wirst nach Troja, lange, lange, ich indeß einsam im Palaste sitze, leer und öde die Gemächer, wo sonst meine Iphigenia so schuldlos spielte, — wie, glaubst Du, daß ich da werde leben können?

Iphigenia. O Vater, diese Sonne ist so schön und lieblich, zwinge mich nicht, vor der Zeit zu sehen, was hier unten ist. Was hast Du mir vom Leben Schönes noch versprochen, wenn ich erst groß sein würde. Ich hab's recht gut behalten, Du hast's vergessen, Du, und willst mich tödten lassen! — — O nein, bei Pelops, Deinem Ahnherrn! nein! bei dem Vater Atreus und bei meiner Mutter, die mit Schmerzen mich gebar, und nun auf's Neue um mich leiden soll! Nein, Vater! laß Dich erweichen! laß mich leben!

Agamemnon. O theures Kind, laß ab mit Thränen und mit Bitten! Nicht ich, das ganze Griechenheer verlangt das Opfer.

Clytemnestra. Und das kann Agamemnon, König Agamemnon, der Feldherr aller Griechen, nicht verwehren?

Agamemnon. Ich hab's gethan, und Menelaus und Achilles haben's gethan! Hörst Du das furchterliche Schreien im Lager? Ein ganzes Heer kommt, die mit Gewalt wegzuführen, die ich retten wollte.

Clytemnestra. Weh mir, wir sind verloren!

Agamemnon. Schon fliegen Steine auf uns Fürsten hin, und Achill selber mußte sich verbergen. Willst Du, Iphigenia, daß Deine Mutter und Dein Vater zerrissen werden von der Wuth der wilden Menge? Ich bin bereit zu sterben, mit meinem Schwerte will ich sie hier erwarten.

Iphigenia. O nein, um der heiligen, keuschen Diana willen, nein, mein Vater soll nicht sterben; eh' leg' ich dieses Haupt freiwillig auf den Altar hin, und lachelnd will ich zücken sehn das Opferbeil, eh' meiner Mutter, eh' meinem Vater nur ein Haar gekrümmt soll werden.

Agamemnon. O theures Kind, und solche Liebe soll mir sterben!

Clytemnestra. Hulflos stehn wir da, kein Mensch steht uns in dieser Stunde des Entsetzens bei.

Agamemnon.

Höre mich, Kronion,
Vater der Götter!
Rächer der Frevelthat,
Höre mich beten!
Pelops, der Ahne, und
Atreus, mein Vater,
Haben sie Schuld gehäuft
Offen und heimlich,
Hat ja Dein Strafgericht
Schrecklich gewüthet
Schon in dem Hause
Pelops, des Ahnen.
Laß doch die Unschuld,
Laß sie nicht büßen
Frevelnder Ahnen
Blutige Schuld!

Wende, o wende,
Wende vom Hause
Tantalus endlich
Wende den Zorn!

Vierte Scene.

Vorige. Menelaus.

Menelaus. Da find' ich Euch, Unglückselige? Vergebens hab' ich noch gesucht, — selbst meine Tochter Hermione angeboten, aber Nichts vermag die aufgeregte Menge zu beruhigen, sie wollten her, um mit Gewalt ihr Opfer sich zu holen. Das hab' ich noch vermocht, es jetzt zu hindern, und versprach, im Namen aller Griechen Dich zum letzten Mal zu fragen, was Du beschließest?

Iphigenia (tritt hervor mit edlem Stolze und Begeisterung). So sag' den Griechen, sie mögen sich hüten zu kränken die heilige Kraft und Stärke des Königes und Feldherrn, den die Götter schützen. Iphigenia, die Tochter Agamemnons, weiht freiwillig sich Dianen, und wird allein, begleitet von ihrer Wärterin, hinab zur Wiese der Göttin kommen. Ehrend und schweigend sollen sie das heilige Opfer erwarten und empfangen, das für Griechenlands Ruhm und Heil will sterben. —

Clytemnestra (fällt schreiend an der Tochter nieder). Sterben, Iphigenia!

Agamemnon. O großer Zeus, hast Du denn keine Donnerkeile, zu lichten diese schreckenhafte Nacht der Qual!

(Fernes Geschrei und Getümmel.)

Menelaus. Hörst Du die Tobenden?

Agamemnon. Geh, Bruder, hin und melde, was meine göttergleiche Tochter gesprochen hat. Dann melde ihnen aber auch, daß Agamemnons Zepter ihnen Ruhe gebiete, denn fürderhin will ich furchtbar strenger Herrscher sein!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Morgen. Die Wiese der Diana. In der Mitte ein Altar.

Erste Scene.

Menelaus und Achilles kommen im Gespräch in den Vordergrund.

Menelaus. Alles ist bereit zum Opfer. Iphigenia, die herrliche Tochter Agamemnons, hat selber, wie von einer Gottheit begeistert, erklärt: sie sei bereit, ihr unschuldiges Leben für das Wohl Griechenlands hinzugeben.

Achilles. Das macht mich nicht irre, und um so mehr, da die Jungfrau so trefflich ist, ist sie werth, daß der Thetis Sohn sein Schwert für sie gebrauche und ganz Griechenland biete ich Trotz.

Menelaus. Auch der Göttin?

Achilles. Auch an dieser spröden, unbarmherzigen Götterjungfrau habe ich Lust einmal den starken Arm zu versuchen. Ich will ihr zeigen, daß ich ebenbürtig bin und meine Mutter darum nicht schlechter war, daß sie weiblich fühlte.

Menelaus. Was willst Du aber thun? Die Myrmidonen verlassen Dich.

Achilles. Nicht alle. Noch steht mir zur Seite eine kleine treue Schar von zwanzig Männern. Und unter ihnen ist einer, der wohl ein ganzes Kriegsheer gilt, der Sohn des Menötius, der Aktoride Patroklus.

Menelaus. Was Du auch thust, ich stehe Dir bei.

Achilles. Gut, dann sind wir unüberwindlich. Siehst Du dieses Gehölz, da stehen schon die Myrmidonen und Patroklus. Dorthin begeben wir uns beide auch sogleich und harren, bis das Opfer hier beginnt. Wenn nun der Priester Miene macht, das Opferbeil zu ergreifen, wenn Weihrauchwolken um den Altar Nacht und Dunkel lagern, dann brechen wir hervor und ich ergreife jach die Jungfrau und reiße sie noch schneller fort mit mir; ehe die erstaunte Menge sich besinnen kann, trage ich sie fort auf schnellen Füßen; Du weißt wohl, wie ich rennen kann, — und bringe sie an einen Ort, wo weder Diana noch der rasende Seher sie finden wird.

Menelaus. Du sprichst ein entschlossenes Wort. Pelide, die Götter mögen Dir das lohnen, was Du für die Jungfrau unternimmst. Doch laß uns scheiden, ich sehe die Priester kommen. Geh Du zu Deiner Schar, ich darf beim Opfer selbst nicht fehlen. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Calchas, mehrere Priester und Popen. Letztere tragen das Opferbecken, Beile, Messer, Körbe mit Rauchwerk, Krüge mit Milch, Honig und Wein und Blumen.

Calchas. Auf, Diener der Diana, schmücket den Festaltar mit Blumen, (es geschieht) und dann legt Alles ringsum auf den Rasen, was zum Opfer nöthig ist. Du halte bereit das Kohlenbecken, wenn wir Weihrauch zünden. Du aber steh bei Seit' mit Milch und Honig und Du mit Wein zur vollen Spende für die Göttin. Ihr aber mit dem Opferbeil und mit den Opfermessern bleibt rückwärts stehen, meines Winks gewärtig, und neben ihnen sei Du und halt' das Opferbecken geschmückt mit Epheu und Blumen.

Ein Priester. Es kommen die Achiver mit ihren Fürsten, an ihrer Spitze der gepriesene Feldherr Agamemnon, König der Argiver.

Dritte Scene.

Vorige. Das Heer der Griechen, mit ihnen die Fürsten und Agamemnon.

Das Heer. Heil unserm Feldherrn Agamemnon!

Odysseus. Er bringt die Tochter selber freiwillig zum Opfer Dianen dar.

Das Heer. Heil Agamemnon, dem Atriden!

Nestor. Zu wenden der strengen Göttin Sinn, daß sie den Bann uns löse, der uns hier in Aulis fesselt, bringt er seine Tochter Iphigenia zum Altare.

Das Heer. Heil Agamemnon, dem göttlichen Atriden!

Odysseus. Es zittere vor uns der räuberische Phryger, versöhnt wird Diana, und Hellas kommt, es kommt mit seinem Rächerschwert, um Troja zu verderben. Nimmer wird fortan der Barbar unsre Frauen rauben, vertilgt wird Ilion.

Das Heer. Vertilgt wird Ilion!

Vierte Scene.

Vorige. Iphigenia mit ihrer Wärterin und anderem weiblichen Gefolge.

Der Herold. Stille, ihr Männer! Die Gott geweihte Fürstentochter naht.

Alle. Stille! stille!

Agamemnon. Du kommst, mein Kind, es geht die Kraft und Stärke der Göttin mit Dir, weil Du so aufgerichtet einherschreitest.

Iphigenia. Ein böses Zeichen ist's, wenn sich die Schlachtopfer sträuben. Angst und Furcht darf man nicht vor die Götter bringen. Doch ehe ich trete in den heiligen Kreis, den ihr um den bekränzten Altar schließt, laßt mich noch das Irdische vollbringen und die letzten Thranen weinen, damit ich dann gefaßter sei, wenn ich dem Heiligthume nahe.

Agamemnon. Geliebte Tochter!

Iphigenia. Komm her, Vater! Hier bei Seite, fern dem Volke und ohne Zeugen nimm mein letztes Lebewohl!

Agamemnon. O Götter!

Iphigenia. Ich habe die Sonne lieb, die hier auf Erden leuchtet, und spielte gern in ihrem Lichte; ach sie hat mich stets geweckt zur Freude nur und täglich neue Blumen mir gereift. Doch was man liebt, soll man den Göttern bringen, mein liebes Jugendleben weih' ich nun Dianen.

Agamemnon. O daß sie solches Opfer fordert, das mich vernichtet!

Iphigenia. Lebe wohl, Vater, nimm meinen Dank für Deine Liebe! —

Agamemnon. Fahre wohl, Du Gute, die Du den Vater nie gekränkt und nie betrübt die Mutter!

Iphigenia. Die Mutter kommt wohl nicht? Doch so ist's gut. Sag' ihr noch einmal mein Lebewohl und auch Orestes, den holden Knaben, küsse, wenn er heut erwacht, und sag' ihm, daß die Schwester weit gereist, — doch daß sie wiederkehren werde! — Es ist genug! (Geht zurück in die Menge.)

Die Wärterin (leise zu Agamemnon). Clytemnestra, die Königin, ist, als sie Verwünschungen ausstieß über der Göttin Spruch, unter schrecklichen Krämpfen niedergesunken und liegt da wie leblos in dem Zelte.

Agamemnon (für sich). O Wahnsinn oder Tod! Wunschenswerthes Geschenk Dianens, Beides!

(Folgt Iphigenien.)

Iphigenia (mit stolzer Würde). Gegrüßt seid mir, Achiver!

Alle. Heil Dir, Iphigenia!

Iphigenia. Daß künftig nimmer Phrygier Hellenenfrauen rauben, stirbt Iphigenia.

Alle. Heil Dir, Tochter Agamemnons, des Atriden!

Iphigenia. Beginnt das Opfer, seht, ich bin bereit!

Alle. Heil Dir, Enkelin des Pelops!

Herold. Gottlose, weichet von hinnen!
Wer eine Schuld trägt, bleibe fern!

(Pause.)

Herold. Wer ist hier?

Alle. Lauter Fromme!

Calchas. Bekränzt das Sühnopfer mit Blumen, ihr Weiber!

(Es geschieht unter Thränen der Mägde und der Wärterin, doch schweigend.)

Es beginnt Musik von Flöten und Gesang der Priester:

Führet das fleckenlos
Reine geweihte
Opfer der Sühne,
Führt es herbei!
Fleckenlos rein nur
Naht man der keuschen
Göttin Diana
Blumenaltar!

(Iphigenia wird von dem Gefolge zum Altar geführt. Calchas umkreist den Altar von der Linken zur Rechten und besprengt ihn mit Weihwasser und Mehl, besprengt auch die Fürsten, die zunächst stehen, mit einem in Wasser getauchten Lorbeerzweige.)

Herold. Stille! Stille! Stille!

Calchas. Laßt uns beten:
Im Gefolge Deiner Nymphen
Und mit Pfeil und Bogen auch
Steig' hernieder vom Olympus,
Göttin Amarynthia! *)

*) Diana hatte verschiedene Beinamen, unter andern hieß sie Amarynthia, von dem Flecken Amarynthus auf der Insel Euböa.

Den gerechten Zorn zu sühnen,
Der die Seele Dir bewegt,
Bringen wir als Opfergabe
Diese reine Jungfrau dar.
Send' uns mit erhob'nem Winde
Hier aus dieser öden Bucht
Fern zum Land der falschen Phryger,
Daß wir rächen Frauenraub.

(Die Jungfrauen schließen einen Reigen um den Altar und singen tanzend. Iphigenia kniet in der Mitte und betet still.)

Rasch wie die zuckenden
Blitze des Donnerers
Folgst Du den flüchtigen
Rehen auf waldigen
Bergen in Sturm!
Erd', die erschütterte,
Haine, die säuselnden,
Thäler, die bebenden,
Quellen, die rauschenden,
Zittern Dir bang'!

(Es nähern sich Agamemnon und die übrigen Fürsten dem Altar und fassen ihn an mit beiden Händen, indem sie niederknien.)

Wir flehen,
Artemis!
Erhöre!
Erhöre!
Entsende
Günstigen Winds
Die Schiffe!
Erhöre,
Erhöre uns!

Calchas. Reich' mir den Wein zur heiligen Sprenge, Opferknabe!

(Ein Knabe reicht ihm die volle Schale, die er nimmt und davon kostet und auch den Fürsten reicht zu kosten, das Uebrige gießt unter leise gemurmeltem Gebet der Priester auf das Haupt Iphigeniens und auf den Altar.)

Musik und Reigen und Gesang, wie oben, dann Stille.

Calchas. Zündet das Feuer, Jünglinge!

(Auf dem Altar wird das Feuer angezündet.)

(Wieder Musik, Gesang und Reigen.)

(Währenddessen nimmt der Priester mit drei Fingern Weihrauch aus einem goldenen Gefäße und streut es auf das lodernde Feuer, daß eine Rauchwolke den Altar umgiebt.)

(Die Jungfrauen führen Iphigenien näher zum Altar und entblößen ihr den Nacken.)

Agamemnon (zu Menelaus, der neben ihm steht). Bruder! soll es denn geschehen?

Menelaus (leise). Halt' an Dich, ich hoffe Rettung!

Agamemnon. Und Deine Hand zittert, wie die meinige!

Iphigenia (fällt auf die Knie und faltet die Hände).

Furchtlos, wie das Kind zur Mutter,
Nahe ich Dir, mächtige Göttin!
Aber zürne nicht, wenn ich zittre zu sterben.
Seit ich denke und fühle, war meine Seele
Dir geweiht und Deinem Dienste,
Ach und die Tage des Lebens
Waren so schön, und golden die Sonne,
Und so blumig die Pfade, die ich wandelte.
Aber ich habe mich Dir geweiht,
Und wenn Du gebeutst, so muß ich finstre Pfade wallen,
Abwärts vom freundlichen Lichte.
Soll ich denn lassen dieses freundliche Land,
Nur nicht dahin stürze mich, wo es Nacht ist.
Du hast Wolken, göttliche Jungfrau,
Nimm mich auf und trage mich aufwärts,
Daß ich Dein Antlitz schauend, Selene,
Sterbend noch lebe!

(Musik.)

Calchas (winkt dem Schlächter; dieser tritt hervor, mit ihm der Knabe mit dem Becken).

Opferschlächter. Soll ich?

Calchas. Du sollst!

(Folgendes geschieht beinahe zu gleicher Zeit.)

(Achilles und Patroklus stürzen mit ihren Myrmidonen hervor; ein Blitz fährt in den Altar hinein, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlage, und Diana, in übermenschlicher Gestalt, aber schön und erhaben, fährt in einer duftenden, rosenlichtschimmernden Wolke vom Himmel herab und schwebt dicht über dem Altar. Alles Volk stürzt auf die Knie.)

Diana. Nicht sterbend, lebend dienst Du mir, Iphigenia! Komm, meine Tochter, und empfange den Lohn Deines Gehorsams in meinem Schooße!

(Sie erhebt sie zu sich, und beide verschwinden.)

Alles Volk. Ein Wunder! Ein Wunder! Ein großes Wunder!

(Ein starker Wind fährt über den Schauplatz; vom Hafen her hört man rufen: „Zu Schiffe! zu Schiffe! ihr Achiver!")

Agamemnon. Und ist sie nicht geschlachtet worden?

Menelaus. Nein, Bruder, sieh, der Altar ist ganz unbefleckt und kein Blut klebt an dem Beil des Opferschlächters.

Agamemnon. O Artemis, Tochter Latona's, Du hast erhört des Vaters Bitten!

Nestor. Das sei zum guten Zeichen uns auf unsrer Fahrt.

Ein Bote. Heil Euch, Ihr Fürsten der Achiver! Dianens Zorn hat sich versöhnt und Wind rauscht in den Wipfeln hoher Bäume und Wind bläht unsere Segel. Die Schiffer lassen Euch entbieten, Ihr möchtet schleunig Euch an Bord begeben.

Das Volk. Zu Schiffe! zu Schiffe!

Odysseus. Preis und Dank der guten Göttin!

Agamemnon. Auf, ihr Achiver, brecht das Lager ab und dann zu Schiffe!

Gesang der Krieger.

Auf, ihr Krieger! den Schild in die Hand und den Speer! denn die Götter
Winken, und brausender Wind hebt das geflügelte Schiff.
Zittert, Barbaren, auf Raub gebettet und ruchlosen Frevel,
Blitzen gleich funkelt das Schwert, das Euch die Schandthat vergilt.
Lebe wohl, Hellas, Du nährende Mutter gepriesener Helden!
Dich zu beschützen ziehn wir in den blutigen Streit.
Weib und Kinder, lebt wohl und trocknet die wachsende Thräne:
Fallen wir kämpfend im Streit, fällt auch, der Knechtschaft Euch droht.
Auf, ihr Atriden, voran! wir folgen dem Rufe der Fürsten!
Fuhrt Ihr zum Siege uns nicht, fuhrt Ihr zum rühmlichen Tod!

(Der Vorhang fällt.)

Die Jungfrau in ihren einfachen Lebensverhältnissen.

Die Jungfrau beginnt erst ihr Dasein in der Welt; einfach sind die Verhältnisse, in denen sie sich zu wichtigern vorbereiten soll.

Ihr erstes und natürlichstes ist das zu ihren Aeltern. Sie soll sich denselben ganz unterordnen, und ihnen in allen rechtmäßigen und billigen Dingen, auch wo es mit Entsagung verbunden ist, willig folgen; eingedenk der Wahrheit, daß der Mensch überhaupt, und das Weib insbesondere, nur groß werden kann durch Opfer und Dienst, durch Verläugnung und Gehorsam, und daß es dem Kinde nimmer wohl gehen wird, das nicht Vater und Mutter ehrt. Die gute Tochter wird also gern den Aeltern mit treuer Liebe zur Seite stehen, und ihnen mit liebender Sorgfalt Freude zu machen, ja ihren Wünschen zuvorzukommen suchen. Es wird ihre Ehre und Freude sein, sie besonders im Alter und Krankheit mit unverdrossener Ergebenheit und Sorgfalt zu pflegen. Kleine und große Eigenheiten der Aeltern wird sie willig ertragen, und mit den Schwachheiten, Fehlern und Unvollkommenheiten derselben Geduld haben. Ist ihre Bildung vorzüglicher, ist ihr Wissen ausgebreiteter, so soll sie damit weder ihren Aeltern, noch andern erwachsenen Personen, wie denn überhaupt Niemandem, drückend und lästig werden. Es ist eben so lächerlich, als schlecht und erbärmlich, wenn junge Leute es andere, besonders ihnen an Alter und mancher wichtigen Erfahrung überlegene Leute fühlen lassen, daß sie das Glück und die Gelegenheit — denn anders ist es doch nichts, deß sie sich rühmen — gehabt haben, mehr zu lernen als sie. Der Vernünftige wird aus diesem Anfängerstolz auf Geistesarmuth, Oberflächlichkeit und Stümperei schließen, und alles Nichtwissen für besser halten, als solch einen elenden Weisheitsdünkel. Nein, das wahrhaft gebildete und unterrichtete Frauenzimmer ist bescheiden und zurückhaltend mit dem, was es kann und weiß; es trägt es, so wenig wie die wahrhaft Frommen ihre Frömmigkeit, als ein Geschwätz auf den Lippen.

Es ist sehr traurig, wenn Kinder das Unglück haben, daß ihre Aeltern Thorheiten oder gar Lastern ergeben sind. Aber auch in einem solchen Falle sollen sie nicht ihre kindlichen Pflichten vergessen. Höchst

abscheulich ist es, wenn man Kinder über die Vergehungen ihrer Aeltern zu fremden Leuten sprechen und darüber hart urtheilen hört, wahrscheinlich damit man ihnen dieselben nicht auch zuschreiben möge. Bleiben doch ihre Aeltern immer ihre Aeltern, und sind sie doch, wenn auch diese ihre Pflichten versäumen, dadurch keineswegs entbunden von den ihrigen. Nur ein volliger Mangel an Dankbarkeit, an Güte und Treue, an Nachsicht und Schonung, an jener edlen kindlichen Pietät, die jede gute Tochter für ihre schönste Zierde halten wird, kann sie dahin bringen, aufzudecken, wo sie mit dem Mantel der Liebe still und unbemerkt zudecken sollte.

Eben so sehr beweiset die edle Jungfrau Folgsamkeit, Achtung und Ergebenheit gegen ihre Lehrer und Lehrerinnen. Sie fühlt hier das süßeste Geben und Nehmen; die Sprache des Geistes zum Geiste. Fern ist sie von dem gemeinen Sinn und Gedanken, an dem man den Auswurf des Pöbels erkennt, daß die Gabe, die man auf solche Weise empfange, der Unterricht, ja bezahlt werde. Nein, sie empfindet, daß für Geistiges am besten und schönsten der Geist lohne, durch seine Empfänglichkeit, Dankbarkeit, Liebe, durch sein nicht und nie vergessendes Andenken.

Mit den Geschwistern ist es ihre Pflicht, so viel an ihr ist, in Einigkeit und Verträglichkeit zu leben, ihnen so oft als möglich Freude zu machen, und ihnen stets nachahmungswürdiges Beispiel, ja Muster zu sein.

Leider findet man dies Alles sehr oft nicht befolgt; findet, daß junge Leute, die gegen fremde Menschen sehr gefällig, zuvorkommend, aufopfernd sind, mit den Schwestern und Brüdern beständig in Zank und Streit leben. Das soll aber nicht sein. Wer außer dem Hause liebenswürdig sein kann, hat den Beruf, es noch mehr im Hause zu sein. Was hätte auch eine Liebenswürdigkeit für Werth, die blos für die Gesellschaft berechnet, blos für sie aufgespart, gleichsam wie ein glänzender Anzug übergeworfen, aber auch bei der Rückkehr nach Hause wieder abgeworfen wird, um nun mit einem schmutzigen, ekelhaften Kittel vertauscht zu werden? Für das Haus, für das Haus ganz besonders, soll jede bessere Jungfrau ihre guten Eigenschaften ausbilden; in der Gesellschaft soll nur der Abglanz ihrer eigentlichen Tugenden erscheinen. Liebenswürdiger als draußen soll sie in dem häuslichen Kreise und in allen Verhältnissen desselben sich zeigen, also auch gegen die Geschwister, und immer gehässiger ihr werden jene heuchlerische Doppelsinnigkeit des Wesens, nach der man

zwei Seiten hat, eine rauhe und eine glatte; eine für die Fremden und eine für die Nächsten.

Forschen wir der Ursache der Unverträglichkeit unter den Geschwistern nach, die so häufig ist, auch selbst bei sonst gutgearteten Menschen, so werden wir sie in Fehlern finden, die auch die Grundübel der Menschen überhaupt und die vornehmsten Feinde ihrer Veredelung sind: Herrschsucht und Rechthaberei, Mißgunst und Neid, Egoismus und Stolz; das eine Kind meint das andre zu übersehen, und will daher immer das letzte Wort haben; oder es glaubt sich von den Aeltern und übrigen Hausgenossen zurückgesetzt, und beneidet daher die übrigen Geschwister; oder es ist eigennützig, bezieht Alles auf sich, und hält sich für vorzüglicher, als die Andern. Kurz, eine dieser Untugenden ist gewiß immer der Grund, aus dem die Wurzel der Zwietracht hervorkeimt.

Die Dienstboten sollen von der edlen Jungfrau mit Milde und Schonung behandelt werden, gleich fern von Vertraulichkeit und freundschaftlicher Gemeinschaft, welches diese Menschen einmal nicht vertragen können, und in der Regel gewiß immer mißbrauchen; und von Heftigkeit, Härte, herrischem Wesen. Seine Würde behauptend, kann man doch diesen Leuten durch Güte, Wohlwollen, Freundlichkeit, durch sanfte Ruhe sehr wohl thun; und ist auf diesem Wege sicher, sich ihre Anhänglichkeit und Liebe zu erwerben.

Das letzte Verhältniß, welches wir jetzt noch zu betrachten haben, ist des Mädchens Verhältniß zur Gesellschaft und Welt.

Wir sind unter Menschen gesetzt, um unter ihnen und mit ihnen zu leben, um uns an ihnen und durch sie zu bilden, um Kräfte zu entwickeln und Tugenden zu üben, wozu sonst keine Gelegenheit wäre. Wer sich daher von ihnen absondert, verkennt den Zweck und die Mittel seiner Erziehung auf Erden, er setzt diese Mittel außer Kraft, weiser sein wollend als der, der sie in Kraft setzte, sein Erzieher. Daher denn auch die Einseitigkeit, Unreife, Unzugänglichkeit all' der Leute, die sich der Welt entzogen, ehe sie sich ihr angeschlossen, ehe sie in ihr gelebt hatten.

Damit soll die Einsamkeit nicht geschmälert werden. Die Einsamkeit giebt dem Herzen, was das Getümmel der Welt nimmer ihm geben kann, und große Seelen fühlen sich meistens einsam; am einsamsten, wo es am buntesten, lautesten, lärmendsten zugeht. Aber gerade die Kunst des Alleinseins, der Einkehr in sich, des Lebens mit sich und mit Gott, soll in der Welt erlernt werden, weil sie hier

einzig auf die rechte Weise erlernt werden kann. Nur wer, durch Dienst und Verlaugnung, der Welt seinen Tribut gezahlt hat, ist berechtigt abzutreten von ihr.

Aller Höflichkeit liegt Sittigkeit, aller Sittigkeit Sittlichkeit zu Grunde; allein dieser Grund ist in dem dadurch Begrundeten meist nicht mehr zu erkennen, es ist zu einem todten Buchstaben- und Formelwesen herabgesunken, das ordentlich erlernt werden muß, zu einer gangbaren Munze, deren angenommenen Werth man nur zu kennen braucht, um mit ihr zahlen zu konnen, und die in den meisten Fallen so abgegriffen ist, daß man kaum noch das ursprungliche Gepräge erkennt. Nur die Art und Weise des Gebens und Gebrauchs ist nicht zu erlernen, denn sie ist schlechthin etwas Inneres. Darum ist die wahre und feine Höflichkeit etwas Instinctartiges, etwas, was auf Tact, auf unmittelbarem Gefühl beruht. *) Nur ein zarter, reinfuhlender, leicht bewegter Sinn weiß Andre würdig und anstandig zu behandeln, fein zu schonen, weiß durch sein ganzes Betragen wirklich wohlzuthun.

Das, was wir gute Lebensart, Anstand, feine Sitte, Welt und Welttou nennen, gewinnt einem Individuum in der Welt die meisten Anhänger und Verehrer. Aber eben darum wird es oft eine gefahrvolle Klippe, an der schon Mancher Treue, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit verlor, allen innern Gehalt, alle achtungswerthe Selbstständigkeit.

Gewandt ist der, der sich sowohl geistig als körperlich jede Wendung, die er will, geben kann, ohne anzustoßen.

Gewandtheit gehort mit zur Tapferkeit, denn ohne sie würde diese nichts sein als rohe Gewalt.

Immer aber sollen Biegsamkeit und Kraft nebeneinander sein, denn wo die Kraft selbst zur Biegsamkeit wird, ist der Mensch als Mensch verloren, er wird Weltmensch, Weltling, Zeitling. Die Welt strömt allmälig auf ihn ein, er durchdringt sich mit ihr. Seine Persönlichkeit, er selbst wird nichts als Naturding, Sache, der die Außendinge jede Richtung geben können, welche sie begehren; die vielleicht

*) Der Tact, die unmittelbare Anschauung des Gemüths und Geistes, ist etwas dem Weibe Angehöriges und Eigenthümliches, was der sorgfältigsten Ausbildung werth ist. Der Tact ist selbst oft vorzuziehen, und ihm in manchen Dingen mehr zu trauen, als einem Reflectionsurtheile; denn diesem liegt meist nur Eine, oft schiefe Ansicht zum Grunde; jener ist das Resultat mannigfaltiger Eindrücke und Erfahrungen.

noch Werth hat zum Gebrauch und Nutzen, aber der alle Würde mangelt.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust, der Geist aber bleibt. Darum sei der Geist Beherrscher der Welt, er befehle ihr, er überwinde sie im glorreichsten Siege durch seines Willens Lauterkeit und Kraft.

Nein, der bessere Mensch läßt sich nicht von ihr unterjochen, er zerstreut sich, er verschwimmt und verschwindet nicht in ihr. In gleichgültigen Kleinigkeiten giebt er ihr wohl nach, aber wo es auf sein eigentliches Selbst ankommt, läßt er sich nicht von ihr gebieten, hier gebietet er ihr. Obgleich höchst friedlich, freundlich, und nicht leicht in Geduld zu ermüden, verträgt er doch durchaus keine Verletzung an diesem reizbarsten und gepflegtesten Punkte seines Wesens, und wo solche versucht wird, schwillt der ruhige Spiegel seiner Seele zu einer heilig empörten Woge an, die kräftig sich widersetzt. Der bessere Mensch ist durchaus nicht blos eine glatte gefällige Fläche, er ist auch eine schroffe, felsige Spitze, auf die Gefahr hin, daß der frech Widerstehende sich an ihr wund und blutig reibe. Er ist die edle Zeitlose, die, wenn auch Eintagsfliegen sie umsumsen, wenn auch Giftblumen sie umhauchen, ungeirrt und unverzagt zum Himmel hinaufblüht.

Nicht also Durchdringung, nur Berührung mit der Welt ist das, was zugestanden werden kann.

Aber auch selbst dies ist nicht ohne dringende Gefahr. Auch die bloße Berührung, wenn sie nicht immer mit Wachsamkeit und Widerstand verbunden ist, erzeugt und erzieht große Fehler.

„Der Hochmuth, durch welchen Engel fielen," der Hochmuth ist's, durch welchen Menschen fallen. Bei dem Manne spricht er sich aus durch Herrschsucht und Ehrbegierde; bei dem Weibe in Eitelkeit und Gefallsucht.

Betty Gleim.

An ein schönes Mädchen.

Ohne Dir zu schmeicheln, will ich Dir stolzere Dinge vorsagen, als die unermüdetsten Lobredner Deiner jugendlichen Reizungen Dir vorsagen können. Ich möchte Dein Herz mit einem heiligen Stolze begei-

ſtern, der Dich uber jene roſenwangichten Mädchen hinwegſetzte, an denen die Natur oder die Kunſt das Vornehmſte auszuarbeiten vergeſſen hat; deren ganze Geſchichte iſt, daß ſie bluhen, gepflückt werden und verwelken. Sieh', Du reifeſt zu einem Alter heran, da die Welt Dich mit ſchmeichelnden oder tadelſuchtigen Blicken beobachtet; Deine Schönheit zieht Dir eine Achtung zu, welche die bloße Schönheit nicht verdient. — Es iſt Zeit, daß Du Deine Beſtimmung kennen lerneſt. — Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt iſt, ſo wird eine geheime Stimme in dieſem Augenblicke Deiner Seele ſagen, was ich jetzt denke. — Schone Cecilia, alles Sichtbare iſt ein Schatten, ein Wiederſchein des Unſichtbaren, welches allein ewig und göttlich iſt. Deine Seele iſt ein Bildniß der Gottheit, Deine Geſtalt ein Bild Deiner Seele. Dieſe Farben, dieſe Grazien ſind der Glanz, den ſie uber den Leib ausgießt, durch welchen ſie wirken ſoll. Schönheit iſt ein Verſprechen, wodurch ſich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmungswurdig zu handeln. Sie iſt der Reiz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerkſam gemacht werden ſollen. Denn eine Schöne ſoll eine Lehrerin ſein, eine Lehrerin durch die Beiſpiele, die ſie giebt. Die Tugend, die in Schonheit gehullt mitten unter die Menſchen tritt, mit ihnen Umgang pflegt, und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, ruhrt zartlicher und druckt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weiſen, ja in den reizendſten Dichtungen eines Richardſon. Die Sittſamkeit ſcheint einnehmender, wenn ſie auf ſchönen Wangen errothet; die Empfindungen, welche die Ordnung und Gute des Herzens zeugt, tönen lieblicher von ſchonen Lippen, und wie entzückt uns ein ſchones Auge, das ſich voll andachtiger Andacht gen Himmel hebt, und die gottlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendenden Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unſchuld, wenn Demuth, wenn die großen Geſinnungen, welche der Glaube der Chriſten einflößet, auf Herzen, die durch die ſichtbare Schönheit ſchon erweicht und bildſam worden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können ſie anders als dieſe höhere Schönheit bewundern? Und bei jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entſtehen. O Cecilia, wie könnteſt Du eine Wohlthaterin der Menſchen werden! Wie Viele könnteſt Du zwingen, die Tugend wider ihren Willen zu ehren; wie Viele, die ſich ſonſt vor ihr fürchteten, wurden jetzt von Deinen Reizungen angezogen, ſie in der Nähe ſehen und liebenswürdig finden! Wie würde die bloße Ungewohnlichkeit der Sache aufmerkſam machen! Man würde glauben, es

sei ein Engel unter den Menschen erschienen, sie durch Thaten zu lehren, ob vielleicht Schönheit und Weisheit, wenn sie zusammen verwebt wären, diese Unachtsamen rühren möchten, welche zu sinnlich sind, die Tugend in ihrer eignen Gestalt zu lieben. O Cecilia, betrüge nicht die Absichten des Schöpfers, der Dich gebildet hat! Mache Deine Grazien nicht zu Syrenen, die uns zum Tod einladen! — Vergieb, vergieb, schöne Freundin, meinem redlichen Eifer! Ich weiß, Du würdest lieber diese glänzende Farbe verlieren, als eine moralische Häßlichkeit unter einer so reizenden Larve, eine Schlangenseele unter diesen Blumen verbergen wollen. Ich sehe noch mehr. Ein edles Bewußtsein gluht in Deinen Augen; eine Empfindung Deiner selbst, eine heilige Ahnung erschüttert Dein Herz. Du verschmähst die tändelnden Aufwartungen menschlicher Insecten, in was für Farben sie auch zu schimmern belieben. Du sehnest Dich nach dem Beifall des Königs und Richters der Welt, der bis in das Labyrinth unserer Neigungen sieht und jede unserer Thaten abwägen wird.

Wieland.

Die Mutter an der Wiege ihres Kindes.

Wie die Taube auf ihrem Neste horcht, worin die Kindlein noch mit den gelben Dunen sich unter ihren warmen Flügeln rühren, wie sie jeder Feder lauscht, die sich bewegt, wie sie mit den Füßen, mit dem Schnabel immer etwas zu thun hat, ihre Brust und ihre Flügel hebt und lüftet, daß sie nicht drücke und doch erwärme, so sitzt das Weib an der Wiege des Kindleins und thut, ohne daß Großmutter und Großtanten darein gesprochen hätten, sicher und selig, was die Natur sie lehrt. Wenige leise Worte, viele leise Schritte, viel Gesurr und Susu, wie es von selbst surrt und klingt. Es ist, als sei man im Vorzimmer des Schlafes, wo er seine stille friedliche Wohnung hat und seine Mohnblätter über die Schwelle schüttelt, daß Alle, so eingehen wollen, leise darüber treten. Und wir sind bei dem Schlafe, denn das junge Leben schläft noch. Selbst die einfältigste Einfalt hat hier Wahrheit und Bedürfniß gesehen und spricht sie kindisch aus. Die Bäuerin schreit, daß man ihr nicht mit dem Wagen rassle, nicht mit der Peitsche knalle, wo ihre Gänse und Hühner sitzen; sie meint,

das todte die Brut und es komme nichts aus den Eiern. Der Hirsch geht fern von der Herde mit seinem Kalbe in's Dickicht, die Gans, die Henne führt ihre Kinder allein in eine entlegenere Einsamkeit. Sie will und bedarf keine Gesellschaft der Erwachsenen, keines Gewimmels, weil ihre Kinder sie nicht wollen. Wenn diese erwachsen sind, fügt sie sich wieder zu der verlassenen Sippschaft. Jede Creatur sucht für ihre Kindlein ein Stillleben. So das Weib. Sei sie so munter, so fröhlich, so gesellig, so vergnügenliebend, als sie wolle, sie kann es Alles vergessen und vergißt es so, daß sie nicht einmal daran denken darf, daß sie es vergessen müsse. Die Natur hat sie wunderbar zu der Melodie des Kindes gestimmt, ohne daß sie sich erst zu stimmen brauchte. Es ist gut, daß es so ist, denn nie bedarf das Kind der Mutter mehr, als in den drei ersten Lebensmonden. Keiner möchte thun und würde thun, wie die Mutter thut, Alles aus Liebe. So viele Aufopferungen, so viel Unholdes, selbst Häßliches, dies Alles mit Geduld, mit Freundlichkeit, mit höherer Liebe selbst gegen alle anderen umgebenden Menschen, indem sie das Eine in den Windeln am höchsten liebt. Ewig Ohr und Aug', man möchte sagen, ewig und ganz Ein Sinn für das Einzigliebe dieser Monden, möchte sie in Aufmerksamkeit, Reizbarkeit und Erregung für dasselbe ganz untergehen. Die Arme, die vielleicht mehrere Nächte nicht schlummert, ist doch für den leisesten Laut des Kleinen Ohr, hat Hand für seine kleinste Bewegung, Gefühl für seine kleinste Unbequemlichkeit. Und — o Wunder der Liebe! — dieses Weib zeigt eine Frische, Gesundheit, Heiterkeit des Sinnes und Verstandes, einen zarteren Saitenklang des zartesten Lebens, ein freudiges Blühen seines geistigen Liebesdaseins, ein sympathetisches Eingreifen in alle irdischen, menschlichen, göttlichen Dinge, wie nie vorher. So trägt die Liebe Alles und ergänzt Alles, die Lust stärkt sich zur Lust und das Leben zu neuem Leben. Geben und Nehmen, Mittheilen und Empfangen, süße Sympathie, nicht wie die Romanhelden dich meinen, wo steht dein göttlicher Grundkeim? Hier ist der Kreis ohne Anfang und Ende, aber viele Kreise sind in ihm.

So leben Mutter und Kind. Wir sagen nur, was wir sehen, aber ihr eigentliches Miteinanderleben und Durcheinandersein, wer kann es aussprechen? Wir sehen nur die Sonnenscheibe und empfinden ihre genialischen Strahlen; wollen wir hinein in ihr Innerstes, wir würden nichts sehen, sondern verbrennen. Der Mutter Liebe, bisher nicht so unten an der Erde und nicht so eng gebunden, wird fest auf immer; des Kindes Liebeskeim, d. h. sein erstes Leben, wird durch ihre Hand

gestreichelt, durch ihre Pflege und Wartung gesichert, sich kunftig in die Gewimmel und Strudel mit hinein zu wagen. Seine ersten Bilderchen, sein erstes, noch ungewisses Anfassen der Dinge mit den scheuen Gefühlnerven seiner zarten Sinne kommen im Arm und auf dem Schooße und an dem Herzen der Mutter. Was sollen wir von seinen Träumen, seinen innern Melodien und seinem drein brausenden Bilderleben sagen, als daß wir meinen, daß dies Alles noch bewegter, melodischer, klang- und farbenreicher da sei, als bei den Erwachsenen? Wie diese mystische Liebe sich an einander entwickelt, wie zuerst Klarheit und Verständlichkeit der Einfalt und Unschuld daraus hervorgeht, kurz, wie nach wenigen Monaten seines Erdendaseins der junge Wiegensprößling uns schon unsers Gleichen dunkt, davon kann ich das Wie und Warum nicht lösen.

Aber weil ich sie nicht lösen kann, weil mir bei diesem noch träumenden und schlafenden Menschen Alles nur wie Schlaf und Traum erscheint, kurz, weil ich Vieles sehe und muthmaße und Nichts weiß, so halte ich die Mutter desto strenger an den Weg, den ihn ihr Herz und das Herz aller lebendigen Mutter vorzuzeichnen scheint, und ich strafe sie hart und schelte sie, so sie von diesem Wege abschweift. Weil ich aus dem, was ich sehe, glaube, dieses erste Leben des Säuglings, seine freundliche oder unfreundliche Aufnahme sei für die ganze Folgezeit bestimmend und entscheidend, so will ich, daß man Alles vermeide, was diese erste Knospenzeit auf der Welt verderben könne. Mutter, wenn das Schickfal dich nicht so weich auf die Erde gesetzt hat, daß du ganz in deiner Kindesliebe leben kannst, wenn deine Geschäfte ihm von dir wenig mehr erlauben, als ein Paar Stunden des Tages, die schlaflosen Nachtwachen und die Minuten, wo sein Geschrei das Bedurfniß der Nahrung ausspricht, so bewahre dem Kinde doch für diese wenige köstliche Zeit dein Gemüth, daß du das seinige hervorlockest und nicht zerstörest. Ruhe und Stille seien um sein stilles Dasein und um seine Puppenwohnung der Windeln und Kissen! Liebe und Jugendlichkeit scheinen ihm aus allen Zügen entgegen, die ihm begegnen! Kein wildes Geschrei, keine brennende Sonne, kein brausender Sturmwind muß ihm nahe kommen. Seine Augen und Ohren sind noch meist geschlossen und gesperrt; weil er es nicht hören und sehen will, soll er es nicht hören und sehen. Kein Thier bettet seine Kinder, wo Lärm, Gefahr, offene Sonne, freier Sturm und Regen ist; wann die Zeit

kommt, wo sie diese ertragen können, stärken sich ihnen von selbst Federn und Beine. Aber was schwatze ich viel? Die Mutter wird wissen, was zu thun ist.

Ernst Moritz Arndt.

Empfindsamkeit.

1.

An die Baronesse von —

Auf Gais im Canton Appenzell, den 20. Juni.

Wie es uns bisher gegangen, wirst Du, liebe Schwester, sattsam von der allzeit rustigen Feder Deiner Tochter vernommen haben. Nun halte ich auch mein Versprechen, Dir, sobald ich den ersten Fuß in die Schweiz gesetzt haben werde, selbst zu schreiben; versteht sich bei der ersten Muße eines ruhigen Aufenthalts, denn das flüchtige Schreiben während der Reise ist nicht meine Sache. Wo findet sich Ordnung und Bequemlichkeit zum Schreiben in Gasthofen? Bald taugt das Papier nicht, bald die Tinte; und gar ein eigen Schreibzeug nachzuschleppen, mag ich meiner Wasche nicht zu Leide thun, das Ding rinnt so gern; ist auch fur einen, der seine Freunde treu zu lieben weiß, ohne ihnen posttäglich den Glauben zu starken, eben kein Bedurfniß.

Ich hätte freilich der Clotilde Schreibmaterialien benutzen und Dir mit Schwanenfedern auf Velinpapier die niedlichsten Sachen sagen können; allein ich scheue mich so sehr vor dem Geiste schreibseliger Empfindlichkeit, der in die Necessaires reisender Frauenzimmer gebannt ist, daß ich beinahe lieber das Siegel Salomons auf jener bezauberten Flasche lösen, als so ein Heiligthum der Zärtlichkeit öffnen möchte.

Da sind wir nun, wenn's dem Himmel gefällt, am Ziel der langen Reise. Ich habe, ungeachtet meiner Beschwerden, alles gut überstanden; mein Humor, sagen sie, sei schon etwas milder geworden; jedoch ganz ausgesöhnt mit der Welt bin ich eben noch nicht, und lache vor Aerger, wenn ihr glaubt, das Molkengetränk werde den Gemuthszustand eines Mannes ändern, der uber die Funfzig hinaus ist.

Mit Deinem Kinde habe ich manche angenehme Stunde gehabt; aber nimm mir nicht übel, liebe Schwester, auch manche Plage. Meinem Rathe hättest Du folgen und ihr keinen so langen Aufenthalt in der Residenz gestatten sollen; dort hat sie aus dem faden Geschwätz der Mode und neuerer Schriften eine so überschwängliche Idee von der Schönheit des südlichen Himmels und dem Glücke der südlichen Erde bekommen, daß ich lange nicht klug werden konnte, als sie immer von der düstern Luft des Nordens sprach, obgleich wir schönes Wetter hatten, und über den Sand klagte, auf dem wir fuhren, der doch meinen podagrischen Füßen besser that, als die verwünschten Steinklötze, über die wir seit einigen Tagen hinrumpelten. Damit machte sie mich oft ungeduldig; denn ich kann es nicht leiden, wenn man das Alte um des Neuen willen schmähet, und das Unbekannte auf Kosten des Bekannten lobt, zumal wenn das deutsche Vaterland der Gegenstand des Tadels ist.

Noch ärger aber machte es ihre Zofe, die Du mir aufpacktest, in der Meinung, es schickte sich nicht für Deine Tochter, ohne weibliche Begleitung zu reisen. Bin ich denn nicht der Oheim, der ihr nichts geschehen lassen wird! Und ist nicht der alte Tobias bei uns, ein treuer Kerl, der sie ja hätte begleiten können, wo sie Bedenken getragen, allein zu gehen! Die Kammermädchen sind mir ohnehin zuwider; sind sie häßlich, so thun sie altklug, wie die Sibyllen, und sind sie schön, so meinen sie, die glatte Haut decke alle Gebrechen. Auch mag diese Meinung wirklich einigen Grund haben, denn wahrhaftig nur das hübsche Gesicht des Mädchens konnte mich oft abhalten, sie nicht auf den Bock hinauszujagen, und den ehrlichen Tobias hereinzunehmen, der um der Hexe willen in Wind und Wetter da draußen sitzen mußte! Beständig spricht sie nur dem Fräulein zu Gefallen, und schwatzt dann in ihrer Unwissenheit Sachen heraus, die ihre feinere Herrschaft klüglich verschweigt. Kaum waren wir von Hause weg, so hieß es: Wenn wir nur erst in Nürnberg wären! — Warum denn immerfort Nürnberg? fragte ich zuletzt, hast du etwa einen Freund dort? — Nein, war die Antwort, aber da hört der Norden auf. — Gerade wo man zum Thor hineinfährt, rief Tobias vom Bock herunter. — Dein Fräulein erröthete ein wenig über die liebe Einfalt, die das Mädchen von ihr gelernt; und um mein ärgerliches Lachen zu unterbrechen, nahm sie geschwind ihre Reisebemerkungen zur Hand und sagte: Es soll daselbst auch schöne Albrecht Dürer geben. — Weißt Du, was das für

Leute sind? fragte ich Suschen; und der alte Kauz auf dem Bock erklärte ihr, daß man dort die Lebkuchen so heiße.

Ich höre das Mädchen gerne singen: Du weißt, sie hat eine gute Stimme und weiße Zähne, und es war mir ganz recht, als Beide gerade mit dem größten unserer Dichter anfingen; aber als ich tagtäglich das Lied hören mußte. „Kennst du das Land" ꝛc. und: „Komm, Vater, laß uns ziehn", wobei sie mich dann ansahen, und glaubten, sie machten mir ein Kompliment, so verbat ich mir endlich die Ehre. — Unlangst sang sie sogar des Nachts im Bette: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide;" ich hörte es im Nebenzimmer. Was leidest du denn, Suschen? rief ich, kann ich helfen? — Und siehe da, es war die Sehnsucht, nun bald im Lande der Freiheit zu sein. Was Teufels geht denn die Freiheit eines Landes ein Mädchen an! Oder was für eine Freiheit meinen die Kinder?

Sie haben aber zwei Sehnsuchten; erst nach der Schweiz und dann eine noch heiligere, wie sie sagen, nach den Gärten Hesperiens! Es ist gut, daß Griechenland über dem Meere liegt, sonst wurde sie auch dorthin gelüsten und dann wohl noch in den Orient zu den Gazellen, von denen sie sich zuweilen unterhalten, und dann dabei so zimperlich thun, als wünschten sie selbst von einer guten Fee in solche jungfrauliche Thierchen verwandelt zu werden.

So ging es den ganzen Tag, und wenn wir des Nachts fuhren, sprachen sie von den Sternen und der Unsterblichkeit und dem Wiedersehen, als wenn sie das Heimweh darnach hatten; und wurden recht böse, als ich fragte, ob sie nicht lieber vorher noch eine Redoute besuchen wurden? Der Mond hingegen scheint heut zu Tage nichts mehr zu gelten, der doch zu meiner Zeit so viele Bewunderer hatte.

Und so wurde ich nicht fertig, liebe Schwester, wenn ich Dir alle zarten Empfindnisse dieser Art, die ich die liebe lange Zeit anhören mußte, herzählen wollte. — Das sind aber Kleinigkeiten, sagst Du, darin liegt ja nichts Böses, und meinst, ich sollte darüber lachen. Ich mag aber nicht immer lachen; und wenn ich mich ärgere, bekomme ich meine Gliederschmerzen, und wenn ich murre, machen die Mädchen traurige Gesichter, die kann ich auch nicht leiden, das ist eine Schwachheit, die mir noch in meinen alten Tagen anhängt. Kurz, Du hättest mir sie nicht mitgeben sollen; ich hatte mich besser mit meinem Bedienten allein befunden!

Seit zwei Tagen sind wir nun hier, in einem Bergdorfe der östlichen Schweiz. Die Schönheit des Landes wird Dir Clotilde schon

beschreiben, ich selbst habe vor dem beständigen Regen noch nichts davon erblickt. Ich sehe nichts als graue Wolken und einfarbige Hügel. — Die ewige Klarheit des südlichen Himmels, wovon Du so viel spracheſt, wo mag sie wohl sein? fragte ich Suschen. Ueber den Wolken, antwortete Tobias. Denken Sie nicht mehr an den Bodensee, gnädiger Herr? entgegnete das Mädchen. — Und das ist wahr, Schwester, es war ein ganz artiger Anblick, als wir, aus Schwaben kommend, plötzlich von einer Anhöhe den See mit seinen reichbewohnten Ufern und hinter ihm die Hochgebirge von Appenzell im Glanze des Abends sahen. Die Sonne macht aber Alles schön; haben wir nicht auch oft an der Ostsee die Natur bewundert!

Ueber die Kürze meiner Briefe sollst Du nun nicht mehr klagen; den Inhalt decke mit Deiner Liebe, meine Gute! Du weißt, ich unterhalte mich so gerne mit Dir, kann aber nicht anders thun, als ich bin, und mag nicht anders reden, als ich denke. Kann ein Kranker sprechen wie ein Gesunder, der Erfahrene wie jugendliche Unwissenheit, der Satte wie der Hungrige?

Lebe wohl!

2.

An den Major von —

Auf Gaiß, den 21. Juni.

Mit dem Briefe an meine Schwester geht billig auch einer an Dich ab, mein alter Waffengenosse und Hausfreund. Triebe mich nicht die Freundschaft, Dir zu schreiben, so wurde es die Langeweile thun; denn seit wir hier sind, regnet es in Einem fort, und ist so kalt, daß ich fürchte, es wird noch Schnee daraus. Mein Gott! ist denn das die liebliche Schweiz, wo man mitten im Sommer beinahe erfriert? Und nicht einmal ein Ofen im Zimmer, und dabei ein verdammter Larm und ein Herumpoltern in dem hölzernen leichtgebauten Hause, daß der Boden zittert! — Warum bin ich nicht daheim geblieben und habe meine Schmerzen verbissen! Wir hatten doch unsere Bequemlichkeit, warme Stuben, und es war uns ja oftmals recht wohl bei unsern stillen Büchern. Molken hätte man auch bei uns absieden können, haben wir doch Kühe genug und fettes Futter!

Was ist zu machen! Man hat mir nun eine andere Wohnung angeboten bei dem hiesigen Pfarrer, mit einem Zimmer, das gewärmt werden kann, und für das Fräulein einen großen Saal, wie sie's nennen, hinten nach dem Gebirge hin, worüber sie eine große Freude hat, und die Berge, die noch hinter Mauern von Wolken verborgen liegen, schon vorläufig geistig empfindet.

Empfindet man denn die Berge? wirst Du sagen. Ja freilich, mein lieber Freund, heut zu Tage muß das sein! Wir haben Nürnberg empfunden und die Donau, den Kaiserstrom; das Werk deutscher Art und Kunst, das Münster zu Ulm, haben wir mit Innigkeit genossen, und wäre die Empfindung meiner Füße der Empfindung der Mädchenherzen nicht entgegen gewesen, so hätten wir den Thurm erstiegen und von oben herab in der Fülle süddeutscher Natur geschwelgt; wir haben uns in den Fluthen des Bodensees erspiegelt, und gefühlt,

„Wie's Fischlein ist
so wohlig auf dem Grund."

Auf Flügeln der Fantasie schwebten wir wie junge Adler um die schneebekleideten Spitzen der Berge im goldenen Strahl der Abendsonne, und Süschen glaubte schon von Lindau aus eine Gemse auf den fernen Alpen zu erblicken.

Du siehst, was es jetzt auf Reisen für Genüsse giebt, wovon man zu unserer Zeit kaum eine Ahnung hatte, und magst nun auch das Vorschreiten des Menschengeschlechts, wogegen Du so manchen Zweifel hattest, begreifen. Wie beschränkt war dagegen unsre Jugend! In Sonnenschein und Sturm, Hunger und Durst, haben wir das große Weltmeer befahren, im amerikanischen Kriege Ehre gesucht und Wunden davon getragen, uns in den Wäldern des Landes verirrt, mit den Wilden die Friedenspfeife geraucht und ihre Geistesgegenwart und heroische Unempfindlichkeit bewundert; aber die Schönheiten der rohen oder sanften Natur, so weit ich mich derselben noch zu erinnern weiß, mochten bei uns wohl ein dunkles Gefühl größerer Behaglichkeit erregen, doch zum Faden eines feinen Gesprächs wurden sie nie herausgesponnen, oder kannst Du Dich dessen erinnern? Allein wer das jetzt nicht kann, dem läßt man merken, daß ihm etwas an der Bildung abgehe; daher wollen es Alle können, und sie wissen gegenwärtig bei einem Bächlein, das über einen Stein hinunterfällt, mehr zu sagen, als wir beim Sturze des Niagara. Einer lernt es vom Andern, und jener Reisebeschreiber nimmt Unterricht bei seinem Vorgänger.

Einige nothgedrungene Ausfälle abgerechnet, womit ich zuweilen die hochfliegenden Gesinnungen der Mädchen niederschlagen mußte, ging die Reise gut und friedlich von Statten. Meine Gesundheitsumstände kannst Du, wenn Du Lust hast, von dem Arzte vernehmen, dem ich geschrieben, und für seinen Rath, womit er mich den weiten Weg in dies Bergland geschickt, eben nicht gedankt habe; unter uns soll es bei der alten Abrede bleiben, Du nicht über Deinen verstümmelten Arm und ich nicht über meine Gliederschmerzen gegenseitig zu klagen; es giebt in der Welt ohnedies noch Stoff genug zur Unzufriedenheit. Glücklich Du, der Du zu Hause bliebst! Grüße den Pastor! O liebes Paar, wär' ich wieder unter Euch!

Hegner.

Dr. Martin Luther an sein liebes Söhnlein, Hänschen Luther.

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnichen. Ich sehe gerne, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist: weß die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen. Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel guldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbruste. Aber es war noch fruh, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren, und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Sohnlein Hansichen schreiben, daß er ja fleißig bete, und wohl lerne, und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm alse.

Darum, liebes Sohnlein Hansichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit bis dem allmachtigen Gott befohlen, und gruße Muhme Lehnen, und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater

Martinus Luther.

Derselbe an denselben.

Gnade und Friede im Herrn! Mein liebster Sohn, bisher hat mir Dein Studiren und Deine Briefe sehr wohlgefallen. Du thust hierdurch etwas, was nicht allein Deinem Vater, der Dich liebet, angenehm ist, sondern auch Dir sehr nutzen kann, daß Du nicht scheinest, als seiest Du aus der Art geschlagen. Sorge deshalben dahin, daß Du, wie Du angefangen hast, fleißig fortfahrest. Denn Gott, der befohlen hat, daß Kinder ihren Aeltern gehorsam sein sollen, hat auch den gehorsamen Kindern Segen verheißen. Auf diesen Segen siehe einzig und allein, und laß Dich nicht durch irgend ein böses Exempel davon ableiten; denn eben dieser Gott hat auch allen ungehorsamen Kindern den Fluch gedrohet. Furchte daher Gott, der da segnet und fluchet, der seine Verheißungen und Drohungen, ob er sie gleich zum Untergange der Gottlosen aufschiebet, doch geschwinde genug zur Seligkeit der Frommen erfüllet.

Darum furchte Gott und folge Deinen Aeltern, die gewiß nichts anderes wollen, als was Dir gut ist, und meide schändliches und unehrbares Geschwätze. Deine Mutter grüßet Dich von Herzen, wie

auch die Muhme Lehne, und Deine Schwestern und Brüder, die alle einen glücklichen Fortgang und Ende Deines Studirens erwarten. Die Mutter lässet auch Deinen Lehrmeister und seine Frau grüßen. Hernach wenn sie mit Dir gegenwärtig sein wollen in diesen Fastnachten oder fröhlichen Feiertagen, stehet es frei, da ich unterdessen abwesend bin; hierum bittet Muhme Lehne sehr. Lebe wohl, mein Sohn, lerne und nimm die Erinnerungen guter Leute an. Der Herr sei mit Dir! Gegeben 1537 den Sonntag nach Pauli Bekehrung.

M. Luther,

Dein geistlicher und leiblicher Vater.

Dr. Martin Luther's Trostbrief an seinen Vater, Hans Luther.

Geschrieben kurz vor dessen Tode.

Meinem lieben Vater, Hans Luther, Bürgern zu Mansfeld im Thal. Gnade und Friede in Christo Jesu, unserm Herrn und Heiland, Amen.

Lieber Vater!

Es hat mir Jacob, mein Bruder, geschrieben, wie daß Ihr gefährlich krank sein sollet. Weil denn jetzt böse Luft und sonst allenthalben Gefahr ist, auch der Zeit halber, bin ich bewegt für Euch zu sorgen. Denn wiewohl Euch Gott bisher einen festen harten Leib gegeben und behalten, machet mir doch Euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Gedanken. Wiewohl wir alle ohne das keine Stunde unsers Lebens sicher sind, noch sein sollen; derhalben ich aus der Maßen gerne wäre selbst zu Euch kommen leiblich, so haben mir's doch meine guten Freunde widerrathen und ausgeredt, und ich auch selbst denken muß, daß ich nicht auf Gottes Versuchen in die Gefahr mich wagte (denn Ihr wisset, wie mir Herren und Bauern günstig sind); zu Euch möchte ich kommen können, aber wieder heim wollte es gefährlich sein.

Aber große Freude sollte mir's sein, wo es möglich wäre, daß Ihr Euch ließet sammt der Mutter verführen zu uns, welches meine

Rathe mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffe, wir wollten Euer auf's Beste warten. Darauf habe ich Cyriacum zu Euch abgefertiget, zu besehen, ob es Eurer Schwachheit halben möglich wäre. Denn es geriethe mit Euch nach gottlichem Willen, zu diesem oder jenem Leben, so wollte ich ja herzlich gerne (wie auch wohl billig) leiblich um Euch sein, und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treue und Dienst mich gegen Gott und Euch dankbar erzeigen.

Indeß bitte ich den Vater, der Euch mir zum Vater geschaffen und gegeben hat, von Herzensgrund, daß er Euch nach seiner grundlosen Güte wollte stärken und mit seinem Geiste erleuchten und bewahren, damit Ihr erkennet mit Freuden und Danksagung die selige Lehre von seinem Sohne, unserm Herrn Jesu Christo, zu welcher Ihr auch jetzt durch seine Gnade berufen und kommen seid, aus dem gräulichen großen Finsterniß und Irrthumern, und hoffe, daß seine Gnade, so solch Erkenntniß Euch gegeben, und sein Wort, damit in Euch angefangen hat, werde es bis zu Ende in jenes Leben, und auf die fröhliche Zukunft unseres Herrn Jesu Christi, bewahren und vollbringen. Amen.

Denn er hat solche Lehre und Glauben auch schon in Euch versiegelt und mit Merkzeichen bestätigt, nämlich, daß Ihr um meines Namens willen viel Lasterung, Schmach, Hohn, Spott, Verachtung, Haß, Feindschaft und Gefahr dazu erlitten habt, sammt uns Allen, Galat. 6, 17. Das sind aber die rechten Maalzeichen, darin wir unserm Herrn Christo gleich und ähnlich mussen sein, wie Sanct Paulus sagt, Romer 8, 29, auf daß wir auch seiner zukünftigen Herrlichkeit gleich werden.

So lasset nun in Eurer Schwachheit das Herz frisch und getrost sein: denn wir haben dort in jenem Leben bei Gott einen gewissen treuen Helfer, Jesum Christum, welcher fur uns den Tod sammt der Sunden erwürgt hat, und jetzt da fur uns sitzet, und sammt allen Engeln auf uns sichet, und unser wartet, wenn wir ausfahren sollen, daß wir nicht sorgen noch fürchten durfen, daß wir versinken, oder zu Grunde fallen werden, 5. Mos. 31, 6. 8. Jos. 1, 5. 1. Chron. 29, 20. Hebr. 13, 5. Er hat zu große Gewalt über den Tod und Sünde, daß sie uns nichts thun können, so ist er herzlich treu und fromm, daß er uns nicht lassen kann noch will; allein, daß wir's ohne Zweifel begehren.

Denn er hat's geredt, verheißen und zugesagt, er wird und kann uns nicht lugen noch trügen, das hat keinen Zweifel. Bittet (spricht

er), so sollt ihr's kriegen, suchet, so sollet ihr's finden, klopfet an, so wird euch aufgethan werden. Matth. 7, 7. Und Apostelgesch. 2, 21: Alle, die den Namen des Herrn anrufen, sollen selig werden. Und der ganze Psalter ist voll solcher tröstlicher Verheißung, sonderlich der 91ste Psalm, welcher allen Kranken gut zu lesen ist.

Solches will ich mit Euch schriftlich geredt haben, als in Sorgen Eurer Krankheit halben (dieweil wir das Stundlein nicht wissen), damit ich theilhaft werde Eures Glaubens, Kampfs, Trosts und Danks gegen Gott für sein heiliges Wort, das er uns so reichlich, kräftig und gnadenreich zu dieser Zeit gegeben hat.

Ist's aber sein göttlicher Wille, daß Ihr sollt jenes bessern Lebens noch länger verzogen, mit uns förder in diesem betrübten und unseligen Jammerthal mit leiden und Unglück sehen und hören, oder auch sammt allen Christen helfen tragen und überwinden, so wird er auch Gnade geben, solches alles williglich und gehorsamlich anzunehmen. Es ist ja doch dies Leben nichts anders, denn ein rechtes Jammerthal, darinne man je länger je mehr Sünde, Bosheit, Plage und Unglück siehet und erfähret, und ist deß alles kein Aufhören und Abnehmen da, bis man uns mit der Schaufel nachschlägt, da muß es doch aufhören, und uns zufrieden in der Ruhe Christi schlafen lassen, bis er kömmt und wecke uns mit Fröhlichsein wieder auf. Amen.

Hiemit befehl' ich Euch dem, der Euch lieber hat, denn Ihr Euch selbst, und solche Liebe beweiset hat, daß er Eure Sünde auf sich genommen und mit seinem Blut bezahlt, und solches Euch durch's Evangelium wissen lassen, und durch seinen Geist solches zu glauben geschenkt, und also alles auf's Gewisseste bereitet und versiegelt hat, daß Ihr nichts mehr dürfet weder sorgen noch Euch fürchten, denn daß Ihr mit Eurem Herzen fest und getrost bleibet an seinem Wort und Glauben. Wo das geschieht, so laßt ihn sorgen, er wird's wohl machen, ja, er hat's alsdann schon auf's Allerbeste gemacht, mehr denn wir begreifen mögen. Derselbige unser Herr und Heiland sei mit und bei Euch, auf daß (Gott gebe, es geschehe hie und dort) wir uns fröhlich wiederum sehen mögen. Denn unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben vor Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von Euch, oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zoget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafs zu thun, so wird's anders werden.

Wiewohl ich nun hoffe, daß Eure Pfarrherrn und Prediger Euch in solchen Sachen ihren treuen Dienst reichlich werden anzeigen, daß Ihr meines Geschwatzes nicht fast bedurfet; habe ich doch nicht lassen mogen, mein leiblich Abwesen, das mir (Gott weiß) von Herzen wehe thut, zu entschuldigen.

Es grußen Euch, und bitten auch treulich fur Euch, meine Käthe, Hansichen, Lenichen, Muhme Lehne, und das ganze Haus. Grüßet meine liebe Mutter und die ganze Freundschaft. Gottes Gnade und Kraft (in Jesu Christo und dem heiligen Geist) sei und bleibe bei Euch ewiglich, Amen.

Zu Wittenberg am 15. Febr. Anno 1530.

Euer lieber Sohn
Martinus Luther.

Rabener an eine Freundin.

Den 3. Februar 1758.

Allerdings, meine liebe Charitas, kann ich nicht ohne traurige Empfindung an meine verlorne Freundin denken. Aber seit sechs Jahren und druber habe ich sogar in diesem traurigen Andenken mehr Beruhigung empfunden, als in vielen Arten des Vergnugens. Um so weniger wird mich dieses abhalten, Ihnen eine Beschreibung von ihr zu machen, zumal da Sie mir sagen, daß Sie meine Briefe aufheben wollen, bis Sie groß werden; daß Sie Freundinnen haben, denen Sie solche zeigen, und daß Ihr Jemand so beifällig von meinen Charakteren urtheilet.

Von dem äußerlichen Ansehen meiner unvergeßlichen Freundin werde ich Ihnen nicht viel sagen konnen. Sie war mehr blond, als braun, noch etwas langer als ich, und sehr wohl gebaut. Eine hohe Stirne, eine runde Hand und ein vollkommen schöner Fuß machten, daß man die Fehler ihres etwas zu sehr aufgeworfenen Mundes weniger bemerkte. Ihre blauen Augen waren zwei vortheilhafte Verräther eines menschenfreundlichen, redlichen und immer heitern Herzens. In ihrer Aussprache hatte sie etwas Unangenehmes und zu Mannliches, welches man aber vergaß, sobald man hörte, was sie sprach, und welches wenigstens mir, so lange ich sie kenne, niemals unangenehm geschienen hat, weil ich sie, so lange ich sie kenne, geliebt habe.

Sie war aus einem Hause, welches in Leipzig seit langen Jahren in gutem Ansehen gestanden, und immer rechtschaffene Leute hervor

gebracht hat; so war auch ihr Vater ein frommer, ein arbeitsamer, ein rechtschaffener — mit einem Worte, ein Mann, welcher werth war, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Er starb für uns zu früh, und ließ seiner Tochter einiges Vermögen. Einen Theil davon wendete sie an, sich in dem, was sie zu lernen angefangen hatte, immer mehr zu verbessern. Im Zeichnen hatte sie eine nicht gemeine Fertigkeit erlangt; sie verstand einige Sprachen, und, welches noch seltener ist, ihre Muttersprache vollkommen; sie las gern und viel, und Alles mit einem reifen Geschmacke und einer gesunden Beurtheilungskraft; die alte und neue Geschichte war ihre angenehmste Beschäftigung, weil sie dadurch mehr das Herz, als den Witz zu bessern glaubte; sie besaß die schwere Kunst, im Briefschreiben eine Meisterin zu sein, und die noch schwerere Kunst, von allen diesen Geschicklichkeiten sich in Gesellschaften nichts merken zu lassen. Sie glaubte nicht, daß es die wichtigste Pflicht eines Frauenzimmers sei, zu zeichnen, Sprachen zu verstehen, belesen zu sein, Witz und Geschmack zu haben; diejenigen Arbeiten hielt sie für wichtiger, welche Ordnung und Gewohnheit von dem Fleiße eines wohlgezogenen Frauenzimmers forderten. In solchen war sie vollkommen, und sie sah es gerne, wenn man ihr darin mit einer anständigen Schmeichelei den Vorzug vor andern Frauenzimmern zugestand. Ihr Anzug war von dem Augenblicke, da sie das Bett verließ, so sorgfältig und so reinlich, als er den ganzen Tag über sein sollte. Sie würde sich die geringste Unachtsamkeit in Wäsche und Kleidung nicht vergeben haben, weil sie glaubte, daß sie diese Aufmerksamkeit ihren Freunden schuldig wäre, die Gelegenheit suchen möchten, sie den Tag über zu sprechen. Bei der fortdauernden Krankheit ihrer Mutter regierte sie ganz allein die ziemlich weitläuftige Wirthschaft ihres Stiefvaters. Ohne jemals eine unruhige Beschäftigung merken zu lassen, erhielt sie die Bedienten, die Küche, die Vorräthe, mit einem Worte, Alles, was zu einer Wirthschaft gehört, in einer bewunderungswürdigen Ordnung, denn sie glaubte, daß ein Frauenzimmer, wenn es auch noch so geschickt, belesen, witzig und artig wäre, dennoch ohne diese Haushaltungskunst sehr unvollkommen, und für ihren Mann, es geschähe nun zeitig oder spät, ein unvermeidliches Unglück sein müsse. Ich erinnere mich noch eigentlich einer gewissen Gelegenheit, wo sie mit einem ziemlichen Eifer behauptete: daß ein Frauenzimmer, welches nicht eine sorgfältige Beobachtung der häuslichen Wirthschaft für eine ihrer wichtigsten Pflichten ansähe, eben so tadelhaft sei, als eine Mannsperson, die ihr Amt nicht verstehe, oder verabsäume, und sich nur auf die eigennützige Vor-

sorge seiner Untergebenen und Bedienten verlassen wolle. Ich weiß, Sie vergeben mir es, meine liebe Charitas, daß ich bei diesem Punkte mich länger, als bei den übrigen aufgehalten. Ich habe das Vergnügen gehabt, aus einem Ihrer Briefe zu bemerken, daß sie selbst eine glückliche Anlage zu einer guten Wirthin haben. O Charitas, andern Sie diese rühmliche Gesinnung niemals! Sie werden ein vollkommenes Frauenzimmer sein, wenn Sie eine gute Wirthin werden. Und wenn Sie auch Ihrem Manne gar kein Vermögen zubrächten; und wenn Sie in keinem Buche, als in der Bibel gelesen hatten; und wenn Sie keinen Menschen aus der alten Geschichte kennten, als den Pontius Pilatus; und wenn Sie keinen Geschmack von irgend einer Sache besäßen, die in das Feld der schönen Wissenschaften gehört; und wenn Sie keinen so hubschen Brief schrieben, als Sie schon jetzt schreiben und immer besser werden schreiben lernen, so werden Sie dennoch ohne alle diese angenehmen Vorzüge ein vollkommenes Frauenzimmer sein. Aber sind Sie keine Wirthin, so muß Ihr Mann zu Grunde gehen, es kann nicht fehlen. Je mehr er verdient, desto stärkern Aufwand werden Sie machen; je weitläuftiger seine Haushaltung ist, desto mehr werden Sie dabei zu Grunde gehen lassen. Sie sollen keine Arbeit der Dienstboten thun, das wird kein vernünftiger Mann verlangen; aber Sie sollen nach dem Maße, als Ihr Mann in reichlichen Umständen ist oder nicht, durch eine anständige Eintheilung und Besorgung desjenigen, was Ihr Mann zur Wirthschaft ohne Bequemlichkeit hergeben kann, sein Glück befördern helfen, die Hochachtung und den Gehorsam der Bedienten sich erwerben, und sich und Ihren Mann vom Mangel und Schande retten. Sehen Sie, gute Charitas, wie lieb ich Sie haben muß, daß ich so lange mit Ihnen rede, ohne an meine unvergeßliche Freundin zu gedenken. Diese hätten Sie kennen sollen; wie viel Gutes hätte sie Ihnen sagen können, das ich Ihnen nicht sagen kann. Nehmen Sie die Vermahnung, die ich Ihnen hier gebe, als eine Vermahnung von meiner verstorbenen Freundin an. Heben Sie, wenn ich bitten darf, diesen Brief auf, bis Sie einmal heirathen. Zeigen Sie ihn Ihrem künftigen Manne. Wenn er vernunftig ist (und meine Charitas wird sich gewiß keinen, als einen vernunftigen Mann wählen), wenn er vernünftig ist, so wird er mir für diesen Brief, als ein Hochzeitsgeschenk, auch alsdann noch danken, wenn ich vielleicht schon lange vermodert bin: wollen Sie das thun, Charitas?

So lang auch dieser Brief schon ist, so kann ich doch unmöglich schließen, ohne Ihnen noch ein Paar Worte von meiner ewig schätzba-

ren Freundin zu sagen. Sie besaß die Glückseligkeit, immer aufgeräumt und munter und scherzhaft zu sein. Sie liebte kleine Spöttereien, aber ihr Spott schmeichelte, anstatt zu beleidigen, weil man ihr redlich Herz kannte, und sie nur über solche Sachen spottete, über welche die Gesellschaft sich gerne Vorwürfe machen ließ. Ihre Scherze belebten eine ganze Gesellschaft, und doch wußte sie die ganze Gesellschaft, und oft die ungezogensten Mannspersonen in einer gewissen Entfernung und bescheidenen Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Aufführung gegen einen widersinnigen, heftigen und eigennützigen Stiefvater erwarb ihr die Liebe des ganzen Hauses. Es hat mich oft mehr Ueberwindung gekostet, sie nicht zu rächen, als es ihr Ueberwindung kostete, das Unrecht, das man ihr oft erzeigte, geduldig zu verschmerzen. Es war dieses eine glückliche Folge nicht blos von ihrer natürlichen Gemüthsart, es war die Folge einer wahren Frömmigkeit; denn meine göttliche Freundin war fromm, nicht darum nur, weil die Religion, in welcher sie erzogen war, es also haben wollte, sondern weil sie den innern unschätzbaren Werth einer aufrichtigen Frömmigkeit mit Ueberzeugung kannte. — O Gott! wie viel habe ich mit ihr verloren! — Ja, Charitas, diese meine Freundin ist todt, für mich ganz verloren! noch jetzt ist mir der Augenblick schrecklich, da ich sie zum letzten Male gesehen habe! Sie starb, als ich meinem Glücke am nächsten zu sein glaubte. Eine verwüstende Krankheit entriß sie mir. O! wie viel sagte sie mir noch in dem letzten Augenblicke! Wie viel Großes sagte mir noch diese Freundin zu meiner Beruhigung! Noch ihre Augen redeten zu mir, da sie schon nicht mehr stammeln konnte. Als eine Christin, als meine beste Freundin starb sie — — — nicht ein Wort mehr, Charitas!

Gellert an Madame Garve.

Leipzig, im Mai 1767.

Madame,

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, den ich gerne noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe und hochschätze, und an seinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde eine Ungerechtigkeit sein, diesen guten Sohn seiner würdigen und besten Mutter

auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich auch ihn verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Segen in Ihre mutterlichen Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande und vor Ihren Augen versorgt werden soll, so lasse Sie Gott diese Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig zurückzukehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum akademischen Leben bestimmt und geboren zu sein; allein ich weiß auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen Ihren Sohn, dem er ein gutes frommes Herz, große Talente und eine sorgfältige Erziehung geschenkt hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und Gnade regieren und ihn in denjenigen Stand und in das Amt setzen wolle, worin er das meiste Gute stiften, die Ehre des Herrn am meisten verherrlichen und also am glücklichsten sein kann, wenn auch dieses Amt nicht ganz unsern Wünschen und Einsichten gemäß sein sollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl also Ihnen, theuerste Freundin, die an Ihrem einzigen Sohne die Freude über viele Kinder erlebt; und Dank und Preis sei Gott, der Ihnen diesen Sohn gegeben und seinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich gesegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken; ich habe wenig und lange nicht so viel gethan, als ich gesollt! Ich bin u. s. w.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 22. August 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte! Ich habe sie verloren, die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen, — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht

und mit frohem Muthe erwartet hat: denn sie hatte schon lange alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sicherm Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tiefschmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bessern Lebens hätte? Aber die hatte sie, die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sei für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt: denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht Alle getäuscht, denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer. — Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abend um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen und Alles zu ihrer Aufnahme, so hübsch als möglich, einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde! Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse! Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an, ich danke selbst diesem liebreichen Vater, da er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen, selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über einundzwanzig Jahre gethan und so gerne gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte, als ging, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete. Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorhersieht. So nimmt sie doch das Andenken

vieler reinen Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft und sie mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich, nach einem sehr traurigen Tage, wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mama an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen beehren, und, wenn Sie hier waren, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren u. s. w.

Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, den 6. September 1779.

Sie haben mir einen großen Beweis Ihrer Freundschaft dadurch gegeben, daß Sie, nach einem so schmerzlichen Verlust, als der Tod Ihrer lieben Frau ist, sich bald zuerst an mich wenden, und mich sogleich an Ihrer Betrubniß und an Ihrem Troste wollen Theil nehmen lassen. Eben war ich im Begriffe, an Sie zu schreiben, und stellte mir, so gut es meine kalte, erstorbene Imagination thun konnte, das Leiden Ihrer Frau, Ihre Sorgfalt, diese zu lindern, und Ihre Bekummerniß vor, als Ihr Brief ankam, worin Sie mir melden, daß diese Leiden zu Ende sind. Gott sei dafür gelobt! Denn was konnen wir anders, als ihn loben und preisen, wenn wir sehen, daß ein gequältes Geschopf unserer Gattung, unsere Freundin, unsere Gattin, endlich am Ziele ihres Jammers ist, wenn wir, vor dem letzten Augenblicke, dessen Furcht doch vielleicht alle andern Schmerzen erhohte, sie ruhiger werden sehen, und wenn wir uns hier schon durch den Augenschein uberzeugen konnen, daß nicht allemal dasjenige schrecklich ist, dessen Annäherung sich durch Schmerzen und Angst ankündigt. Ich weiß von der Krankheit

Ihrer lieben Frau nichts Umständliches. Ich weiß, daß sie auch ihre Nerven und mit denselben ihr Gemüth angegriffen hat. Ich habe desto mehr Mitleiden mit ihr gehabt, weil ich mich besser in ihre Stelle setzen konnte. Wenn es Ihnen einmal Ihre Zeit und Ihr beruhigtes Gemüth zuläßt, so schreiben Sie mir doch den Ursprung und die Symptome ihrer Krankheit, und was etwa für besondere Umstände bei ihrem Tode merkwürdig gewesen sind. Ich weiß, die Verstorbene hat uns sehr geliebt; vielleicht nach Ihnen uns mit am meisten. Wenigstens schmeichelte ich mir damit, als ich noch in Leipzig war, daß sie fast Niemanden lieber kommen sah, mit Wenigen auf eine so vertraute Art umging, wie mit mir und meiner Mutter. Die Abwesenheit schien diese Zuneigung nicht geschwächt zu haben; vielmehr kamen mir ihre letztern Briefe noch freundschaftlicher, noch herzlicher vor. In der That lebte diese gute Frau nur für Sie, sie liebte nur Ihre Freunde; sie nahm an allen Dingen weniger durch eigne Empfindung Theil, als insofern sie Ihnen angenehm oder unangenehm waren. Sie war wenig bemüht, ihre gute Seite vor Fremden zu zeigen. Sie behielt ihre besten, ihre angenehmsten Eigenschaften ihrem Manne und ihres Mannes vertrauten Freunden vor. — Ich sehe ein, wie viel Sie verlieren; — aber Sie werden durch Ihre Betrachtungen, durch nützliche Arbeiten, wenn Gott nur Ihre Gesundheit erhält, Ihren Schmerz so weit vermindern, daß er Ihre Glückseligkeit nicht mehr stören wird. Wenn meine Gesundheit sich nicht verschlimmert, so denke ich in Jahresfrist bei Ihnen zu sein, und alsdann wollen wir den Todestag Ihrer geliebten Frau mit einander begehen, wie Cyrus wollte, daß seine Kinder seinen Todestag begehen möchten, mit hochachtungsvollem, freundschaftlichem Andenken an die Verstorbene, und mit freudigem Andenken an die Wahrheiten, die den Tod derselben erleichtert haben, und die uns auch unsern Tod leichter machen sollen.

Darf ich Sie wohl, da Ihr Gemüth mit einer so großen Angelegenheit beschäftigt ist, mit meinen viel kleinern unterhalten? Ja, ich darf es. Sie sind so gütig gewesen, sich mit denselben abzugeben, da Sie sich noch weit weniger von Ihrer Frau abwenden konnten, da Sie sie noch leiden sahen, und ihr Beistand leisten konnten. Jetzt, da sie nicht mehr leidet, nichts mehr von Ihnen fordert, ist eine kleine Zerstreuung Ihnen nützlich. — Sie haben mir einen guten Rath gegeben, wofür ich Ihnen danke; aber ich bin doch noch unschlüssig. Ich bin zum Könige gegangen, da er mich rufen ließ; aber ungerufen möchte ich ihm nicht gerne, weder schriftlich, noch persönlich, unter die

Augen kommen. — Ich bin in einer sehr einsamen Gegend unsers Mittelgebirgs, einsam, aber nicht verlassen; eingehullt in die angenehmste laueste Gebirgsluft; den ganzen Tag, selbst bei meiner Arbeit, unter freiem Himmel; ungestört von zeitraubender Gesellschaft, noch ungestorter von den Leidenschaften, die die Gesellschaft erregt; meine Gesundheit ist wenigstens so gut, als sie je seit sechs Jahren gewesen. Ich lese wieder etwas mit Vergnugen, ich habe zuweilen einen Einfall, der mich freut; ich sehe die Natur mit Wohlgefallen, und fuhle oft die Gegenwart des Geistes, der sie belebt. Bin ich ermudet von diesen einsamen Freuden, so habe ich meine Mutter, einen Pastor und seine Frau, brave ehrliche Leute. Will ich weiter ausfliegen, so sind einige Edelleute in der Nahe, die mich ganz gerne aufnehmen. Alles ist da, nur nicht Kräfte, um recht zu arbeiten. Dies wäre der Gipfel der Gluckseligkeit. Denn was ist reicher an Vergnugungen, als eine Stunde, zugebracht in der Hervorbringung solcher Gedanken, die, wie wir hoffen, dem Publicum nutzen oder gefallen werden. Ich ermatte zu geschwind; einen Brief, wie diesen, kann ich nicht anders, als mit viel gemachten Ruhepunkten, schreiben. — Doch, da mir so viel Gutes ubrig gelassen ist, so muß ich den Mangel dessen, was mir fehlt, mit Geduld ertragen, und auf noch bessere Zeiten mit Hoffnung hinaussehen.

O wenn Sie doch einmal in unsre schlesische Schweiz kämen! Sie würden sich wenigstens durch die Erinnerung Ihres Vaterlandes vergnugen. Und wenn eine reine Luft, ein mittelmäßiger Gesundbrunnen, eine herrliche Gegend und ein guter Freund etwas zu Ihrer Erholung beitragen könnten, so wäre Charlottenbrunn ein Ort, wo Sie einmal einen Monat im Sommer zubringen sollten. — Vielleicht habe ich fur Ihre gegenwärtige Gemuthslage zu viel geschwatzt; aber ich glaube nicht, daß Sie dem Andenken Ihrer geliebten Frau etwas entziehen, wenn Sie ein Paar Augenblicke auf einen Freund wenden, dem sie auch gewogen war.

Christoph Martin Wieland an eine deutsche Fürstin.

Belvedere, am 8. Sept. 1808.

Wie könnt' ich — dies waren gestern, als ich erwachte, meine ersten Gedanken — wie könnt' ich den ersten Tag meines sechsundsiebenzigsten Jahres schöner beginnen, als wenn ich zu meiner geliebten Fürstin nach ** flöge, um, vermöge des wohlhergebrachten Vorrechts der unsichtbaren Wesen, unangemeldet in Ihr Zimmer zu treten, und Ihr mit einem herzlichen Morgengruß und dem Gelübde einer unwandelbaren Freundschaft bis in den Tod meinen besten patriarchalischen Segen darzubringen. Denn warum sollt' ich mich dieses Patriarchenrechts nicht eben sowohl anmaßen können, als der alte Patriarch Jakob? Ich, der nach Verhältniß unsrer Zeit zu der seinigen nicht viel jünger bin als er, da er zum Pharao in Aegypten sagte: „Wenig und bös ist die Zeit meines Lebens und reichet nicht an die Zeit meiner Väter." — Ich meines Orts müßte die undankbarste Seele von der Welt sein, wenn ich zu meiner Fürstin, oder zu irgend einem Pharao ein Gleiches sagen wollte. Ich habe zwar in fünf und siebenzig vollen Jahren, Gottlob! kein glänzendes noch sonderliches Glück gemacht, und nicht nur manchen trüben Tag gesehen, sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben: aber demungeachtet verdank' ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse und ein so freundlich schönes Gewebe der 27,593 Tage (die Schalttage mitgerechnet) meines Lebens, daß ich mich zu täuschen glaube, wenn ich gegen Einen trüben oder stürmischen, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitre und vergnügte Tage eines so frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten. Unter diesen und ähnlichen Gedanken war ich unvermerkt wieder eingeschlummert und im Begriff den meiner gütigen Fürstin zugedachten Morgenbesuch im Traum abzustatten, als ich durch eine anmuthige Musik von Blasinstrumenten (die ich vorzug-

lich liebe und die unter einem Fenster meines Schlafgemachs placirt waren) erweckt und überrascht wurde. Ich merkte, wie natürlich, sogleich die wohlgemeinte Veranstaltung und Absicht meiner Kinder; und wiewohl ich sonst kein Freund von Festivitäten bin, worin aus und mit mir großes Wesen gemacht wird, so nahm ich mir doch diesmal recht ernstlich vor, den mir so gewöhnlichen Gedanken, daß man mehr für mich thue, als ich verdiene, heute nicht in mir aufkommen zu lassen, sondern mich jedem angenehmen Eindruck unbefangen hinzugeben, und Alles, was meine Kinder und Freunde zum Zeichen ihrer Liebe mit mir anfangen würden, eben so gut und herzlich aufzunehmen, als es gemeint war. Schon die Musik, die abwechselnd und mit kleinen Pausen über eine Stunde dauerte, hatte mich in eine gerührte Stimmung gesetzt, besonders durch die Melodie eines der schönsten Lieder von der Composition eines vor vielen Jahren schon verstorbenen liebenswürdigen (aber leider! wenig glücklichen) Freundes Siegmund von Seckendorf, die mich durch alle Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit und an so viele selige Stunden, die ich seinem schönen Talent für Musik, Gesang, Dichtkunst und gesellige Vergnügungen überhaupt verdankte, um so mehr bis zu Thränen rührte, da mehr als ein Tropfen Wermuth in das Angenehme dieser Souvenirs gemischt war. Unvermerkt kam unter Musik und einigen möglichst leisen Hammerschlägen die Stunde, wo ich einen Wink erhielt, daß meine Kinder mich in ihrer Mitte erwarteten. Welch ein schöner Anblick stellte sich dem alten wohlgemutheten und für Scenen dieser Art so reingestimmten Vater dar, da er in das größte Zimmer eintrat. — Alle Fenster, Spiegel und Thüren mit großen, zierlich mit Blumen durchwundenen Festons von Eichenlaub behangen; in der Mitte drei kleine, mit Blumen reich geschmückte und mit mancherlei Gaben und Geschenken beladene, altarähnliche Tische — vor diesen die drei lieblichen Kinder meiner Tochter Julie Stichling, alle drei in einem zierlich einfachen Genienkostüm, selbst bekränzt, und Jedes in kindlich froher Befangenheit dem Großvater einen Kranz von Lorbeeren, Myrthen und auserlesenen Blumen darreichend — und um alles dies der Kreis meiner Kinder (deren nämlich, die nicht durch eine Trennung von siebenzig bis achtzig Meilen verhindert waren, an diesem Familienfeste Theil zu nehmen), der Vater und die Mutter der drei Kleinen, meine beiden Töchter Karoline und Luise, meine erwachsenen Enkelinnen Amalie und Wilhelmine, und die einzige Tochter meines verewigten Freundes Herder, Luise; die Tochter meines Herzens, mir um ihres

großen Vaters und um ihrer selbst willen so lieb, als ob sie meine leibliche Tochter wäre und mir und den Meinigen mit wahrer kindlicher und schwesterlicher Liebe zugethan. Daß in den ersten Momenten dieser rührenden Scene Umarmungen und Thranen der Liebe und Freude die einzige Sprache waren, brauche ich meiner theuern Fürstin, deren Herz der schönsten und lautersten menschlichen Gefühle so empfänglich und gewohnt ist, nicht zu sagen. Es war wirklich einer der süßesten Augenblicke meines Lebens — und selbst die Decorationen der Scene erhielten einen besondern Werth in meinen Augen, weil Alles von Luise Herder (die ein poetisches Wesen ist, und ungemein viel Geschmack und Geschick sowohl, als Lust und Liebe zu solchen Dingen hat) mit Beihulfe meiner Tochter und erwachsenen Enkelinnen zu Stande gebracht worden war, ohne daß sie einer fremden Hand das Mindeste dabei zu thun gestatten wollten, den einzigen Schloßvogt ausgenommen, der die Nägel einschlug, woran die großen Laub und Blumengehänge befestigt waren. Nach und nach langten nun mehrere glückwünschende Freunde aus der Stadt, und vornehmlich diejenigen an, welche sich miteinander vereinigt hatten, meinen sechsundsiebenzigsten Geburtstag im Belvederischen Schlosse feierlich zu begehen, und an deren Spitze meine drei ältesten weimarischen Freunde vom engern Ausschuß sich befanden, der erste geheime Rath und Minister unsers Herzogs, von Voigt, der geheime Rath und Oberhofmeister der Herzogin, von Einsiedel, und der Legationsrath Bertuch, alle drei damals Männer von etlichen zwanzig Jahren, als ich in meinem vierzigsten von der seligen Herzogin Amalie als Vormunderin und Regentin zu Vollendung der Erziehung ihrer beiden Söhne nach Weimar berufen wurde. Eine zahlreiche und mit der aufmerksamsten Rucksicht auf mich ausgewählte Gesellschaft aus allem, was sich in Weimar unter beiderlei Geschlecht durch Talente, Schonheit, Bildung und Liebenswürdigkeit auszeichnet, war zu diesem Feste eingeladen: Adelige und Nichtadelige, Hofleute und Geschaftsmanner, eine vermischte Gesellschaft von ältern und jungern Personen, die alle so schön zusammenpaßten, daß ich mich nicht erinnere, jemals eine auserlesenere und mir angenehmere Gesellschaft um mich gesehen zu haben: Alle von einerlei Geist und Gefühlen der Achtung und Liebe fur den alten Mann in ihrer Mitte belebt und voll herzlicher Freude uber sein Wohlbefinden, seine Munterkeit und dankbare Zufriedenheit mit Allem, was so viele gute und schätzbare Freunde thaten, um ihm den warmen Antheil, den sie an ihm nahmen, zu beweisen. Was dieses freundschaftliche Fest auf

eine ganz besondere und seltene Art ausgezeichnet, war der Umstand, daß die allgemeine, zwanglose und kordiale Frohlichkeit einer Tafel von acht und zwanzig Personen auch nicht einen Augenblick die schone und so sehr von mir geliebte Grenzlinie der Maßigung und feinsten Anstandigkeit uberschritt, und selbst der Freudengeber Bachus (der seine besten Gaben hier spendete und sonst, auch in guter Gesellschaft, eben nicht der Bescheidenste unter den Gottern ist) die Grazien nie verlegen machte, geschweige verscheuchte.

Auch die Natur selbst schien sich, gegen Alles, was die vorhergehenden Tage hoffen ließen vorgesetzt zu haben, mir Gala zu machen. Die ersten Morgenstunden mild und sonnigt; gegen zehn Uhr uberraschte uns ein kleiner Sturm und Regen: aber in wenigen Stunden heiterte sich die Luft wieder auf, und der ganze Nachmittag und Abend war so schon, als man nur wunschen konnte. Die Gesellschaft brachte nach Tische eine Stunde im Garten zu und vereinigte sich dann wieder in einem Saale des Schlosses zu frohlichen Tanzen, wo meine alten Augen an den lieblichen Gesichtern und nymphenhaften Gestalten der meisten Tanzerinnen ihre Lust sahen. Das Beste an diesem Ball war indessen, nach meinem Geschmack, daß er nur zwei Stunden dauerte. An einem solchen Tage, da es Pflicht fur mich war, mich der Gesellschaft, die nur fur mich da war, hinwieder ganz zu uberlassen, blieb nun freilich keine Zeit zur Ausfuhrung meines fruhgefaßten Vorhabens eines Besuchs in dem lieben ** ubrig: aber heute war ich nach einem sehr guten Schlafe so voll von dem gestrigen Tage, daß ich mich nicht enthalten konnte, meiner Furstin diese kleine, wiewohl unvollstandige Beschreibung desselben mitzutheilen; in der zuversichtlichen Hoffnung, der Antheil, den Sie an mir zu nehmen die Gute haben, werde Sie vor der langen Weile bewahren, womit man gewöhnlich bei dergleichen Beschreibungen befallen wird, die sich freilich in der Wirklichkeit besser ausnehmen, als auf dem Papiere.

Derselbe an Dieselbe.

Weimar, den 31. Juli 1807.

Gnädigste Furstin,

Es ist die hochste Zeit (wenn es nicht schon zu spät ist), Ihro Durchlaucht ein Zeichen, daß ich, so zu sagen, noch unter die Lebenden

gehöre, zu geben, und mich zu erkundigen, wie sich meine Fürstin während des ungewöhnlich langen Stillstandes unsers Briefwechsels in diesen physisch, moralisch und politisch trübsinnigen Zeiten befunden haben.

Gewiß erlauben mir Ihro Durchlaucht gern, über diese Zeitkluft, die sich seit drei Monaten zwischen uns aufgethan hat, lieber mit einem Salto mortale wegzusetzen, als Sie mit Aufzählung aller Ereignisse und Zufälle zu belästigen, welche die hauptsächlichste Schuld an meinem langen Stillschweigen tragen. Allerdings waren auch einige, dem frohen Genusse des Wiedersehens meiner Angehörigen aus Kiel gewidmete Tage, kleine Landpartien und Excursionen in die Nachbarschaft, kurz, mancherlei Abhaltungen von der angenehmen Art darunter; aber bei weitem den größten Theil der letzten drei Monate machten widrige, sorgen- und kummervolle Vorfallenheiten (desto fataler, da sie unerwartet über mich herstürzten) zu einer der dürresten Epochen meines Lebens, deren geringste Beschwerlichkeit war, daß sie mich in Arbeiten, die mit den gewohnten Beschäftigungen meines Geistes in dem widerlichsten Contraste stehen, verwickelte, und zu häufigen Correspondenzen nöthigte, die mir meine besten Stunden raubten, und mich zu aller eigenthümlichen Unterhaltung mit abwesenden Freunden untüchtig machten. Widerwärtigkeiten dieser Art können zwar meinen Muth weder brechen noch ganz niederdrücken; aber sie stören und umwölken doch die Ruhe und Heiterkeit meiner Seele, und benehmen meinem Geiste die Freiheit und den Frohsinn, die ihm vermöge einer langen Gewohnheit zu seinen besten und liebsten Beschäftigungen unentbehrlich sind. Gleichwohl würden sie so viel Gewalt nicht über mich erhalten haben, mich in einen fortwährenden Zustand eines unbehaglichen Pflanzen- oder Austerlebens zu versetzen, wenn ihre Wirkung nicht durch andere Ursachen verstärkt worden wäre, die für sich allein schon hinlänglich sind, bei Menschen meiner Art diese aller Kunst der Aerzte trotzende körperliche Seelenkrankheit hervorzubringen, welche Montesquieu irgendwo mit dem Namen difficulté d'exister bezeichnet. Seit Menschengedenken hat man hier keinen so unfreundlichen, kalten, stürmischen Juni und Juli erlebt wie heuer: mehrere Male fiel der Thermometer nahe an den Gefrierpunkt, und stieg plötzlich wieder bis zu 24 und 26 Reaumur, von einer Kälte, die ohne Einheizen nicht erträglich war, zu einer eben so unerträglichen Hitze, die sich immer im heftigen Gewitter endigte. Kurz, unter sechzig Tagen hatten wir kaum zehn einzelne schöne und angenehme. Wahrscheinlich war es in

Ihren Gegenden nicht besser. Sonderbar ist es indessen, daß man, bei einer so seltsamen Beschaffenheit der Atmosphäre, überall in dem Lande, wo die Gewitter keinen Schaden gethan haben, einer reichen Ernte entgegen sieht. Die Menschen allein, scheint es, befinden sich bei dieser, oft an demselben Tage eintretenden Abwechselung des Wetters und bei diesen plötzlichen Uebergängen von einem entgegengesetzten Aeußersten zum andern sehr schlecht, und unter andern Kopf-, Hals und Brustkrankheiten aller Art hat sich seit Sommers Anfang eine, so lang' ich zurückdenken kann, ganz aus der Mode gekommene Krankheit, das sogenannte kalte oder Wechselfieber, in Weimar eingestellt, womit sogar die jüngsten und gesundesten Personen beiderlei Geschlechts befallen worden; wie denn eine meiner bei mir wohnenden Enkelinnen, ein kerngesundes, blühendes Mädchen, sich, einem halben Schock Chinapulver zu Trotz, sieben Wochen lang mit diesem leidigen Gast plakken mußte, und erst seit wenigen Tagen seiner los worden ist.

Bei dem allen reicht uns die Zeit eine Art von Mittel, unser Gefühl gegen diese und ähnliche Uebel abzustumpfen, dessen Wirkung auf Augenblicke unfehlbar ist, nur daß es leider! den Fehler hat, noch widerlicher und bitterer zu sein, als jene Uebel selbst; ich meine die großen Weltbegebenheiten der letzten vier Monate — das täglich und stündlich sich uns aufdringende Mitgefühl mit den Leiden und Drangsalen unserer Nebenmenschen: ein Mitgefühl, das uns, wenn wir den Leidenden helfen könnten, unserer eigenen Noth beinahe vergessen machte, und eine Quelle der seligsten Empfindungen würde; aber durch das Unvermögen zu helfen uns in einen Zustand versetzt, der uns zu oft peinlich und kaum erträglich, immer aber der Tod alles Frohsinns ist. Denn wer kann seines eignen Daseins, auch wenn er selbst nicht unmittelbar leidet, nur einen Augenblick froh werden, wenn ihn der Gedanke wie ein Gewappneter überfällt, wie viele Hunderttausende in eben diesem Augenblicke ohne ihre Schuld unbeschreiblich elend sind? und wie wäre es möglich, sich dieses Gedankens zu entschlagen, da er durch Alles, was wir sehen, hören und lesen, unaufhörlich erweckt und lebendig erhalten wird? Wie oft nehme ich mir vor, keine Zeitungen, keine Tageblatter, kein Frankfurter Journal, keinen Publicisten mehr zu lesen! aber ich gestehe, es geht über meine Kräfte, mir selbst Wort zu halten. Und in der That ist wohl nichts natürlicher, als daß in einer Zeit, wie die unsrige, die Neugier ein unwiderstehlicher Trieb, und die Befriedigung desselben eines unserer dringendsten Bedürfnisse werden muß. Denn auf der einen Seite ist nichts mit der Seelenruhe unverträglicher,

folglich peinvoller, als über Gegenstände und Ereignisse, welche unser Vaterland, also uns selbst und Alles, was wir lieben, unendlich interessiren, in ungewissen Erwartungen zu schweben; auf der andern Seite muß eine Zeit, worin in dem engen Raume weniger Wochen mehr Wichtiges, Großes, Unerwartetes und Wunderbares geschieht, als ehemals in eben so viel Jahrzehenden — ja wohl gar Jahrtausenden — und zwar eine Zeit, die das Schicksal vieler Nationen entscheiden und dem ganzen Europa, ja, durch die Folgen dieser Entscheidung dem ganzen Erdkreis eine andere Gestalt geben wird: eine solche Zeit muß nothwendig, vermöge der Natur der Sache, nicht nur unsre Erwartung auf's Höchste spannen, sondern auch unsre ganze Aufmerksamkeit, so zu sagen, verschlingen, sich unsrer ganzen Seele bemächtigen, und alles Kleinere, Persönliche und Einzelne verdrängen und verdunkeln. Hieraus allein kann ich, wenigstens mir selbst, begreiflich machen, wie es möglich ist, trotz der Lebhaftigkeit meiner Sympathie mit der besondern und allgemeinen Noth, mich im gewissen Sinne glücklich zu preisen, daß ich eine so merkwürdige Zeit erlebt habe, und, au risque de tous les hasards, zu wünschen, daß ich noch lange genug leben möchte, um die Entwickelung dieser großen Welttragödie zu sehen — zu sehen, wie der außerordentliche Geist, durch welchen und in welchem wir Alle leben, weben und sind, sich nicht nur über die Zulassung der ungeheuern Masse von Uebeln, worunter das Menschengeschlecht zu erliegen scheint, sondern über seine unläugbare Mitwirkung, sobald die Zeit erfüllt sein wird, rechtfertigen werde.

Aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, ist das ewige Wehklagen über das, was geschehen ist und noch täglich geschieht — außerdem, daß nichts dadurch geändert noch gebessert werden kann — ein offenbarer Beweis, daß es denen, die sich, wie Kinder unter der Ruthe, durch Zappeln, Wimmern und Schreien zu helfen suchen, an den zwei unentbehrlichsten Requisiten des menschlichen Lebens, am Glauben an Gott und an sich selbst gänzlich fehlen muß; denn von jenem ist Ergebung und stilles Dulden die natürliche Folge, und dieser giebt uns Muth und Kraft, uns gegen den Andrang der äußern Zeitumstände aufrecht zu erhalten, und zeigt uns in unserm Innern zureichende Hülfsquellen gegen alle nicht ganz unerträgliche Uebel. Indessen muß ich doch bekennen, daß dieser mein doppelter Glaube nicht so unerschütterlich ist, daß er immer gegen die momentanen Wirkungen einer allzugroßen Erregbarkeit und Empfindlichkeit aushalten könnte. — — — — —

Wenn mein allzulanges Stillschweigen mich nicht alles Antheils an der Freundschaft, womit Sie, verehrte Fürstin, mich in frohlichern Tagen, als meine zeitherigen waren, beglückt und begünstiget haben, beraubt hat, und ich einen gütigen und nachsichtsvollen Fürsprecher in Ihrem Herzen zu finden hoffen darf, so werden Sie mir zutrauen, daß sich an den Gesinnungen, die ich Ihnen, von Anbeginn unserer Geistesverbindung an, auf ewig gewidmet habe, in dieser Zwischenzeit nichts verändert hat, und daß ich mich herzlich sehne, wieder ein Zeichen, daß ich noch in Ihrem Angedenken lebe, von Ihrer Hand zu erhalten, und davon, wie Sie selbst und alle Ihre, auch meinem Herzen theure Angehörige sich zeither befunden haben, so viel zu erfahren, als nöthig ist, meine innige Theilnahme an Ihnen allen einigermaßen zufrieden zu stellen und zu beruhigen. In dieser Hoffnung drücke ich meinen Mund in Gedanken mit zuvoreilendem Dankgefühl auf Ihre gütige Hand und erneuere am Altare der heiligen Freundschaft das Gelübde der reinen Verehrung und treuen Anhänglichkeit, womit ich nur mit dem Dasein und also nie aufhören werde, Ihnen zugeeignet zu bleiben.

Derselbe an Dieselbe.

Weimar, den 6. und 7. Januar 1811.

Gnädigste Fürstin,

Ich merke — oder vielmehr man macht mich bemerken, denn ich selbst merke nichts dergleichen — daß ich in ein neues Jahr hineingerathen bin, ohne recht zu wissen, wie mir dabei geschah. Alles, was ich weiß, ist, daß das alte einen sehr häßlichen Abschied von uns armen Deutschländern nahm, und daß das neue eine so abschreckende Physiognomie hat, und uns so unfreundlich und unartig angrinzt, daß es unmöglich ist, ihm viel Gutes zuzutrauen. Man macht uns zwar — nicht zufrieden, uns dermaßen zusammengeschnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß regen können — auch noch zur Pflicht, keinen vernehmbaren Laut von uns zu geben, und Alles, was geschieht, wie sehr auch unser Innerstes sich dagegen empört, entweder stillschweigend gut zu heißen, oder gar als recht und wohlgethan aus vollem Halse

anzupreisen. Ich gestehe, das geht über mein Vermögen. Es ist genug und schon zu viel, daß ich, aus vielfacher Pflicht, öffentlich schweige: aber unter vier Augen sollte man doch noch, wie ehemals, sein Herz erleichtern dürfen, und wenn mir auch dies verwehrt würde, so müßte ich mir eben helfen, wie der Barbier des Königs Midas, und eine kleine Grube in mein Hausgärtchen graben, um das, was ich lieber auf den Dächern gepredigt wissen möchte, der guten tauben Mutter Erde in's Ohr zu flüstern.

So ist die Reihe endlich auch an die letzten freien Städte gekommen, die in Deutschland und im ganzen Europa noch übrig waren, und ein einziger Federzug verwandelt die Bürger von Bremen, Hamburg und Lübeck aus freien, biedern, alt- und ächtdeutschen Männern (was von Bremen und Lübeck ganz vorzüglich gilt) in — Franzosen. Doch bis es zu dieser unnatürlichen Verwandlung kommt, wird mehr als ein Jahrhundert ablaufen: aber diese Unglücklichen mit dem Verlust ihrer Selbstständigkeit, ihrer trefflichen Verfassung und Verwaltung zugleich um ihren ganzen Wohlstand zu bringen, dazu braucht es nur ein Paar Decrete und Monate! Es ist schrecklich! es ist kaum zu ertragen! Aber auch die fatale Periode unserer Fürsten ist gekommen, und sie fängt mit diesem Jahre gerade bei dem besten, rechtschaffensten und von seinen Unterthanen bis zur Anbetung geliebten Herzog von Oldenburg an. Das Schlimmste ist, daß unsere Fürsten mit ihren angeerbten Unterthanen dermaßen zusammengewachsen sind, daß sie ein lebendiges Ganzes ausmachen, und daß ein Volk seinen Fürsten nicht verlieren kann, ohne daß es seine Existenz verliert, und beinahe alle Individuen unglücklich werden: So wie der Baum entwurzelt wird, verdorren in Kurzem seine Aeste, Zweige und Blätter.

Was wir erleben, ist unglaublich — aber wir sind noch lange nicht am Ende. Man spricht von Entschädigungen. Wo sollen sie herkommen? Wer ist sicher, daß er nicht auf den ersten Wink dessen, der sich Alles erlaubt, weil er Alles kann, sein von Jahrhunderten her angestammtes Erbland hergeben muß, um einen Andern zu entschädigen, der das seinige mit dem Rücken ansehen muß?

Wahrlich, die Glücklichsten sind jetzt die, denen schon so viel genommen wurde, daß sie beinahe nichts mehr zu verlieren haben. Doch wozu plage und verstimme ich meine theuerste Fürstin mit allen diesen vergeblichen Wehklagen? Verzeihen Sie mir, daß ich, anstatt meinen ersten Willkomm in's Jahr 1811 mit fröhlichen Auspicien und frommen Wünschen zu beginnen, Sie mit den melancholischen Gedan-

ken beeinträchtige, die mich seit vierzehn Tagen wie Gespenster verfolgen, und mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Wollte Gott, ich könnte diesem neuen Jahre und Allem, was dermalen im Werk ist, eine nur erträgliche, ich will nicht sagen, heitre Ansicht abgewinnen. Aber unter den gegenwartigen Umstanden bleibt kein anderes Rettungsmittel fur Menschen von Gefuhl, als sich von der großen Masse der Nation moglichst loszuwinden, und unsere Theilnahme blos auf die kleine Zahl derjenigen einzuschranken, die unserm Herzen entweder durch die starkern Bande der Natur oder die zarteren der Sympathie und Freundschaft die nachsten sind. Von den letztern weiß ich keine, fur deren Leben, Wohlergehen und Zufriedenheit ich mich aus Gefuhlen der großten personlichen Hochachtung und Gemuthsverwandtschaft starker und inniger interessirte, als Sie selbst, meine gnadigste Furstin, und die sammtlichen Glieder des erlauchten *** Hauses, und wenn irgend etwas vermogend ist, die Wolken, von denen mein Gemüth umzogen ist, zu durchbrechen und zu zerstreuen, so ist es, wenn Ihre Durchlaucht geruhen werden, mich bald mit erwunschten Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden und der Fortdauer des einzigen Gluckes, das in Ihren Augen einen hohen Werth hat, den Mutterfreuden an Ihren Kindern und Kindeskindern, die einer solchen Mutter so wurdig sind, zu begunstigen. Schließlich bitte ich, meine theuerste Furstin, die Huldigung meiner reinsten Verehrung und Liebe fur das angefangene Jahr, so wie fur den Rest meines Lebens, gutig anzunehmen, und Ihr unschatzbares Wohlgefallen nie zu entziehen Ihrem ganz eigenen u. s. w.

— —

Die Königin Luise von Preußen an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz.

Königsberg, den 15. Mai 1807.

Geliebter Vater,

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehre ich dieses Glück und wie viel habe ich Ihnen zu sagen!

Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. — — — —

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind, — alles dieses belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch in Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; eben so halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen — — — — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsre Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen.

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer, und durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt.

Dieselbe an Denselben.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen

und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volk Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. — — —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie Etwas von unsrer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Luise.

Den 24. Juni.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine festen Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Gute! — Mein Glaube soll nicht wanken; aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verlegenheit setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient. Nur Unrecht unsrer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19ten mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein Paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füssen ganz die Ihrige,

Luise.

— — —

Königin Luise in Mecklenburg.

Die Königin wünschte den größten Theil ihrer Besuchszeit im engen Kreise der Familie zuzubringen, und es wurde daher nur an einem einzigen Tage dem Hofe und Andern vergonnt, sich ihr zu nahen. Aber an diesem Festtage glänzte sie wieder wie früher als Kö-

nigin des Festes, die durch majestätische Würde, so wie durch die einnehmendste Liebenswürdigkeit Alle entzückte, die an dem Feste Theil nahmen. Ja eine Augenzeugin äußerte damals: „Die Majestät, die Hoheit, die Milde und Heiligkeit ihres ganzen Wesens sind nicht zu beschreiben.“ Und in der That, beobachten wir Luisen, wie sie an diesem glanzenden Hoftage auftrat, so durchströmt uns ein gewisses heiliges Gefuhl. Als sie so nach aufgehobener Tafel mit mehreren Damen ihrer nähern Bekanntschaft zusammentrat und diese ihren Perlenschmuck bewunderten, sagte sie: „Auch ich liebe die Perlen sehr, und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten herzugeben. Sie passen besser fur mich, denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren viele vergossen!“ Darauf zeigte sie den Damen das Bild des Konigs. „Es ist das ähnlichste, das ich besitze,“ setzte sie hinzu, „auch verläßt es mich nie.“

Ramshorn.

Göthe's Briefe über seine Besuche auf dem Vesuv.

1.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Kunstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefuhl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Calessen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz oder Kehricht tragende, entgegenrollende Calessen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse und was nur irgend eine Fläche hat, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und hinaufwärts gezogen sich an einem Stabe auf seinen eigenen Füßen desto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraume den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte

hieruber mit den Fuhrern unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir in Sicherheit gelagert uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe futterten wir mit leinenen und seidenen Tuchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gurtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rustige Jungling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhullte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war versäumt, wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkurlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hatte; die kleineren Steine klapperten, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr uberstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hute und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs Freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Fuhrer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglüht, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeitlang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber von den Gluthströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wusten Wesen fanden sich auch große Blocke, welche angeschlagen auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

2.

Neapel, Dienstag den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum dritten Male den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einspferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sie sich schon jene beiden Fuhrer, die uns fruher hinaufbegleitet hatten. Ich wollte keinen missen, und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jungere folgte mir, und wir gingen muthig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthumliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkuhlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unseren Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Fuhrer versicherte, sogleich Gewölb und Dach uber sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hin-

ten beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein Paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer gluhender; sonneverfinsternd und erstickend wirbelte ein unuberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Fuhrer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Hollenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufalligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Hollengipfels zu beobachten. Einige Schlunde, die als vulkanische Essen keinen Rauch, aber eine gluhende Luft fortwahrend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlunde bis oben kleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhangenden Dunstproducte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Staben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahandler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verfluchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend erquickten mich auf meiner Ruckkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schonen, das Schone zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß ware der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Zelter an Göthe.

Putbus, Freitag den 25. August 1820.

Das Wetter gestern zur Ueberfahrt hieher war das schonste. Ich fuhr sogleich an die See und nahm ein Seebad noch vor Tische.

Der Weg von der alten Fähre bis hieher, drei Meilen, ist reich an schönen Aussichten auf's Meer. Die Landwirthschaft ist im guten Stande, und den Fürsten fand ich persönlich mit derselben beschäftigt.

Außer dem fürstlichen Schlosse ist hier das Meiste neu gebaut. Ein allgemeiner Plan (wie zu Marienbrunn in Böhmen) scheint zu fehlen. Man baut hier kostbar ohne Bequemlichkeit. Das Badehaus ist eine kleine Stunde von der Stadt und man muß dahin fahren. Die neuen Häuser sind ungeschickt inwendig: Oefen, Thüren und Fenster sind eben so hinderlich als nothwendig. Häuserchen, die kaum aus der Erde reichen, zehn Fuß hoch bis an's Hauptgesims, sind mit freien Säulen verziert, die einen Balkon tragen, auf den man zum Dache heraussteigt. Auch die öffentlichen Gebäude, z. E. das Schauspielhaus, sind ungeschickt. Die meisten Dächer sind noch einmal so hoch wie die Häuser; sie werden mit Dachpfannen gedeckt, welche die Schiffe als Ballast anherbringen; sie sind schlecht gemacht, schlecht gebrannt und schwer.

Abends. Um alles zu versuchen, habe ich heut ein warmes Bad genommen, werde aber morgen wieder in See stechen, weil das Seewasser gewärmt einen übeln Geruch annimmt. Die Stadt Bergen, welche eine starke Stunde von hier liegt, hat ein Kloster und liegt ungefähr fünfhundert Fuß über der See. Von dem Rugard-Berge daneben, der noch hundert Fuß höher sein kann, habe ich heut das unendliche Meer gesehen. Eine verfluchte Ruhr-Comödie von der Frau von Weißenthurn, die jedoch zum Erstaunen gut gespielt wurde, hat den Tag beschlossen. Dieser Gesellschaft fehlt nur ein ordentlicher Anführer. Sie sprechen gut, aber zu stark, und die Frauen zärteln zu viel. Das Theater führt neben andern Unbequemlichkeiten eine Art von Wiederhall mit sich, man nennt es Bullern, und es ist sehr unangenehm, es verschlimmert die Stimmen der Redenden.

Den 30. August 1820.

Vorgestern habe ich im Gedanken an Dich die aufgehende Sonne von der Stubbenkammer aus begrüßt. Diese Landspitze gegen Morgen ist, so wie Arkona, ein Kreidefelsen, der vom Meere gegen vierhundert Fuß hoch dicht am Strande liegt. Die Meereswellen haben von unten, und von oben Regenströme die wunderlichsten Gestalten in der Kreidemasse ausgebildet. Man müßte sich eine Zeitlang hier herumtreiben können, um sich mit den Räthseln, welche der Zufall hier auf-

giebt, beschäftigen zu können. Arkona sieht sich von hier aus sehr schön an, und segelnde Schiffe geben von Zeit zu Zeit Erinnerung an das Verhältniß menschlicher Kunst und Kraft zu dem unendlichen Meere, und endlich faßt ein so vollkommen heiterer Abendhimmel mit Sternen befaet, wie gestern, wieder vergessen, was unten ist. Wie sich ohne Anstrengung der Geist beim Anblicke solcher Gegenstände ausstreckt, ist nicht zu sagen; ich weiß nur, daß ich es so rein und bequem noch nicht empfunden habe. Dabei fällt mir Mahomets Gesang ein und ich wünschte zu wissen: wann und wo er entstanden?

Die Insel, wie sie wieder aus Inselchen und Halbinselchen besteht, enthält, gegen die Küsten zu, viel fruchtbares Land. Weizen und Klee wachsen fast von selber. Das Klima ist erträglich, Nachtfroste werden von der See abgehalten, und was unser Einsiedler in zehn Jahren hier an den Tag bringen wurde, durfte sich ergeben.

Bei einem Landgeistlichen Namens Franke, in Bobbin wohnhaft, sprachen wir ein. Der Sohn, ein junger Ostindienfahrer, war gestern nach dreijähriger Abwesenheit angekommen. Das Schiff war gestrandet, der Capitain und viele Menschen waren umgekommen und die ganze Ladung verloren. Der junge Franke mit wenigen Andern hatten sich gerettet. Vater, Mutter und Schwestern erzählten uns eben angekommenen Wildfremden heulend, jauchzend, schreiend das große Glück, und mitten in diesem Wirrwarr ging der Vater mit seiner Krücke (denn er ist lahm) mit uns an seine Schranke, um uns mit großer Gelassenheit seine gesammelten Rügischen Alterthümer zu zeigen. Ein Tisch war stattlichst aufgeputzt mit einer Bescherung von raren ausländischen Muscheln, welche der Sohn mitgebracht hatte, und der alte Papa hupfte darum her mit seiner Krucke wie ein neckisches Kind. Hier fand ich nun den Inhalt Rugischer Hünengräber, welche sich in kleinen Bruchstücken in der Welt umhertreiben, weil sie bei ungeschickter Ausgrabung meistens zerstört werden. Eine Urne war ganz unversehrt herausgenommen, sie war funfzehn Zoll hoch, und im Bauche acht Zoll im Durchmesser, schwarz von gebranntem Thon, in schönster Proportion, mit verbrannten Knochen halb angefüllt. Daß sie auf einen Mann deutete, bewiesen die daneben gelegen gewesenen Streitärte von Feuerstein, auf's Glattste und Schärfste ausgebildet. Eine kleinere Kinderurne war etwa ein Viertel so groß, mit Knochen gefüllt und ganz leichte kleinere Waffen daneben. Die Hünengräber, welche man in Menge sieht, bestehen aus Hügeln, wie sie wohl die Strömung der Fluth mag gebildet haben, von verschiedenen Dimensionen von funfzehn

zu funfzig Fuß Diameter und anständiger Höhe. In diese Hügel sind die Gräber eingegraben, inwendig mit Graniten ausgesetzt und oben mit einem Deckstein versehen, darüber dann Erde, in welche ein Baum gepflanzt, und ringsumher von größern und kleinern Kolossen von Granitblöcken bewacht.

Den 31. August 1820.

„Alles hat seine Zeit:" ein Wort, das seit Kurzem zum Deinigen worden ist, indem Du es der Welt nach etlichen Tausend Jahren wieder zugerufen. Seit ich auf dieser Insel bin, beschäftigt sich mein Auge mit dem, was über mir vorgeht. Es folgt den Wolken, beobachtet die Bewohner der Luft; der Geruch des Meeres hat eine Bedeutung, kurz — was ich niemals gelernt, sollte ich jetzt wissen, weil ich's brauche, denn ich habe eine Seereise vor. Um meinen Sohn zu sehen, welches der einzige vorgebliche Zweck dieser Reise ist, habe ich von hier nach Stolpe so weit als bis nach Berlin. Diesen Weg kann ich in einem einzigen Tag zur See machen, und also Zeit und Geld sparen, eigentlich aber will ich nur wissen: wie man seekrank ist, und so will ich zur See fahren.

Berlin, den 14. September.

Einen Traum muß ich Dir wohl erzählen: Ich saß auf einem Schiffchen und sah die große Sonne über dem Meere aufgehn. Ein Sturm entstand. „Gräßlich schlug die Fluth, doch lohnte Gott bescheidenen Glaubensmuth." Ich sang von Deinen Gedichten, und als ich erwachte, war ich in Swinemünde.

Das Wahre von der Sache ist Folgendes: Mir ist hohe Ehre widerfahren, — mit eigenen Augen habe ich einen completten Seesturm gesehen und bestanden. Unser fünf verabredeten eine Seefahrt von Rügen auf's Meer, wozu ein Fahrzeug gemiethet werden sollte. Viere ließen absagen und so stand die Sache. Nun ging ich zu einem Bootsmann und behandelte mir ein Boot auf 10 Meilen, von Rügen bis Swinemünde. Sonnabends den 2. September früh um 3 Uhr ward ich geweckt. Ein Polizei-Gensdarm und ein Student aus Berlin, die sich zu mir gesellten, die beiden Bootsleute und ich bestiegen das Schifflein, und um $5\frac{1}{4}$ Uhr ward das Ankerchen gehoben.

Wir hatten Nordostwind uns gerade entgegen, doch die Sonne zeigte sich in höchster Pracht, und der Steuermann wollte wissen, der

Wind werde herum in's Land gehen. Unsere kleinen Segel pfiffen und knarrten und der Kiel schnurrte und brummte gegen die kurzen Wellen, daß es eine Luft war. Bei dem Kustendorfe Neukamp waren wir eingestiegen und kreuzten durch den Rugenschen Bodden, um den Wilm herum, dem Hager Wyk vorbei, durch das neue Tief über drei Stunden, ohne recht vom Flecke zu kommen. Endlich stachen wir in See, wo wir bessere Fahrt bekamen, doch der Wind blieb, wie er war. Gegen neun Uhr vervielfaltigten sich die Windwellen, gingen an einander und um zehn Uhr war nichts mehr von der Sonne zu sehen, der Horizont und das graugrune Meer waren Eine Masse. Die Wellen gingen höher und höher auf uns her, von beiden Seiten über Bord, und Einer hatte beständig Wasser auszuschutten.

So kreuzten wir auf Insel Ruden (Rüden) los, dann wieder links auf die Greifswaldsche Die und endlich Abends gegen sechs Uhr erblickten wir die Rhede von Swinemunde, die an den Masten der vor Anker liegenden Schiffe erkannt wurde: denn vor hohen Wellen und weil's ziemlich dunkel geworden, war der Hafen nicht zu erkennen. Als ich diese Schiffe, worunter vier Dreimaster waren, hier auf den Wellen tanzen sah, daß die Enden das Meer küßten und die Wellen an den Masten hinauf schlugen, ward mir die Gefahr meines Schiffleins deutlich, auch waren wir noch uber zwei Meilen in See; nun wurde rechts gesteuert, der Wind gewonnen und nun hattest Du sehen sollen, wie der Wind unsere kleinen Segel auf den Armen uns wie durch die Luft davon trug, so daß wir in weniger als dreißig Minuten zwischen den Rhedeschiffen schwammen. Alles, was darinnen war, kam am Bord und schrie uns ein freudiges Hurrah entgegen, das sich mit dem Heulen des Windes und Walzen der Wogen recht harmonisch machte.

Da ich seekrank zu werden fürchtete, hatte ich mir Strohsäcke in's Boot bringen lassen. Diese nun hatte mein Herr Polizei-Gensdarm eingenommen und seinen ganzen Katechismus darauf ausgeleert. Wie dieser Herr vom Hafen reden hörte, wurde er lebendig und wollte den Weg in den Hafen besser wissen, als ihn uns die guten Schiffer zugerufen hatten. Es lag eine weiße und eine schwarze Tonne auf dem Hafen, zwischen welchen wir einfahren sollten; wegen Dunkelheit sahen wir die eine Tonne nicht, und so gerieth das Boot zu weit links auf die sogenannte Platte, wo uns eine funfzig Fuß breite Welle so empfing, daß unser Boot noch hier konnte umgeworfen werden, wenn ich mich nicht mit Gewalt über das hohe Bord gelegt und es so erhalten hätte. Wasser hatten wir im Boote und in unseren Kleidern keinen Mangel. So

gelangten wir denn gesund und frohen Muthes an's Bollwerk, wo ausgestiegen wurde, und so hat Amor seinen und Deinen Freund und Priester seinem Dienste erhalten. Poseidon habe ich im Zorne gesehen; der alte Herr nahm sich recht borstig aus, doch Aeolus hob unsere kleinen Segel und das Schifflein bestieg wie ein stolzes Roß die höchsten Wellen auf und ab.

Als wir ausgestiegen waren, fanden wir den Lootsencommandeur, die Wachtlootsen und den Schiffahrtsdirector, die unsere Fahrt für vollkommen gewagt erklärten und unsere beiden Bootsmänner naseweis nannten. Das Boot ist 20 Fuß 8 Zoll im Kiele lang und 9 Fuß breit; seine Bauart wurde von den uns umgebenden Seeleuten vollkommen genannt. Einer der Lootsen sagte: „Nu, cemal geit et!"

Da ich nun meinem treuen Boote und seinen jungen verständigen Führern ihr Recht gethan (der Steuermann, dem das Boot gehört, heißt Krüger und ist ein fünfundzwanzigjähriger gesetzter und wohlwollender Mensch), so darf ich auch wohl von mir sagen, daß ich ad I) keinen Augenblick seekrank gewesen und mich auf der ganzen dreizehnstündigen Fahrt wohlgemuth und munter dem Anschauen der unendlichen Bewegung überlassen habe, wodurch sich das Meer von großen fließenden Wassern unterscheidet; der Strom, der in's Meer tritt, erscheint hier wie ein Kind, das aus der Schule kömmt. So verging mir alle Wichtigkeit meiner selbst, wie mein ganzes Sein nichts als Aug' und Ohr war. Wenn ich nun jetzt bedenke, wie ein halbzölliges Brettchen zwischen mir und der offenbaren See die Scheidewand machte, wie ich Dich durch meinen frühern Tod und mein Haus in Trauer gesetzt hätte; so schaudre ich, ohne daß ich mich einer ähnlichen Empfindung an Ort und Stelle zu erinnern wüßte. Es fielen mir unzählige Stellen der Dichter ein, die ich recitirte, ohne sie gelernt zu haben, und was mich am meisten unterhielt, war, wie ich selbst in manchen meiner Compositionen Sturm und Wetter nicht als solche, sondern als Sensationen zu verstehen gegeben habe. — Nun, ihr Musen, genug!

Bürger an eine junge Dichterin.

Göttingen 1785.

Die liebenswürdige, offene und unbefangene Zutraulichkeit, mit welcher Sie mir die Erstlinge Ihrer Muse mittheilen, verdient meine ganze Treuherzigkeit. Mir ist dabei auch nicht anders zu Muthe, als ob es Sünde wäre, Ihnen auch nur eine Sylbe vorzuheucheln. Allerdings glaube ich nach demjenigen, was Sie mir von Ihren Umständen erzählen, und nach den Proben, welche ich vor mir habe, daß es Ihnen keineswegs an wahren Talenten zur Dichtkunst fehle. Aber um desto weniger dürfen diese Erstlinge, so wie sie da sind, noch zur Zeit das Licht sehen. Der Geist, welchen sie verrathen, dürfte schwerlich da stehen bleiben, wo er jetzt steht, und möchte nach nur wenigen Vorschritten eine allzu voreilige Bekanntmachung selbst bereuen.

Eine fortgesetzte Lektüre unserer besten Dichter und Prosaisten, auch allenfalls eines und des andern theoretischen Buches, wird Sie in Kurzem gewahr werden lassen, woran es Ihren Gedichten noch fehlt, und wovon ich jetzt nur vorzüglich Correctheit unserer hochdeutschen Schrift- und Gesellschaftssprache und der Versification namhaft mache. Der Fehler gegen diese Correctheit sind in Ihren Gedichten noch zu viele, und sie sind allzu innig mit dem Inhalte verwebt, als daß sie ohne gänzliche Umschmelzung desselben in manchen Stellen leicht weggewischt werden könnten. — Dies aber darf Sie um so weniger niederschlagen, da es Dinge sind, welche durch ein wenig Studium erlangt werden können. Unsers größten Sprachgelehrten, des Herrn Adelungs, Schriften werden Sie bald belehren, was richtiges und reines Hochdeutsch, und der Ramlersche sowohl als der Schlegelsche Batteux, was richtige, reine und wohlklingende Versification sei. Was aber außerdem noch zu guter Dichterei gehöre, das dürfen sie schwerlich von Jemandem anders, als blos von sich selbst und demjenigen Genie lernen, womit Mutter Natur ein Töchterchen ausgestattet zu haben scheint, das gewiß keine der untersten Stellen in ihrer Gunst hat.

Sie sagen mir, daß Ihnen die Verse leicht fließen, und scheinen sich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß! etwas darauf zu gut zu thun. Daß sie leicht geflossen sind, hätte ich ihnen selbst angesehen, wenn Sie mir das auch nicht gesagt hätten. Aber ich will Sie vor diesem leichten

Flusse herzlich gewarnt haben, und Ihnen dereinst Glück wünschen, wenn Sie mir mit Wahrheit melden können, daß es Ihnen schwer werde, Verse zu machen. Wenn Sie erst werden gelernt haben, an einer einzigen Strophe Tage und Wochen lang zu kauen, ehe sie Ihnen recht ist, dann werden auch der scharfen Ecken und Spitzen weniger hervorragen, die jetzt die Organe der Empfindung zerschrammen.

Lassen Sie es sich nicht leid sein, liebe brave Frau, wenn ich Ihnen mit voller, aber bestgemeinter Treuherzigkeit sage, daß Sie noch zur Zeit dasjenige nicht sind, was Sie werden können, wenn Sie es nur mit Ihrer ganzen Kraft wollen, und was Sie sein müssen, wenn die Ernte der gewünschten Lorbeeren gedeihen und nicht im ersten Keim ersticken soll. Es ist kein Dichter auf Erden, so hoch er auch immer stehe, der nicht von unten auf über eben die Stufen empor gestiegen sei, welche auch Sie nach und nach besteigen müssen. Eben so wenig, als wir in der leiblichen Kraft und Schönheit, in welcher wir den ersten Schritt in unserer Mannbarkeit thun, geboren werden, eben so wenig hat ein unnatürlicher Sprung bei dem Wachsthum unsers Geistes statt. Es ist kein Dichter, so groß und schön er Ihnen, nachdem er ausgewachsen ist, auch in die Augen strahlen mag, der nicht einst in der Wiege gelegen, und Windeln — beschmutzt hätte.

Großes Vergnügen würde es mir gewähren, wenn ich persönlich bei Ihnen sein, und auf die Art kräftiger die Hand reichen könnte, den Gipfel zu erklettern, wo Sie gern sein möchten. Beihülfe durch Briefwechsel ist allzu matt und langsam, und vollends, wenn einen armen Hypochondristen, wie ich bin, nicht selten Tinten- und Federscheu befällt. Ich habe mich fast diesen ganzen Sommer in Pyrmont und Meinberg aufgehalten, ohne jedoch etwas, das sonderliches Aufhebens werth wäre, an Gesundheit zu ertrinken und zu erbaden. Doch ist es wenigstens so viel, daß ich im Stande bin, die Briefe meiner Freunde zu beantworten, und ihnen die Zweifel an meiner herzlichen Hochachtung und Liebe zu benehmen, die sonst wohl mein jahrelanges Stillschweigen, das Manchem, der nicht in meiner Haut steckt, unverantwortlich vorkommt, in ihnen erwecken mußte. So wie ich aber hoffen darf, durch neu versuchte Mittel den bösen Dämon, der bisher über meinen Leib und Geist tyrannisirte, wenn nicht ganz zu verbannen, dennoch zahmer zu machen, so darf ich Ihnen auch wohl noch manche schriftliche Versicherung meiner wahren Hochachtung für Sie und meines innigen Behagens an Ihrem schönen Geiste von Herzen versprechen, welche sonst in mir verschlossen bleiben würde. Dabei will ich denn jederzeit gern sagen,

was mir, nach meinen geringen Einsichten, zur Erhöhung und Ausbildung Ihres poetischen Talents vortheilhaft dunkt. Wollten Sie mir gutigst erlauben, daß ich Ihnen sowohl die schon überschickten Gedichte, als diejenigen, die es Ihnen mir künftig noch mitzutheilen belieben möchte, jedes Mal mit meinen Randglossen zurück sendete, so wurde dieses, daucht mir, der bequemste Weg sein, eine detaillirte und eben daher desto mehr unterrichtende Kritik von mir zu erhalten, wenn anders ich armer Stümper zu unterrichten vermag, welches zu glauben ich Ihnen auf eigene Gefahr und Kosten überlassen muß.

Ich freue mich Ihrer und habe Sie lieb, als ob ich Sie lange schon von Angesicht zu Angesicht gekannt und traulich mit Ihnen gelebt hatte. Mochte es Ihnen auch so in Ansehung meiner zu Muthe sein! Ob es Ihnen so sei, das will ich daran erkennen, wenn Sie künftig schlank weg ohne Titel und Complimente von Herzen zu Herzen, als mit Ihrem Bruder mit mir reden. Sie sehen ja, wie ich rede; und wie ich rede, so meine ich es gegen gute Menschen alle Mal von Herzen.

Ich lege ein Exemplar meines diesjährigen Musen-Almanachs bei, und wunsche, daß Ihnen Eins und das Andere darin eine frohe Stunde machen möge.

Ihrem Herrn Gemahl, der ein guter und braver Mann sein muß, weil ihn ein so gutes und braves Weib liebt, empfehle ich mich bestens, und ich wiederhole die Versicherung der herzlichen Hochachtung, mit welcher ich bin

Ihr treugehorsamster Diener

G. A. Bürger.

Frau von Köppen an **

Also am Schlusse meines letzten Schreibens sind Ihnen Dinge unserer Zeit eingefallen: der Mysticismus, Pietismus, Separatismus, die Frau von Krudener, ja sogar die Concordate? Und Sie wollen, trotz meiner seltsamen Meinungen, auch hierüber mich hören? Das gäbe Zank mit vielerlei Geschlecht. Ich ginge lieber den Erscheinungen aus dem Wege, wartete auf gutes oder schlimmes Ende, urtheilte für mich und

schwiege vor lauter Einsicht und Philosophie. Soll mein Schweigen gebrochen werden? Es sei darum.

Manche Schriftsteller unserer Tage kämpfen mit dem Mysticismus gleich einem Schreckbilde, das sie allenthalben verfolgt, und in ihrem Leben und Treiben aufstört. Häufig indessen ist der Begriff eben so unbestimmt, als die Furcht, und die Art der Gegenwehr. Was bezeichnet der Name des Mystikers? Entweder einen Mann, der mit festem Glauben dem Uebersinnlichen zugewandt ist, und es für unerforschlich achtet; oder einen Mann, der mit demselben Glauben eine Erforschung desselben für möglich hält, und auf allerlei Weise sich damit abmüht. Jener ehret Gott als den verborgenen, geheimnißvollen Quell aller Weisheit; dieser will Gott leiblich näher kommen, und das Wort des Geheimnisses finden. Beide Bedeutungen scheinen mir unterschieden werden zu müssen. Nach der ersten Bedeutung sind alle Gottesfürchtigen Mystiker, ein Sokrates und Platon in ihrer Weise, Christus, seine Apostel, und alle gläubigen Christen. Im zweiten Sinne sind nur einige gottesfürchtige Menschen mystisch, etwa die Neuplatoniker, Quietisten und Martinisten, ein Theophrastus Paracelsus, Jakob Böhme, manche Naturphilosophen unserer Tage. Nur die zweite Art von Mystikern wird sich einer besondern geheimen Wissenschaft oder Anschauung rühmen, ihr sich ausschließend hingeben, und sie mit ausgezeichneter salbungsvoller Sprache Andern verkünden. Nur diese Art kann gemeint sein, wenn eine vernünftige Klage über Mysticismus laut wird; jene erste Gattung von Mystikern darf wohl Niemand anklagen, der nicht die Erhabensten und Würdigsten unsers Geschlechts lästert.

Die romantischen Sauser und Brauser, wie Baggesen sie vor zehn Jahren im Klingelalmanach nannte, machen die Verhut des neumystischen Heeres. Sie sind ausgezogen unter einer Musik des Mittelalters, die ihnen immerdar in die Ohren tönt, und deren Chariwari Niemand von ihnen tadelt, weil die Töne weit herkommen, und den Hörern genauere historische und musikalische Bildung fehlt. Sie wollen sich verlieren im weiten Unendlichen oder Unbestimmten, im wogenden Nebel von Gemuth, Religion und Philosophie, in den südlichen Gefilden Spaniens und Italiens, nebst deren Sonnetten und goldenen Aepfeln. Was sie dort alles finden werden, ist ihr Schatz, und das geheimnißvolle Suchen darnach ihre Mystik. So kommen Viele nach Rom, sehen dort ein Paar Prachtstücke des Mittelalters, die Peterskirche und den Papst; sie fallen nieder und beten an; sie schwören ab die Freiheit der Ge-

danken und den Glauben ihrer Väter; sie werden Knechte der Priester, um eingeweiht zu werden in das Geheimniß der Messe. Das freut die alten Schatzgräber vom Fache und ihre hierarchische Innung; sie wissen wohl, wozu ein solcher kindlicher Glaube der Adepten zu brauchen, sie reden deshalb in neumystischen Wendungen und putzen ihre alte kunstreich verschlungene Dogmatik wohl gar mit einem Firniß von Naturphilosophie. Dies sind die Mystiker zweiter Gattung, welche wohl wissen, was sie thun, während die erstern es nicht wissen. Beide Arten aber reden von geheimer Weihe, von unheimlichem Gebrauche der Vernunft, welcher Vernunft, sobald sie ein Licht und keine Finsterniß sein will, die Gnade Gottes fehle und Erleuchtung von oben. In ihrer Mitte finden wir Zollner und Sünder; sie haben sich bekehrt, und sind, wie man sagt, durch eben ihre Sünden der wahren Erleuchtung recht fähig geworden. Wenn die sinnliche Lust und der weltliche Hochmuth in sich selber verglühen, kommt dem Menschen die Frömmigkeit, eben weil vordem der Hochmuth weltlicher Wissenschaft nicht satt sich rühmen konnte, so wie der Sinn nicht satt sich trinken im Becher der Lust. In ihre Reihe gehoren, nur unter sehr verschiedener Gestaltung, Werner, Kanne und Frau von Krüdener. Der erste hat am vollständigsten seine Ohnmacht empfunden, und büßt seine Sünden im Sack und in der Asche als katholischer Fastenprediger. Der zweite sieht die Nichtigkeit des menschlichen Wissens, auch des seinigen; ihm kommt die christliche Demuth mit dem Bewußtsein, wie demuthig er sei, und was für ein Kampf noch dazu gehöre, den Hochmuth völlig zu uberwinden. Beweise dafür liefert eine Sammlung erbaulicher Lebensgeschichten protestantischer Christen, vorzuglich sein eigenes, von ihm selbst beschriebenes Leben. Noch ist er nicht zum Geheimnisse der Messe fortgedrungen; doch wage Niemand zu versichern, daß es nicht einst geschehe. Die Frau von Krudener, französisch gebildet und in der großen Welt auferzogen, weiht ihre Seele dem Himmel, und predigt Buße den Armen. Ihre liebenswürdige Weiblichkeit und feine Weltbildung erhöhen den Eindruck, wenn auch nicht das sanfte Nehmen und Geben eines weiblichen religiösen Gemuths, und die bequeme Unabhängigkeit ihres irdischen Daseins, nebst dem Rufe ihrer Reisebegebenheiten, von selbst eine Schar von Gläubigen sammelte. Bis dahin bewegen sich ihre Reden in breiter Allgemeinheit von Sünden und Gottes Gerichten, von Ablegung des irdischen Sinnes und Anziehung eines neuen Menschen durch Christum. In den Gebeten erscheint schon die heilige Maria, wie in den Grüßen katholische Wendung, und wir zweifeln keineswegs, das Schifflein dieser

Reisenden werde zu seiner Zeit in den Hafen der allein seligmachenden Kirche einlaufen.

Zur Hinterhut dieses bis dahin bezeichneten mystischen Heeres zähle ich die Pietisten des protestantischen Deutschlands, deren Zahl in unsern Tagen nicht gering ist. Sehr schätzbar an diesen Pietisten ist ihre wackere protestantische Natur. Sie achten die Ueberzeugung aus der Schrift zu hoch, um Knechte eines römischen Kirchenthums zu werden; auch stehen bei ihnen Luther und die Reformatoren in so großem Ansehen, als die Neulehrer des achtzehnten Jahrhunderts in Schmach. Mir sind sogar Einige vorgekommen, welche die freudige Hoffnung hegten, Anhänger des Katholicismus und der verschiedensten christlichen Secten im lebendigen Schriftglauben zu vereinigen, und alle sonstigen Unterschiede der Vergessenheit zu übergeben. Diese Hoffnung kann ich aus guten Gründen nicht theilen; doch hat der evangelische Glaube mein ganzes Herz. Unersetzlicher Schade, wenn manche dieser Pietisten in Gefahr ständen, ihn zu verlieren: darüber ist meine Besorgniß nicht ganz beruhigt. Allerlei Erscheinungen im protestantischen Deutschlande deuten auf eine sonderbare Unkenntniß des Katholicismus, und auf eine mögliche Annäherung zu ihm, so daß die römische Propaganda erwarten dürfte, ihren Schafstall zu füllen, wäre nicht das Fest der Reformation (1817) mit besonderer Theilnahme zum Verdrusse der Römlinge gefeiert worden. Sonst liegt in den Grundsätzen der protestantischen Pietisten vieles, was der katholischen Lehre in die Hände arbeitet, so daß die Hinterhut des angegebenen mystischen Heeres wohl die Vorderhut einholen könnte, was Gott verhüten möge!

Rosalie an ihre Freundin Mariane.

(Aus Friedrich Jacob's Schriften.)

Die edle, die liebenswürdige Henriette ist nun in den Armen der Ruhe! Und ich, meine Mariane, winde mich um das Andenken jedes Augenblickes, den ich bei ihr zubrachte, sie handeln sah, reden hörte und ihrer Liebe genoß. Die Wiederholung alles dessen, was ihre letzten Tage bezeichnete, ist der süßeste Trost, den ich mir geben kann. Hören

Sie mich also noch alles erzahlen, was seit meinem vorigen Briefe geschah.

Ich setzte mich an Henriettens Bett, wo ich mit gepreßtem Herzen bald sie, bald den Arzt ansah, um auf dessen Gesichte meine Hoffnung, oder meine Furcht zu lesen. Seine tiefsinnigen Blicke und das jeweilige Schutteln seines Kopfes sagten mir alles. Ich ließ daher meinen Thranen freien Lauf, so wie ihre Jungfer, die am Bette kniete. — Endlich offnete sie die Augen, und schwach, anfangs kaum verstandlich, sagte sie: „Liebe Rosalie! und Du, meine gute, treue Lise, kummert Euch nicht, ich werde glucklich — ewig glucklich!" — Nachdem erblickte sie den anbrechenden Tag und wir mußten die Fensterladen ganz offnen, daß sie den Garten und das Feld sehen konnte. Lachelnd bewegte sie die Augen umher und sprach sanft: „Schone Erde! aller deiner unschuldigen Freuden habe ich genossen!" — Der Arzt gab ihr erquickende Tropfen und ging hinaus, worauf ich nach einigen Augenblicken fragte: wie ihr ware? „Schwach, sehr schwach, meine Rosalie! — Sie sehen, daß ich Recht hatte zu sagen, daß ich keine Kraft mehr habe, Freuden zu tragen. Ihr sußer Anblick machte mich krank; der von dem Herrn von T... hat mich uber das Vergangene und Gegenwartige ebenfalls zu heftig bewegt." — Nachdem schwieg sie lange, und verlangte dann ein Kastchen, das in einem Schranke der Mauer stand, ließ es aufmachen, und gab mir daraus einen Ring, worauf ihr verzogener Name, mit kleinen Brillanten, auf schwarzem Grunde steht. Sie steckte ihn selbst lachelnd an meinen Finger. Da aber meine Thranen auf ihre Hand fielen, blickte sie mich mit viel Empfindung an, und streichelte mich: „Sein Sie vergnugt, Rosalie! Sie waren die letzte Freude meines Lebens. Fur Sie sag' ich der Vorsicht den letzten Dank; denn durch Sie hat mein liebendes Herz das Gluck der wahren Gegenliebe genossen. Ich weiß, daß ich in dem Ibrigen unvergeßlich bleiben werde, und daß Sie gerne manchmal mein Bild sehen werden." — Hier gab sie mir ihr Miniaturgemälde, in himmelblauer Kleidung, mit einer Hand einen Schleier von weißem Flor uber sich ziehend, sehr schon gefaßt. — „Du meine Freundin Lise sollst diesen Ring tragen" (den sie von ihrem Finger zog und ihr gab). „Mein kleines Bild in Del ist auch Dein; die ubrigen Kennzeichen meines Dankes und meiner Liebe wird Herr M... K... in diesen Papieren finden." — Herr M. K. und der Arzt kamen da wirklich in's Zimmer. Sie reichte Ersterem eine goldene schwarz emaillirte Dose: „Dieses Andenken erhalt noch durch meine Hand einen Werth;

nicht wahr?" — Dem Arzt gab sie eine ganz goldene, und nahm aus dem Kästchen noch ein großes und zwei kleine Futterale heraus, ließ es zumachen, und gab die Schlüssel dem Herrn Pfarrer M. K., der, wie ich, im feierlichen Stillschweigen dastand. Nach diesem war sie lange ruhig, dann blickte sie mich sehr rührend an. „Rosalie! noch einen Labetrank von Ihrer Hand!" Ich stützte ihren Kopf mit einem Arm, und mit der einen Hand hielt ich das Glas an ihren Mund. Sie bat, sie etwas höher zu legen, und wir bemerkten, daß sie über etwas nachdachte. Endlich fing sie an: „Wo ist Herr von T...? ich möchte ihn sehen! Aber lieber Herr M. K., bitten Sie ihn, daß er nicht zu bewegt sei!" Der Arzt, und wir alle wollten sie von dieser Unterredung abhalten, weil solche sie zu sehr angreifen würde. „Ach meine Freunde! ich fühle, daß ich nur noch einige Schritte bis an das Ende meines Lebens habe! Lassen Sie mich diese kurze Zeit noch nach meinem Herzen genießen! Was soll T. so weit von meinem Zimmer thun? Mein Anblick ist ihm so werth." — Herr M. K. ging hinaus ihn zu holen. Da drückte sie meine Hand. — „Ach, Rosalie! was ist mein Schicksal mit den zwei Vettern! Der eine raubte mir Freude und Gesundheit, und dieser gute, edle Mann befördert meinen Tod!" — Von T. kam. Sie blickte ihn lächelnd an und reichte mit der Hand nach ihm. Er näherte sich ziemlich gefaßt, küßte ihre Hand mit bebenden Lippen, und fragte nach ihrem Befinden. — „Ziemlich wohl! aber müde an Geist und Leib." — „Mein Gott!" erwiederte er, „ich fürchte, mein unbedachtsames Eindringen hat Sie erschreckt und so krank gemacht: ich werde mir es niemals vergeben." — „Sie hätten Unrecht, theuerster T..; denn Ihr Anblick würde mir bei keiner Gelegenheit gleichgültig gewesen sein, aber meine vorherige Entkräftung hat mich zu jeder Bewegung untüchtig gemacht." — Er sagte hierauf nichts, sondern küßte nur ihre Hand und blieb mit darüber gebogenem Haupte sitzen. Sie schwieg auch lange und sagte dann mit flüchtigem Erröthen: „Sie haben eine würdige Gemahlin, Gott segne Sie Beide! — Bitten Sie die Frau von T.. dieses Andenken von der Freundin des besten Mannes anzunehmen!" — Und da gab sie ihm das kleine und das große Futteral, wo in dem einen die kostbare Uhr, die mit der Agraffe reich mit Brillanten besetzt ist, in dem andern Ohr-Rosen und eine Haarnadel waren; in dem dritten zwei gleiche Ringe von großem Werth, wovon sie einen ihm reichte. „Diesen tragen Sie, den andern Ihre Gemahlin. Ihre Tochter, die Sie in der Taufe meinem Andenken weihten, habe ich schon lange, als das Kind meiner Seele,

zur Besitzerin von Effenhofen gemacht. Ich hoffe, sie wird einst die guten Einwohner darin lieben und glücklich machen." — Herr von T... lag nun auf den Knien vor ihrem Bette, seine beiden Arme an dem Bettgestell ausgespannt, und rief: „O Henriette, Henriette! was sollen all diese Anordnungen?" — „Sie sind das Einzige, was mich die Vorsicht für den zu spät geliebten Mann meines Herzens thun läßt!" sagte sie, und in dem nämlichen Augenblicke war sie aufgerichtet, küßte die Stirne des Herrn von T... und mit Sammlung ihrer letzten Kräfte legte sie ihre Hände auf die Brust — „Von Dir, ewige Liebe! erhielt ich dieses gefühlvolle Herz! Rein, rein, wie es aus Deinen Händen kam, gebe ich Dir es zurück." — Mit einem Schrei des Entsetzens sank von T... auf die Erde. Henriette rufte: „Ach Gott!" ließ ihre Hände fallen, und verschied. —

O Mariane! wie gerne hätte ich meine Seele auf ihren Händen, die ich küßte, ausgehaucht! Ich konnte nicht reden und nicht weinen. — Durch unsere Unruhe und Muhe kam von T... zu sich, raffte sich auf und stand mit gerungenen Händen, starre Blicke auf Henriettens Leichnam gehefret. — Auf einmal näherte er sich Lisen, die an der einen Seite des Bettes kniete, und mit einem Schnupftuche den Todesschweiß von der Stirne des entwichenen Engels wischte. Er legte sein Gesicht einen Moment auf Henriettens Arm. — „Heilige, heilige Ueberreste!" sprach er mit dem wehmüthigsten Tone, betrachtete noch mit gesunkenem Haupte das kalt werdende Bild, riß dem knienden Mädchen das Schnupftuch aus der Hand, hullte sein Gesicht hinein, küßte es, faßte es in beide Hände, eilte in's Vorzimmer, wo er sich vor einem Stuhl auf die Erde warf und laut schluchzend zu weinen anfing. — Ich ging traurig in mein Zimmer. Kurz darauf wurde mein Herz durch das Wehklagen der Dorfleute auf's Neue zerrissen. O die Liebe der wahren Tugend liegt tief in der Seele der Menschheit! Ich habe es bei der Leiche von Henrietten gesehen. — Was für Trauer, was für Ehrerbietung war in allen, die sie zur gewählten Ruhestätte begleiteten! Sie liegt neben den Ueberbleibseln einer kleinen alten Kapelle, am Ende des Dorfes, wo sie schon vor zwei Jahren, ohne daß man ihre Absicht wußte, auf die Seite gegen das Feld ein halbrundes Dach, auf funf schöne steinerne Säulen gestutzt, hatte bauen lassen. Auf beiden Seiten der mittlern Säule ist es offen zum Eingang; zwischen den andern aber Bänke von Stein, wo sie oft hinging, sich setzte und mit den Feldarbeitern sprach. Ein großer Stein deckt ihre Gruft, auf dem nichts steht als:

Ruhestätte

von

Henriette von Essen.

24 Jahr alt.

In ihrem letzten Willen erhält die Tochter des Herrn von T... all ihren Schmuck, Silber und Effenhofen, der Herr M. K. eine schwere goldene Dose zum Denkzeichen ihrer Versöhnung, und das übrige Vermögen geht in vier Theile: den ersten ihren Verwandten, den zweiten für Erziehung armer Kinder, den dritten unter ihre Hausbedienten, und den vierten unter Arme auszutheilen.

Herr von T... will hier wohnen. Wenn er es thut, so lebt er nicht lange, denn alles nährt seinen endlosen Kummer. Er will in ihren Zimmern wohnen, ihre Betten, alle ihre Möbeln haben, ihr Messerzeug. — Er betete sie an, und ihr letzter Athemzug war das Bekümmerniß ihrer Liebe für ihn! Morgen geht er weg, und Herr M. K. mit ihm.

Wie lang ist dieser Brief! Aber es war der letzte Auftritt, der ganz meine Seele erfüllte!

Rosalie an ihre Freundin Mariane.

Mariane! Ich war heute in einer großen Gesellschaft. Männer, viele Männer, im eigentlichen Verstande genommen, waren da; manche wichtige Gegenstände der Unterredung kamen zum Vorschein; alle wurden flüchtig behandelt, nur bei dem von der Religion blieben sie am längsten stehen. Billig wäre es, das Nöthigste und Beste am längsten zu betrachten; aber, meine Liebe! die Art, mit der etliche von den Männern von einigen Theilen der Religion redeten, war nicht gut: besonders schmerzte mich, daß gerade in Gegenwart der Hausbedienten solche Stücke berührt wurden, auf die sie nothwendig aufmerksam werden mußten. Der Mann, so davon redete, sprach mit dem Ton des Wissens und der Ueberzeugung. Ein Paar Andere, die auch Anspruch an Scharfsinn haben, fielen ihm bei; der Hausherr war stille, und

natürlich sprachen die Frauenzimmer hier nicht mit. Meine Seele war ruhig, weil, dem Himmel sei Dank! meine Religion in meinem Herzen und nicht in meinem Kopfe ist, und ich sie in Handlungen, nicht in Reden lege: aber die horchende Miene der Bedienten drang mich, einem der besten unter den Männern zu sagen: Ob der treue Glaube des gemeinen Mannes dem zweifelnden und grubelnden Gelehrten nicht eben so ehrwürdig sein sollte, als die Unschuld der Jugend einer gewissen Gattung anderer Leute sei? Ich fande es sehr grausam, durch eine muthwillige Verwendung des Uebermaßes den Frieden der Seele des Ruhigglaubenden zu stören. — Der edle empfindsame Mann sah mich ganz bedeutend an, gab mir Recht, und unterbrach den reißenden Lauf des Gesprächs. Ich war froh daruber; denn warum soll der auf einem zugellosen Pferde sitzende Reiter das Recht haben, dem redlichen Fußgänger seinen stutzenden Stab zu entreißen, der ihn just vor dem Abgrunde bewahren wird, in welchen der Andere sturzen kann? — Ich sagte dann mir selbst. Warum sehen die Manner die Pflichten der Religion, die Unterwerfung des Geistes, so leicht als ein Joch an, das ihren Nacken druckt, und suchen sich davon loszuwinden? warum geschieht dies nur bei Mannern von einer gewissen Klasse? Ist das Gefuhl der Starke, die ihnen die Natur giebt, oder das von Freiheit, Willkur und Obergewalt, die ihnen Umstande und Gesetz geben, davon Ursache? Bald mochte ich das Letztere glauben! Denn unter dem weiblichen Geschlechte ist noch niemals eine Empörung uber Glaubensartikel entstanden. Weil wir von Jugend auf, denke ich, an die Idee einer über uns herrschenden Menschengewalt gewohnt sind, so kostet es uns gar keine Mühe, Vorschriften und Gesetzen zu folgen und nachzugeben, die das Gepräge des göttlichen Willens und Rathschlusses an sich tragen. Zudem machte ich noch die Bemerkung, daß unter dem gemeinen, auch von Uebermuth beherrschten Manne von jeher die Schwärmer, und niemals die Bestürmer der Religion entstanden sind, so daß der Muthwille und die Unbändigkeit, die aus dem Ueberflusse an Glücks-, Geistes- oder Gewaltkraften entstehen, die Hauptursachen dieser männlichen Verkehrtheit sein mögen. — Weiter, meine Liebe, gebuhrt mir nicht zu gehen. Doch freut es mich innigst, bei den vielfaltigen, oft zu eifrigen Widersprüchen gekommenen Unterredungen uber den wahren Verstand dieses oder jenes biblischen Gedankens, immer bei Allen eine tiefe Verehrung fur den gottlichen Ausspruch gesehen zu haben: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst.“ —

Möge dieses in alle meine Thaten des Lebens verwebt, und am Ende meiner Tage das Zeugniß sein, mit welchem ich den letzten Blick auf meine Nebenmenschen, und den ersten in die Ewigkeit thun werde.

Ueber den Trost.

(Aus Jean Paul's Blumen-, Frucht- und Dornenstücken, I. B. S. 68.)

Das erste, was wir am Schmerze wie am Zorne zu bekämpfen oder zu verschmähen haben, ist seine giftige lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben. — Wir müssen nicht begehren, daß die Philosophie mit Einem Federzuge die umgekehrte Verwandlung von Rubens nachthue, der mit einem Striche ein lachendes Kind in ein weinendes umzeichnete. Es ist genug, wenn sie die ganze Trauer der Seele in Halbtrauer verwandelt, es ist genug, wenn ich zu mir sagen kann, ich will gern den Schmerz tragen, den mir die Philosophie noch übrig gelassen, ohne sie wär' er größer, und der Mückenstich ein Wespenstich. Sogar der körperliche Schmerz schlägt seine Funken blos aus dem elektrischen Condensator der Phantasie auf uns, die heftigsten Stiche erlitten wir ruhig, wenn sie eine Terzie lang währten. Aber wir stehen ja eben nie eine Schmerzensstunde aus, sondern nur zusammengereihte Schmerzensterzien, deren sechzig Strahlen blos die Phantasie in dem heißen Stech- und Brennpunkte einer Secunde fasset und auf unsre Nerven richtet. Das Peinlichste am körperlichen Schmerze ist das Unkörperliche, nämlich unsere Ungeduld und die Täuschung, daß er immer währe. Wir wissen alle gewiß, daß wir uns über manchen Verlust in zwanzig, in zehn, in zwei Jahren trösten werden. Warum sagen wir uns nicht gleich, so will ich denn lieber eine Meinung, die ich in zwanzig Jahren wegwerfe, gleich heute wegwerfen? Warum soll ich erst zwanzigjahrige Irrthümer abwerfen, und nicht zwanzigstündige? Wenn ich aus einem Traum, der mir ein Otaheiti auf den schwarzen Grund der Nacht himmalte, wieder erwache, und das blumigte Land zerflossen erblicke, so seufze ich kaum, und denke: es war nur geträumt; wie? und wenn ich diese bluhende Insel wirklich im Wachen besessen

hatte, und wenn sie durch ein Erdbeben eingesunken wäre, warum sag' ich da nicht auch, die Insel war nur ein Traum? warum bin ich untröstlicher bei dem Verluste eines längern Traumes, als beim Verluste eines kurzern? denn das ist der Unterschied, und warum findet der Mensch eine größere Einbuße weniger nothwendig und wahrscheinlich, als eine kleine?

Die Ursache ist: jede Empfindung und jeder Affect ist Wahnsinn, und fordert oder bauet seine eigne Welt. Der Mensch kann sich ärgern, daß es schon oder erst zwölf Uhr schlägt. — Welcher Unsinn! der Affect will nicht nur seine eigne Welt, sein eignes Ich, auch seine eigne Zeit. — Ich bitte jeden, einmal innerlich seine Affecten ganz ausreden zu lassen, und sie abzuhören und auszufragen, was sie denn eigentlich wollen. Er wird über das Ungeheure ihrer bisher nur halb gestammelten Wünsche erschrecken. Der Zorn wünschet dem Menschengeschlechte einen einzigen Hals, die Liebe ein einziges Herz, die Trauer zwei Thranendrusen, und der Stolz zwei gebogene Knie. — Wenn ich in Wiedmanns Hofer Chronik die ängstlichen blutigen Zeiten des dreißigjahrigen Krieges durchlas, gleichsam durchlebte, wenn ich das Hulferufen der Geängsteten wieder hörte, die in den Donaustrudeln ihrer Zeit arbeiteten, und das Zusammenschlagen der Wellen, und das wahnsinnige Herumirren auf den zerstreuten mürben Brückenpfeilern wieder sah, gegen welche schäumende Wogen und reißende Eisfelder anschlugen, und wenn ich dann dachte: alle Wogen sind zerflossen, das Eis ist zerschmolzen, das Getummel ist verstummt, und die Menschen auch mit ihren Seufzern, so erfullte mich ein eigner wehmüthiger Trost fur alle Zeiten, und ich fragte: War und ist denn dieser fluchtige Jammer unter dem Gottesacker-Thore des Lebens, den drei Schritte unter der nächsten Höhle beschließen, der ewigen Trauer werth? Wahrlich, wenn es erst, wie ich glaube, unter einem ewigen Schmerze wahre Standhaftigkeit giebt, so ist ja die im fliehenden kaum eine.

Eine große aber unverschuldete Landplage sollte uns nicht demüthig machen, sondern stolz. Wenn das lange Schwert des Krieges auf die Menschheit niedersinkt, und wenn tausend bleiche Herzen zerspaltet bluten, oder wenn im reinen blauen Abend die rauchende heiße Wolke einer auf den Scheiterhaufen geworfenen Stadt finster hängt, gleichsam die Aschenwolke von tausend eingeäscherten Herzen und Freuden, so erhebe sich stolz dein Geist, und ihn ekle die Thräne und das, wofür sie fällt, und er sage: Du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen, zerrissenes unförmliches Bausch-

und Bogenleben! Auf diesem aus tausendjähriger Asche gegründeten Globus, unter diesen Erdengewittern aus Nebeln, in diesem Wehklagen eines Traumes ist es eine Schande, daß der Seufzer nur mit seiner Brust zerstiebt und nicht eher, und die Zähre nur mit ihrem Auge. Aber dann mildere sich dein erhabener Unmuth, und lege dir die Frage vor: wenn nun der verhüllte Unendliche, den glänzende Abgründe und keine Schranken umgeben, und der erst die Schranken erschafft, die Unermeßlichkeit vor deinen Augen öffnete und dir zeigte, wie er austheilt die Sonnen, die hohen Geister, die kleinen Menschenherzen, und unsere Tage und einige Thränen darin, wurdest du dich aufrichten aus deinem Staube gegen ihn und sagen: Allmächtiger, ändere dich!

Aber ein Schmerz wird dir verziehen oder vergolten, es ist der um deine Gestorbenen, denn dieser süße Schmerz um die Verlornen ist doch nur ein andrer Trost. Wenn wir uns nach ihnen sehnen, ist es nur eine wehmüthigere Weise sie fort zu lieben, und wenn wir an ihr Scheiden denken, so vergießen wir so gut Thränen, als wenn wir uns ihr frohes Wiedersehen malen, und die Thränen sind wohl nicht verschieden.

Sonntag-Heimweh.

Ich habe geplagte Kammerjungfern gekannt, welche im Stande waren, wöchentlich siebenthalbe Tage zu lachen und zu springen, nur aber Sonntags nach dem Essen unmöglich; das Herz und das Leben wurd' ihnen Nachmittags zu schwer, sie strichen so lange in ihrer unbekannten kleinen Vergangenheit herum, bis sie darin auf irgend ein dunkles Plätzchen stießen, etwa auf ein altes niedriges Grab, worauf sie sich setzten, um sich auszuweinen, bis die Herrschaft wieder kam. Gräfin, Baronesse, Fürstin, Mulattin, Holländerin oder Freiin, die du nach weiblicher Weise immer noch herrischer bist gegen die Sklavin, als gegen den Sklaven — sei das doch Sonntags nach dem Essen nicht! Die Leute in deinem Dienste sind arme Landteufel, für welche der Sonntag, der in großen Städten, in der großen Welt und auf großen Reisen gar nicht zu haben ist, sonst ein Ruhetag war, als sie noch glücklicher waren, nämlich noch Kinder. Gerne werden sie, ohne etwas zu wünschen, leer und trocken bei deinen Hoffesten, Hochzeit- und Lei-

chenfesten stehen, und die Teller und die Kleider halten; aber an dem Sonntage, dem Volk- und Menschenfest, auf das alle Wochen Hoffnungen zielen, glauben die Armen, daß ihnen irgend eine Freude der Erde gebuhre, da ihnen zumal die Kinderzeit einfallen muß, wo sie an diesem Bundesfeste der Lust wirklich etwas hatten, keine Schulstunde — schone Kleider — spaßhafte Aeltern — Spielkinder — Abendbraten — grunende Wiesen und einen Spaziergang, wo gesellige Freiheit dem frischen Herzen die frische Welt ausschmuckte. Liebe Freiin! wenn dann am Sonntage, wo gedachte Person weniger in der Arbeit, der Lethe des Lebens, water, das jetzige dumpfe Leben sie erstickend umfangt, und ihr uber die Unfruchtbarkeit der tauben Gegenwart die helle Kinderzeit, die ja allen Menschen einerlei Eden verheißet, mit sußen Klangen wie neu heruber kommt: dann strafe die armen Thranen nicht, sondern entlasse die Sehnsuchtige etwa bis Sonnenuntergang aus deinem Schlosse! —

Aus d. Flegeljahren von J. P. Richter.

Privilegirtes Testament für meine sämmtlichen Töchter.

Ihr konntet, Kinder, in meinen gesunden Tagen wenig von mir profitiren, weil ich als Gelehrter den ganzen Tag auf meinem Lesesel saß und schrieb; so sehr gleicht ein Autor einem Wandelstern, der fur Leute, die die Fuße auf ihm haben, eine sumpfige dunkle Erde ist, indeß er sich um ferne Planetenleser als ein leuchtender Stern bewegt. Daher bat' ich hier auf der Sterbematratze meinen letzten Willen, der euer erster werden soll und kann, zumal da ihr jetzt schwerlich widersprecht, weil ihr wohl wisset, daß mein schweres Gehor euch nicht bis in's Grab hinunter hort.

Solltet ihr euch jetzt zusammensetzen und ausmachen wollen, welcher Schwester von euch der satyrische Vater unter den allgemeinsten Testamentsverfügungen einen feinen Hornissenstich versetzen wollen, ob dem guten Suschen, oder Franzelinen, oder Samuelinen, oder Fidessen, oder Raphaelen und Emanuelen: so erwägt doch um Gottes Willen, ihr Kinder, daß ihr noch gar nicht existirt und daß es ja nur an mir selber liegt, wenn ich mir euch nicht so denke, wie ich euch haben will. Testator und Erben gelten schon im romischen Recht für eine Person; wie vielmehr, wenn sie sammtlich noch unter Einer Gehirnschale hausen.

Ich verordne demnach — aber muthet einem Menschen, der sein Testament macht, keine größere Ordnung zu, als in euren Briefen regiert — zuerst, daß ihr eurer Mutter nachschlagt und künftig glaubt, es gebe kein Kunstwerk, welches dem Genie und Geschmack einer Frau mehr Ehre macht, und woran sie täglich bessern und poliren soll, als ihre — Tochter. Dem Vater fehlt die Zeit, weil er den ganzen Tag kleinere Kunstwerke befeilt, z. B. Testamente für Töchter.

Ich verordne ferner, daß ihr langsam und leise sowohl geht (besonders an öffentlichen Orten, wo nur eine Verlegene läuft) als sprecht, weil für Mädchen und Harmonikas nur Adagios passen. Auch das homerische Gelächter mustert aus, weil ein starkes oder langes einen schönen Kopf nicht nur verunstaltet, sondern wirklich berauscht; jede heftige Regung muß euer Geschlecht, weil es immer mäßig ist und weil sein dünnes oscillirendes Nervenspinnengewebe leicht mit allen Fäden schwankt, überfüllen und übermannen. Das Messer der Cultur, das uns den besten Birkensaft abschröpft, schneidet eure berstende Nelkenknospe blos zu einer herrlichen Entfaltung auf.

Denkt ewig an das Wort, was euer Vater auf dem Sterbelager sagte: Die unschuldigste Liebkosung kann durch Wiederholung eine schuldige werden. Es ist mein testamentlicher Wille, daß ihr in einer Viertelstunde nicht mehr als Einen Kuß annehmt, der aber kein langer sein darf. Ihr wisset nicht, wie mein Geschlecht, das der sonderbare Abstich eurer ersten Liebe voll Neins mir der spätern voll Jas ganz bestürzt, aus Einfalt entweder zu kalt wird oder zu warm. Trauet eurem Herzen, aber nie euren siechen Nerven; ach, bei den schönsten edelsten Gefühlen ging es mancher Stiefschwester von euch aus Mangel an Festigkeit des Willens und der Gesundheit wie den Mexikanern, die sich, weil sie nur weiches Gold und kein Eisen hatten, von den Spaniern mußten erobern lassen.

Werft jeden schönen Geist und schönen Körper (der häufig in Offiziersuniform einhergeht), zumal wenn beide Moitisten sind und ein Stück ausmachen, aus dem Hause, worin ihr Töchter habt. Zehn Romane sind nicht so schlimm, als ein Romanenschreiber, Biographen aber können kommen.

Auch ist es mein letzter Wille, daß ihr Freundinnen nicht so schwer vergebt und Freunden nicht so leicht. Bei diesen sichert euch (wie uns) nichts so gut vor Beleidigungen, als die Gewißheit, daß sie nicht verziehen werden. Nie lege bei der Versöhnung mit der Freundin blos die Zeit eure und ihre Hände zusammen, sondern der Drang und die

Kühnheit; nicht annähernd und zufällig, sondern in Sturm und weinend und auf einmal, sonst tragt ihr in die Erwärmung die zu lange Erkältung hinuber.

Sprecht kein Wort von Politik; man weiß recht gut, mit welchem fremden Kalbe ihr pflugt oder um welches goldne ihr tanzt. Gleich den Bischofen, fliehet das Blut der Kriege; ungleich den Mücken, wovon nur die Weibchen es saugen. Wenn ihr wisset, daß Frankreich frei geworden: so ist's genug und mehr als ich selber weiß.

Es ängstiget euren Vater in der letzten Stunde, daß er durch seine schönen Werke euch ein Lebens-Arkadien in den Kopf setzen helfen, das keine Kuche, keine Kinderstube und keinen Waschtag hat, sondern nur einen herrlichen Himmel und einen wohlgestalteten Schäfer darunter, der so lange fortkniet, bis ihm Haare ausfallen. Testator kann nichts dafür, wenn ihr poetische Blumen, wie Fieberkranke die Blumen des Bettvorhanges, zu lebenden gehenden Wesen macht. Ihr klaget über die mechanischen Arbeiten eures Geschlechtes, ohne hinzusehen, daß meines ebenso viele unter schönern Namen hat. Eine Gerichtsstube finde ich vom Waschhause, eine Expeditionsstube von der Küche, oder die Schulstube von der Kinderstube in nichts verschieden, als darin, daß ihr's besser habt, da in unsern Raspelhäusern der Kopf, in euren nur die Hände an den Arbeits-Eisenring befestigt sind. Denn falls euer Geist nur den Körper am Nähramen oder Feuerherde zurücklässet, wer hindert jenen, vom Dache eines Lustschlosses zum andern, vom Gipfel eines daphnischen Haines zum andern zu hüpfen und endlich in herrliche elysäische Felder nieder zu fallen? — Und wurd' euch nicht der Lebens-Mai mit dem jungfräulichen far niente, voll geselliger Freuden und schöner Träume beschieden, indeß wir unsern Lenz in Schulstuben, Hörsälen, im Clinico relatorio, repetitorio, stylistico gebückt verackern und versäen mußten, und lustwandelt ihr nicht auf den blumigen Rainen, indeß wir darinnen in den schwarzen Furchen mit Pflug und Egge handthierten? —

Da ich jetzt als Testirender bald auf meinem Kopfkissen untergehe und doch mein privilegirtes Testament vorher schließen muß und da ich wegen der zuströmenden Materie nirgends weiß, wo ich aufhören soll: so muß ich uberall aufhören können, also auch hier. Freilich noch tausend testamentarische Verfügungen hätt' ich zu machen — ich könnte noch verordnen: Flieht reichen und gesetzgebenden Anzug, wenn ihr nicht euer Geschlecht zur Essigmutter des Hasses machen und von ihm die Tabaksbeize der Verleumdung erhalten wollet — trennt eure

Töchter von den Dialogen des Gesindes, die ihnen wenigstens wie die Kletten auf Spaziergängen im Nachsommer die Mühe machen, sie vom Rocksaume abzuzupfen — sprecht mit Freundinnen so, als wenn euch ein Mann zuhörte und mit einem Jüngling so, als ständen die Freundinnen dabei — haltet euren Körper für einen Heiligenleib in einem Glaskasten, für einen Theil eurer Seele und Tugend, und euch für Schminkbohnen, an denen Schale und Kern zugleich köstlich sind, indeß wir gleich den sogenannten Saubohnen nur mit dem nahrhaften Kern in Topf und Schüssel taugen — schweigt nicht immer unter männlichen Gesprächen und sprecht nicht ewig unter weiblichen — lobt und tadelt uns nicht feurig — lernt von eurer Mutter durch Festigkeit regieren über eure Leute u. s. w., wie gesagt, das alles und weit mehr könnt' ich testamentarisch verfügen; aber ich würde nicht fertig und das Testament länger als das alte und neue. Dieses gelte wie jedes römische für ein Gesetz; — und so lebt so froh dahin, wie ich von dannen fahre.

Mittelspitz, den 21. März.

Jean Paul Richter
zierliches Codicill.

Nehmet Gründe an, ihr Gold-Kinder!

Actum ut supra.

Blühender Unsinn.

Dieses Muster des unsinnigsten Schwulstes wurde von dem Verfasser in einer Gesellschaft halbgebildeter Schöngeister, die bei Poesien meist nur den Klang der Worte zu empfinden pflegen, vorgelesen und für ein hinterlassenes Gedicht Schillers ausgegeben. Die Zuhörer merkten den Unsinn nicht und einige riefen, als es zu Ende gelesen war, mit Entzücken aus: „Es ist doch nur ein Schiller!"

Wenn Apoll, der wildeste der Götter,
Mir erscheint im milden Donnerwetter,
Ach, so seufzt die Muse fürchterlich;
Majestätisch rasen Elegien,
Wehmuthvolle Dithyramben sprühen
Ihren zarten Rosengift um mich.

Wie der Bär mit leisem Geisterschritte
In der dräuenden Kaninchen Mitte

Furchtsam hüpft und zärtlich brüllend ächzt,
Freund, so tanz' ich auf der Spiegelwelle
Einer Sandbank, wenn das Hundsgebelle
Meiner stillen Muse mich umkrachzt.

Der Begeist'rung matte Fluche wogen
Auf zum Throne .... gleich dem Regenbogen,
Dessen Feuer uns unsichtbar brennt;
Blinder Sonnengott, dich segn' ich grimmig,
Steine folgen dir, wenn tausendstimmig
Dich die Wuste ihren Phobus nennt.

Wenn die Mitternacht, von deinem Strahle
Neu vergoldet, sich im Bluthenthale
Abgestorbner Zeitenfluthen wiegt,
Freund, mit lieblich wüthendem Kothurne
Steh' ich zitternd dann vor meiner Urne,
Die im Strahlennebel vor mir liegt.

Aber an der Zukunft Sarkophage
Donnert fuß der Hoffnung Jubelklage,
Wenn der Todte rustig sich ermannt;
Wenn er in das kalte Leben springet,
Glücklich in dem Unglück die besinget,
Die nach kurzer Flucht ihn endlich fand.

Glücklich, glücklich, du hast sie gefunden,
Hast sie rings mit Sprößlingen umwunden,
Die berauscht um deine Krone wehn.
Lebe wohl, im grausen Sternendunkel
Muß ich — ein erblindender Karfunkel —
Leuchtend unter Riesenzweigen stehn.

Messerschmidt.

Kleider machen Leute.

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so Vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mit-

tel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle die ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen.

Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu werden verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten Male wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt in's Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer: so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt, Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt, Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Laki weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! — Aber wäre es nicht möglich — Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, Nie-

manden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffene Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stoßt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demuthigende Stellung, der Kammerdiener fliegt in's Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er Jemandem dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrugt! er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen konnen. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Rabener.

Das englische Gärtchen.

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmamma! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleicht, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen, sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen rothgestreiften Aepfeln stand, suchen, nichts von dem Allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln,

verwandelt; die Hügelchen sind mit allen Sorten wilden Gesträuches bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenem Thälchen finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige Tausend Fuder Sand, Steine und Lehm auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, ein Schrubberg, oder, wie Andere sprechen, ein englisches Boskett. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist, wie ein Drellmeister, und mein Mann hat eine Dornhecke müssen darum ziehen lassen, damit unsere Schweine sich nicht daran reiben möchten. Von dem an der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwei Kirchthürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Kanape, worüber sich ein Baldachin von vergoldetem Bleche befindet. Gleich dabei soll auch jetzt eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt und ein eigener Fluß dazu ausgegraben werden, worin ein halb Dutzend Schildkröten, die bereits fertig sind, zu liegen kommen werden. Jenseits der Brücke, gerade da, wo der Großmamma ihre Bleichhütte war, kommt ein allerliebster kleiner gothischer Dom zu stehen, weil mein Mann Gotherich Dom heißt. Wie ich vermuthe, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stove genommen, worin der Lord Temple so viele Tempel angelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden, als das Schilderhäuschen, worin der Onkel Toby mit dem Korporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehen, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerungen in seinem Garten commandirte. Aber die gothische Arbeit daran wird doch allemal das Auge der Neugierigen an sich ziehen, und oben darauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, Ihr gutes Gärtchen, liebe Großmamma, gleicht jetzt einer bezauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet. Möchten Sie doch in Ihrem Leben noch ein Mal zu uns kommen und alle diese Hexereien mit ansehen können! Sie waren sonst eine so große Bewunderin der Bären und Pfauen von Tarus, womit in Ihrer Jugend die fürstlichen Gärten geschmückt waren; was für ein Vergnügen würde es Ihnen nun nicht sein, zu sehen, durch was für erhabene Schönheiten die altfränkischen Sachen verdrängt worden! Sie müssen aber bald kommen, denn wir werden noch vor dem Winter nach Scheveningen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf Bentink dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles, was die Größe der Kunst dort aus dem elendsten Sande gemacht hat, das, denkt mein

Mann, müsse auf einem guten Ackergrunde gewiß gerathen, und er bedauert nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgewühlt hat. Von Scheveningen gehen wir dann vielleicht nach England und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den Porzellanthurm von neun Stockwerken und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stickbeerenbusche, wo Sie Ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenkt. Wenn Sie aber kommen, so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl aus der Stadt mit, denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür.

Justus Möser.

Soll man spielend lernen?

Es ist wunderbar, wie weit oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll: so läßt man ihn in schweren Schuhen im gepflügten Lande laufen, dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kuhn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen fuhren, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sei ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studiren. Aber was kommt bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht hungrig aus. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleichet einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital, oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Producten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen kann, von Jugend

auf zu einem eisernen Fleiße und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden. In dem Augenblick, da er anfängt, sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andere, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigen Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönernden Künste jenem jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheit und Kenntnissen wird man aber nie spielend, und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst noch danken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unsrer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und der Lehrer, der endlich die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit von allen Dingen witzig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekummert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde.

Justus Möser.

Meine Wanderung nach dem Vesuv.

Die Wanderung nach dem Vesuv unternahm ich ohne die Reisegesellschaft. Ein kundiger Führer war mein Begleiter. Im Städtchen Torre del Greco, beinahe völlig zerstört durch den Feuerstrom des Jahres 1794, bauten die Einwohner auf der kaum halberkuhlten Lava,

keck durch die Vorstellung, der erschöpfte Berg bedürfe nach dem letzten wüthenden Ausbruche nun der Erholung wenigstens von einem halben Jahrhundert, auf den Grabern ihrer in Asche verwandelten Häuser sich wohlgemuth wieder an. Vom Kirchthurm waren Dach und Glockengeschoß nur noch sichtbar. Die Hauptmasse des verderblichen Phlegetons nahm, in gerader Linie uber das ungluckliche Oertchen hinweg, ihre Richtung meerwärts. In Torre del Greco mietheten wir Esel, die uns durch ein grauenvolles Chaos von Schlacken und Asche bis zur Klause des Eremiten trugen. Wir ubergaben seiner Obhut unsere Thiere und klimmten dem Krater entgegen. Die steilste Partie davon sturzte beim letzten Ausbruch in den Abgrund. Da sprengten des furchtbaren Elements emporte Krafte sich an der Nordseite des Berges drei neue Schlunde. Die zweijahrige Lava war noch so voll Gluth, daß wir keine Minute lang auf der nämlichen Stelle fußen durften. Ein Strohbuschel, womit sich der Fuhrer des Experimentes wegen versehen hatte, ward in die nachste Spalte gesteckt, und im Augenblicke schlug eine bläuliche Flamme daraus hervor. Das Emporarbeiten durch die Asche, wo man unaufhorlich wieder zuruckgleitet, und, um einen Schritt vorwärts zu kommen, wenigstens viermal ansetzen muß, machte sich, als eine der anstrengendsten und ermüdendsten Leibesubungen, schon langst allgemein beruchtigt. Endlich war das Ziel erkämpft. Wir standen am Krater, aus welchem leichte Dampfsäulen, bald langsamer, bald schneller, mit einer Art von sausendem Gezisch in die Luft stiegen, welches ich, unter allen mir bekannten Lauten im Reiche der Dinge, mit keinem davon zu vergleichen wußte. Das Fest, so der alte Verwüster uns außerdem noch bereitete, bestand in einigen Blitzen, die dunkelroth im Rauchschwalle zuckten, und von dumpfigen Donnerschlägen der Tiefe begleitet wurden, die den Boden unter unsern Füßen zum Zittern brachten. Die Atmosphäre war brennend, und ich beschleunigte den Rückzug. Der Fuhrer, weder erhitzt noch ermattet, schien durch das beinahe täglich sich erneuernde Wegweisergeschaft auf den höllenmäßigen Feuerfeldern endlich die Natur vom Salamander angenommen zu haben. Indeß meine Stirn einer Dachtraufe glich, war die seine trocken, wie der Bimsstein, der unsern Sohlen unsanft genug zu schaffen machte.

Herab ging es glatt und bequem, wie auf Alpenschnee. Der Salamander zeigte mir die Lavaklippe, mit welcher Wutky, der Vesuvmaler, beinahe zusammengeschmolzen wäre, um Ideen für ein Gemälde zu sammeln, ohne der gluhenden Steine zu achten, die ringsumher niederhagelten. So ließ Vernet, während ein Orkan wüthete, zu

Nutz und Frommen der Kunst sich an den Mastbaum binden, um gehörig, ohne Kopf- oder Fußverlieren, beobachten zu können.

Der Eremit, als Hofmarschall des Vesuvs, machte seinem Aufenthalt in Berlin und Petersburg Ehre. Das Frühstück, aus gebackenen Meerfischen und Eierspeisen zusammengesetzt, war vortrefflich. Die Lacrimae Christi bewährten ebenfalls den alten Ruhm.

Die Klause liegt auf einer Art von Kap, an welchem die Lavaströme sich rechts und links vorbeischieben müssen. Gegen die Steine, welche der Feuerschlund in die Luft schleudert, schirmt ihn sein bombenfestes Kellergewölbe.

Wir hielten unser Mal im Freien, auf einer Steinbank vor der Anachoretenzelle.

Der Salamander forderte mich unaufhörlich auf, die Stadt Neapel doch aus diesem Standpunkte recht scharf zu betrachten, um von ihr das beste Bild mit nach Hause zu nehmen. Der Mensch mußte durch die Schule Hackerts gelaufen sein; denn auch nach dieses Meisters Urtheil erscheint Neapel nirgends vortheilhafter und überschaubarer, als von der Bergkuppe des Bruders Felix, welcher aber, der wundervollsten Umsicht von Europa längst überdrüssig, sich nur da behaglich fühlt, wo er er blos im Geiste sein Wesen treibt.

Möcht' es in den Jahrbüchern der Erdrevolutionen bald also lauten: Zum Wasserbecken, dessen Fluthen ruhig wallen, gleich den Fluthen der Seespiegel von Nemi und Albano, ward nun endlich auch die Schwefelhölle, durch welche, vom hohen Plinius bis herab zum niedern Hausthier, tausend und aber tausend Leben gewaltsam untergingen, Herkulanum, Pompeji und Stabiä begraben, und unzählbare Ansiedlungen der spätern Zeitalter Graus und Asche wurden.

Matthisson.

Die Tyroler.

Die Unfruchtbarkeit des Ober-Innthales, und einiger zu diesem Kreise gehörenden Nebenthäler, bestimmt die Einwohner alle Jahre ihr Vaterland auf einige Monate zu verlassen, um in fremden Ländern Geld zu verdienen. Sie bereiten aus ihren herrlichen Kräutern Arzneien,

Oele und Liqueure, machen aus Gemsleder berühmte Handschuhe, und tragen Murmelthiere umher.

Die deutschen Tyroler verlassen ihr Vaterland im Frühling, und kehren zum Herbst mit ihrem Verdienste heim; die welschen Tyroler hingegen wandern im Herbste nach Italien, um sich im dortigen milden Klima durch Handarbeit Unterhalt zu verschaffen. Diese glücklichen Menschen genießen im Vaterlande den schönsten Sommer, und fühlen dann unter dem blauen Himmel Italiens die Winterkälte nicht. Verläßt der Tyroler seine Familie auf einige Monate, so ist der Tag des Abschiedes feierlich: Trauer waltet im Hause, wo der Gatte, der Vater, oder der Bruder scheidet; aber bald gehen Frau, Töchter und Schwestern wieder mit heiterm Frohsinn zur gewöhnlichen Arbeit; die jungern Söhne freuen sich des Vogelfanges, und die geübtern Burschen klettern den Gemsen nach. Die Neigung zum Vogelfange ist den Tyrolern der Berggegenden besonders eigen. Um Inspruck ist im Herbst die ganze Bergreihe mit Vogelfängern besetzt. Oft werden an einem Tage 3000 Finken gefangen: rechnet man die Zeisige und andere Vogel hinzu, so fangt man in einem Monate oft über 100,000 Vogel. Und demnach gewahrt jedes Jahr einen eben so reichen Fang.

Die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens sucht der Tyroler durch Fleiß zu ersetzen. Wo er dem schroffen, rauhen Felsen eine Flache abgewinnen kann, baut er, nach Maßgabe des Klimas, Korn oder Wein. Die Männer machen sich die Luftbewohner, die Gemsen und die Murmelthiere zinsbar; von den Weibern werden die Alpenkräuter, selbst auf einer Höhe von 6000 Fuß, gesammelt und in großen Bunden auf dem Rücken heruntergetragen: die fleißigste Kräutersammlerin kann aufs Höchste in einem Tage einen Gulden verdienen.

Früh bilden die Tyroler sich zu guten Schützen. Das erste Hausgeräth jeder Hütte ist eine Flinte; diese ist dem Tyroler unentbehrlich, theils um die mächtigen Raubvögel abzuwehren, theils um der von ihm so leidenschaftlich geliebten Gemsenjagd nachzugehen. Letztere kräftiget seinen Muth, giebt ihm Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in den augenscheinlichsten Gefahren, und macht ihn unüberwindlich. Man erzählte mir, kürzlich sei ein Gemsenjäger in eine tiefe Eisspalte gestürzt; im ersten Augenblicke sah er einem gräßlichen Tode entgegen, doch das Weidmesser, seine einzige Begleitung, ward das Mittel seiner Errettung, mit demselben hieb er Stufen in die Eiswand; als die

erste Stiege gebaut war, schwang er sich auf diese, und arbeitete sich so mit 120 Stiegen aus seiner Eisgruft heraus.

So arm der Tyroler Bauer auch an Ideen ist, so tief ist sein Erforschungsgeist, so edel die Kraft seines Charakters; auch ist sein Verstand höchst scharfsinnig, wenn es darauf ankömmt, die Rechte des Vaterlandes zu vertheidigen. Diese Menschen concentriren ihre ganze Geisteskraft dahin, um ihre Verfassung und Rechte aufrecht zu erhalten. Durch Bücher ist ihr Geist nicht gebildet; aber sie sind so verständig, daß sie allen Versuchungen der Regierung, ihre Freiheit einzuschränken, auszuweichen wissen, und ihnen sehr besonnene Festigkeit entgegensetzen. Wäre durch die Regierung und religiöse Erziehung die Denkfreiheit der edlen, kraftvollen Tyroler nicht so beschränkt, diese Nation würde sich durch Schriftsteller auszeichnen, wie sie sich durch Künstler Ruhm erworben hat. Eine Angelika, ein Lampi, ein Bergler, ein Zauner sind der Stolz der Tyroler und Zierden der Kunst. Der Viehhirt Peter Anich, welcher unter Maria Theresia lebte, wäre gewiß der größte Astronom geworden, wenn seinem Genie Unterricht und nöthige Hülfsmittel verliehen gewesen wären. Ohne alle Anleitung, blos durch Beobachtung des gestirnten Himmels und durch eigenes Nachdenken über den Lauf der Sterne, verfertigte Anich einen großen ganz richtig eingetheilten astronomischen Globus, der noch jetzt zu Wien als Seltenheit aufbewahrt wird. Auch ist die beste Karte von Tyrol durch eben diesen Viehhirten verfertiget worden.

Elisa von der Recke.

Der Pflanzenwuchs in den Tropen.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien um-

schlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Erescientien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerm Grün, mit größern und glänzendern Blättern geziert, als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsre Lilien sind. An den schattigen Ufern des Madalenenflusses in Südamerika wächst eine wankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht blos einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche die Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen *) umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen; Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen — nahe mit den unsrigen verwandt — bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator.

---

*) Den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten, haben stets die Völker den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schäfte mit ausstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe. Die Palmenform nimmt an Pracht und Größe ab vom Aequator gegen die gemäßigte Zone hin. Wo Wärme und Feuchtigkeit gleichzeitig wirken, da ist die Vegetation am üppigsten, die Gestaltverschiedenheit am größten. Daher ist Südamerika der schönere Theil der Palmenwelt. — Die Palmen gewähren Beispiele des höchsten Pflanzenwuchses. Die Wachspalme erreicht die ungeheure Höhe von 160 bis 180 Fuß. Die Pisanggebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels. Wie die mehlreichen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, so begleiten Pisangstämme den Menschen seit der frühesten Kindheit seiner Cultur.

So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe*) von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen grade die schönsten — Palmen und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen — bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsre Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation.

Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der gluhenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsre Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Haide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie dieser, ist.

Alexander von Humboldt.

Der Pflanzenwuchs im Norden von Amerika.

Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums von Europa gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei

*) Dem Bewohner Europens bleibt der prachtvollere Theil des südlichen Himmels, der den Centaur, das Schiff Argo und das südliche Kreuz einschließt, ewig verborgen. Unter dem Aequator allein genießt man des einzig schönen Anblicks, zugleich alle Gestirne des südlichen und nördlichen Himmels zu sehen. Einige unsrer nördlichen Sternbilder erscheinen, von dort aus betrachtet, wegen ihres niedrigen Standes, von wunderbarer, fast furchtbarer Größe, z. B. der große und kleine Bär. So wie der Tropenbewohner alle Sterne sieht, so hat ihn auch die Natur mit Repräsentanten aller Pflanzenformen umgeben.

uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren und Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Die unermeßlichen Wälder stehen voll der herrlichsten Kiefern, Eichen, Tannen und Ahornbäume. Die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien prangen mit ihren breiten, schongeformten Blättern und außerordentlich großen Bluthen. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüsse von vortrefflichem Geschmack. Eine Menge verschiedener blühender Staudengewächse und Gesträuche wachsen in Nordamerika wild und werden um ihrer Schönheit willen in unsre Gärten und Parks aufgenommen. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward — was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem andern Orte leben können.

Wie ein Sonnenstäubchen entsteht, begreifen wir nicht, noch nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründet, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gesondert, aus der Verbindung der Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig; wie einst an tausend Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Bildung der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene andern Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für Eine, die ihr Entstehen einer blos localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die organische

Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art," — und weiter: — „Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren."

Georg Forster.

Die Gegend um die Teufelsbrücke.

Ich will nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man vom Hospital bis Gestinen, eine Stunde von der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann ich versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Großes und Schönes, so viel Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch diese Mannigfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise herunter gleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuser unwiderstehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Kapellen und Häuser; bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht und nur das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder wahr; dann aber auch wieder verdorrte oder verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lawinen wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerissene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zustrecken und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lawinen, oder mit Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lawinen von

den hohen Felsen abgerissen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Reuß bedeckt sind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht und die Schollenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bache bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rucken immer naher zusammen und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug fur die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kommt, und fur den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestutzt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfallen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trummern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zwei dieser Bergfälle die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwurdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brucke sieht, wo zwischen ungeheuern Felsenstucken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brucke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Baumen haben; weiterhin findet man weder Bäume, noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend, als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselben Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keinen Menschen mehr. Schon um funf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deswegen gezwungen, uber die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bei der bangen Brucke sind die beiden prächtigsten Wasserfälle, die man vom Steg an bis

zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewässer des Flusses dreimal hintereinander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinübergetrieben, daß Staub und Wasserstrahlen nach allen Seiten empor spritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebaut ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhängende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheuere Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schauervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen wurdigte, als bis ich alle übrigen Theile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stände, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so gewölbt und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Wasserfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenuber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmals hintereinander uber Felswande wegsturzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige Hundert Schuh uber ihr Bett erhaben ist, die Dunste fuhlt, in welche ein Theil

ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier- bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrucke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn dort auch etwas Wichtiges zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich daselbst wurde aufgehalten haben. Alle Reisende reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Ursererthal, und beim Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gäbe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als hier durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, das mit schönen Dorfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Weise ahnen laßt, daß er jetzt wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquikkenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluthen der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lawinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.

Christoph Meiners.

Das Fernrohr.

Während der Abendmahlzeit war die Nacht eingetreten, und der Mond glänzte im ersten Viertel, als man aufstand, freundlich am Himmel. Die Majorin freute sich des Anblicks des stillen Mondes und der funkelnden Sterne am wolkenlosen Himmel, und sagte zu ihrem Geistlichen: „Vor einigen Wochen glaubte ich nicht, diesen Anblick noch einmal zu haben.“

Dieser antwortete: „So würden Sie jetzt den Himmel von einem schönern Sterne aus sehen.“

Damit ging er auf sein Zimmer und brachte ein schönes Fernrohr mit, das er auch auf Reisen bei sich führte, weil er ein großer Freund der Sternkunde war, und daher oft scherzweise sagte: zwei Schriften lese er am liebsten, die heilige Schrift und die Sternenschrift. Er richtete das Rohr auf den Mond und lud Augusten ein, den Mond zu betrachten. Diese, welche den Mond noch nie durch ein Fernrohr betrachtet hatte, wurde durch den Anblick sehr überrascht.

„Da sieht man ja,“ rief sie aus, „mit eigenen Augen, daß der Mond keine Scheibe, sondern eine Kugel ist, und daß er große Berge hat! O wie wundervoll, daß man die Berge im Monde erkennen kann!“

Pfarrer. Lassen Sie sich das nicht befremden! In noch größeren Fernröhren stellen sich die Berge und die Thäler des Mondes so deutlich dar, daß man vom Monde eben so gut Landkarten hat, wie von der Erde. Denn er ist unter allen Welten die, welche uns am nächsten ist, weßhalb er auch, ob er gleich 13 mal kleiner ist als die Erde, doch so ansehnlich erscheint. Seine Entfernung von der Erde beträgt eine Kleinigkeit, 50,000 Meilen.

Auguste. Eine Kleinigkeit? — Ich dächte, das wäre schrecklich weit. Denken Sie doch! Unsre schnellsten Dampfschiffe fahren stromabwärts etwa zwei Meilen in einer Stunde; ein Dampfschiff, das Tag und Nacht fortginge, brauchte daher 25,000 Stunden, um uns in den Mond zu bringen. Wie viel sind das Tage?

Pfarrer. Das sind 1083 Tage und 8 Stunden, oder 3 Jahre weniger 12 Tage.

Auguste. Eine schreckliche Entfernung! — Wie lange würde aber wohl ein Dampfwagen auf einer Eisenbahn, wenn eine zum Mond führte, brauchen?

Pfarrer. Der Dampfwagen macht 8 Meilen in einer Stunde. Er wurde 260 Tage und 10 Stunden zu dieser Fahrt brauchen.

Auguste. Das ist ja fast dreiviertel Jahr! — Zur Sonne wurde man da wohl einige Jahre brauchen?

Pfarrer. Die geringste Entfernung der Sonne von uns, wenn wir ihr am nächsten sind (denn im Winter sind wir ihr näher als im Sommer), beträgt in runder Summe 20 Millionen Meilen. Das Dampfschiff würde daher 10 Millionen Stunden, das ist 1141 Jahre und 201 Tag brauchen, um in der Sonne anzukommen, wenn man ohne allen Aufenthalt Tag und Nacht fortfuhre. Ein Dampfwagen aber, wenn es eine Eisenbahn nach der Sonne gäbe, wurde 285 Jahre, 141 Tage und 16 Stunden zu dieser Fahrt brauchen.

Auguste. Wie? — Zweihundert und fünf und achtzig Jahre! Da könnte man ja unterwegs dreimal sterben!

Pfarrer. Ja wohl! — Wer bei seiner Geburt in einen Dampfwagen nach der Sonne gesetzt wurde, der wurde, wenn er 70 Jahre alt wäre, nur erst den vierten, und auf dem Dampfschiff nur erst den 10ten Theil des Weges zurückgelegt haben.

Majorin. Da scheint es ja, bei der Größe dieser Entfernungen, unmöglich zu sein, daß unser Geist nach dem Tode in eine andere Welt gelangen könne, wie ich mir das immer gedacht habe. Denn wie lange sollte er zubringen, ehe er hinkame?

Pfarrer (lachelnd). Freilich wurde es zu lange dauern, wenn er dazu den Schneckengang eines Dampfschiffes oder einer Eisenbahn brauchte. Für die Kräfte aber, denen unser Geist angehört, verschwinden diese Entfernungen fast in Nichts. Das Licht z. B. braucht nur 8 Minuten und 13 Sekunden, um die 20 Millionen Meilen von der Sonne zur Erde zu durchlaufen. — Ein Dampfwagen durchläuft in einer Stunde 8 Meilen, das Licht 151 Millionen Meilen. — Indessen die Sonne ist uns immer noch sehr nahe. — (Er richtet das Fernrohr nach einem andern Stern.) Sehen sie einmal, mein Fräulein, diesen Stern.

Auguste. Ah! — eine kleine gelbe Kugel, neben welcher 4 köstliche Silberpunktchen hell glänzen!

Pfarrer. Das ist der Jupiter mit seinen Trabanten oder Monden, der größte Planet im Sonnensysteme. Der ist, wenn er uns am nächsten steht, doch noch 79 Millionen Meilen, also vier Mal weiter als die Sonne, von der Erde entfernt. Das Dampfschiff würde daher $39\frac{1}{2}$ Million Stunden brauchen, um ihn von der Erde aus zu

erreichen, also im günstigsten Falle eine Million 645, 833 Tage, das ist 4509 Jahre und 48 Tage. Wenn aber Jupiter am weitesten von uns absteht, so ist seine Entfernung 130 Millionen Meilen, und dann würde das Dampfschiff 7337 Jahre und 298 Tage brauchen, um auf ihm anzukommen. Rechnen wir ein Menschenleben auf 80 Jahre, so müßte ein Mensch, der bei der Geburt nach dem Jupiter eingeschifft wurde, ziemlich 92 mal achtzig Jahre alt werden, um noch lebend auf dem Jupiter anzukommen. — Uranus aber, der entfernteste der Planeten, die mit unserer Erde die Sonne umkreisen, steht in seiner weitesten Entfernung 424 Millionen Meilen von der Erde ab, und das Dampfschiff würde etwas über 24,000 Jahre brauchen, um ihn zu erreichen. Hätten wir eine Eisenbahn zum Uranus, auf der wir in einer Stunde 8 Meilen weit führen, so würden wir doch 6050 Jahre und 63 Tage brauchen, um hinzukommen.

Auguste. O, wie unendlich groß ist die Welt!

Pfarrer. Das alles sind noch sehr nahe Gegenstände im Weltall. Wahrhaft unermeßlich werden die Räume, wenn man die Fixsterne betrachtet. Da hören alle irdischen Maße auf und verschwinden in Nichts.

Major. Wie weit ist denn der nächste Fixstern von der Erde entfernt?

Pfarrer. Die Fixsterne sind so außerordentlich weit entfernt von uns, daß es den Sternkundigen nur erst kürzlich gelang, die Entfernung eines Sterns zu bestimmen, und man hat gefunden, daß er $19\frac{1}{3}$ Billionen Meilen von uns entfernt ist, ein Raum, den das Licht erst in 10 Jahren zurückgelegt. Welcher Fixstern aber uns der nächste sein, und wie weit er von uns abstehen mag, das wissen wir noch nicht; doch so viel wissen wir, daß der nächste Fixstern uns nicht näher sein kann, als 4 Billionen Meilen.

Auguste. Vier Billionen Meilen! — Von dieser Entfernung kann ich mir keinen Begriff machen. Machen Sie mir doch deutlich, wie viel eine Billion ist.

Pfarrer. Wenn man deutlich und ohne außer Athem zu kommen spricht, so kann man in einer Minute Zeit nur von 1 bis 150 zählen. Wie viel Zeit glauben Sie wohl nöthig zu haben, um von Eins bis zur Billion zu zählen?

Auguste. Doch nicht etwa ein ganzes Jahr?

Pfarrer. Vielmehr etwas über zwölftausend Jahre, und da müßte man noch Tag und Nacht in einem Zuge fortzählen.

Auguste. Das ist ja eine fürchterliche Größe!

Pfarrer. Allerdings, daher auch das Schnellste, das Licht, das nicht ganz 9 Minuten braucht, um die 20 Millionen Meilen von der Sonne zur Erde zu durchlaufen, zu 4 Billionen Meilen volle 3 Jahre Zeit brauchen wurde. Auf einer Eisenbahn brauchte man zu einem solchen Wege 57 Millionen 77,625 Jahre und 208 Tage. — Das wäre nur bis zum nächsten Fixstern; tausend andere sind aber noch viel weiter entfernt, und von manchen durfte das Licht Jahrtausende und noch länger brauchen, um bis zu unsrer Erde zu gelangen.

Auguste. Woher aber kann man alles dieses so genau berechnen, da doch Niemand hin kann zu den himmlischen Welten?

Pfarrer. Dieser Einwand ist für den in die Wissenschaft Uneingeweihten sehr natürlich, und darum sehr verzeihlich; aber ist gänzlich grundlos. Schon das genaue Zutreffen aller astronomischen Berechnungen und Vorhersagungen über die Bewegungen der Gestirne muß eine Gewähr sein für die Richtigkeit der Astronomie, und wollen Sie eine auch dem Ungelehrten ziemlich verständliche Nachweisung dieser Wahrheiten, so lesen Sie einmal das schöne Buch von Littrow: „Die Wunder des Himmels." — Doch lassen Sie uns noch mehr betrachten. — (Er richtet das Fernrohr anders.) Nun sehen Sie einmal hinein, mein Fräulein.

Auguste. O Gott, welcher Glanz! welche Menge von Sternen!

Pfarrer. Sie sehen die Plejaden oder die Glucke. Das sind 44 Sonnen, die uns wegen ihrer unermeßlichen Entfernung so dicht neben einander zu stehen scheinen. Dieses ist jedoch immer noch nichts. — In großen Fernröhren löset sich auch der Silberschimmer der Milchstraße, die wie ein Gurtel um den ganzen Himmel geht, in lauter Sterne oder Sonnen auf, deren Licht nur wegen ihrer unendlichen Entfernung in einen sanften Schimmer zusammenfließt.

Auguste. So sind ja die Welten Gottes ganz unzählbar!

Pfarrer. So ist es! — Gott wäre sehr klein, wenn ein schwacher Mensch ihm alle seine Werke nachrechnen könnte! Hören Sie noch mehr. — Wahrscheinlich gehören alle die Sterne, die wir zerstreuet am Himmel stehen sehen, und auch unsre Sonne mit der Erde und den Planeten, zu dem großen Gurtel der Milchstraße, und erscheinen uns nur darum so zerstreut, weil unsre Erde selbst zur Milchstraße gehört, und wir mitten in dem Gewimmel ihrer Sonnen stehen, daher wir nach der schmalen Seite des Gürtels hinaus nach allen Seiten einzelne Sterne erblicken, aber nach der Länge hin sehend die Welten

so dicht erblicken, daß ihr Glanz in den Schimmer einer lichten Straße zusammenfließt.

Major. Wenn also unsre Erde nicht zur Milchstraße gehörte, sondern weit — unendlich weit von ihr abstände, so müßten wohl alle Sterne, die wir jetzt zerstreuet sehen, nahe beisammen zu stehen scheinen, und endlich, wenn wir uns immer weiter in's Unendliche entfernten, müßten alle Sterne und die Milchstraße nur als ein lichter Nebel von mäßigem Umfange erscheinen.

Pfarrer. So ist es! Und wir sehen wirklich am Himmel eine große Menge solcher kleiner Nebelflecken oder Sternennebel, von denen jeder höchst wahrscheinlich der zusammenfließende Glanz eines ganzen Milchstraßensystems ist.

Auguste. O, wie unendlich groß erscheint mir nun der Schöpfer der Welt!

Pfarrer. Ja, hier heißt es, wie der Psalm sagt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.

Auguste. Aber wie klein, wie nichtig erscheint da der Mensch!

Pfarrer. Und doch sind wir so groß, daß wir die unermeßliche Größe des Weltalls zu ahnen und so viel von seinen Geheimnissen zu erkennen vermögen. Dieser Einblick in's Weltall ist wohl die festeste Bürgschaft unsrer Fortdauer nach dem Tode, und der schönste Commentar zu dem tröstlichen Worte unsers Herrn, Joh. 14, 2: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, um euch einen Platz zu bereiten." — Wesen, wie wir, welche die fernen Welten Gottes erforschen, messen, und in sie mit ihren Augen hineinblicken, müssen auch bestimmt sein, in sie hineinzukommen. Wie es zwischen den Welten einen physischen Zusammenhang giebt, so muß es auch zwischen ihnen einen geistigen geben. Wie es viele Geschöpfe giebt, die nur für eine Welt zu leben bestimmt scheinen, so muß es auch Geschöpfe geben, die für mehr als eine Welt bestimmt sind, die, wenn sie auf einer Welt ausgelebt haben, in eine andere zu einem neuen Leben eintreten. Und ein solches Wesen ist der Mensch; das zeigt unsre geistige Natur.

Majorin. So ist denn auch des Herrn Himmelfahrt ein solcher Eintritt Jesu in eine neue Welt?

Pfarrer. Allerdings; und was das neue Testament von der Auferstehung sagt, das erfolgt für uns, wenn wir nach dem Tode in eine andere Weltkugel eintreten, wo wir auch einen dieser Welt angemessenen und aus ihren Stoffen bereiteten Leib für unsern Geist erhal-

ten sollen, wie auch der Apostel Paulus hofft und es 2. Korinth. 5, 1—6 ausspricht.

Auguste. Sind denn aber die andern Planeten, die Sonne und die Fixsterne auch bewohnt, oder sollen sie nur erst von der Erde aus an den Menschen Bewohner erhalten?

Pfarrer. Wenn wir die Welten Gottes erfüllen sollten, so möchte es wohl unendlich lange dauern. Dieser Gedanke wäre zu stolz. Zwar wissen wir von den Bewohnern andrer Welten nichts, aber daß sie auch bewohnt sind, ist außer Zweifel. Denn es wäre ja eine Thorheit zu glauben, daß auf dem kleinen Sonnenstaubchen, der Erdkugel, nur allein alles belebt sei, in allen andern herrlichen Planeten und in der ungeheuern Sonne aber und in den zahllosen Sternen nur Tod und Oede herrsche. Wie sollte doch die Sonne, deren Strahlen erst alles Leben auf unsrer Erde wecken, selbst kein Leben in ihrem Schooße erzeugen? Wie wäre zu denken, daß dieser gewaltige Weltkörper nicht für sich selbst, sondern nur dazu da wäre, die kleine Erde zu beleuchten?

Auguste. Wie verhält sich denn die Sonne zur Erde?

Pfarrer. Sie ist eine Million 300,000 Mal größer, als die Erde. Um diesen Unterschied zu fühlen, so denken Sie sich, die Sonnenkugel sollte ausgehohlt werden, um die Erde in ihre Mitte zu stellen, und in einer Entfernung von 50,000 Meilen den Mond um die Erde herum laufen zu lassen. Dazu würde nicht nur bequem Raum sein, sondern die Schale der Sonnenkugel würde immer noch eine Dicke von ungefähr 48,000 Meilen behalten. Die Erdkugel, die unter dem Aequator 5400 Meilen an Umfang hat, würde ein Dampfwagen, wenn eine Eisenbahn in gerader Linie um den Aequator führte, in 28 Tagen 15 Stunden umfahren, wenn in einer Stunde 8 Meilen zurückgelegt würden. Um den Sonnenaquator würde aber ein Dampfwagen auf einer Eisenbahn über acht Jahre brauchen, um herumzukommen. Und ein solcher Weltkörper sollte keine lebendigen Wesen in sich enthalten? Oder die drei großen Planeten, Jupiter, Saturn und Uranus, sollten leer stehen? — Vielmehr läßt sich erwarten, daß sie viel vollkommnere Bewohner bergen, als wir Menschen sind; denn wenn bei ihnen das Leben nach ihren Jahren, d. h. nach ihren Umläufen um die Sonne gerechnet wird, wie es sehr wahrscheinlich ist, so ist für den Bewohner des Uranus ein Uranusjahr 84 Erdenjahre und 27 Tage lang, und der Uranusbewohner, der 80 Uranusjahre alt ist, hat etwas über 6725 Erdenjahre gelebt.

Majorin. Ich wundre mich nur, wie Menschen noch so kurzsichtig sein können, sich für die einzigen Bewohner des unermeßlichen Weltalls zu halten, und wie sie sich nur der stolzen Anmaßung hingeben können, zu glauben, der Himmel sei nur allein für sie, oder gar für eine Art von ihnen da. Der Wahn, nach welchem jede Religionspartei nur sich als die für den Himmel erwählte betrachtet, erscheint doch bei einem Blick auf's Weltall als eine rechte Armseligkeit.

Pfarrer. Dieser Wahn konnte sich wohl in der alten Zeit erzeugen, wo man den Himmel noch für ein festes Gewölbe hielt, an welches die Sterne als Lichtpunkte angeheftet seien, und das Thore oder Pforten habe, durch welche nur wenige, gleichsam privilegirte Menschen durch besondere Gunst hindurch gelangen könnten.

Major. Sonach gebe es gar keinen Himmel, und also wohl auch keine Hölle?

Pfarrer. In dem nur eben gedachten Sinne giebt es freilich keinen Himmel, d. h. kein geschlossenes Gewölbe, an dem die Sterne hingen, und das die Erde umgäbe, wie etwa der Luftkreis um die Erde herumliegt. Denn die Sache genau genommen, so gehört unsre Erde sammt uns auch zum Himmel, und wir sind schon im Himmel. Die Erde ist nämlich auch ein Stern, und steht den Bewohnern des Mondes, der Venus, des Jupiters und anderer Planeten eben so, als himmlischer Stern, an ihrem Himmelsgewölbe, wie jene Planeten uns als Sterne über unsern Häuptern erscheinen. Für jene andern Planeten gehört die Erde mit ihren Bewohnern zu ihrem Himmel, wie sie zu unserm Himmel gehören. Denken wir uns aber unter Himmel eine andere und vollkommnere Welt, in welche unser Geist nach dem Tode eintritt, um auf einem andern Sterne ein höheres Leben zu beginnen, so giebt es allerdings einen Himmel.

Major. Auch eine Hölle?

Pfarrer. Himmel und Hölle in ihrem Gegensatze und nach der biblischen Beschreibung sind die Bilder, in welchen die große Wahrheit, daß es Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode gebe, ausgesprochen ist. Die Vergeltung beginnt schon hier; man kann hier auf Erden schon einen Himmel, aber auch eine Hölle haben; sie wird sich aber fortsetzen in einer andern Welt, und dort noch vollkommener sein und werden. Wir wissen zwar über die Art jener Vergeltung nichts, aber, wenn wir sehen, wie schon die Lagen der Menschen vom Sklaven bis zum Herrscher, vom Elenden bis zum Glücklichen, so verschieden sind, so können wir nicht zweifeln, daß eine größere und reichere Welt,

die uns nach dem Tode aufnimmt, auch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Verhältnissen und Zuständen darbieten wird, durch welche jedem vergolten werden kann nach seinen Werken.

Majorin. In der Bibel findet sich aber doch jene alte Vorstellung vom Himmel als einem der Erde entgegengesetzten, die Erde umschließenden besonderen Raum.

Pfarrer. Allerdings! Die Bibel spricht hierin gänzlich nach den Vorstellungen der alten Welt, nach dem sinnlichen Schein, so wie auch wir von einem Lauf, vom Auf- und Untergang der Sonne reden, ob wir gleich wissen, daß sie still steht, und vom Himmelsgewölbe, ob wir gleich einsehen, daß der Himmel kein Gewölbe ist. Hätte man zu Jesu Zeit anders gesprochen, so würde es Niemand verstanden haben; denn die große Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, welche uns das Weltgebäude erst aufgeschlossen haben, besitzt das menschliche Geschlecht erst seit der Reformation.

Auguste (aus tiefem Nachsinnen erwachend). Wie ist es denn aber da mit dem Gegensatze des Himmels, der Hölle, dem Wohnorte der Verdammten? Wir Katholiken glauben, daß Himmel und Hölle zwei entgegengesetzte geschlossene Räume seien, zwischen denen sich noch ein Raum für das Fegefeuer und einer für die Kinder befinde, die vor der Taufe gestorben sind. Dies alles will sich ja gar nicht mit der Vorstellung vom Weltall, wie es wirklich ist, reimen!

Pfarrer. Ihre Kirche, mein Fräulein, hat die Bilder, in welchen das heilige Bibelbuch die Strafen der Bösen beschreibt, wörtlich und eigentlich genommen. Die Juden entlehnten das Bild der Strafen der Bösen von dem todten Meere, das jetzt den Ort bedeckt, wo die Städte Sodom und Gomorrha durch unterirdisches Feuer versanken, und das noch jetzt eine Menge Schwefel und Erdpech enthält, so daß kein Fisch in diesem Wasser leben kann. Daher kommen die Strafbilder des Feuers, des Schwefelpfuhls, die nichts anderes bezeichnen, als daß dem Bösen nach dem Tode vergolten wird, wie er es verdient hat; und dieses ist das ewig Wahre, das dem Bilde zu Grunde liegt. Das war aber freilich ein Fehler, daß man in der Kirche diese Beschreibungen zu einem unveränderlichen Glaubensartikel gemacht hat, wie dieses Ihre Kirche thut. Da blieb freilich den heiligen Vätern, die an der Spitze Ihrer Kirche stehen, nichts übrig, als die richtige Erkenntniß des Weltalls, als sie aufkam, für sträfliche Ketzerei zu erklären.

Auguste. Hätten sie dieses jemals gethan?

Pfarrer. Der große Sternkundige Galiläi wurde deßwegen in

die Kerker der Inquisition geworfen, aus denen er nicht eher herauskam, als bis er die erkannte Wahrheit als Irrthum widerrief, und den erkannten Irrthum für Wahrheit erklärte. Fragen Sie nur darüber den Herrn Pater Cyriax.

Auguste. Was aber kann es nur immer dem heiligen Vater helfen, daß er das Gegentheil von dem, was einmal ist, so hartnäckig behauptet? Denn darum ändert sich ja Gottes große Welt nicht, und der Himmel bleibt darum doch ewig, wie ihn nun einmal Gott gemacht hat.

Pfarrer. Das ist die Folge davon, daß die heiligen Väter unfehlbar zu sein behaupten, die Folge des Grundsatzes: Rom hat gesprochen, also ist die Sache für immer entschieden. Dieser Grundsatz wäre recht gut, wenn wirklich die heiligen Väter zu Rom so vollkommene Leute wären, daß sie in keinem Worte fehlten. Da sie dieses aber nicht sind, so ist der Grundsatz sehr gefährlich, und kann ihnen nur schaden. Denn wenn es ihnen nun einmal begegnet ist, daß sie bei einem ihrer Sprüche fehlgegriffen haben, so können sie mit Ehren nicht zurück, und müssen bei ihrem Satze bleiben, es mag auch gehen, wie es will, und wenn es ihnen auch kein Mensch mehr glaubt. So haben sie einmal die gemischten Ehen und die Protestanten verdammt, daher können sie mit Ehren den Bannfluch nicht mehr zurücknehmen, sondern lassen ihn fort und fort ertönen, obgleich sie nicht umhin können, mit protestantischen Regierungen in Kirchensachen zu handeln und Concordate zu schließen. Es wäre aber die höchste Zeit für den heiligen Stuhl, es mit den Protestanten eben so zu machen, wie er es mit dem wahren Weltsystem gemacht hat.

Auguste. Darf denn der Katholik, ohne zum Ketzer zu werden, das große Weltall Gottes nach der Wahrheit betrachten?

Pfarrer. Halb und halb! — Da sich das Weltall deshalb nicht änderte, weil Rom einen irrigen Spruch über dasselbe gefällt hatte, und die rechtgläubigen Sternkundigen unter den Katholiken in Verlegenheit waren, indem sie das wahre Weltsystem auf der einen Seite nicht ablaugnen konnten, auf der andern aber auch nicht der Inquisition in die Hände fallen wollten, so erlaubte endlich der heilige Vater vor ungefähr 15 oder 20 Jahren, das wahre Weltsystem vorzutragen; — jedoch wohlgemerkt! nicht als eine Wahrheit, sondern als Hypothese, das ist, als einen leidlichen Einfall.

Major. Eine feine Auskunft, auf die unser einer nicht gefallen wäre! — Ich dächte, der heilige Vater könnte sich nun immer auch

entschließen, diese kluge Auskunft auch gegen die evangelischen Christen zu gebrauchen, die nun eben so gut da sind, und trotz aller Verdammungsbullen bleiben werden, wie das Weltsystem da ist und bleibt. Es wäre nun ganz an der Zeit, daß er ausspräche, man dürfe an das Erlaubtsein der gemischten Ehen und an die Seligkeit der Evangelischen glauben, zwar nicht als an eine Wahrheit, aber doch als einen leidlichen Einfall.

Pfarrer. Damit würde der heilige Vater die Wurzel vieler Uebel und einer Feindseligkeit und Bitterkeit vertilgen, die ja doch endlich einmal ein Ende nehmen muß, wenn nicht die katholische Kirche in Deutschland selbst, und das päpstliche Ansehen in die größten Gefahren und Nachtheile kommen soll. Denn die Zeit kommt ja doch nicht wieder, wo man den Himmel als eine Burg, und die Hölle als das Burgverließ ansah, den heiligen Vater aber als den, der die Schlüssel zu beiden habe. Der Himmel ist nun einmal keine verschlossene Burg, sondern das große Weltall Gottes; und zu den hehren, lichten Welten Gottes, die uns und allen Geistern geöffnet sind, giebt es einmal keinen Schlüssel, den ein Sterblicher in den Händen trage.

Auguste (lebhaft bewegt). Also damit ist es nichts, daß ein Priester, ein Mensch, durch seinen Spruch die Pforten des Himmels oder der Hölle öffnen, und dem Einen in jenen verhelfen, den Andern aber in diese verstoßen könnte?

Pfarrer. Damit — Gott sei Dank! — ist es nichts! — Und sagen Sie doch selbst: können Sie wollen oder wünschen, daß ein Mensch, der ja immer ein Mensch bleibt, irren, oder durch Gefühle, Wünsche und Interessen zu einem Fehlspruch verleitet werden kann, eine so ungeheure Gewalt haben möchte, daß er durch seinen Spruch das Schicksal aller Menschen noch über das Grab hinaus, ja in Ewigkeit bestimmen, und über das Höchste, — ewige Seligkeit, oder ewige Qualen, — unwiderruflich entscheiden könnte? — Prüfen Sie sich! — würden Sie wohl Gott für weise, gerecht und gütig halten können, wenn er irgend einem Menschen eine solche furchtbare Macht gegeben hätte? — Und was würden Sie von Gott dann urtheilen müssen, wenn er noch überdies jedes Verdammungsurtheil eines solchen Menschen, auch das in menschlichem Unmuth gefaßte, unbedingt vollziehen wollte?

Auguste schwieg. — Die Frage ergriff sie im Innersten. — Dann warf sie sich plötzlich in die Arme der Mutter, und verbarg ihr Gesicht an deren Busen.

Die Majorin küßte die liebe Tochter auf die Wange, und sprach

sanft: „Friede — Friede sei zwischen uns, meine Auguste!“ — Erfreut über solchen Anblick, fragte der Major: „Was meinst Du, Auguste, sollte ich nicht auch ein solches Fernrohr, vielleicht noch ein besseres anschaffen?“

„Thun Sie es doch, bester Vater, — antwortete die Tochter, — wenn mir jemals wieder gewisse Nebel vor's Auge treten sollten, so soll sie ein Einblick in das Licht der Sterne Gottes zerstreuen.“

Da trat Thomas, der eine Zeitlang zugehört hatte, heran, zupfte das Fräulein bescheidentlich am Kleide, und sagte leise: „Sehen Sie wohl, daß es mit dem Verfluchen nichts ist? Der liebe Gott thut's nun einmal nicht und keiner hat den Fluch so — zwischen den Fingern.“

Bretschneider,
im Freiherrn von Sandau.

Ein Tag unter dem Aequator.

Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen und wie Triumphgesang zusammentönen, zeitigt Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlter Wonne. Es ist drei Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf, wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr süßduftenden Paullinien-Hecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga,

deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichsten Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen, lichtscheu taumelnd, ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagthiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft. — Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: — wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft gluhende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe fluchten sich, verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölkchen am Himmel; ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben: Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanz seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich, andere hat die schnellere Entwicklung bereits hingerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen,

und ziehen, bisweilen verdunkelnd und kühlend, unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durch einander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Thiere empfinden den Sonnenreiz: das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weit verbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und, vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da: zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, sondern Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen: verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahl-

losen Geschlechter der Insecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblutigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr aus einander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht: in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens. —

In gleicher Folge, wie dies allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tage, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Creatur erscheint im vorgeschriebenen

Momente auf der großen Bühne, handelt, und verliert sich dann wieder in der Mannigfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eigenen Triebe seines Daseins, und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze; jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Gesammtheit verfallen; der Mensch aber, sonst gewohnt, nur in seinem Bewußtsein die Uhr der Weltepochen zu finden, erkennt in jenen gewaltigen Pulsschlägen der Natur ihren eigenen Stundenzeiger. Und dieses merkwürdige Verhältniß einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier unter dem Aequator am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert und gleichsam zur Dienstbarkeit dem höhern Gestirn unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers. Wie ganz anders verhält sich dies im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmischen Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht; kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt, ja gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immergrünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfter als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten, und vom Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht

der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche, ihm überall entgegentretend, gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllet mit Lebensmuth, Hoffnung und Heiterkeit die Seele.

Martius.

Auf dem Marannon.

Nach der Vereinigung mit dem Ucayala erlangt der Strom Marannon ein wahrhaft majestätisches Ansehen, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft in Entfernung mehrerer Hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt das geistige Interesse zu, je mehr man in der vergrößerten Menge der physischen Erscheinungen den Maßstab des Ungeheueren als den einzig befolgten erkennt. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten zwischen sandigen, aber dennoch hochbewaldeten Inseln dahinfließt, oder in ein seegleiches Becken ungetrennt sich ausdehnt, ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt; denn nur nach einer, oder zwei Tagreisen erreicht man ein ärmliches Dorf, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr unterscheidbar sind; allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt, und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der nächtlichen Fahrt, als sei so eben ein heftiger Platzregen gefallen; höchst selten ist irgend ein Luftzug um jene

Zeit bemerkbar; denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höhern Regionen des Stroms bei weitem nicht so groß, als in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges, oder dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an eins der großen natürlichen Verhaue auf halbversunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Thieren in das Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des wohlthätigen Gestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher den Sonnenstrahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indiers, als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, die wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken nur wie die Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe dem Geiste des Weltalls im Maße der ihm verliehenen Kraft darbringt. Die meisten Thiere fliehen in jeder Stunde die niedrigsten Schichten der Waldung; denn die eigenthümliche Ausbreitung sehr vieler tropischer Bäume in breite, platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß stets auf ihm eine nur des Mittags angenehme Kühle herrscht. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Pauxis flattern schwerfällig von Ast zu Ast, bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen; auf den weiß gebleichten blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tödtete, oder die Angriffe der Insecten zum Vertrocknen brachten, sitzen Scharen der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer andern Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder ei-

ner lagernden Gruppe von Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Tonyouyou, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; der genugsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang noch gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor allen herrlich ist der Anblick der dichten dunkelgrünen Baumkronen, von denen die ruhenden Scharen schneeweißer Reiher wie eben so viele festliche Kerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnungen theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indier sie leicht und schnell mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen scharenweis hervor, während die plumpen Sprunge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ocean an die Scenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem unerfahrneren Seereisenden vieles Vergnügen gewähren, und zu jeder Zeit eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit abgeben. Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich dustern Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern eher dem durchsichtigen Schleier vergleichbar, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; sie weichen, in dem Luftstrome zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt, und leise in den späteren Morgenstunden an der Oberflache des Flusses wehet, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem hohern Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstamme und Bluthen, der weiterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thatigkeit; denn sie sind die unverdrängten Besitzer des weiten Reichs, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenscharen treiben auf den flachen Wellen, so unvertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möwen sind, wie an den Küsten des Meeres, mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Herde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze furchtbar ist, bald von den kleinen

Sagoin, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Von jener Zeit an herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet mit den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des großen Dramas entlockt. Nur der Indier vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein Laut, durch Menschen hervorgebracht, sich einmischt. Es mögen Tage vergehen, ehe der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Gesellschaft von Reisenden verkündet, und eben so wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst am Horizonte nach dem von einem alten Seemanne vorher erkannten Fahrzeuge umherspähet, eben so entgehet ihm auf diesem Flusse gar leicht der leichte Kahn, der, mit braunen Indiern erfüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhige Strömung des Ufers aufwärts geht. Am Lande selbst mengt noch mancher Ton sich ein, den die Beschäftigungen der Thiere hervorbringen; die unübersehlichen Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirne ausgezeichnet, jung eingefangen der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Jririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, der dort beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange unbequeme Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen; denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbäume ohne Mühe und Lärm zu zerbrechen, und erhält auf diese Weise einen heftigen Geruch, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren bleibt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfiges Land vermuthen lassen, ein Geräusch, dem eiligen Herannahen einer galoppirenden Truppe vergleichbar. Die großen Herden wilder Pecaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insecten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, um sie zu beschleichen; denn nicht

immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stachligen Palmen hinauf. Inzwischen nahet der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, und wie alles dem tiefen Schatten zueilt, und viele Geschöpfe, besonders die Vogel in Schlaf verfallen, tritt neue allgemeine Ruhe ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen glittern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder ein Kolibri umhergaukelt. War der Horizont des Stromes nach unten, da wo er geradlinig und insellos dahinströmt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz um diese Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf so besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seekusten eintritt und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Andere Male gewahrt man nur eine und die andere Baumkrone, in den Dunst der Entfernung gehüllt, und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden, nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen scharenweise die gräulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene, wie am frühen Morgen; denn zum zweiten Male eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand in einem fort für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Ungewitter sich gebildet hat. Das Geheul der Myceten und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möwen und die allgemeine Angst der Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt, und wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter undurchsichtiger Ergießung sich ohne Pause folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen, wenn die Natur hier je zu zürnen scheint, so ist es nur für kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer bessern Heimath gleich, zu der die Seele vom Irdischen entbunden auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht friedlich über Sturm und Wald herabsinkt.

Mit der Schnelligkeit des Marannon, die gemeinhin in der trockenen Jahreszeit über vier englische Meilen beträgt, schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besondern Gefahren zu drohen schienen. Nur um dem allgemeinen Wunsche eines völlig sorgenfreien Schlummers zu entsprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weitausgedehntes Sandufer (Playa) sich zeigte. Vorsichtig befestigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu diesem eine Insel, da die größere Entfernung vom Urwald Sicherheit vor den Raubthieren verspricht, die oft überschwemmten pflanzenlosen Uferstrecken reinlich und luftig sind, und einen weiten Umblick erlauben. Der Indier braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuschaffen; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesenhafte Baumstämme fest, die mit den Fluthen herabkommen, vielleicht sechs Monate später von Neuem emporgehoben die Reise wiederum antreten, und, obgleich am Fuß der andern erwachsen, bestimmt sein können, durch Meeresströmungen ergriffen, in den traurigsten Regionen am Nordpol, dem Eingebornen eine Segnung, zu landen. Gern zündet der Indier aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und es begiebt sich wohl, daß, wenn die Gluth in unerwarteter Richtung fortschreitet, die ganze Gesellschaft auf das Eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß, und ihr Glück zu preisen hat, wenn sie ohne Verlust weiterhin ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze auch nicht vor, so zündet doch der Eingeborne am Wasserrande ein Feuer an, sicher in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken, und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allmälig an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben; die Onze treibt dieselbe Jagd und deshalb entfernt sich nie der Indier allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jedes Landen auf solchen Inseln trägt Vorrath zur Weiterreise ein; denn die gefangenen Amphibien werden auf dem Floße angebunden, wo sie im Genuß des Schattens und Wassers geraume Zeit fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indier nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten niedrigen Toldos aus, die auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Begleiter

in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist, aber den leichter erregten Europäer unter Umgebungen solcher Größe und Herrlichkeit fliehet. In diesem liegt ein unbeschreibliches Etwas, das zum Nachsinnen auffordert. Leise brachen sich die Wellen am Sandufer, und kein Laut störte die Feier der Nacht. In der todtengleichen Stille vernimmt man das Rascheln des Insects am Boden, und das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stromes. Auch am Himmel herrscht dieselbe Ruhe; denn keine vorubergleitende Wolke verdeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewasser in der Ferne, als ob sich Welle uber Welle dahin walzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Wasserflache. Bald darauf nimmt dieser wiederum ab, bis weiter hinab das Rauschen vollig verklingt. Scheu flustern die erwachten Indier; denn sie halten fur die Hervorbringerin dieser unheimlichen Erscheinung eine riesige Amphibie, die zwar noch Niemand sah, deren Existenz aber jeder Forscher, der die Natur in solchen Landern kennt, für möglich halten wird. Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Mal unterbrochen; denn verschiedene Thierstimmen werden dann laut. Sie verkunden die Stunde, wie die Indier sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmaßigen Zwischenraumen hören. Der Ruf wird immer haufiger, je naher der Morgen ruckt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne wieder der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann. Bisweilen ergreift irgend eine unbekannte Ursache die Thierwelt in solchem Maße, daß ein tausendstimmiges Geschrei entsteht, welches zwar periodenweise abnimmt, allein nie ganz der gewöhnlichen Ruhe weicht, ehe nicht die Sonne ihre furchtverscheuchenden Strahlen uber die Wälder ergießt. Nicht uberall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so sicher und unbeschwerlich; denn manche der Inseln sind so mit Stechmucken erfüllt, daß sich ihnen Niemand gern nähert, und andere Male bringt das Knurren der nahe herumstreifenden Onzen, oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer furchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten kreuzt ihn ein Krokodil, und die Insecten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fortgetragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während nach und nach die ganze Mannschaft, den Wächter ausgeschlossen, in Schlaf ver-

sinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenstrome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken, eine Erscheinung, welche man im Laufe eines Tages mehrmals beobachtet. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die halb versunken, allein am Boden wohl befestigt und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth, vom Strome des Marannon, dem unser Rudern nicht widerstand, ergriffen, das Floß in solche Palisadas, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich zwar die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in der Mitte einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige mit großer Mühe nur das nächste Indierdorf erreicht haben würde, ohne Waffen sogar vielleicht in den ersten Stunden den wilden Thieren zur Beute werden mußte. Die Schönheit jener Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn sorglos Alles schläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn sich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome dahinzuschwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit sich führt, das keiner steuert, da ja doch die Wasser sich weiterhin zu einem einzigen mächtigen Ganzen vereinen müssen. Ist nun auch der Genuß einer solchen sorglosen Unabhängigkeit von der Welt und ihrem Zwange nicht mit dem sittlichen Zustande dichtbevölkerter Länder vereinbar, und dürfte er auch nicht in jeder Periode des Lebens gleich ansprechend erscheinen, so mag dennoch derjenige sich Glück wünschen, der die unläugbare Poesie einer solchen Existenz in der Mitte der tropischen Natur zu einer Zeit zu erkennen Gelegenheit hatte, wo jugendliche Körperkraft die Beschwerden gering achten ließ, und ein ungeschwächter Geist dem reinen Genusse erhöhten Werth verlieh.

Eduard Pöppig.

Die Fülle des Lebens in der Natur.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Raume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrucken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fulle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesange der Vogel, wie von dem Sumsen schwirrender Insecten. Nicht die untern Schichten allein, in welchen die verdichteten Dunste schweben, auch die obern ätherisch-reinen sind belebt. Denn so oft man den Rucken der peruanischen Cordilleren, oder südlich vom Leman-See den Gipfel des Weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. *) Am Chimborazo **), sechsmal höher als der Brocken, sahen wir Schmetterlinge und andere geflugelte Insecten. Wenn auch, von senkrechten Luftstromen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet; so beweiset ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schopfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Hoher als der Kegelberg von Teneriffa auf den Aetna gethurmt, hoher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft uber uns der Cundur ***), der Riese unter den Geiern. Raubsucht

*) Kleine Singvögel und selbst Schmetterlinge werden bei Stürmen, die vom Lande herblasen, mitten auf dem Meere, in großer Entfernung von den Küsten angetroffen. Eben so unwillkürlich gelangen Insecten 15 bis 18,000 Fuß hoch über die Ebenen in die höchste Luftregion. Die erwärmte Erdrinde veranlaßt nämlich eine senkrechte Strömung, durch welche leichte Körper aufwärts getrieben werden. So fand Saussure Schmetterlinge auf dem Montblanc. Ramond bemerkte sie in den Einöden, die den Gipfel des Montperdu umgeben.

**) Statt Chimborazo sollte man eigentlich Chimporaze schreiben, da bekanntlich die Peruaner kein B kennen. Chimbo heißt übrigens das Corregimiento (District), in welchem der Chimborazo liegt. Ueber die Etymologie des weitberufenen Namens Chimborazo giebt es mehrere Vermuthungen. Vielleicht stammt der Name jenes Bergkolosses aus der grauen Vorzeit her.

***) Die größten Individuen der Cundur oder Condor, welche man in der Andeskette von Quito findet, maßen mit ausgespannten Flügeln 14, die kleinern 8 Fuß. Er ist unter allen lebendigen Geschöpfen wahrscheinlich dasjenige, welches sich willkürlich am weitesten von der Oberfläche unsers Erdballs entfernt. Kleine Insecten werden von dem aufsteigenden Luftstrome noch höher aufwärts getrieben.

und Nachstellung der zartwolligen Vikunas, welche gemsenartig und herdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region. Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen, und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie vielleicht Jahrelang in den Lüften, bis sie ein Regenstrom zur Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt,*) und — wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält — den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insecteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbststreife geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insecten **) über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung; so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröbern Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleinern Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengeronnen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen, zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Continent, oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als

---

*) Fontana, ein berühmter Naturforscher, belebte ein Räderthier, welches zwei und ein halb Jahr getrocknet und also lag, durch einen Wassertropfen in zwei Stunden.

**) Ehemals schrieb man hauptsächlich dem Winde die Befruchtung der Blüthen mit getrennten Geschlechtern zu. Kohlreuter und, mit bewunderungswürdigem Scharfsinne, Sprengel haben gezeigt, daß Bienen, Wespen und eine große Zahl kleiner geflügelter Insecten die Hauptrolle dabei spielen.

leuchtende Sterne.*). Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennachte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wo zugleich in der schaumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die gefransten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemma, deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, athmen: die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regen-

*) Das Leuchten des Oceans gehört zu den prachtvollsten Naturerscheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man sie auch Monate lang mit jeder Nacht wiederkehren sieht. Unter allen Zonen phosphorescirt das Meer; wer aber das Phänomen nicht unter den Wendekreisen — besonders in der Südsee — gesehen, hat nur eine unvollkommene Vorstellung von der Majestät dieses großen Schauspiels. Wenn ein Kriegsschiff bei frischem Winde die schäumende Fluth durchschneidet, so kann man sich, auf einer Seitengallerie stehend, an dem Anblick nicht sättigen, den der nahe Wellenschlag gewährt. So oft die entblößte Seite des Schiffes sich umlegt, scheinen röthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Le Gentil und der ältere Forster erklärten diese Flammen durch elektrische Reibung des Wassers am fortgleitenden Fahrzeuge, eine Erklärung, welche in dem jetzigen Zustande unsrer Physik als unstatthaft zu betrachten ist. — Es giebt vielmehr mehrere leuchtende Mollusken, welche, bei ihrem Leben, nach Willkür, ein schwaches Phosphorlicht verbreiten, ein Licht, das meist in's Bläuliche fällt. — Das Leuchten des Meerwassers wird bisweilen durch diese lebendigen Lichtträger bewirkt; ich sage bisweilen, denn mehrentheils erkennt man selbst durch starke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Wasser. Und doch überall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt, und sich schäumend bricht, überall, wo das Wasser erschüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Der Grund dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind. Wenn man leuchtendes Wasser durch engegewebte Tücher gießt, so werden diese Fäserchen oft als leuchtende Punkte abgesondert. — Bei der ungeheuern Menge von Mollusken, die sich in allen Tropenmeeren finden, darf man sich nicht wundern, daß das Seewasser selbst da leuchtet, wo man keine Fäserchen absondern kann. Bei der unendlichen Zertheilung der abgestorbenen Masse von Dagysen und Medusen kann man das ganze Meer als eine gallerthaltige Flüssigkeit betrachten, welche, als solche, leuchtend, von ekelhaftem Geschmacke, dem Menschen ungenießbar, für viele Fische aber nährend ist.

wurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und der Echynorynchus, welcher die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt*). So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch aneinander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was, nach tausend Umwandlungen, zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper verbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth, und schiebt plötzlich — wie einst zwischen den griechischen Inseln — einen schlackigen Fels empor; oder erheben — um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern — die einträchtigen Nereiden ihre zelligen Wohnungen, bis sie, nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend, absterben, und ein flaches Korallen-Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue zirkelrunde

*) Diese mikroskopischen Thiere werden wahrscheinlich wiederum von andern bewohnt.

Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere; und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Cultur durchschreiten muß, so ist die allmälige Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulacca, Gomphrenen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke, und ihre allmälige Ausbreitung über die öde Erdrinde, hat ihre Epochen, wie die Geschichte des spätern Menschengeschlechtes.

Ist aber auch Fülle des Lebens überall verbreitet; ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entfesselten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden: so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingniß zum Leben. Thiere und Pflanzen — Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet — liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf begraben. In einem großen Theile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen, oder einer langen Unterbrechung der Lebensfunctionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Bildungen, Anmuth der Form und des Farbengemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Alexander von Humboldt.

Schönheit der Natur.

Stellen Sie sich zwischen den Alpen auf irgend eine der dem menschlichen Fuße noch mit Bequemlichkeit betretbaren Höhen, und schauen in dieses Gewühl von Spitzen, Hörnern, Jochen und Bergwänden hinein. Welche Abwechslung der Formen und der Farben! Rings umher, von dem nächsten, scheinbar mit der Hand abzureichenden Gipfel bis an den

fernsten, viele Meilen weit in blauer Dämmerung verschwindenden Horizont nackte Schneekuppen, vom Strahle der Sonne magisch vergoldet, oder durchsichtige Eiszacken, wechselnd in allen Brechungen des wundervollsten Farbenspiels; unter unsern Füßen schweigende Felslabyrinthe, über Abgründen herhangende uralte Wälder, einsam unter den Gletschern hervorrieselnde milchweiße Bäche: dort springt eine Gemse über die schwindelerregenden Spalten, hier schwingt sich mit fernhin durch die Oede wiederhallendem Gekrächz der Lämmergeier aus seinem Felsenhorste auf. Dann breiten sich tiefer hinab die lachenden Alpmatten aus mit ihren Viehgruppen, ihren geschäftigen Sennen und den gegen die Gewalt des Orkans mit schweren Steinen belasteten Hütten. Der zarte Schmelz der Wiesen, das dunklere Grün der Forsten erquicken das von dem stechenden Geglitzer der Eisfelder verletzte Auge. Ganz unten endlich werfen diese einzig heitern, alle Fabeln von den schmeichelnden Niren, von den sehnsuchtgelockten Fischern vergegenwärtigenden Seen ihre Ufer in saphirenem Spiegel zurück; brausende Waldwasser, in unzählbaren Cascaden, stürzen wollustvoll in sie hernieder; wie Schwalbennester hangen einsame Wohnungen über sie her; zwischen hindurch, in traulichen Thälern, unter Obstbaumgruppen und Rebengeländen, lauschen freundliche Dörfer. In leisem, sanftem Gesumme, wie Glockengeläute, tönt das Gewimmel der Lebendigen zu uns herauf: von Zeit zu Zeit löst sich, unter dem Gekrache des Donners, eine Lawine; der Sturm orgelt in den gigantischen Hainen. Da schwelgst Du in namenloser Bewegung, und der ewige Himmel, in tiefer ungetrübter Bläue sich über Dir wölbend, spiegelt sich mit seiner festlichen Herrlichkeit in einer reingestimmten Menschenbrust. Wem könnte es, bei solchem Schauspiele, in den Sinn kommen, die erhabene Totalität dieser Eindrücke zu zergliedern, sich das Gewicht, welches jeder einzelne derselben in diesem reizenden Conflicte übt, abzufragen, und das in seiner Gesammtheit herrlichst zusammenstimmende Werk eines seligen Genusses gleichsam auseinander zu nehmen, um hinter die Triebkraft der einzelnen Räder zu gelangen? So aber, im Großen und Ganzen müssen wir jederzeit, auch wo der Eindruck nur kleinere Maßstäbe zuläßt, die Natur in ihrer Schönheit auffassen, und es wird kaum zu denken sein, daß sie, auch wo sie mit Ausspendung ihrer Lieblichkeiten sparsam gewesen ist, nicht irgend ein Bild des Schönen uns entgegenbrächte, wenn wir uns nur gewöhnt haben, die Idee der Gesetzlichkeit, Einheit und Ordnung, welche in ihren Gestaltungen waltet, mit einiger Sinnigkeit auf-

zufassen. Freilich, wem das glückliche Loos ward, in einer von der Natur unmittelbar begünstigten und mit einem großartigen Reichthume ihrer Scenen ausgestatteten Gegend aufzuwachsen, der hat den Vortheil, mit diesen Eindrücken von Jugend auf vertraut zu werden, er trinkt den Sinn für das Naturschöne mit der Muttermilch ein, er athmet gleichsam in einer vornehmen Atmosphäre, außer der ihm nachher das Gewöhnliche platt und unerfreulich erscheint. Wem die Sonne Neapels in seine Wiege geleuchtet hat, wer die balsamischen Lüfte jener üppigen Regionen einzuschlürfen gewohnt ist, wer auf den Gewässern geschaukelt worden, in denen schon Ulysses bei dem Sirenengesange Tag' um Tage hatte weilen mögen, dem muß unser Himmel grau, unser Meer farblos, unser Land traurig erscheinen: hat ihn doch die Natur, wie ein Schooßkind, verzärtelt; er darf uns zurufen: Fremdling, siehe Neapel, und stirb; er darf in seiner naiven Volksthümlichkeit das kecke Sprichwort wagen: Wenn der Schöpfer sich einen frohen Tag machen will, so öffnet er das Himmelsfenster, und sieht sich Neapel an! Aber wir Söhne des Nordens, welche die sonst so gütige Allmutter etwas strenger gehalten, lernen in unserer Genügsamkeit ihre Anmuth desto gewissenhafter schätzen; wir schärfen, auch bei unsern kargen Naturreizen, in einer sorgfältigern Weise den Sinn; wir erheben, an der Mutterhand, unser Gemüth inniger zu dem Geiste, dessen allmächtiger Wink unsre Erde mit allen ihren Reizen, und die tausendmal tausend Welten um uns her werden hieß, und was mehr ist, als dies Alles, in uns den Funken seines eignen Wesens senkte, durch den wir fähig sind, ihn in diesen Werken zu erkennen und anzubeten.

Daß die Schönheiten der Natur zunächst durch den äußern Sinn zu unserer Wahrnehmung kommen, ja, daß wir ohne denselben ihrer gar nicht bewußt werden können, bedarf keiner Erörterung. Indeß wird auch hierbei, nach unsern bisherigen Betrachtungen, die Bemerkung nicht fern liegen, daß gleichwohl auch in diesem Bezuge unsre Seele durch die Sinnenorgane sich mit den Gegenständen um sie her nur in Berührung setzt: die Würdigung der Eindrücke derselben, auch nach äußerer Wohlgefälligkeit, ist ihr ausschließlich vorbehalten. Denn von den Gesetzen, nach welchen unser Gefühl, das innere tiefe, sofort urtheilt, daß etwas uns äußerlich Berührendes schön sei, oder es nicht sei, kann nicht der Sinn wissen, sondern nur die Seele. Und selbst in dem Schönen, das sie aus den äußern Gestaltungen gleichsam heraus vernimmt, ist es ein Geistiges, ein inneres Leben, innere Wohlgestalt und ergreifender Reiz, welcher sie zieht; selbst aus den scheinbar todten und

kalten Formationen der Natur will sie, daß ihr ein geheimes Leben, etwas Sinniges, etwas Seelenartiges entgegen athme, wenn es ihr Wohlgefallen gewinnen soll.

Weber.

Der Berggeist Rübezahl als Hüter der Springwurzel.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn seitwärts auf dem Kuppenplane nicht weit von der Wiesenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge ist reich an den saftigsten, herrlichsten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigsten Essenzen benutzt wurden. Unter allen diesen Kräutern ist vor allen ein Zauberkraut in der Mährchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächst nur in Rübezahls Garten. Diese Wurzel ist von der köstlichsten Art, und vermag die hartnäckigsten und langwierigsten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geistern selber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur seinen auserlesenen Günstlingen sie herauszugraben. Einst war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank, und versprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die Springwurzel aus Rübezahls Garten verschaffen wollte. Gereizt durch das lockende Versprechen, wagte er den Gang. Als er die einsame, wüste Gegend des Gartens erreicht hatte, ergriff er den Spaten und fing an die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er so gebückt dastand und grub, pfiff ein Wind brausend aus einer bestimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verstand. Er richtete sich erschrocken in die Höhe, um nach der Gegend hinzusehen, aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdauernden Wind sich aufrecht zu erhalten. Da erblickte er auf dem äußersten Rande eines hervorspringenden Felsen eine große riesenhafte Gestalt; ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Nase entstellte das Gesicht, die Gestalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die struppigen, langen Haare und ein großer Mantel flogen, durch den Sturm, vorwärts. In der

Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. „Was thust du da?“ schrie ihn die Gestalt an, und ihm dunkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturm nicht zu unterscheiden. Der Bauer, ein tollkühner Mensch, überwältigte den Schauder, der ihn ergriff, und antwortete: „Ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen.“ „Die du hast, darfst du behalten,“ schrie die Gestalt, „aber wage es nicht noch einmal zu kommen,“ schwang mit furchtbarer Geberde die Keule und verschwand. Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dunkte sich überaus glücklich, als sie, zur Linderung ihrer Schmerzen, sich im Besitz der heilsamen Wurzel sah. Ihre Krankheit nahm sichtbar ab, und da sie nur von dieser Wurzel völlige Heilung erwartete, so ließ sie den Bauer noch einmal kommen. „Wagst du es noch einmal die Springwurzel zu holen?“ fragte die Frau. „Liebe, gnädige Frau,“ antwortete der Bauer, „das erste Mal ist mir der Herr des Gebirges in entsetzlicher Gestalt erschienen, mich also schwer bedrohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweiten Mal.“ Aber die Frau überwand seine Furcht durch die größten Versprechungen, sie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen als das erste Mal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerstehen, und zum zweiten Mal wagte er es, den einsamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten. Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob sich ein furchtbarer Sturm aus derselben Stelle wie das erste Mal, und als er hinblickte, erschien die Gestalt noch viel drohender: die wilden Haare, der große Mantel flogen und schienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen sprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinschrie: „Was thust du da?“ hallte wieder von den kahlen Felsen, und schien aus der schwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzusteigen, und als er nun antwortete: „Ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen,“ da brüllte die erzürnte Gestalt: „Habe ich dich nicht gewarnt, du Unsinniger? und du wagst es noch einmal zu kommen! Doch du hast sie schon, rette dich, wenn du kannst.“ Und die Flammen aus den blitzenden Augen schienen den Hinsinkenden zu treffen und ihm das Gesicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und schlug ganz dicht neben ihm tief in den harten Felsen hinein, der Boden bebte, ein schauderhafter Donnerschlag betäubte ihn, und er sank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu sich. Er war wie zermalmt, die Keule verschwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte, die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die

Springwurzel fest, und kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geistern bald hier-, bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wissen, wo er war, bis ihn ein Köhler halbverschmachtet fand und nach seiner Hütte brachte. Hier erholte er sich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt, als sie ihn mit der Springwurzel kommen sah, und gab ihm eine so große Summe, daß er alle Angst vergaß und fröhlich nach Hause eilte. Es verging einige Zeit, die Frau schien fast gesund, aber ganz war sie noch nicht hergestellt. „Wenn ich noch zum dritten Mal die Springwurzel erhalten könnte; dann wäre ich völlig gesund, das fühle ich wohl," sprach sie, und sandte wieder nach dem Bauer, der erst gar nicht kommen wollte, aber es war, als trieb ihn ein böser Geist wider seinen Willen. „Hier bin ich wieder, gnädige Frau," sagte der Bauer, „was wollt ihr von mir? doch nicht, daß ich zum dritten Male die Springwurzel suchen soll? Dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das letzte Mal mit dem Leben davon gekommen. Mich schaudert, wenn ich nur daran denke." Da fing die Frau an ihn zu beschwören und versprach ihm ein ganzes reiches Bauerngut und große Reichthümer dazu und sie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und sich vermaß, die Springwurzel noch zum dritten Male aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es sein Leben kosten sollte. „Bis jetzt," sagte der Bauer, „hat der Geist dir nur gedroht, es soll nun das letzte Mal sein. Dann bin ich ein reicher Mann und kann in Herrlichkeit und Freude leben." So kam er nach Hause; aber er wagte nicht allein zu gehen. „Lieber Sohn," sagte er zu seinem Aeltesten, der schon erwachsen war, „wir wollen nach der Kapelle auf die Kuppe wallfahrten, du sollst mich begleiten." So gingen sie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler; als sie so neben den finstern Seen, die ewig von starren Felsen beschattet werden, hergingen, da ward der Bauer gar nachdenklich, und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte so seltsam aus den Augen, daß auch ein stiller Schauder den Sohn ergriff. „Was ist dir, Vater?" sagte der Sohn, aber der Vater antwortete nicht und blickte stumm vor sich hin. So stiegen sie immer höher, und als sie dem Garten nahe waren, da sprach der Vater: „Böse Geister haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd, daher lebte ich wild und wüste und habe euch niemals ein gutes Beispiel gegeben, wie es der Vater seinen Kindern schuldig ist. Jetzt ruft mich

die Hölle, und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleischen wird." Da heulte der Sohn und sprach: „Vater, laß das sein, kehre mit um, Gott wird barmherzig sein." Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten schon ergriffen und angesetzt. Da erhob sich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch stürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchsen, ein Wehklagen schien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreißend zu ertönen, alle Elemente bewegten sich wild unter einander, gähnende Klüfte eröffneten sich, und von oben fuhr eine große Gestalt, selbst wie ein Gebirge, mit einer riesenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels stürzte zerschmettert herunter, der Sohn hörte das Winseln des Vaters immer ferner. Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brausen, der Himmel erheiterte sich, und der verlassene Sohn suchte voll Schrecken die Kapelle, um sich Gott zu empfehlen. In derselben Stunde aber starb plötzlich die Frau in Liegnitz, als sie schon völlig genesen schien.

Steffens.

Rübezahl verwandelt sich in einen Esel.

Einst reiste ein Glaser über das Gebirge, und ward über die schwere Last des Glases, die er auf dem Rücken trug, müde, schaute sich daher um, wo er sich wohl hinwenden könnte. Der ihn beobachtende Rübezahl vermerkte dies kaum, als er sich in einen runden Klotz verwandelte, welchen der Glaser nicht lange hernach am Wege liegend antraf und mit frohem Muthe hinging, um sich auf ihn zu setzen. Doch die Freude dauerte nicht lange; denn kaum hatte er einige Zeit gesessen, so wälzte sich der Klotz so geschwind unter ihm fort, daß der arme Glaser mit sammt seinem Glase zu Boden schlug und es in tausend Stücke zerschellte.

Der betrubte Mann erhob sich von der Erde, blickte um sich, aber sah keinen Klotz mehr, auf dem er vorhin gesessen hatte. Da fing er an bitterlich zu weinen und beseufzte mit herzlichen Klagen seinen erlittenen Verlust, doch wandelte er seine Straße fort. Da gesellte sich Rubezahl, in Gestalt eines Reisenden, zu ihm und fragte ihn, was er

doch so weine und worüber er ein Leid trage. Der Glaser erzählte ihm den ganzen Handel, wie er auf einem Blocke, um sich auszuruhen, gesessen; dieser habe sich schnell mit ihm umgedreht, sein ganzer Glasvorrath, wohl acht Thaler an Werth, sei zerbrochen und der Klotz sei verschwunden. Er wisse nun nicht, wie er sich erholen und seinen Schaden zum guten Ende bringen solle. Der mitleidige Berggeist tröstete ihn, sagte ihm, wer er sei und daß er ihm den Possen gespielt habe, er solle aber nur gutes Muthes sein: denn sein Schaden sollte ihm vergütet werden.

Flugs verwandelte sich Rübezahl in einen Esel und gab dem Glaser den Befehl, ihn in einer am Fuße des Berges liegenden Mühle zu verkaufen, mit dem Gelde sich aber schnell von dannen zu machen. Der Glaser bestieg den verwandelten Berggeist sogleich und ritt ihn vom Gebirge hinunter zu der Mühle, wo er ihn dem Müller zeigte und für zehn Thaler feilbot, der ihn für neun Thaler erstand, welches Geld der Glaser ohne Säumen nahm und sich davon machte. Das erkaufte Thier ward in den Stall geführt und der Knecht legte ihm Heu vor, aber Rübezahl sprach sogleich: „Ich fresse kein Heu, sondern lauter Gebratenes und Gebackenes." Dem Knecht sträubte sich das Haar, er eilte zu seinem Herrn und verkündete die neue Mähre, der, als er in den Stall kam, nichts fand; denn der Esel und mit ihm die neun Thaler waren verschwunden. Aber dem Müller geschah recht, da er viele arme Leute betrogen hatte. So rächte Rübezahl geschehene Unbill.

Büsching.

Rübezahl wird ein Holzhacker.

Einstmals kam Rübezahl in das seinem Bergbezirk benachbarte Hirschberg und bot einem Bürger seine Dienste als Holzhacker an, indem er für seine Bemühung nicht mehr als eine Hucke Holz forderte. Dies verhieß ihm der Bürger, ging den Vorschlag ein und zeigte ihm etliche Fuder, dabei gedenkend, er wolle ihm noch etliche Mitgehülfen zugesellen. Aber hierzu spricht der Rübezahl: „Nein, es ist unnöthig, ich will es alles selber wohl allein bezwingen." Darauf redet ihn der Herr noch ferner an, fragend, wo er denn die Axt habe, da er keine

bei dem gedungenen Knechte bemerkte. Darauf antwortete der Rübezahl: „Ich will bald eine kriegen.“ Und erwischte hiermit sein linkes Bein, zog solches mit dem Fuße aus den Lenden heraus und hieb, als wenn er toll und rasend ware, damit alles Holz in einer Viertelstunde gar kurz und in kleine Scheite, dazu sich sein ausgerissener Fuß viel tausendmal hurtiger, als die scharfste Axt, erzeigte.

Inmittelst rief der Hauswirth aber immer, was er rufen konnte (weil er flugs Unrath merkte), daß der abenteuerliche Hacker einhalten und sich aus dem Hofe packen sollte. Der Rübezahl aber sagte immer: „Nein, ich will nicht aus der Stelle weichen, ehe ich mein Holz klein gemacht habe, und meinen Lohn davon trage.“ Und unter solchem Gezanke ward Rübezahl gleich fertig, steckte sein Bein wieder hinein, indem er vorher nur auf dem einen, nach Storchsmanier, gestanden, und packte alles geschlagene Holz auf einem Haufen auf seinen Rücken — es waren aber bei vier Klafter — und spazierte hiermit davon; ließ den Wirth schreien und wehklagen, so viel er immer wollte.

Diesmal war aber Rübezahl kein schelmischer Geist, sondern nur ein Rächer der Unbill. Der gedachte Burger nämlich hatte das Holz durch etliche arme Bauern zu sich fahren lassen um einen gewissen Lohn, den der wortbruchige Mensch den armen, darauf wartenden Bauern nicht gezahlt hatte. Rübezahl soll einem jeden Bauer das von ihm angefahrne Holz vor die Thur geworfen und dabei den Verlauf der Sache erzählt haben.

Büsching.

Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Ein armer, aber guter und immer lustiger Mann aus Tilleda richtete einst eine Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gasten vorsetzte, war bald ausgetrunken und sie forderten mehr. „Geh — sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen sechzehnjährigen Mädchen, — geh und hole uns noch besseren Wein aus dem Keller.“ — „Aus welchem Keller

denn?" — „Je — sagte im Scherz der Vater, — aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser."

Das Mädchen geht, unbefangen in seiner Einfalt, mit einem kleinen Eimer, den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie am verfallenen Eingange eines großen Kellers sitzen eine bejahrte Schaffnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbund an der Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Doch freundlich fragte die Alte: „Gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?" — „Ja, — sagte schüchtern das Mädchen — aber Geld habe ich nicht." — „Komm mit mir — sprach die Schaffnerin — du sollst umsonst Wein haben und besseren Wein, als dein Vater je gekostet hat."

Sie gingen nun beide durch einen halbverschütteten Gang und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda aussähe. „Einst, — sagte die Alte darauf — einst war auch ich so jung und schnell, wie du, als mich die Ritter des Nachts, durch einen Gang unter der Erde, aus dem Hause in Tilleda wegholten, das jetzt deinem Vater gehört. Kurz vorher hatten sie am hellen Mittage die vier schönen Jungfrauen, die hier noch zuweilen auf den prächtig geschirrten Pferden herumreiten und dann wieder verschwinden, mit Gewalt aus Kelbra entführt, da sie eben aus der Kirche kamen. Mich machten sie, als ich alt wurde, zur Aufseherin des Weinkellers und das bin ich noch."

Jetzt standen sie vor der Kellerthür und die Schaffnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller, und auf beiden Seiten lagen die Stückfässer. Die Schaffnerin klopfte an die Fässer, die meisten waren ganz oder halb voll. Sie nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines, und sagte: „Da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; aber keinem, als deinem Vater, sage, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr keinen Wein verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn geben. Kommt einmal einer her, der Wein holen will, um damit zu wuchern, dessen letztes Brod ist gebacken."

Das Mädchen brachte ihrem Vater den Wein, der den Gästen trefflich schmeckte, ohne daß sie errathen konnten, woher er kam. So oft nachmals im Hause ein kleines Fest war, holte Ilsabe Wein vom Kyffhäuser in dem kleinen Eimer. Aber lange dauerte die Freude nicht. Die Nachbarn wunderten sich, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der in dem ganzen Lande so gut nicht war. Der Vater sagte es keinem, Ilsabe auch nicht.

Aber gegenüber wohnte der Schenkwirth, der mit verfälschtem Weine handelte. Dieser hatte den Ritterwein auch einmal gekostet und dachte: den Wein könntest du mit zehnfachem Wasser verdünnen und doch theuer verkaufen. Er schlich dem Mädchen nach, als es zum vierten Male mit dem kleinen Eimer nach dem Kyffhauser ging, versteckte sich unter dem Gebusch, als es stehen blieb, und sah es nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Den nächsten Abend ging er selbst den Berg hinauf und schob auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor sich her. Diese dachte er mit dem trefflichen Ritterweine zu füllen, sie des Nachts den Berg hinunter zu rollen und dann alle Tage wieder zu kommen, so lange noch Wein im Keller war.

Als er an den Ort kam, wo er den Tag zuvor den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde mit einemmale alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an furchterlich zu heulen, und das Ungestüm warf ihn und seine Karre und seine leere Tonne von einer Felsenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft.

Da sieht er vor sich hertragen einen schwarzbehangenen Sarg, und seine Frau und vier Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchse deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fällt er in Ohnmacht.

Nach einigen Stunden erwacht er wieder, sieht sich zu seinem Entsetzen noch in der schwachbeleuchteten Todtengruft und hört, gerade über seinem Kopfe, die ihm wohlbekannte Thurmglocke von Tilleda zwölfe schlagen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war, und daß er sich unter der Kirche und dem Begräbnißplatz seines Dorfes befand. Er war mehr todt als lebend und wagte es kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, schließt eine Thür auf, druckt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn am Fuße des Berges nieder. Es war eine kalte eisige Nacht. Allmälig erholt sich der Schenkwirth und kriecht, ohne Tonne und Wein, seinem Hause zu. Es schlug eins, als er es erreichte. Er mußte sich sogleich in's Bett legen und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der verzauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seiner Beerdigung hin.

Büsching.

Der verzauberte Kaiser.

Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf die Knie reichte. Als dieser den Bergmann sah, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht."

Dem Bergmann eiste es über den ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging, und ihm versprach keinen Laut hören zu lassen, es möchte auch kommen, was käme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum mit einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Krummstabe, und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laute Gebete aus dem großen Buch, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!"

Da entstand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zitterte unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand umfaßt hat, mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden steigt wieder langsam hinauf. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann mit zitternden Knien hinterher. So gehn sie einige Gänge hindurch, bis es anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe, und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gehen fort, und mit einemmal stehen sie vor einem großen eisernen Kirchenthor.

Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberten Riegel aufspringen, an das Schloß, und ruft: „Oeffne dich, Thür!" Und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf, und sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt, wie Eis, und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte nachmals der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine, und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des Ge-

wolbes flimmerten und flammerten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Kristall und von Diamanten hingen da herab, und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldner Altar, in der andern ein goldnes Taufbecken auf silbernem Fuß. Der Mönch winkte nun seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging zu einer ganz silbernen Thur, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an, und die Thur sprang auf.

Der Thur gerade gegenüber saß auf einem goldnen Thron der Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gebauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beständig nickte, indem er die großen Augenbrauen zusammenzog. Sein langer rother Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, durchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich selbst wieder zu; das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Gerassel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Bogen herab. Beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

Büsching.

Mieskater Martinichen.

Auf der Halbinsel Wittow auf Rügen ist ein Dorf, das heißt Putgarden, nicht weit von dem berühmten Vorgebirge Arkona, wo der alte heidnische Götze Svantevit weiland seinen Tempel gehabt und sein wüstes Wesen getrieben hat. In diesem Dorfe Putgarden lebte eine reiche Bäuerin, die hieß Trine Pipers. Sie war jung Wittwe geworden und hatte keine Kinder, wollte auch nicht wieder freien, obgleich viele Freier um sie warben; denn sie war ein sehr schönes und frisches

Weib. Das konnten die Leute nicht begreifen, zumal da sie sonst immer munter und lustig war und bei keinem Tanze und Gelage fehlte. Denn das mußte man sagen, einen aufgeräumteren Menschen gab es nicht als diese Bäuerin, und kein Haus hatte so viel Lustigkeit, als das ihrige. Alle hohen Feste hatte es Tanz und Spiel bei ihr, die Fasten wurden von Anfang bis zu Ende durchgehalten und mit Schmäusen, Spielen und Tänzen gefeiert, Pfingsten und am Johannistage ward unter grünen Lauben getanzt, und am Martinstage setzte keine Bäuerin so viele gebratene Gänse auf, und wann sie ihr Korn eingebracht, wann sie Ochsen oder Schweine geschlachtet oder Wurst gemacht hatte, mußte die ganze Nachbarschaft sich mit freuen und mit ihr schmausen. Kurz, diese Bauerin lebte so prachtig, daß kaum eine Edelmannsfrau besser leben konnte. In ihrem Hause war alles nett und tüchtig und fast uber das Vermögen einer Bäuerin zierlich. Eben so lustig und tuchtig sah es auf ihrem Hofe und in ihren Ställen aus. Ihre Pferde glänzten immer wie die Aale, und man hatte sie Sommer und Winter als Spiegel gebrauchen können; ihre Kuhe waren die schönsten und gedeihlichsten im ganzen Dorfe und hatten immer volle Euter; ihre Huhner legten zweimal des Tages, und von ihren Gänseeiern war nie eines schier, sondern jedes gab ein Junges. Weil ihr Haus lustig und sie freigebig war, so hatte sie auch immer die schönsten und flinksten Knechte und Dirnen auf ganz Wittow.

So lebte Trine manches Jahr und kein Mensch konnte begreifen, wie sie als Bäuerin das Leben so halten und durchsetzen konnte. Und Viele hatten schon gesagt: Nun die wird auch bald vor den Thüren herumschleichen und schnurren gehen. Aber sie focht und schnurrte nicht herum, sondern blieb die reiche und lustige Trine Pipers nach wie vor. Andere, die dies lustige Leben so mit ansahen, meinten, es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu, sie habe Umgang und Gemeinschaft mit bösen Geistern, und die bringen es ihr alles in's Haus und geben ihrem Vieh und Fruchten so wunderbaren Segen und Gedeihen, — als wenn Gott nicht der beste und einzige Segenbringer und Segensprecher wäre. Viele wollten bei nächtlicher Weile einen Drachen gesehen haben, der wie ein langer feuriger Schwanz auf ihr Haus herabgeschossen sei; das sei ihr heimlicher Buhler, der hänge ihr den Wiem voll Schinken und Mettwürste, fülle ihr die Kisten und Kasten voll Silber und Gold, und stehe mit am Butterfasse und helfe buttern, und gehe mit in den Stall und helfe melken. Andere, noch boshafter, sagten, sie selbst sei eine Hexe und könne sich unsichtbar

machen: so schleiche sie den Nachbarn in die Häuser, stehle aus Keller und Speisekammer, nehme den Hühnern die Eier aus den Nestern, melke die Kühe und rupfe den Schafen die Wolle und den Gänsen die Dunen aus. Darum sei sie so glatt und glau und könne so viele Wohlleben ausrichten und ein Leben führen, als wenn es alle Tage Sonntag wäre. Das bemerkten einige Nachbarsleute noch und schüttelten die Köpfe dabei, daß Trine eine leidige Freundlichkeit habe, womit sie wohl beren könne, und daß sie Kindern nie in die Augen sehe, wie viel sie auch sonst mit ihnen schmeichle und kose; denn sie habe als Here kein Kind in ihren Augen und es thue ihr sehr weh, wenn sie den unschuldigen Kindern, die noch nichts verbrochen haben, in ihre reinen Augen schauen müsse.

So lief allerlei Geschwatz unter den Leuten rund, und sie flüsterten und munkelten viel über Trine Pipers; aber sie konnten ihr doch nichts anhaben noch beweisen. Sie that all ihr Werk tuchtig vor den Leuten, war redlich in Handel und Wandel, ging fleißig zur Kirche und gab Priester und Küster willig und freundlich das Ihrige und hatte immer eine offene Tasche und einen offenen Brodkorb für die Armen, wenn sie an ihre Thur kamen. Auch gingen die, welche ihr die Ehre so hinter ihrem Rucken zerwuschen, recht gern zu ihren Festen und Tanzen und schmeichelten und heuchelten ihr.

Trine Pipers hatte auf diese Weise wohl zwanzig Jahre ihre Wirthschaft geführt, und alles war ihr immer nach Wunsch gerathen. Da bekam sie einen bunten Kater in's Haus, und bald ging im Dorfe und in der Nachbarschaft das Gerede: der sei es, das sei der Gewaltige, nun sei es endlich zum Vorschein gekommen, und auch ein Kind könne es sehen, der trage ihr all das Glück zu. Denn leider sind die meisten Menschen so, daß sie meinen, es müsse mit einem Menschen was Heimliches oder Ungeheueres sein, wenn er die Narrenkappe des Lebens nicht gerade so trägt, wie sie, und wenn er die Schellen daran nicht eben so klingen läßt.

Ein bunter Kater war in Trinens Hause gesehen, und kein Mensch wußte, wo der Kater hergekommen war. Trine lächelte und machte einen Scherz, wenn man sie fragte, und sagte es nicht. Einigen hatte sie wohl gesagt, sie habe einen Bruder, der sei Schiffer in Stockholm, der habe ihr den schönen Kater einmal aus Lissabon mitgebracht; aber das glaubten sie nicht. Der Kater war groß, bunt und schön, grau mit gelben Streifen über den Rücken, und hatte einen weißen Fleck am linken Vorderfuß. Da schrien die alten Weiber: Da sehen wir's

ja, da haben wir's! einen dreifarbigen Kater? wer hat in seinem Leben gesehen oder gehört, daß es Kater mit drei Farben giebt? Trine liebte den Kater sehr und saß manche Stunde mit ihm allein und spielte mit ihm, der mit wohlgefälligem Brummen seinen Kopf an ihr streichelte und gegen alles, was ihr zu nahe kam, aufprustete und aufpfuchsete; die arme Trine ward älter, die arme Trine hatte keine Kinder, sie mußte was zu spielen haben. So saß sie nun manche Stunde, wo sie sich sonst draußen in ihrer Wirthschaft tummelte, still in der Stube und spielte mit ihrem Martinichen; denn so rief sie dem Kater. Martinichen und Mieskater Martinichen klang es in der Stube, Martinichen klang es auf der Flur, Martinichen auf der Treppe und auf dem Boden. Keinen Tritt und Schritt that sie, Martinichen war immer dabei und von dem Vorrathsboden und aus der Speisekammer brachte er immer seine Bescherung mit im Munde. Kurz der bunte Kater Martinichen aus Lissabon war ihre Puppe und ihr Spielzeug, er stand mit ihr auf und ging mit ihr zu Bette, ja sie ging nicht in die Nachbarschaft, daß sie ihr Martinichen nicht unterm Arm trug; Martinichen leckte von ihrem Teller und lappte aus ihrem Napf, er war der Liebling, er durfte alles, keiner durfte ihm was thun; Hunde wurden herausgejagt, die ihn beißen wollten, ein Knecht ward verabschiedet, weil er ihn Murrkater und Brummkater, Speckfresser und Mausedieb genannt hatte.

Dies gab Geschichten und Lügen und Mährchen im ganzen Dorfe, bald im ganzen Kirchspiele, dann im ganzen Ländchen: Trine hieß eine Hexe, die einen wundersamen Kater habe, mit dem es nicht richtig sei und vor dem man sich hüten müsse. Das sei ein Kater, einen solchen zweiten werde man in der ganzen Welt umsonst suchen, den ganzen Tag thue er nichts als fressen und sich hinstrecken und sonnen oder auf Trinens Knie herumwälzen, des Nachts liege er auf ihrem Bette bis an den lichten Morgen, und doch finde der Knecht, wann er morgens frühe zur ersten Fütterung in den Pferdestall gehe, immer zwei große Haufen todter Ratten und Mäuse vor der Hausthüre aufgethürmt. Was möge das wohl für ein Kater sein, der für diesen feisten und glatten Faulenzer die Arbeit thue?

Dies Gerede und Gemunkel hatte sich freilich erst draußen herumgetrieben, dann kam es auch in Trinens Haus und zu Trinens Leuten, und ihnen fing an bei ihr ungeheuer zu werden. Wenn sie mit schmeichelnder Stimme Mieskaterchen! Mies-Mieskaterchen! Martinichen! Miesichen Martinichen! rief und den knurrenden und spinnenden

Kater auf den Schooß nahm und ihm den Rucken streichelte, und er sich dann vor Vergnugen krummte und an ihr strich und brummte und ihm die grunen, unnebelten Augen im Kopfe funkelten, dann guckten die Leute die beiden Spieler mit großen Augen an und wären um alles in der Welt mit ihnen nicht lange in der Stube geblieben. Trine hatte sonst immer die tuchtigsten und schonsten Leute gehabt, aber die konnten es jetzt in ihrem Hause nicht aushalten; sie zogen weg und sie konnte zuletzt nichts als Hack und Mack in ihren Dienst bekommen, und auch die blieben nicht lange, und fast jeden Monat hatte sie frische Leute. Alle Welt glaubte nun einmal, Trine sei eine Hexe, und keiner wollte mit ihr zu thun haben. Auch war es mit der alten Gastlichkeit und Frohlichkeit des Hauses vorbei und mit den Schmausen und Tanzen, denn Keiner wollte kommen; und Trine mußte mit ihrem Miezkater Martinichen einsam sitzen und ihre Bratgänse und Wurste allein verzehren.

Aber ach! du arme Trine Pipers, die du sonst so froh und fröhlich gewesen warst und alle gern erfreut hattest, wie ging es dir auf deine alten Tage? Nicht allein keine Gesellen und Gesellinnen und Nachbarn und Nachbarinnen kamen mehr sich des Segens zu freuen, den Gott dir gegeben hatte, und sich mit dir zu erlustigen, sondern in wenigen Jahren verging auch das, wovon du dich hattest erlustigen konnen. Die Leute kopfschuttelten und flusterten zwar, der Kater sei es, der sei bisher der unsichtbare Bringer und Trager gewesen und habe Scheunen, Kornboden, Keller, Speisekammer, Milcheimer und Butterfässer und Geldkasten und Sparbuchsen gefullt; aber nun war ja dieser Wunderthater und Herenmeister da, warum ging es denn nicht noch gedeihlicher als vorher? warum ging vielmehr Trinens Wirthschaft von Tag zu Tage mehr zuruck? Die arme Trine hatte Knechte und Magde, wie sie kaum ein Bettlerkrug willig beherbergt hatte, recht, was man Krucken und Ofenstecken nennt; ihre sonst so glatten Pferde magerten ab und verreckten an Rotz und Wurm; ihre Kuhe und Schweine hatten Läuse und gaben keine Milch mehr; ihre Schafe und Gänse wurden Drehkopfe, als hätten sie geheime Wissenschaften studirt; ihre Hühner und Enten legten keine Eier und bruteten nicht mehr; ihr Feld trug Disteln und Dornen fur Korn und Weizen. Kurz Trine gerieth in zwei Jahren in die bitterste Armuth: Pferde waren weg, Kuhe waren weg, Schweine ausgestorben, Schafe geschlachtet, Tauben und Hühner vom Marder aufgefressen, der Hund an der Kette verhungert, — kein Hahn krähte mehr auf

ihrer Hausthüre, kein Bettler seufzte mehr sein Gebet davor. Und Trine saß allein und verlassen mit gelben, gefurchten und gerunzelten Wangen und von Thränen und Jammer triefenden Augen und schneeweißen Haaren in der frierenden Ecke ihres leeren Zimmers, und hielt ihren magern und in der Asche verbrannten Kater auf dem Schooße, und weinte jämmerlich über die kargen Brocken, die man ihr von fern zuwarf, denn keiner mochte ihr gern nahe kommen.

So hat man sie eines Morgens gefunden todt auf dem Boden ihres Stübchens hingestreckt und ihren treuen Mieskater Martinichen todt auf ihr liegend. Die Leute haben mit Grauen davon erzählt. Und die sonst so reiche Trine, die der Kirche und der Geistlichkeit immer so gern gab, als sie noch was zu geben hatte, ist begraben, wie man Bettler begräbt, ohne Sang und Klang, ohne Glocken und Gefolge, kein Nachbar hat sie zum Kirchhofe begleiten wollen, kein Verwandter ist ihrer Leiche gefolgt, sie hatte ihnen ja nichts hinterlassen. O kalte Welt, wie kalt wirst du denen im Alter, die dann nichts haben, womit sie sich die Fuße zudecken können und ach! auch die irdischen Mängel, die man mit schärferen Augen an den Alten betrachtet!

Als Trine nun todt war, erzählen die Leute, ist sie immer als Here umgegangen und geht bis diesen Tag als Here um in der Gestalt einer alten grauen Katze, die man daran kennt, daß sie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten und daß sie ganz entsetzlich laut sprühet und pustet, wenn man sie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle gesehen, wo ehedem Trinens Haus war, und heult dort erbärmlich; im Winter aber, wann in den Scheunen und auf den Dächern die wüthigen Katzenhochzeiten sind, ist sie immer voran auf der höllischen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaulet und winselt auf das Allerscheußlichste. Diese Stimmen verstehen die Leute in Putgarden so wohl, daß Alt und Jung gleich rufet: Hört! das ist wieder die alte Trine!

So ist es Trinen Pipers gegangen, und so geht es vielen Menschen bis diesen Tag. Sie ist eine arme, ledige Bettlerfrau geworden und hat ihren christlichen guten Namen verloren, weil sie den bunten Kater Martinichen lieber gehabt hat als Menschen. Denn wenn sie auch keine Here gewesen ist, so haben die Nachbarn und Nachbarinnen es doch geglaubt, weil sie sich in ihrer unnatürlichen und häßlichen Liebe zu der unverständigen Creatur so in des Katers Gemüth und Geberden eingestohlen und hineinvertieft hat, daß sie Menschen nicht

mehr so suchte und liebte als sonst. Sie mag zuletzt auch mit Katzenfreundlichkeit geblinzelt und mit Katzenaugen geschielt und mit allerlei Katzenmännchen sich gekrummt und gewunden haben, so daß kein Mensch und kein Vieh und also auch kein Glück es länger bei ihr hat aushalten können, und sie zuletzt mit ihrem Mieskater Martinichen ganz allein geblieben und so im größten Elende umgekommen ist.

Arndt.

Von Siegfried dem Schnellen, wie er zu einem Helden erwuchs, und von seinem Speerwurfe.

Nun hatte König Siegmund mit seiner Frau, der schönen Siegelinde, einen jungen Sohn, der war stark und schön und hochgemuth. Auf dem Schooße seiner Mutter schon blickte er scharf und hell, wie ein junger Adler, aus den blauen Augen und wer ihn sah, der mochte leicht erkennen, daß in ihm der Heldengeist seines Geschlechts lebe, und daß sein Name einst mit Ruhm wurde genannt werden. Weil er aber rasch, wie der Blitz, in all seinem Thun war, so hießen sie ihn Siegfried den Schnellen.

Von Kindheit an wurde er von den Helden an der Tafelrunde seines Vaters mit großem Ernste zu allem Heldenwerke angehalten; und dessen bedurfte es nicht, denn sein eigener Muth trieb ihn sich vom frühesten Morgen an in allen Waffen zu üben und jegliche harte Arbeit zu bestehen. Abends aber horchte er begierig auf, wenn die alten kampfergrauten Helden erzählten, was sie von gutem und bösem Geschicke auf ihren Fahrten in fremden Landern erfahren, oder wenn sie die großen Namen und Thaten der Vorzeit priesen, und ihn lehrten Sprüche, wie sie einem edlen hochgemuthen Helden geziemten. Aus allen seinen Reden blitzte von der frühesten Kindheit an sein rascher und kühner Muth hervor.

So war er einmal mit einem alten Meister des Gesanges und des Schwerterklanges, von zweien jungen Knaben, seinen Spielgenossen, begleitet, hinaus in den Wald gegangen, dort junge Stämme für Speerstangen zu fällen. Gegen Abend setzte sich der Alte auf einen hohen Fels, von wo sie das Land allum mit seinen dunkeln Waldungen, seinen grünen Fluren und goldenen Saatfeldern überblicken konnten.

Nun nahm der Alte einen Knaben um den andern auf sein Knie, hielt ihn mit beiden Händen fest vor sich hin und blickte ihn also scharf und grimmig an, als wolle er ihn über den Fels hinabschleudern. Die beiden andern bebten vor seinem zornigen Blicke, wie vor einem Blitzstrahle zurück, Siegfried aber schaute ihn lachend mit weitgeöffneten Augen an, wie ein junger Falke, der sich zum ersten Male des Lichtes der Sonne freut. Der Alte setzte ihn freudig nieder und dachte bei sich, daß das Blut der alten Helden in seinen Adern fließe, und daß er dereinst sein Auge auch nicht schließen würde, wenn die flammenden Schwerter dagegen gezückt würden.

Der eine von den Knaben sah darauf den Ziegen zu, die dort grasten, der andere blickte nach den Waldfrüchten; Siegfried aber spielte auf dem Knie des Alten mit dem Griff seines großen Schwertes, das er kaum zu heben vermochte. Da sprach einer von den Knaben, auf das Land herabblickend: „Hätte ich nun etwas zu wünschen, dann möchte ich, daß das ganze Thal des Rheines, von den hohen Bergen im Süden bis zur See im Nord, eine große Saatenflur wäre und überall ständen darauf meine Gehöfte und meine Fruchtkammern, daß kein König reicher wäre, als ich." „Und ich wollte," fuhr der zweite fort, „daß das ganze Thal da unten eine große Weide wäre und darauf gingen meine Herden, Rosse und Stiere und Kühe und Rinder, so viele, daß kein Mensch sie vom Morgen bis zum Abend zählen könnte." Siegfried schwieg zu dieser Rede still, der Alte aber fragte ihn, was denn seines Herzens Begehren sei, wenn er sich etwas zu wünschen habe. „Dann wünschte ich mir ein gutes und scharfes Schwert, wie deines da, und ich wollte es hier oben auf dem Felsen als ein König schwingen und es sollten die Feinde und die Riesen und Drachen kommen, ich wollte sie mit dem Schwerte treffen, daß keiner heimkehrte. Um mich her aber sollten so viele gute Helden stehen, daß all eure Fruchtkammern und all eure Herden nicht zureichten, wenn wir mit einander Mahl hielten. Und mit ihnen wollte ich ausziehen und alle Lande, so weit die Sonne auf- und untergeht, von Eigenthümern befreien." So sprach Siegfried, der Alte aber lachte über seine Rede, und es schien ihm, als habe der Knabe gut gesprochen.

Als er heimgekehrt war, da ließ es den jungen Königssohn nicht schlafen, er mußte fort und fort sinnen, wie auch er einmal ein so ruhmreicher Held werden möchte, gleich seinen Vätern, die ihre Krone in Ehren getragen, große Thaten vollbracht und dafür im Munde des

Volkes vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange all umher gepriesen wurden.

Seine Waffenmeister hatten darum ihre Lust an dem jungen Knaben, dessen Aug' so kühn, dessen Arm so stark und dessen Sinn so edel war. Keiner konnte wie er den Adler hoch aus der Luft schießen, oder so sicher den anrennenden Baren mit dem Speere durchbohren, und doch waren ihm Alle in herzlicher Liebe zugethan, weil er sie nicht minder durch Großmuth und Milde, als durch die Stärke seines Armes übertraf. Warf er einen seiner jungen Genossen nieder, so stellte er ihn selbst wieder auf die Füße und schenkte ihm, was ihn erfreute, so daß ihn keiner beneidete, weil keiner so freigebig war, wie er.

Also wuchs der junge Heldensohn fröhlich auf, und bald wußte er die Waffen besser zu führen als seine Meister; kein Thier lief in den Wäldern, mit dem er es nicht aufgenommen, und kein Held trank aus dem Becher König Siegmunds, vor dem er im Kampfe zurückgetreten wäre, obschon er von Jahren fast noch ein Knabe war. Da geschah es eines Abends, daß er mit seinen Spielgenossen vor der Burg des Vaters auf einer Wiese an dem Ufer des Rheines sich mit Ringen, Wettrennen, Speerwerfen und andern Waffenspielen erlustigte. Es war aber keiner unter allen, der seinen Speer so schnell geschleudert hatte, daß Siegfried ihn nicht im Laufe aus der Luft aufgefangen und zurückgebracht hatte. Nur einer war unter ihnen, der ihm an Schnelle gleichzukommen vermeinte. Zu diesem sprach er: „Höre, lieber Geselle, ich will meinen Speer in eine Eiche schleudern und ehe deine Hand den Speer in der Luft oder im Baume berührt hat, will ich mein großes Trinkhorn hier austrinken auf dein Wohlsein. Komme ich dir zuvor, so gehört dein Edelfalke mein, bist du aber der erste, so hast du mein Trinkhorn gewonnen."

Alle, die dies hörten, dauchte es thöricht gesprochen; denn das Trinkhorn war von Elfenbein, mit Gold und Silber reich geziert und alte Geschichten kunstreich darauf abgebildet. Zehn Edelfalken hätten seinen Werth nicht aufgewogen. Daraus, dachten sie, hat er nun sicher zum letzten Male getrunken. Die Eichen auf der Wiese hier sind ja nicht ferne und jener wird ihm den Speer schon zurückbringen, wenn er kaum sein Horn an die Lippen gesetzt hat.

Der junge Geselle dachte desgleichen und war mit Freuden zu dem Wettlaufe bereit. Da ließ Siegfried das Horn vollgießen und sie zur Rechten und Linken stehen und wohl aufmerken. Mit der

einen Hand strich er die blonden Locken aus dem Gesichte, mit der andern schwang er wiegend den Speer, gegen die nahe Eiche auf der Wiese zielend. Neben ihm stand der Läufer und um ihn her bogen sich die jungen Genossen vorwärts und rückwärts, wie er mit dem Speere ausholend hin und her fuhr, voll Begier, wie dieser Handel enden würde.

Nun holte Siegfried noch einmal mächtig aus, lächelnd aber drehte er sich im Wurfe auf der Zehenspitze um und pfeifend flog der Speer über den breiten Rhein in einen fernen Eichbaum am jenseitigen Ufer.

Der Wettrenner war eine Strecke gegen die Eichen auf der Wiese hingesprungen, er glaubte dem Speer vorangeeilt zu sein, als er sich aber umwandte, da sah er, wie Alle lachend nach dem andern Ufer und der fernen Eiche blickten. Lustig sprang er in die Fluthen und schwamm, des Wassers wohl kundig, pfeilgerade hinüber, wie der Speer geflogen.

Siegfried leerte lachend auf des Schwimmers Wohlsein das reichgezierte Horn und hieß seine Gesellen das Gleiche thun. Sie tranken und sprachen: „Heil dir, junger Siegfried! Seit den Tagen der alten Helden ward in deutschen Landen kein besserer Wurf gethan und im Süd und Nord wird man noch lange seiner gedenken."

Bald darauf kehrte der Wettrenner von seiner nassen Bahn mit dem Speere zurück, nahm seinen Falken und reichte ihn Siegfried als Siegespreis dar. Siegfried hielt ihm das gefüllte Trinkhorn hin, sprechend: „Schwerlich giebt es den Rhein auf und ab einen Schwimmer, der es dir zuvorthäte, aber weil du des Wassers genug gekostet, darum labe dich nun aus dem Horne." Nachdem jener getrunken, setzte Siegfried den Falken sich auf den Arm, gab ihm spielend das goldene Band seines Hornes in den Schnabel, nahm ihm die Haube von den Augen und ließ ihn los. Der Falke stieg mit dem Horne an dem Bande gerade auf in die blauen Lüfte. Kreisend und beutespähend schwebte er mit ausgespannten fast bewegungslosen Schwingen über der Königsburg. Da sprach Siegfried lächelnd: „Rufe Deinen Falken ab, sonst stößt er auf die weißen Tauben meiner Mutter dort auf dem Dache und darf er ihr nicht mehr vor die Augen kommen." Der Gesell that, wie ihm geheißen und auf einen Pfiff fiel der Falke senkrecht herunter und setzte sich auf die Schultern seines alten Herrn. Siegfried aber sprach: „Siehe, das treue Thier will mich nicht für seinen rechten Herrn erkennen, es denkt, ich hätte die Wette mit List gewonnen, und darum hat es dir auch noch das Trinkhorn, als den Preis,

der dir von Rechtswegen gebührt, mitgebracht. Sein Urtheil soll gelten, du magst es behalten und wenn du beim frohen Gelage daraus trinkst, dann sollst du und dein ganz Geschlecht zu allen künftigen Zeiten meiner und meines Wurfes gedenken."

Also sprach Siegfried der Schnelle, und alle, die es hörten, freute seine Rede und sie sprachen unter einander: „Den Speer hat er wie ein Held geschleudert und gesprochen hat er, wie es einem Königssohne geziemt."

Die Stelle aber, wo Siegfried den Wurf gethan, die können Dir noch bis auf den heutigen Tag alle die an dem Rheine zeigen, welchen sie bekannt ist. Zu ihnen magst Du gehen, wenn Du sie zu sehen begehrst.

Guido Görres.

Halt' den Mittelweg!

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld stürmt und ruft: Hallo! Hoho! Halt' den Mittelweg! Halt' den Mittelweg! Dieser war vormals vor langen langen Zeiten ein großer Furst im Sachsenlande, der viele Burgen und Schlosser und Forsten hatte. Er liebte vor allen Dingen in der Welt am meisten die Jagd und lebte mehr in den wilden Waldern, als auf seinen Schlossern, und war überhaupt eines jähen und wuthigen Gemüthes und ein rechter Zwingherr. Dieser Furst hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will, und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerältesten und allergraufendsten Heidenzeit. Ein Hirtenknabe hatte in seinem Walde einen jungen Baum abgeschält und sich aus der abgeschälten Rinde eine Schalmei gemacht. Diesem armen, unschuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeschnitten, das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden, und nun hat er den Knaben so lange um den Baum treiben lassen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe todt hingefallen war, und dazu hat er gerufen: Das ist die Schalmei, worauf du blasen sollst. Das hast du für dein Pfeifen. Einen Bauer, der auf einen Hirsch schoß, der ihm sein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch festschmieden und das wilde Thier so mit ihm in den Wald laufen lassen. Da ist das geängstete Thier mit

dem armen Manne so lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchen so lange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer todt war, dann auch der Hirsch hinstürzte. Für solche gräuliche Thaten hat der ungeheuere Mann auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick todt hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht Winter und Sommer von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute oft: Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo! schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber Wod! Wod! und dann wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode sieht furchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolge. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er ein langer, hagerer Mann in eiserner Rüstung, Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht; sein Leib ist vorübergebeugt, weil es immer im hallenden und sausenden Galopp geht, seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wüthende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getöse und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein: Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt' den Mittelweg! Halt' den Mittelweg! Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Haiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus furchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nah' kommen.

Und was für Wildpret jagt er? Unter den Thieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Luchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse und von Menschen Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben so viel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wieder gut machen. Er hält, was die Leute

sagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein Hohe! Halle! Halt' den Mittelweg! Halt' den Mittelweg! hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, so lange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und todt hinfallt.

Arndt.

Grimhild's Rache und der Nibelungen Noth.

1. Königin Grimhild stand auf einem Thurme und sah die Fahrt ihrer Bruder, und daß sie nun in die Burg Susat ritten. Da sahe sie manchen neuen Schild und manchen weißen Panzer und manchen theuerlichen Held. Da sprach Grimhild: „Nun ist es ein schöner grüner Sommer, und nun fahren meine Bruder mit manchem neuen Schild und manchem weißen Panzer daher, und nun gedenke ich, wie sehr mich noch die starken Wunden Siegfried's des Schnellen schmerzen." Und da weinte sie gar bitterlich um Siegfrieden den Schnellen. Doch ging sie den Nibelungen entgegen, und hieß sie willkommen, und küßte den, der ihr der nachste war, und einen nach dem andern.

Nun war die Stadt beinahe ganz voll von Männern und Rossen; und da war auch zuvor schon in Susat manches Hundert von Männern und auch von Rossen, so daß man sie nicht zahlen konnte. —

2. König Attila nahm seine Schwäger wohl auf und er führte sie in die Sale, welche dazu bereitet waren, und ließ ihnen Feuer machen: die Nibelungen aber zogen ihre Panzer nicht ab, und nicht ließen sie ihre Waffen von sich.

Nun kam Grimhild in den Saal, darinnen ihre Brüder standen bei dem Feuer und sich trockneten, da sahe sie, wie sie ihre Gewänder aufhuben, daß darunter weiße Panzer waren. Nun sah Hagen seine Schwester Grimhild, und alsbald nahm er seinen Helm und setzte ihn sich auf das Haupt und band ihn fest, und desselben gleichen Volker. Da sprach Grimhild: „Heil dir, Hagen! Hast du mir nun den Nibelungen-Hort hergebracht, welchen Siegfried der Schnelle hatte?" — „Ich bringe dir," sagte er, „einen starken Feind, dem folget mein Schild und mein Helm mit meinem Schwerte; und nimmer lege ich meinen

Panzer ab." Da sprach König Gunther zu Grimhilden: „Frau Schwester, geh hieher und sitze hier." Da ging Grimhild zu ihrem jungen Bruder Giselher und küßte ihn, und saß zwischen ihm und König Gunthern, und nun weinte sie bitterlich. Da fragte Giselher: „Was weinest du, Frau?" Sie antwortete: „Das kann ich dir wohl sagen: mich schmerzen am meisten, nun wie immerdar, die starken Wunden, welche Siegfried der Schnelle zwischen den Schultern empfing; und kein Waffen hatte seinen Schild versehrt." Da antwortete Hagen: „Siegfrieden den Schnellen und seine Wunden lassen wir nun ruhen und gedenken ihrer nicht. König Attila von Hunnenland sei dir nun so lieb, als zuvor dir Siegfried der Schnelle war; er ist nochmal so mächtig: es ist doch nicht mehr möglich Siegfrieds Wunden zu heilen, und muß nun schon so bleiben, was einmal geschehen ist." Da stand Grimhild auf und ging hinweg.—

3. Demnächst kam Dietrich von Bern dar, und rief die Nibelungen, daß sie zu Tische gehen sollten, und ihm folgte Aldrian, König Attila's Sohn. Da nahm König Gunther den Knaben Aldrian auf und trug ihn in seinen Armen hinaus. König Dietrich aber und Hagen waren so gute Freunde, daß beide ihre Hände in einander legten, und so aus dem Saale gingen, und so den ganzen Weg, bis daß sie zum Königssaale kamen: und auf jedem Thurme und an jedem Fenster, und auf jedem Hofe und überall auf der Burgmauer standen da zierliche Frauen, und alle wollten Hagen sehen, so berühmt war er über alle Lande durch Tapferkeit und Heldenmuth. So kamen sie in den Saal. —

4. König Attila saß nun auf seinem Hochsitz, und setzte sich zur rechten Seite König Gunthern, seinen Schwager, und darnächst saß Jungherr Giselher, dann Gernot, dann Hagen, dann Volker, ihr Blutsfreund. Auf der linken Seite König Attila's saß König Dietrich von Bern, Markgraf Rudiger, dann Meister Hildebrand: diese alle saßen auf dem Hochsitze mit König Attila. Und da waren vornehmlich in diesem Saale die edelsten Männer, einer nach dem andern gereihet. Sie tranken diesen Abend guten Wein, und war hier die köstliche Hochzeit mit allerhand Ergetzlichkeiten, wie sie nur zum besten sein mochten, und sie waren da fröhlich. Und nun war eine große Volksmenge in der Stadt, daß beinahe jedes Haus in der Stadt voll war. Aber diese Nacht schliefen sie in gutem Frieden, und waren ganz fröhlich, und gut aufgenommen.

Als es Morgen ward und die Leute aufstanden, kam zu den Ni-

belungen König Dietrich und Hildebrand und manche andere Ritter. Da fragte König Dietrich, wie sie die Nacht geschlafen hätten. Da antwortete Hagen und sagte, daß er wohl geschlafen habe: „dennoch ist mir nur mittelmäßig zu Muthe.“ Da sprach König Dietrich: „Sei fröhlich, mein guter Freund Hagen, und lustig und bei uns willkommen; jedoch wahre dich hier im Hunnenland, sintemal daß deine Schwester Grimhild noch jeden Tag Siegfrieden den Schnellen beweint; und gar sehr wirst du dessen bedurfen, ehe denn du heim kommst.“ Und da war Dietrich der erste Mann, der die Nibelungen warnte.

Als sie nun fertig waren, gingen sie hinaus in den Hof, und ging König Gunthern auf der einen Seite König Dietrich, und auf der andern Meister Hildebrand; und mit Hagen ging Volker. Und da waren auch alle Nibelungen aufgestanden, und gingen durch die Stadt und erlustigten sich.

Und nun stand König Attila auf und ging auf die Schwelle, und sahe, wo die Nibelungen gingen; und mancher Mann ging dahin, um deutlich ihre Fahrt zu sehen; jedoch war allen am angelegensten, zu fragen, wo Hagen ginge, so berühmt war er. Nun sah König Attila, wo Hagen ging und Volker, und nicht war ihre Rüstung schlechter als die König Gunthers, und nicht fur gewiß erkannte König Attila, wo Hagen ging oder Volker, sintemal er sie noch so deutlich sehen mochte, dieweil sie tiefe Helme auf hatten, und fragte, wer da mit König Gunthern und König Dietrichen ginge. Da antwortete ihm Blödelin: „Ich wähne, daß es Hagen und Volker sein wird.“ Da antwortete der König: „Wohl mochte ich Hagen erkennen, sintemal ich und Königin Erka ihn zum Ritter schlug, und wahrlich war er da unser guter Freund.“

Nun ging Hagen und Volker durch die Stadt, und hielt ihrer jeder seine Hand um die Schulter des andern, und sahen sie da manche zierliche Frauen: und da nahmen sie ihre Helme ab und ließen sich sehen. Hagen aber war hieran leicht kenntlich: er war schmal um die Mitte und breit um die Schultern, er hatte ein langes Antlitz, und bleich wie Asche, und nur ein Auge, aber ein jähes, und nicht deste minder war er der ritterlichste aller Manner. Nun standen die Nibelungen mit ihrem Gefolge außen auf den Burgmauern und besahen die Stadt, und erlustigten sich. Dietrich von Bern aber ging nun heim in seinen Hof, wo er zu schaffen hatte. —

5. König Attila sahe nun, welche große Volksmenge hier zusammen kommen war, und nicht vermochte er all dieses Volk in einem

Saale unterzubringen: es war aber gutes und schönes Wetter, so daß er das Gastmahl in einem Baumgarten bereiten ließ.

In dieser Weile ging Königin Grimhild in den Saal König Dietrichs von Bern zu einem Zwiespruch mit ihm. Er empfing sie wohl, und frug, was sie wolle. Sie sagte jammernd und weinend: „Guter Freund Dietrich, nun bin ich kommen, um guten Rath bei dir zu suchen: ich will dich bitten, guter Herr, daß du mir Hülfe leistest, damit ich meinen größten Harm räche, daß Siegfried der Schnelle erschlagen worden; das will ich nun rächen an Hagen und Gunthern und ihren andern Brüdern. Willst du nun also, guter Herr, so will ich dir so viel Gold und Silber geben, wie du selber willst." Da sagte König Dietrich: „Frau, das mag ich fürwahr nicht thun; und wer es auch thue, so soll es sonder meinen Rath und sonder meinen Willen gethan werden, sintemal sie meine besten Freunde sind; und lieber sollte ich ihnen Gewinn als Ungewinn schaffen."

Da ging sie weinend hinweg, und in den Saal, darin Herzog Blödelin war; sie sprach abermals: „Herr Blödelin, willst du mir Hülfe leisten meinen Harm zu rächen? Nun mahnt es mich bitterlich, wie die Nibelungen mit Siegfrieden dem Schnellen verfuhren, und das wollte ich nun gern an ihnen rächen, wenn du mir Hülfe leisten wolltest; und wenn du also thun willst, so will ich dir ein großes Reich geben und alles, was du begehrest." Da antwortete Blödelin: „Frau, wenn ich dieses thäte, so würde ich König Attila's große Feindschaft dafür haben, ihr so großer Freund ist er."

Da ging die Königin hinweg, und sie ging nun hin zu König Attila und sprach zu ihm, abermals wie zuvor: „Herr König Attila, wo ist das Gold und wo ist das Silber, das meine Brüder dir gebracht haben?" König Attila sagte, daß sie ihm weder Gold noch Silber gebracht haben: dennoch wolle er die wohl aufnehmen, die ihn daheim besucht hätten. Da sprach die Königin: „Herr, wer soll meine Schmach rächen, wenn du willst? Das ist nun noch mein größter Harm, daß Siegfried der Schnelle ermordet ward: thu' nun so wohl, Herr, und räche mich: und so magst du auch der Nibelungen Hort und ganz Nibelungenland gewinnen." Da sprach der König: „Frau, versuche und rede dieses nicht öfter: wie möchte ich meine Schwäger verrathen, da sie auf meine Treue herkommen sind? und nicht sollst du, noch sonst jemand es ihnen mißbieten." Da ging sie hinweg, und war nun gar übel gemuth.

Attila ging nun in den Baumgarten, wo das Gastmahl sein sollte und rief nun seine Gäste zu sich. Und alle kamen nun dahin. —

6. Nun sprach die Königin zu den Nibelungen: „Ihr sollet mir eure Waffen zur Aufbewahrung geben: hier soll Niemand mit Waffen gehen, ihr möget wohl sehen, daß die Hunnen so thun." Da sagte Hagen: „Du bist eine Königin, was sollst du meine Waffen nehmen? und das lehrte mir mein Vater, da ich noch jung war, daß ich nimmer meine Waffen einem Weibe anvertrauen sollte: und dieweil ich im Hunnenlande bin, so lass' ich nimmer meine Waffen von mir." Nun setzte Hagen seinen Helm auf, und band ihn auf's Allerfesteste. Und da gewahrten das alle, daß Hagen sehr zornig und übelgemuth wäre, und wußten nicht, was das bedeute. Da antwortete Gernot: „Hagen ward nimmer wohlgemuth, seitdem er in diese Fahrt kam, und es kann wohl sein, daß er diesen Tag noch seinen Heldenmuth und Weisheit beweise." Und nun argwöhnte auch Gernot, daß Verrath obwaltete, und daß Hagen es wohl zuvor gewußt habe, wie den Nibelungen die Fahrt ausschlagen wurde, und setzte nun seinen Helm auf und band ihn fest: und solcher Gestalt gingen sie in den Baumgarten. —

7. Nun gewahrte auch König Attila, daß Hagen zornig schien und seinen Helm fest band, und fragte Dietrichen von Bern: „Welche setzen dort ihre Helme auf, und scheinen so zornig?" Da antwortete Dietrich: „Es scheint mir, als wenn es Hagen sei und sein Bruder Gernot, und beide sind kühne Helden in unkundem Lande." Der König sprach: „Und dieses thun sie aus hohem Muthe." Und wiederum sprach König Dietrich: „Fürwahr sind sie kühne Helden, und ist wahrscheinlich, Herr, daß du noch diesen Tag das wohl sehen magst, wenn es so ergeht, wie ich wähne." —

8. Nun stand König Attila auf und ging König Gunthern und Giselheren entgegen, und nahm in seine rechte Hand König Gunthers Hand, und in seine linke Hand nahm er Giselhers Hand, und rief auch Hagen und Gernoten: und König Attila setzte diese alle auf den Ehrensitz ihm zur rechten Seite, einen nach dem andern, so wie zuvor gesagt ist. Ein großes Feuer war in dem Garten gemacht, und rings um das Feuer her waren Tische gesetzt, und Sitze dabei. Und nun waren alle Nibelungen hinein kommen in den Garten, mit ihren Helmen und weißen Panzern und scharfen Schwerten; ihre Schilde aber und ihre Lanzen waren in Verwahrung gegeben; und dabei hatten sie ihre Knappen gestellt; und zwanzig Knappen hatten sie zur Hut

an die Thüre gestellt, um ihnen Kundschaft zu bringen, wenn Verrath oder Unfriede sich erheben sollte: und dieses hatte Hagen und Gernot berathen.

Volker saß bei dem Pfleger Aldrians, König Attila's Sohnes. Königin Grimhild ließ ihren Stuhl dem König Attila gegenüber setzen; und da war auch Herzog Blödelin.

In dieser Weile ging Königin Grimhild zu ihrem Ritter, welcher über die anderen Ritter gesetzt war, und Iring hieß, und sprach zu ihm: „Guter Freund Iring, willst du meine Schmach rächen? Nun will weder König Attila sie rächen, noch König Dietrich, noch wer meiner Freunde." Da antwortete Iring: „Was willst du gerochen haben, Frau? und warum weinest du so bitterlich?" Da antwortete die Königin: „Nun liegt mir das zumeist im Sinne, wie Siegfried ermordet ward: ihn wollte ich nun rächen, wenn mir jemand dazu helfen wollte." Da nahm sie seinen goldbeschlagenen Schild und sprach: „Guter Freund Iring, willst du meine Schmach rächen, so gebe ich dir diesen Schild voll des rothen Goldes, so meist du ihn füllen magst, und hiermit meine ganze Freundschaft." Da sprach Iring: „Frau, das ist großes Gut, aber mehr noch ist werth, deine Freundschaft zu erhalten;" und stand schleunig auf, und wappnete sich, und rief seine Ritter zu sich, und gebot ihnen sich zu wappnen; und da hatte er hundert Ritter. Nun hub er sein Banner auf. Da sagte die Königin, daß er zuerst hingehen sollte, und ihre Knechte erschlagen, und keinen von den Nibelungen, die da draußen wären, in den Garten kommen lassen, und keinen, der da drinnen wäre, mit dem Leben herauskommen lassen. —

9. Und nun ging die Königin eilig in den Garten, da die Hochzeit war, und setzte sich auf ihren Hochsitz: und da rannte zu ihr Aldrian ihr Sohn und kußte sie. Darauf sprach die Königin: „Mein süßer Sohn, willst du deinen Blutsfreunden gleich sein, und hast du Muth dazu, so sollst du zu Hagen, da er sich über den Tisch neigt und Speise aus der Schüssel nimmt, und hebe deine Faust auf und schlag ihn an das Kinn." Dies that nun der Knabe, und der Schlag war starker, denn von so jungem Manne zu wähnen war. Da packte aber Hagen mit seiner linken Hand den Knaben bei den Haaren, und sprach: „Dieses hast du nicht aus eigenem Willen gethan, auch nicht mit Willen König Attila's deines Vaters, sondern dies ist Anreizung deiner Mutter, und dessen sollst du diesmal wenig genießen." Und mit seiner rechten Hand faßte Hagen den Griff seines Schwertes und zog es aus der Scheide, und hieb dem Knaben das Haupt

ab, und warf das Haupt Grimhilden an die Brust. Da sprach Hagen: „In diesem Baumgarten trinken wir guten Wein, und den müssen wir theuer erkaufen: die erste Schuld bezahle ich hiermit Grimhilden, meiner Schwester.“ Und abermals hieb er über Volkers Haupt weg, und dem Pfleger des Knaben das Haupt ab: „Nun ist der Königin gelohnt, wie sie es verdient, und wie du dieses Knaben pflagest.“

Nun sprang König Attila auf, und rief: „Stehet auf, Hunnen, alle meine Mannen, wappnet euch, und erschlaget die Nibelungen!“ Und da sprang jedermann auf, der im Garten war. Die Nibelungen aber zogen nun ihre Schwerter. Auf Befehl Grimhilds waren außen vor der Gartenthüre frischblutige Rinderhaute gebreitet: und als nun die Nibelungen aus dem Garten sprangen, fielen sie auf den Häuten, und da erging es manchem Manne so, daß er den Tod fand; denn Iring stund da mit seinen Mannen, und erschlug manchen guten Degen; und lag schon manches Hundert auf der Wahlstatt in dem Garten. —

10. Als nun die Nibelungen gewahrten, daß sie ihre Leute verloren, welche aus dem Garten drangen, wandten sie sich um, und erhuben abermals einen Sturm, und schlugen auf die Hunnen in dem Garten: und nicht eher ließen sie ab, als bis sie jedes Mannskind von den Hunnen erschlagen hatten, das nicht mit der Flucht von dannen kam.

König Attila stand nun auf einem Thurme, und spornte von da herab alle seine Mannen zum Angriff gegen seine Schwäger, die Nibelungen. König Dietrich von Bern aber ging heim in seinen Hof mit allen seinen Mannen, und es bedäuchte ihm gar übel, daß so manche seiner guten Freunde sich entzweien und schlagen sollten. Aber Königin Grimhild that den ganzen Tag nichts, denn Panzer und Helme bringen und Schilde und Schwerter, so viel König Attila hatte, und wappnete damit Männer, die streiten wollten; und zuweilen ging sie hinaus in die Stadt und spornte die Männer zum Angriffe, und rief, daß jedermann, der Gold und Silber und köstliche Kleinode von ihr annehmen wolle, die Nibelungen angreife und sie erschlage: dieses war ihr Beginnen diesen ganzen Tag. —

11. Nun geschah an diesem Tag ein scharfer Streit, da die Hunnen zu dem Garten drangen, die Nibelungen aber ihnen wehrten: und er hieß Holmgarten, darin der Streit geschah, und so heißt er noch diesen Tag der Nibelungen Holmgarten. Hier fielen viele Männer auf beiden Seiten, von den Hunnen und den Nibelungen, jedoch fiel der Hunnen halbmal mehr. Aber da kam aus der Landschaft und

andern Städten immer mehr Volkes herbei, so daß die Hunnen nun ein halbmal größer Heer hatten, als es zuvor war. Da sprach Hagen zu seinem Bruder Gunther: „Mir scheint, als wenn der Hunnen und Amelungen schon manche gefallen seien; aber so manchen Hunnenmann wir auch erschlagen haben, so kommen wieder halbmal mehr aus den Landschaften herbei, und es ist doch, als wenn wir nichts gethan hätten. Die Häuptlinge der Hunnen aber kommen nirgends heran, und wir schlagen uns beinahe nur mit ihren Knechten. Das ist mir nun der größte Verdruß, daß wir nicht aus diesem Garten kommen; alsdann möchten wir uns selber kiesen, mit welchen Männern wir streiten wollten. Wenn es aber so bleiben soll, so mögen wir klärlich sehen, wie dieses Spiel ablaufen muß: die Nibelungen müssen fallen, wenn sie mehr dem Speer und dem Schusse der Hunnen ausgesetzt sind, als ihrem Schwerte; und kein Heldenwerk mögen wir vollbringen, wenn wir nicht unsere Hauwaffen gegen die Hunnen gebrauchen können. Drum will ich," sagte er, „daß wir ritterlich aus dem Garten dringen." Es ging aber eine Steinmauer um den Garten, so stark wie eine Burgmauer: und dieselbe Steinmauer ist noch heut den Tag darum. Nun lief Hagen mit den übrigen nach der Westseite des Gartens, wo die Steinmauer zumeist geborsten war, und da brachen die Nibelungen allgewaltig an der Mauer, und ließen nicht eher ab, als bis ein Thor aus dem Garten gemacht war, und alsbald sprang Hagen hinaus vor das Thor: und außen davor war eine breite Straße und Häuser auf beiden Seiten; Gernot und Giselher und manche Nibelungen folgten ihm, und drangen vorwärts zwischen den Häusern. Da kam ihm Jarl Blödelin entgegen mit seiner Schar, und erhub sich da zwischen ihnen ein scharfer Streit.

Nun ließen die Hunnen ihre Hörner erschallen, und riefen, daß die Nibelungen aus dem Garten hervorgebrochen wären; und darauf liefen alle Hunnen herbei: und da nun Herzog Blödelin mit den Nibelungen zu Streite kommen war, so liefen die Hunnen zu diesem Streite hin, so daß alle Straßen umher voll waren von Hunnen: und da wurden die Nibelungen von der Uebermacht überwältigt, und wichen wieder in den Garten zurück. Hagen aber sprang hinauf zu einem Saale, und stützte sich mit seinem Rücken an die Saalthüre, die verschlossen war, und schwang sein Schild vor sich, und hieb mit seiner Hand einen Mann über den andern, etlichen Hand oder Fuß ab, etlichen das Haupt, etliche mitten durch, und keiner griff ihn an, der nicht gleichen Kaufs davon kam; und so großes Gedränge war da um-

ber, daß die, so erschlagen waren, kaum noch zur Erde fallen konnten; und so wehrte er sich mit seinem Schilde, daß er keine Wunde erhielt. Und den Nibelungen zur linken Seite stand der Saal König Dietrichs, und da stand er selber oben auf der Zinne mit all seinem Volke ganz gewappnet. —

12. Dorthin kam Gernot und lehnte den Rücken an eine Mauer, und wehrte sich mannlich, und erschlug manchen Mann. Die Hunnen setzten ihm so heftig zu, daß er zu König Dietrichen sagte: „Wohl mochtest du herabgehen mit deinen Mannen und uns helfen, und nicht so wenige Manner mit so vielen streiten lassen.“ König Dietrich antwortete: „Mein guter Freund Gernot, das ist mir ein großer Harm, nun so manchen meiner Freunde zu missen; ich kann aber nichts dazu thun: ich will nicht mit König Attila's Volke streiten, und auch will ich euch kein Leid thun, so viel ich annoch weiß.“

König Gunther war da in dem Garten, und hörte, daß seine Bruder seines Beistandes bedurften: deßwegen kam er heraus mit seinen Mannen durch das Thor, das sie zuvor in der Steinmauer gemacht hatten; da stand außen davor Herzog Blodelin, und viele Hunnen bei ihm. König Gunther ging ritterlich vorwarts, so daß keiner von seinen Mannen, die mit ihm waren, also wackerlich focht. Da begegnete ihm Graf Osid, König Attila's Neffe, mit seiner Schar: König Gunther stritt mit großer Tapferkeit den ganzen Tag durch, und hatte niemanden bei sich zur Hulfe, sondern stand mitten in der Hunnen Heer allein, und war da so ermattet, daß er gefangen wurde. Darauf nahmen sie ihn und banden ihn, und brachten ihn gefesselt dem König Attila. Da ließ König Attila ihn in seinen Schlangenthurm werfen; und darin ließ Gunther sein Leben: und derselbe Thurm steht mitten in Susat. —

13. Dieses kam Hagen und Gernoten zu Ohren, daß ihr Bruder König Gunther gefangen genommen war: da sprang Hagen von der Thur hinab auf die Straße, und hieb jeden Mann nieder, der ihm vorkam, und keiner wagte es da seiner zu warten. Gernot that desselben gleichen und hieb zu mit beiden Händen, und jedweden Helm, auf den er hieb, da schnitt sein Schwert hindurch, und stand nicht eher fest, als bis in der Erden. Jungherr Giselher folgte ihm gar ritterlich, und erschlug manchen Mann mit seinem Schwerte Gram. Da drangen die Nibelungen hervor aus dem Garten, so gewaltig, daß die Hunnen niederstürzten vor ihren Füßen, und daß sie in großen Haufen begannen zu fliehen, jeder zu seiner Behausung.

König Attila ging nun auf einen Thurm, und hatte die Thür hinter sich zugeschlagen, so daß die Nibelungen nicht zu ihm sollten hineinkommen. Da erhuben die Nibelungen großes Geschrei, und riefen, daß die Hunnen fliehen sollten, und sagten, daß sie nun ihren Schaden rächen wollten. Nun flohen die Hunnen, und es war schon sehr dunkel von der Nacht: die Nibelungen aber drangen noch hinab vor das Schloß, und erschlugen alle, die sie fanden.

Markgraf Rüdiger ging in den Saal König Dietrichs, und war da über Nacht. Herzog Blödelin aber und Ritter Iring ging jeder in seine Herberge. Und da war die Nacht so düster, daß keiner sehen konnte. Da sammelte sich aber viel Volkes in der Burg und häufte sich zusammen.

Da ließ Hagen in seine Hörner blasen und rief alle seine Mannen zusammen, und stand oben auf einer Mauer. Und als alle Nibelungen waren zusammen kommen, da fragte Hagen Gernoten seinen Bruder: „Wie manchen Mann haben wir nun gemißt mit König Gunthern? oder wie manchen Mann haben wir noch übrig?“ Hierauf scharten sie nun ihr Volk aufs Neue, huben ihre Banner empor und rechneten, daß sie noch siebenhundert Mann übrig hatten, und dreihundert hatten sie gemißt. Da sprach Hagen: „Wir haben annoch viel Volkes übrig, und sollen die Hunnen noch manchen Mann missen, bevor wir alle zur Erde fallen.“ Und wiederum sprach Hagen: „Wäre es nun Tag, und möchten wir sehen zum Streite, so wie es nun Nacht ist, so müßten wir den Sieg erhalten. König Attila hat nun wenig mehr Volkes, denn wir haben. Wenn wir aber hier warten, bis es Tag ist, so wird aus der Landschaft mehr Volkes zu der Burg ziehen, und werden wir es da mit so großem Heere zu thun haben, daß es uns übermächtig sein wird: und ich weiß nicht, ob wir noch ein kühnes Werk vollbringen werden, ehe wir unser Leben lassen; und sehr verdreußt mich, daß wir kein Feuer haben; so möchten wir noch fürder streiten.“ Und nun eilte Hagen von dannen mit wenig Männern, und dahin, wo ein Kochhaus stand, und da nahmen sie sich Feuer, und alsbald warfen sie das Feuer in das Haus; und da ward es licht über die ganze Burg. —

14. Da huben die Nibelungen ihr Banner auf, und gingen um die Burg mit Heerruf und Hörnertos, und reizten die Hunnen mit ihnen zu streiten, als sie vor den Saal kamen. Die Hunnen aber standen oben in den Schießscharten und schossen auf sie, und beide auf einander, und die Hunnen wollten nicht vor Tage fechten; jedoch er-

schlugen die Nibelungen noch manchen Mann in dieser Nacht. Und als es tagte, da liefen die Hunnen hinauf in die Burg, und gingen die herein, welche aus der Landschaft herbei gekommen waren, und sie hatten da ein gar großes Heer.

15. Da huben beide Theile ihre Banner auf und bliesen in alle ihre Hörner, und darnächst begann ein scharfer und langer Streit. Und die Hunnen drangen gar ritterlich vor, und spornte da jeder den andern. Auch Grimhild, die Königin, spornte da jeden Mann, daß er von den Nibelungen erschlagen solle, so viel er möge, und bot dafür Gold und Silber. —

Diesen Tag waren die Herzöge Blödelin und Iring in der Schlacht. König Attila aber war nicht dabei. Gernot ließ seine Banner gegen Blodelin tragen, und gingen die beiden Scharen gegen einander mit großem Muthe. Nun ging Gernot heraus vor allen seinen Mannen, und hieb zu beiden seinen Seiten, und erschlug manchen Mann; und nun kam ihm Herzog Blödelin entgegen, und erhuben sie da ihren Zweikampf mit starken Hieben, und fochten lange Stund' gar heldenmuthig. Gernot aber schied so von dannen, daß er das Haupt Blödelins abgehauen hatte: da waren die Nibelungen hochgemuth, daß nun ein Häuptling der Hunnen gefallen war. – –

16. Als der Markgraf Rüdiger hörte, daß Herzog Blödelin gefallen war, da ward er sehr zornig, und rief seinen Mannen zu, daß sie nun streiten sollten und die Nibelungen erschlagen. Und er ließ sein Banner heldenmüthig vorwärts tragen in den Streit, und vor ihm fielen die Nibelungen, und so focht er lange Stund'.

Indem ging Hagen allein vorwärts mitten in der Hunnen Heer, und hieb Hunnen mit beiden seinen Händen zu beiden Seiten, zur rechten und zur linken, und vor sich, so weit als sein Schwert reichte; und viele erschlug er auch mit seinem Speere: und die Arme waren ihm nun ganz blutig bis zur Achsel hinauf, und auch sein ganzer Harnisch troff von Blute. Und so lange hatte er nun gefochten, und so weit war er in der Hunnen Heer kommen, daß er beinahe schon müde war, und nicht wußte, wie er wieder zu seinen Mannen kommen möchte: er wandte sich nun gegen einen Saal, brach die Thür auf und ging hinein, trat wieder in die Thür, und stellte sich daran und ruhte sich. Markgraf Rüdiger ging nun kräftig vorwärts gegen die Nibelungen, und es erhub sich da ein harter Streit. Nun drangen die Hunnen in den Saal, darinnen Hagen war; er aber erwehrte die Thür und erschlug manchen Mann.

Nun sah Grimhild das, wo Hagen stand, und daß er manchen Mann erschlug; da rief sie laut den Hunnen zu und gebot, daß sie Feuer an den Saal legen sollten, dieweil das Dach des Saales von Holz gemacht war: und das ward gethan. Da rief Grimhild ihren lieben Freund Iring: „Guter Iring," sagte sie, „nun magst du wohl Hagen angreifen, dort, wo er in einem Hause steht: bringe mir nur sein Haupt, und ich will deinen Schild mit rothem Golde füllen." Da wandte sich Iring hurtig zu dem Saale, wie die Königin ihn bat: und da war ein Rauch geworden in dem Saale, darinnen Hagen war. Iring sprang gar kühnlich hinein in den Saal, und als er hineinkam, hieb er gar kräftig mit seinem Schwerte nach Hagen und ihn in den Schenkel, so daß er durch den Panzer schlug und von dem Schenkel ein so großes Stück ab, wie man allermeist für den Kessel hauet: da sprang er alsbald wieder aus dem Saale.

Nun sahe Grimhild, daß Hagen blutete, und ging zu Iringen und sprach: „Hör', mein lieber Iring, aller Helden bester, nun hast du Hagen verwundet, aber zum andernmal wirst du ihn erschlagen." Sie nahm zwei Goldringe und spannte den einen um sein Helmband auf der rechten Seite und den andern auf der linken Seite, und sprach: „Iring, guter Degen, bringe mir nun Hagens Haupt, und du sollst so viel Gold und Silber haben, wie du zumeist deinen Schild füllen willst, und wohl sonst noch eben so viel."

Und nun sprang Iring abermals in den Saal zu Hagen: Hagen aber ward es gewahr, und lief ihm entgegen und stieß seinen Speer unter dem Schilde ihm in die Brust, so daß er durch Panzer und Bauch fuhr, und zwischen den Schultern heraus kam. Und da sank Iring an der Steinwand nieder: und diese Steinwand heißt Irings Wand noch diesen Tag; und Hagens Speer blieb in der Steinwand stecken. Da sprach Hagen: „Hätte ich Grimhilden so ihre Bosheit vergolten, wie ich nun Iringen meine Wunde vergalt, so hätte ich mein Schwert wackerlich in Hunnenland erklingen lassen." —

17. In dieser Weile geschah eine starke Mähre. Markgraf Rüdiger drang heftig vorwärts und erschlug die Nibelungen, und ihm entgegen kam Jungherr*Giselher: und da gebrauchten sie ihre Waffen, und Giselhers Schwert Gram haftete da so wohl, daß, wo er hieb, auf Schild und Panzer und Helm, da schnitt es wie durch Kleider; und da fiel Markgraf Rüdiger vor Giselheren mit starken Wunden todt zu Erde. Und dies alles that er mit demselben Schwerte, das er zuvor Giselheren zur Freundesgabe gab.

18. Nun drangen Gernot und Giselher kräftig vor, und drangen hinein in den Saal König Attila's und erschlugen da manchen Mann. Volker aber drang nun kräftig und ritterlich vor zu dem Saale, darinnen Hagen war, und so hieb er da einen Mann über den andern, daß er nirgends auf bloßer Erde trat, sondern von Bauch auf Bauch. Und nun sahe Hagen, wie ein Nibelungen-Mann daher fuhr und die Hunnen fällte und ihm Beistand leisten wollte. Da fragte Hagen: „Wer ist der Mann, der so ritterlich zu mir heran dringt?" Da antwortete er: „Ich bin Volker, dein Gesell; sieh nun die Gasse, die ich hier gehauen habe." Da antwortete Hagen: „Habe großen Gottes Lohn dafür, daß du so dein Schwert durch die Helme der Hunnen klingen ließest." —

19. Nun sah König Dietrich, daß Markgraf Rüdiger todt war, da rief er laut: „Nun ist mein bester Freund Markgraf Rüdiger todt, nun mag ich nicht länger ruhig sein: nehmet, alle meine Mannen, eure Waffen, und ich will nun gegen die Nibelungen streiten."

Nun ging Dietrich hinab in die Straße: und so wird gesagt in deutschen Liedern, daß es einem blöden Manne nicht behaglich war, als Dietrich und die Nibelungen in Streit zusammen kamen, und man so weit durch die Burg horte, wie Eckensax durch die Helme der Nibelungen klang; und Dietrich war nun gar zornig. Die Nibelungen aber wehrten sich wohl und ritterlich, und fällten der Amelungen viel. König Dietrichs und der Nibelungen Mannen fielen viele in diesem Sturme. Nun drang Dietrich so mächtig vor mit seinen Mannen, daß der gute Held Hagen von dannen wich mit seinem scharfen Schwerte. Da war auch Giselher und Gernot und Volker bei Hagen in dem Saale, und König Dietrich und Meister Hildebrand drangen auf sie ein. Nun trat König Dietrich in den Saal gar kühnlich, und vor ihm stand Volker in der Thür und wehrte ihn: aber den ersten Hieb hieb König Dietrich mit seinem Schwerte so gegen seinen Helm, daß das Haupt abflog. Da kam Hagen ihm entgegen, und erhuben sie da ihren Zweikampf. Und Meister Hildebrand griff Gernoten an, und erhub sich da ein großer Sturm: und da hieb Hildebrand Gernoten mit dem starken Lagulf, und davon empfing Gernot den Todesstreich, und fiel todt zur Erden. Und nun standen nicht mehr in diesem Saale, die Waffen führen konnten, als diese viere: Dietrich und Hagen in ihrem Zweikampfe, und Hildebrand und Giselher am andern Theil. —

20. Und nun kam König Attila von seinem Thurme, und dahin, wo sie fochten. Da sprach Hagen: „Das ist Mannswerk, König At-

tila, daß ihr diesem jungen Giselher Frieden gebet: er ist schuldlos an dem Morde Siegfrieds des Schnellen, und ich allein gab ihm den Todesstreich: darum lasset Giselheren das nicht entgelten; er mag noch ein guter Degen werden, wenn er sein Leben behalten mag." Da sprach Giselher: „Nicht rede ich dieses darum, daß ich mich nicht zu wehren getraute: das aber weiß meine Schwester, als Siegfried der Schnelle erschlagen ward, da war ich fünf Winter alt, und lag ich noch im Bette meiner Mutter mit ihr, und schuldlos bin ich an diesem Streite: dennoch achte ich nicht zu leben, allein nach meinen Brüdern." Und nun drang Giselher auf Meister Hildebranden ein, und hieb einen Hieb über den andern: aber ihr Zweikampf erging, wie zu vermuthen war, daß Meister Hildebrand Giselheren den Todesstreich gab: und da fiel er. —

21. Da sprach Hagen zu König Dietrichen: „Nun scheint mir, als wenn hier unsere Freundschaft sich scheiden muß, so groß sie gewesen ist: und nun will ich mein Leben so kräftig verfechten, daß eins von beiden geschehen muß, daß ich mein Leben hier lasse, oder ich dein Leben gewinne; bestehen wir diesen Zweikampf mit Ritterschaft, und werfe nun keiner dem andern seine Abkunft vor." Hierauf antwortete König Dietrich: „Niemanden bitte ich mir zum Beistande in diesem Zweikampfe, und wahrlich will ich mit Kunst und Ritterschaft ihn bestehen." Sie fochten lange und stark, und schwerlich konnte man da sehen, wer von ihnen den Preis haben würde; und so lange währte dieser Kampf, daß sie schon beiderseits müde waren und beide wund. Und nun ward König Dietrich so zornig, und so großen Muth gewann er, daß es ihn verdroß, daß er so lange mit einem Manne streiten sollte; da sprach er: „Dieses ist wahrlich ein großer Schimpf: ich stehe hier den ganzen Tag, und vor mir soll ein Elfensohn stehen und streiten!" Da antwortete Hagen: „Was mag eines Elfen Sohn ärger sein, denn des Teufels selbst?" Und nun ward König Dietrich so zornig, daß Feuer von seinem Munde flog, und davon ward Hagens Panzer so heiß, daß er erglühte, und nicht half er ihm, vielmehr brannte er ihn. Und da sprach er: „Nun will ich gerne Frieden haben und meine Waffen übergeben: nun brenne ich in meinen Panzerringen, und wäre ich so ein Fisch, wie ich nun ein Mann, so wäre ich so gebraten, daß mein Fleisch eßbar wäre." Da faßte König Dietrich ihn an, und riß ihm den Panzer ab. —

22. Und nun ging Grimhild hin und nahm einen großen Brand, da wo der Saal über Hagen gebrannt hatte, und ging zu Gernoten

ihrem Bruder, und stieß ihm den lodernden Brand in den Mund, und wollte wissen, ob er todt ware oder lebend: Gernot aber war wirklich todt. Und nun ging sie zu Giselheren, und stieß ihm den Feuerbrand in den Mund: er war noch nicht todt, aber hievon starb Giselher.

Nun sahe König Dietrich von Bern, was Grimhild that und sprach zu König Attila: „Siehe, wie der Teufel Grimhild, dein Weib, ihre Bruder qualt, die guten Helden, und wie mancher Mann ihretwegen sein Leben gelassen hat, und wie manchen guten Mann sie verderbt hat, Hunnen und Amelungen und Nibelungen: und gleicherweise wurde sie auch dich zum Tode bringen, und mich, wenn sie es vermochte." Da sprach König Attila: „Wahrlich ist sie ein Teufel: und erschlage du sie; und es ware ein gut Werk gewesen, wenn du das schon vor sieben Nachten gethan hattest: da ware mancher theuerliche Degen noch gesund, der nun todt ist." Nun sprang König Dietrich zu Grimhilden und hieb sie mitten entzwei. – –

23. Nun ging König Dietrich zu Hagen, und fragte, ob er noch geheilt werden mochte. Hagen sagte, daß er noch einige Tage leben könne, es ware aber kein Zweifel, daß er an diesen Wunden sterben mußte.

Nun ließ König Dietrich Hagen heim tragen in seinen Saal, und seine Wunden verbinden. Herrat hieß eine Verwandte König Dietrichs, die gab er ihm, seine Wunden zu verbinden. Aber am andern Morgen starb Hagen.

Und so hatten die Nibelungen da ihr Leben beschlossen, und auch alle die machtigsten Manner in Hunnenland, ausgenommen König Attila und König Dietrich und Meister Hildebrand. In diesem Sturme waren gefallen tausend Nibelungen, und vier tausend von den Hunnen und Amelungen. Und deutsche Männer sagen, daß kein Streit berühmter gewesen ist in alten Sagen, als dieser. Und nach diesem Streite war Hunnenland so verödet an edlen Männern, daß bei König Attila's Tagen nicht mehr so auserwahlte Manner in Hunnenland waren, als ehe denn dieser Krieg sich erhub.

Nun war das erfullt, was Königin Erka dem König Attila weissagte, daß allen Hunnen Ungewinn daraus entstehen wurde, wenn er in Nibelungenland sich vermählte. Und hievon wie diese Dinge ergangen sind, mag man nun die alten Sagen deutscher Männer hören, derer etwelcher, so in Susat geboren sind, wo diese Geschichten sich zugetragen haben, und manchen Tag die Stätte noch unzerstört gesehen haben, dieselbe, wo diese Dinge geschahen, wo Hagen fiel, und Iring

erschlagen ward, und wo der Schlangenthurm war, darin König Gunther den Tod litt. Und der Garten wird noch Nibelungen-Garten genannt, und steht noch alles auf dieselbe Weise, wie es da war, als die Nibelungen erschlagen wurden: das alte Thor, wo sich zuerst der Streit erhub, und das westliche Thor, welches Hagens-Thor genannt wird, das die Nibelungen aus dem Garten brachen, das wird annoch eben so genannt, wie damals. Auch die Männer haben uns hievon gesagt, welche in Bremen und der Stadt Münster geboren sind: und keiner von ihnen wußte um den andern, und doch sagten alle auf gleiche Weise davon; auch ist es meist dem gemäß, wie alte Lieder in deutscher Zunge sangen, von den großen Heldenthaten und den großen Geschichten, welche sich in diesem Lande zugetragen haben.

Hagen.

Von einem kurzweiligen Kampfe, den zwei Hasen auf Siegfrieds Hochzeit gestritten.

Unter der mannigfaltigen Kurzweil, die auf Siegfrieds Hochzeit zu Worms getrieben wurde, kam auch ein gar drolliges Stück vor, das eben werth ist, wieder erzählt zu werden.

König Günther hatte sich nämlich einmal auf der Jagd verirrt, da half ihm ein Bauer wieder auf den rechten Weg, dafür hatte ihn der König zu einem Oberhirten über seine Herden gesetzt und er wohnte fortan nahe bei der Königsburg. Mit Namen hieß er Jorkus und war der allerhasenherzigste Mensch auf Erden, den die Sonne je beschienen. Auch hinkte er an einem Fuße, weil er einmal geträumt, daß eine Gans ihn zu beißen drohte; da er in der Angst davonlaufen wollte, fiel er aus dem Bett und brach das Bein.

Nun war an dem Hofe des Königs ein Edelmann, ein verschlagener, listiger Schalk, dem nie wohler war, als wenn er Andere auf's Eis führen konnte. Dieser ging also vor dem Hochzeitstage zu Jorkus, dem Bauern, und sagte ihm, wie jetzt die schönste Gelegenheit gekommen sei, daß er vor dem Könige seinen Muth zeigen und große Ehre und Reichthum gewinnen könne. „Denn," sagte er, „Einer der Herzoge, die zu diesem Feste geritten sind, hat in seinem Gefolge einen Leib-

wachter, Namens Zivilles, der ist ein so banger Geselle, daß man ihn mit Erbsen in die Flucht blasen kann. Den fordere du zum Kampfe heraus auf dem Turniere, dem Brautpaare zu Ehren, vor dem König und seinem Hof."

Sobald Jorkus nur das Wort Kampf hörte, machte er ein Gesicht wie eine ohnmächtige kranke Henne, und erwiederte, daß er Zeit seines Lebens nie an einen Kampf gedacht, daß er noch Niemandem den Hals gebrochen, als beinahe sich selbst, da er im Traume zum Bett herausgefallen; auch habe er einen natürlichen Abscheu vor Schwertern und allen stechenden und schneidenden Werkzeugen. Ueberdies könne er schon seines hinkenden Fußes wegen nicht, sintemal er dadurch ja gar nicht dem Tod entlaufen könnte, was doch bei jedem Kampfe die Hauptsache sei.

Der Edelmann erwiederte hierauf, er solle nur guten Muthes sein: „Denn hört Zivilles deine Herausforderung, so wird er vor Schrecken nicht kommen und dann hast du schon Ehre genug gewonnen, oder kommt er ja, so wird er gewiß ausreißen, sobald er dich gewappnet und gerüstet vor sich sieht; denn er hat so viel Muth wie eine wilde Ente und muß jedesmal die Augen zudrücken, wenn er nur ein blankes Schwert sieht. Und da ihr beide zu Rosse kämpfet, so hat es mit deinem hinkenden Fuße nichts auf sich." Nach vielem Hin- und Herreden willigte endlich der Jorkus ein und das hauptsächlich aus Furcht vor seiner Frau, die ihn übel zurichten möchte, wenn sie erfuhre, was für eine schöne Gelegenheit, Ehre und Reichthum zu gewinnen, er versäumt habe.

Der Edelmann ging sogleich zum König und bat ihn um Erlaubniß zu dieser Kurzweil, er wolle schon dafür sorgen, daß keiner zu Schaden käme. König Günther gedachte, daß dem Brautpaare diese Lust wohl zu gönnen sei, sagte also, daß er ganz zufrieden wäre, wofern nur Zivilles dazu könnte überredet werden, was kein Leichtes sei.

Also ging der Edelmann zu Zivilles und sagte ihm, wie er zu keinem andern Ende gekommen sei, als ihn im Namen des Jorkus, des Königs Oberhirten, Morgen um die neunte Stunde auf die große Stechbahn zu einem scharfen Lanzenbrechen vor dem König und seinem Hofe zu fordern. Wenig hätte gefehlt, Zivilles wäre über diese Worte in Ohnmacht gefallen, es überlief ihn ein kalter Schauder, er mußte sich niedersetzen und sprach dann mit beweglicher Stimme, wie er so lange zu leben gedenke, als es Gottes Wille sei, daß er nicht der Mann wäre, der Händel mit Andern suche, und wie er sich selbst die Kehle

nicht abschneiden wolle, sie sich von einem Andern noch viel weniger aber abschneiden lassen.

Darauf sprach der Edelmann: dem möge sein, wie ihm wolle, könne er nicht, so würde der König und der ganze Hof ihn auslachen, und damit ging er seine Wege zu Jorkus, der sich sehr über die gute Botschaft freute.

Unterdessen aber schickte der Edelmann Andere zu dem Zivilles, die ihm zuredeten, er solle nur hingehen, er dürfe ja nur die Augen zudrücken, und seinen Spieß vor sich halten, der Jorkus sei ein Prahler, der gewiß nicht kommen würde, wenn er ihm eine recht trotzige Antwort sagen lasse. Und also redeten sie ihm so lange zu, bis er einwilligte und dem Jorkus entbieten ließ: wiewohl es ihm nicht anstünde, mit einem gemeinen Bauern sich herumzuschlagen, so werde er doch Morgen um die neunte Stunde auf der Bahn erscheinen, aber das lasse er, Zivilles, ihm, dem Jorkus, nur im Voraus wissen, daß er im Sinne habe, ihm den Kopf abzuschneiden und aus dem Hirnschädel einen Becher zu machen für Kinder und Kindeskinder zum ewigen Andenken. Er könne nun hienach seine Maßregeln nehmen.

Die ganze Nacht konnte der arme Jorkus nicht schlafen, es war ihm immer, als liefe er ohne Kopf auf der Rennbahn umher und Zivilles hätte seinen Schädel in der Hand und tränke ihm daraus zu, worüber er so bitterlich zu weinen anfing, daß er am Morgen, als die Sonne hell und fröhlich aufging, vor trüben Augen kaum das liebe Tageslicht sehen konnte.

Doch die verhängnißvolle Stunde schlug, mit bangem Herzen ritt er der Turnierbahn zu; er sah aber so bleich und kläglich aus, als hätte er schon drei Tage im Grab gelegen. Allein wie langsam er auch ritt und wie oft er auch stille hielt, vorgebend, daß er etwas daheim vergessen habe, er war dennoch der erste, der in die Schranken einritt und den die Trompeten so laut begrüßten, daß er darüber beinahe vom Pferd gefallen wäre.

Kaum jedoch hatte der betrübte Jorkus wahrgenommen, daß die Bahn leer sei und kein Gegner vorhanden, da wurde ihm auf einmal wieder leicht zu Muth, ganz freudig rief er: der Kampf sei zu Ende, der Preis gehöre ihm und damit gab er seinem blinden Pferde in aller Eile die Sporen, um schneller, als er gekommen, davon zu reiten.

Allein jetzt bliesen die Trompeter wieder auf, und es nahte sein Gegner, der Leibwächter Zivilles. Jorkus that wohl, als höre er nichts davon, die Schrankenwächter jedoch hielten sein Roß mit Gewalt an

und kehrten es wider seinen Willen um. Er seufzte aus tiefstem Herzen und dachte bei sich: Armer Jorkus! nun hat dein letztes Stündlein geschlagen.

Zivilles aber kam auf einem alten lahmen Rosse daher, das er die ganze Nacht in der Mühle hatte gehen lassen, damit es keine zu gefahrlichen Sprunge mache, und obschon das arme Thier, durch das Gelachter des Volkes erschreckt, nur ganz schwer dahin trabte, so saß er doch darauf, als ob es ihm im hellsten Galopp durchgegangen sei; und er wäre auch ganz gewiß heruntergefallen, hätte er nicht beim Einreiten in die Schranken sich mit der linken Hand an der Mähne gehalten und mit der rechten einen nachdrucklichen Stoß an den Thorpfosten gegeben, was ihn wieder ziemlich in's Gleichgewicht brachte.

Als das Roß in die Schranken getreten war, fing es gemäß der nächtlichen Gewohnheit an, im Kreise herumzugehen, was der arme Zivilles gar nicht merkte, weil ihm ohnehin vor Angst schon lange zuvor Alles im Kreise herumgegangen war.

Kaum aber war Jorkus seiner ansichtig geworden, so sah er sich nach allen Seiten um, wo er am fuglichsten ausreißen möchte. Die Bahn war jedoch an drei Seiten mit Brettern wohl verwahrt, an der vierten lief ein tiefer Wassergraben; er furchtete sich auch auf den Zivillis in seinem Kreisritt zu stoßen und fing deshalb aus der Maßen zu fluchenan über den Edelmann, der ihn so betrogen. Zivilles meinte, er drohe ihm, dachte also, es wäre besser, er übergäbe sich ihm gleich und ritt deshalb mit aller Gewalt auf ihn zu. Dasselbe that auch Jorkus, denn er fürchtete, Zivilles komme, um ihm den Kopf herunterzuschlagen. Sie würden sich nun auch Einer dem Andern ubergeben haben, hätten jetzt nicht die Trompeten zum Angriffe geblasen. Da konnte Jorkus sein Roß, das des Turnierens aus alter Zeit her gewohnt war nicht länger halten; es lief mit aller Macht die bekannte Bahn entlang. Dem Jorkus verging darüber Hören und Sehen, er ließ seine Lanze fallen und hielt sich an den Mähnen fest. Unterdessen hatten sie des Zivilles Pferd durch Prügeln auch in Gang gebracht und in großer Herzensangst legte er seine Lanze ein. Der Wind trieb aber dieselbe auf eine Seite, so daß er im Vorbeirennen den Jorkus ohne sein Wissen und Willen, damit berührte und weil derselbe ohnedem kümmerlich im Sattel saß, so fiel er herunter, wie eine reife Birne.

Davon merkte der Zivilles nichts, er ließ sein Pferd traben, bis es am Wassergraben still stand; wie er da nun den Jorkus auf der Erde liegen sah, dachte er, es sei das Sicherste, wenn er schnell umreite

und dem armen Sünder den Kopf von den Füßen seines Rosses zertreten lasse und ihn dann mit der Lanze durchbohre. Wie gedacht, so gethan, aber ehe er noch zu dem Jorkus kam, hielt er vor lauter Eile seine Lanze so niedrig, daß sie seinem Klepper zwischen die Beine mit der Spitze in den Boden kam; er wurde dadurch hoch aus dem Sattel in die Luft gehoben, und fiel dann sammt seinem Rosse in den Sand.

Derweil hatte sich Jorkus wieder auf die Beine gemacht; jetzt, dachte er, ist es Zeit, daß du ein Ritter wirst und deinem Feind den Garaus machst. Damit fing er an auf den Zivilles los zu gehen und schon aus weiter Ferne grimmig mit seinem Schwerte rund um sich zu hauen. Das Roß des Zivilles strampelte aber so sehr mit den Füßen, daß er sich nicht herantraute und Zivilles sich auch wieder aufraffte. Und nun war es gar lustig zuzusehen, wie diese beiden tapfern Ritter in gehöriger Entfernung von einander so gewaltige Streiche in den Wind führten. Zivilles schlug einen Fuß über den andern und kauerte sich so eng zusammen, wie eine Katze, wenn es friert. Denn er gedachte, je schmäler er sich mache, je schwerer sei es zu treffen. Jorkus dagegen stand ganz breit da und schüttelte sich nur immer und befühlte sich von Zeit zu Zeit, von Kopf bis zu den Füßen, denn er hatte einmal erzählen hören, wie schon manchem tapfern Ritter ein Fuß sei abgeschlagen worden, ohne daß er es gleich anfangs gemerkt und daß Schwert und Arm schon vor ihm auf der Erde gelegen, als er eben noch einmal damit auszuholen gedachte. Darum fürchtete er, sein Kopf möge ihm, ohne daß er es merke, heruntergeschlagen werden.

So fochten die Beiden eine gute Weile wider einander; da geschah es aber, daß dem Zivilles der eine Fuß über dem andern einschlief, dazu kam auch noch, daß er von dem Falle ganz verschellt war und bald von den großen Streichen kaum mehr aus übergroßer Ermüdung seinen Arm rühren konnte. Also faßte er sein Schwert bei der Spitze und ging näher auf den Jorkus zu, ihm dasselbige zu übergeben. Der aber meinte, dieses sei nur eine Hinterlist und ergriff die Flucht, was dem Zivilles ganz recht war. Er lief hinter ihm drein, schlug ihm nach dem Rucken und Jorkus schrie ganz erbärmlich, weil er meinte, er hätte schon viele tödtliche Wunden empfangen, und hatte doch noch keine einzige.

So liefen sie, bis Jorkus an den Wassergraben kam, da ging erst seine Verzweiflung recht an, er dachte bei sich: weichst du weiter

zurück, so mußt du elendiglich im Wasser umkommen, gehst du voran, so schneidet der Zivilles dir deine Kehle ab. Er fing laut zu schreien an und nahm in der höchsten Verzweiflung eine Hand voll Sand und warf sie dem Zivilles in die Augen. Dieser trippelte nun wahnsinnig herum, warf sein Schwert von sich und schrie ganz erbärmlich: „Laß mich leben! laß mich leben! ich will mich ja gern ergeben.“ Jorkus rief ihm zu, so müsse er erst alles, was er von den Waffenstücken um und an sich hätte, ablegen. Als dieses geschehen, traute er ihm doch noch nicht, und sagte, er möge sich niederlegen und seinen Kopf in den Sand stecken. Als Zivilles auch dieses gethan und niedergestreckt im Sande lag, wie ein todter Hase, wurde Jorkus in seinem Herzen und Muthe von großem Zweifel ergriffen; denn er dachte, gehst du nun mit dem Schwerte auf ihn los, so ist er im Stande und springt auf und reißt dir es aus der Hand. Zuletzt bedunkte ihn das Beste, langsam auf den Zehen heranzuschleichen, ihm auf die Brust zu knien und sein großes Messer, womit er die Kuhe abzustechen pflegte, sachte in's Genick zu stoßen. Als die Kampfrichter das Messer und sein blutiges Beginnen wahrnahmen, und hörten, wie der Zivilles so gar erbärmlich schrie, als ob ihm schon das Messer in der Kehle stecke, traten sie zwischen die Kämpfenden und sagten dem Jorkus: er möge sich mit seinem Siege begnugen, indem solch ein Mord den Gesetzen der Waffenspiele schnurstracks entgegenliefe.

Kaum aber hatte Zivilles sich in Sicherheit gemerkt, als er laut über Ungerechtigkeit zu klagen anfing: er sei durch feige List heimtückischer Weise, als er den Sieg schon zu Händen gehabt, von seinem falschen Gegner hintergangen worden. Beide geriethen darüber in heftigen Streit und zankten und scholten sich zur Belustigung des ganzen Volks. Allein die Kampfrichter erwogen den ganzen Handel und thaten sodann den Ausspruch: Dieweil in ritterlichen Zweikämpfen Sandwerfen und Messerstechen nicht ublich sei, so sollten beide in ehrlicher Weise das Waffenspiel auf's Neue erheben, damit offenkundig wurde, wer der Tapferste von ihnen sei.

Ueber diesen Ausspruch wurden die Beiden gar nachdenklich und stille. Sie legten die Waffen zu den Fußen des Königs nieder und betheuerten wie mit einer Stimme, daß sie um keinen Preis in der Welt ein so gefährlich Spiel nochmal wagen wollten. Also erhob sich König Günther und sprach: „Weil ihr denn beide, einer so mannhaft und tapfer wie der andere gestritten, so sollt ihr euch auch in die Kampfpreise theilen.“ Ueber diese Worte war Niemand frohlicher als Jorkus und Zivilles.

Sie dankten gar ehrerbietig dem König und kehrten heim, viel wohlgemuther denn sie gekommen und daheim stellte ein Jeder von ihnen ein Festmahl an und dazu luden sie alle ihre Verwandten und Freunde und der Wein und die Trinksprüche wurden dabei nicht gespart, wie wie es bei Festmahlen üblich ist. Jeder von ihnen aber rühmte seine Heldenthat und schrieb sich wieder den Sieg zu, und darüber entstand zwischen den beiden Geschlechtern ein langer, langer Streithandel, den kein Gericht auf Erden zu schlichten vermochte; bis zuletzt ein Sohn aus dem Hause des Jorkus zur Aussöhnung eine Tochter aus dem Hause des Zivilles heirathete.

Aus dieser preiswürdigen Ehe aber ist im Verlaufe der Zeiten das edle, weitverbreitete Geschlecht deutscher Bärenhäuter entsprossen. Und fragst du, wer die Bärenhäuter sind, so wisse: es sind die gewaltigen Maulhelden, die Bruder Schlendrian und Schludrian, die stets auf der Bärenhaut müßig liegen und sich der Thaten ihrer Altvordern rühmen; die Rechthaber sind's, die nie etwas lernen und doch Alles besser wissen; die Würdelosen, die sich gegen die Niedern hochmüthig und gegen die Höhern niedrig erweisen; die falschen, tückischen Gesellen, die dich auf den Mund kussen und dir auf den Rücken spucken; die farblosen Wetterhähne, die nicht warm und nicht kalt, den Mantel immer nach dem Winde und den Blick nach dem aufgehenden Glücke kehren, die beim Kampf die Letzten und beim Preis die Ersten sein wollen, und die Rechenmeister, die in Allem zuerst und zuletzt nur an sich denken; die selbstgefälligen Neidvögel endlich, die mit Gott und der Welt zürnen und immer ihr Eigenlob singen. Allein nun wollen wir schweigen und sie auf ihrer Bärenhaut schlafen lassen, denn es sind ihrer viele und es ist ihnen nicht zu trauen, und wer es mit ihnen verdorben hat, den verfolgen sie wie die Wespen; und wem sie wohl wollen, dem geht's noch schlimmer, denn sie sind langweilig zum Sterben. So lebe denn wohl, lieber Leser, und hüte dich vor den Bärenhäutern, noch mehr aber davor, daß du selber keiner wirst.

Guido Görres.

Der Herr ist mit den Seinen.

(Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.)

Ein junger Gesell war, als er von Haus gezogen, von seinem Vater ermahnt worden, daß er drei Hauptlehren von ihm befolgen solle; erstlich: daß er fleißig zur Kirche ginge; zum Andern: daß vor böser Gesellschaft er sich hütete, und für's Dritte: daß er sich fein in der Leute Weise richten und schicken lernete. Wie er nun auszieht, kommt er an eines Königs Hof, hält sich wohl und kömmt bald in Gnaden und zu Ansehn. Diese Gunst und Gnade nun ward ihm von Andern nicht gegönnet: demnach ward er von Einem beim König verleumdet, als buhle er mit der Königin, und daß dem also sei, könne man aus seinen Geberden ersehen, denn wie sich die Königin geberde, so geberde er sich auch; wenn sie fröhlich sei, so stelle er sich auch fröhlich; wenn sie traurig sei, so stelle er sich auch traurig. Der König will ernstlich dieses selbst erforschen und in Augenschein nehmen, zieht also einmal einen schönen Ring von seiner Hand und giebt denselben seiner Gemahlin, welche darüber lachte und sich fröhlich stellte. Der junge Gesell stehet vor dem Tische und wartet auf, und als er siehet, daß der König und die Königin fröhlich sei, zeigte er sich auch fröhlich, als der gerne sah, daß der König und die Königin freundlich miteinander umgingen. Dieses merkte der König alles genau an. Auf eine andere Zeit stellte er sich zornig gegen seine Gemahlin, da wird sie traurig und weinet. Wie der Jüngling siehet, daß der König zornig und die Königin traurig ist, wird er auch betrübt, wie billig. Das deutet ihm der König zum ärgsten und vermeinet Ursache genug zu haben ihm das Leben zu nehmen. Er überlegt, wie er sich an ihm rächen möge; der Verleumder giebt dem König den Rath, er solle nicht viel Umstände mit ihm machen, sondern ihn alsbald in den Kalkofen stecken und verbrennen lassen; damit es auch unvermerkt zuginge, möchte der König dem Kalkbrenner sagen lassen, daß auf den Morgen um eine gewisse Stunde Einer zu ihm herauskommen und fragen würde, ob er des Königs Befehl ausgerichtet; denselben solle er nehmen und in den Kalkofen werfen. Darauf wird dem frommen Menschen der königliche Befehl aufgetragen, daß er am folgenden Morgen hinaus zum Kalkbrenner gehen und wie zuvor gedacht fragen solle. Indem er nun auf dem Wege begriffen einer offenstehenden Kirche vorbeigehet, ge-

denket er an seines Vaters Befehl, gehet erstlich in die Kirche, höret die Predigt, denket, er wolle noch Zeit genug kommen und seines Königs Befehl verrichten. Mittler Zeit, daß dieser in der Kirche ist, läuft der verleumderische Angeber hin zum Kalkbrenner, in Hoffnung, der andere werde schon zu Asche verbrannt sein, und fragt den Kalkbrenner, ob er des Königs Befehl ausgerichtet. Da nimmt ihn der Kalkbrenner ohne alle Barmherzigkeit und wirft den Verleumder in den Kalkofen. Ob er nun gleich schreiet, daß er's nicht sei, gegen den das königliche Mandat ergangen, so spricht doch der Kalkbrenner: er habe Befehl den in Ofen zu werfen, der am ersten zu ihm käme, wirft ihn also hinein und brennt ihn zu Asche. Nach der Predigt gehet der Andre hinaus zum Kalkbrenner, und fraget, ob des Konigs Befehl ausgerichtet? Der antwortet, es sei geschehen; mit welcher Antwort er zum Könige zurückkehret und berichtet, daß des Königs Befehl ausgerichtet sei. Der König erschrickt, verwundert sich über seine lebendige Wiederkunft, fraget nach dem Verlauf, wie es zugegangen sei; darauf der Jüngling saget, er habe des Königs Befehl ausgerichtet. Er sei aber nach seines Vaters Befehl zuvor in die Kirche gegangen. Unterdessen sei ein Anderer für ihn gekommen und in den Ofen geworfen worden. Daraus nimmt der König so viel ab, daß der Jüngling unschuldiger Weise verleumdet und der falsche Verleumder billig bestraft worden. Weiter hat der König gesagt, wie er's denn verstehen sollte, daß er sich seiner Gemahlin an Geberden gleich stellte. Darauf er geantwortet: sein Vater habe ihn ermahnet, er solle sich fein in der Leute Weise schicken lernen; derselben Lehre habe er wollen nachleben. Wenn demnach der König und die Königin fröhlich gewesen, habe er sich fröhlich erzeiget, wann sie traurig gewesen, habe er sich auch traurig erzeiget. Nachdem nun der König genugsam seine Unschuld gespürt, hat er ihn hernach lieb und werth gehalten.

Götzinger.

Wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten.

S. hatte, da er noch praktischer Arzt in A. war, einen Schneider, Namens H., der ein gar lieber Mann war. Er war aus Göttin-

gen gebürtig. Nach seinen Wanderjahren hatte er sich in A. verheirathet und war nach manchen Hindernissen Meister geworden. Aber wer kannte in A. den armen fremden Meister? Niemand ließ bei ihm arbeiten, die kleine Summe, die der gute Mann zum Anfang gehabt hatte, ging gar bald auf, und H. hatte nun kein Brod und keine Arbeit. So lange der Mensch noch allein auf der Welt steht, thut ihm wohl der Hunger auch weh, aber er ist doch nur ein körperlicher Schmerz; hat er aber einmal Frau und Kinder, dann brennen ihm die Thränen, die der Hunger seinen Lieben auspreßt, wie Feuer auf der Seele, die Noth wird dann ein den innern Menschen fast erdrückender, Herz durchbohrender Schmerz.

In der Lage war mein armer H. Die gute Frau vor langer Noth und Kummer krank, das Töchterchen, obgleich es seit etlichen Tagen die einzige Person in der Familie war, die, weil ja die Aeltern lieber ganz hungerten, um nur dem Kinde etwas geben zu können, ein wenig Brod bekommen hatte, auf der Thürschwelle sitzend und vor Hunger weinend; der Vater, der wohl vor Mattigkeit kaum mehr aufrecht stehen konnte, drängt sein bleichgehärmtes Gesicht an's Fenster, und sieht hinaus. Aber draußen war finstre Nacht und sehr starker Regen und Sturm, in seinem armen Herzen sprach es immer: ohne Hulfe, ohne Hulfe! Da wurde das geängstete, zerschlagene Herz auf einmal von seinen Banden frei, es konnte recht innig und mit tausend milden Thränen zu Dem flehen und um Hulfe seufzen, der unsre Zuflucht und Zuversicht noch sein will, wenn keine Menschenhulfe mehr nutzen kann. — Aber wer soll ihm denn noch heute, und sein Herz mußte in dieser äußersten Noth bitten: „noch heute!" in diesem Regenwetter und Sturm Brod bringen?

Da kommt auf einmal noch Jemand auf der finstern, stillen Treppe herauf, sucht an der Thure, und es war der Hausknecht aus dem gegenüberstehenden Gasthof. Ein dort liegender Fremder hatte einen Schneider begehrt, der ihm schnell, noch in dieser Nacht, ein Paar Beinkleider fertigen sollte, der Hausknecht hatte in dem schlimmen Wetter nicht erst weit nach einem ihm bekannten Meister gehen mögen und rief den armen H.

Da dieser zu dem Fremden in seiner armen Kleidung und mit seiner von langem Kummer schüchtern gewordenen Miene hineintritt, mißt ihn der mit großen Augen, fragt ihn, ob er sich's wohl getraue, das verlangte Kleidungsstück zu fertigen, er (der Fremde) sei überaus eigensinnig, und ihm habe noch kaum ein berühmter Meister Kleidungs-

stücke dieser Art zur vollen Zufriedenheit und doch auch mit der nöthigen Bequemlichkeit gefertigt. Das dazu bestimmte Tuch sei sehr fein und theuer, es sei deshalb sehr Schade, wenn es verdorben würde, er wolle ihm lieber einige Groschen für sein Herbemühen geben, und einen anderen Meister rufen lassen. Der arme, in seinem Handwerke wirklich geschickte H. fuhlt sich über jenen Mangel an Zutrauen tief gekränkt, versichert, er wolle den Fremden wohl zufrieden stellen, und dieser, den etwas in der Miene des H. Liegendes, oder auch sonst ein anderer Grund nachgiebig macht, giebt ihm das Tuch, mit der Aeußerung: nun er wolle das nur einmal an eine sehr wahrscheinlich mißlingende Arbeit wagen.

Die Liebe giebt dem armen, aus Hunger sehr müden H. Kraft, die ganze Nacht hindurch zu arbeiten. Er sitzt ja bei dem Bette seiner lieben Frau und seines schlafenden Kindes, die er morgen beide wird erquicken können. Wenn die Kräfte nicht mehr aushalten, wenn die Augenlieder zusammensinken wollen, sieht er die beiden Schlafenden an, die matte Hand erhält neue Kraft, wenn er sie auf die kranke, heiße Hand seiner lieben Frau, oder auf die, heute recht bleich aussehende Wange des Kindes legt; so ist gegen Morgen die Kleidung fertig.

Er trägt sie zur bestimmten Stunde dem Fremden hin, und dieser findet jene Kleidung so vollkommen nach seinem Wunsche, daß er dem armen Schneider mehr giebt als gewöhnlich, und da er die Freudenthränen sieht auf der Wange, noch mehr. Der Arme geht und erquickt sich und die Seinen.

Aber sein gestriges Abendgebet aus dem geängsteten und zerschlagenen Herzen war auf eine Weise erhört worden, wie er sich's heute, so sehr auch seine Seele voll Freude und Hoffnung, sein Mund voll Dankes war, nicht träumen konnte. Der Fremde blieb diesen Tag noch in A. Bei einem gar sonderbaren Zufall, der in einer vornehmen Gesellschaft, wobei der Fremde war, sich ereignete, fand er eine sehr gute Gelegenheit, den armen Schneider als einen in seinem Handwerke ganz vorzüglich geschickten Meister anzuempfehlen. Mehrere Anwesende merkten sich Wohnung und Namen, und von nun an fand H. so viele Arbeit, daß er sich nie mehr mit den Seinen hungrig schlafen legen durfte und daß er später sein Auskommen sehr gut hatte. Aeußere Leiden verließen ihn freilich nie ganz. S. hat ihn als Arzt am Krankenbette eines lieben Sohnes und am Sterbebette jener ältesten Tochter gesehen, die einst die Leidensgefährtin der armen Aeltern in den schweren ersten

Jahren ihres Ehestandes gewesen war, und die deshalb beide als die liebe Genossin ihrer Noth und ihrer wunderbaren Rettung unter allen ihren Kindern ganz vorzuglich liebten. S. hat damals die stillen Thränen und das von Ergebung in einen höheren Willen zeugende, ruhige Angesicht des Mannes gesehen, und dies überzeugt ihn noch jetzt, daß der Mann das Kleinod in seinem Herzen hatte, das dem S. selbst damals noch ein verborgenes Geheimniß war.

Schubert.

Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein ublicher Fußweg uber den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlupfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthumer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte der beschadigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab bei Tag, wenn er sonst Nichts zu thun hatte, fleißig Acht, und wenn ein unverstandiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gerstensaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfandete ihn, oder that's mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur desto schlimmer, und die Dornäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und Mancher that's vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas Anderes zu Statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trockenem Wetter und hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthüre hinaus,

und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte, und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe an diesem Orte verspätete und den nächsten Weg nach Hause doch über diesen verschrienen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: „Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Fäuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen." Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Todtenstille war rings umher, nur ein Paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher selber gestand, und wäre gern wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbei gehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verräth sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich selber: ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht auf's Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sei. Er fing daher an mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen, wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter Nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein

Paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierathen im Gesichte herumging, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betruger und Gaukelhans eben so sein Recht und seinen Meister finden mochte.

Hebel.

Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen baierischen Stabsoffizier ermordet, und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte, und ihr Leid Gott klagte: und wollten sie auch ermorden. „Ja," fuhr sie Einer von ihnen wüthend an, und war der Allerärgste, „für Euer Leben giebt es kein Lösegeld, und Euer Bürschlein da hat auch baierisch Blut in den Adern. In einer Stunde mußt Ihr sterben, zuerst Euer kleiner Sadrach, hernach Ihr. Laßt ihr eine Stunde Zeit," sagt' er zu den Andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin."

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, Ihr kennt mich noch, so bitte ich Euch, Ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir Euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen diesen Plunder an," den er unter dem Mantel hervorzog, „so will ich's versuchen, ob ich Euch mit Gottes und unserer Frauen Hülfe auch retten kann." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wieder kam, stand sie schon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht in's Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht, und gab ihr eine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgar-

disten und Hellebardirern des Sandwirths Hofer gehörte. „Kommt denn jetzt," sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn Ihr hinaus kommt und macht Euch ein wenig breit." Als sie aber mit einander die Treppe hinab gingen, kamen die Andern wieder, und: „Hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?" fragte ihn Einer. Da sagte er: „Nein, sie hat die Thür zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig sein. Ich hab' sie durch's Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah." Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die Andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thür lärmten und pochten, und in das leere Gemach hineinriefen: „Seid Ihr bald fertig? die Thür soll bald eingetreten sein," brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kind lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt und bis an ein baierisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufging.

Hebel.

Brod und Salz segnet Gott.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, daß der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „Es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb." Nun trug es sich zu, daß ein Fürst auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von seinen Dienern abkam, also daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhlerhütte, und der Eigenthümer stand in der Thüre. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was hast du zum Besten?"

Der Köhler antwortete: „Ick hebbe Gott un allwege wol (genug)." „So gieb her, was du hast," sprach der Fürst. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brod, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürst und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar sein, aber er hatte kein Geld bei sich; darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn

dem Köhler, dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geschah.

Als der Fürst heim gekommen war, sandte er Diener aus, die mußten diesen Köhler holen. Der Köhler kam, und brachte den geschenkten Steigbügel mit; der Fürst hieß ihn willkommen, und zu Tische sitzen, auch getrost sein, es solle ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Furst: „Mann, es ist diese Tage ein Herr bei dir gewesen; sieh herum, ist derselbe hier mit über der Tafel?“ Der Kohler antwortete: „Mi ducht, je sund et wol sulvest,“ zog damit den Steigbugel hervor und sprach weiter: „Will ji dut Dink wedder hebben?“ „Nein,“ antwortete der Furst, „das soll dir geschenkt sein, laß dir's nur schmecken und sei lustig.“ Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, ging der Fürst zu dem Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „Nun, Mann, nimm so vorlieb, es ist nicht viel zum Besten gewesen.“ Da zitterte der Kohler; der Fürst fragte ihn, warum? er antwortete: er durfte es nicht sagen. Als aber der Furst darauf bestand, sprach er: „Och Herre! ase ji saden, et wäre nig väle tom besten west, da stund de Dufel achter ju!“ „Ist das wahr,“ sagte der Furst, „so will ich dir auch sagen, was ich gesehen. Als ich vor deine Hutte kam und dich fragte, was du zum Besten hätteſt, und du antwortetest: „Gott und allgenug!“ da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum aß ich von dem Brod und Salz und war zufrieden; will auch nun kunftig hier nicht mehr sagen, daß nicht viel zum Besten gewesen.“

Brüd. Grimm.

Die wiedergefundene Tochter.

Herr Saladin, ein Kaufmann in Paris, hatte außer anderen Kindern ein Tochterchen, ein zartes, schönes Kind, und das jüngste von allen. Eines Tages hatte es seine Warterin spazieren gefuhrt, und weil eben ein großer Festtag war, hatte sie ihm seine besten Kleider angezogen und auch ein goldenes Kettchen um den Hals gehängt. Beim Nachhausegehen trifft es sich, daß der Warterin ein Bekannter in den Weg kommt, mit dem sie in ein tiefes Gespräch geräth, und wahrend dieser Zeit macht sich das Kind von ihrer Hand los, um mit Bequem-

lichkeit das Spielzeug zu besehen, womit ein Kramladen aufgeputzt war. Es war dies auf einem Platze, wo mehrere Straßen ausliefen, eng und winklicht, und wieder von Gäßchen durchschnitten, wie es eben in dem alten Labyrinthe von Paris ist. Auf einmal entsteht ein Lärm und Geschrei. Flüchtige Pferde, die sich von einem Wagen losgerissen haben, und einen Theil des Zeuges hinter sich herschleppen, was sie noch wüthender macht, kommen durch eine enge Straße herbeigerannt, und gerade auf die Wärterin zu, die in dem Augenblicke nur an ihre Sicherheit denkt, und in die nächste Straße flieht. Auch das Kind flieht in tödtlicher Angst, aber in eine andere Straße, und als sich beide vom ersten Schrecken erholt hatten, waren sie weit auseinander. Und nun fängt für beide eine neue Angst an. Die Wärterin läuft nach der vorigen Stelle zurück, ruft, fragt; aber in dem Getümmel und Strömen der Menschen hat Niemand auf das Kind geachtet. Das Kind seinerseits läuft immer gerade aus, und weint vor sich hin, und wie es so eine Weile gelaufen ist, kömmt ein altes Weib gerade darauf zu, nimmt es auf den Arm und sagt: „Find' ich dich endlich, Schätzchen? ich habe dich schon lange gesucht;" und läuft mit dem weinenden Kind so schnell sie nur kann davon, so daß Jedermann meint, die Alte sei eben des Kindes Wärterin. Die war es aber freilich nicht, sondern die rechte Wärterin war nach vielem Hin- und Herlaufen nach Hause gegangen, in der Hoffnung, das Kind würde vielleicht auch schon da angekommen sein. Da es sich nun aber nicht so fand, so könnt ihr euch vorstellen, wie groß der Schrecken der Aeltern war. Alles machte sich im Hause auf die Beine, und lief und suchte; aber während sie nach der einen Seite liefen, war das Weib mit seiner Beute nach einer andern gelaufen, und da sie eine öde Gegend der Stadt erreicht hatte, fing sie an das Kind auszuziehen; erst das goldne Kettchen, das es am Halse trug; dann das feine Musselinkleid, mit neuen seidnen Bändern gebunden; ja, sie war im Begriff ihm auch das Hemd zu nehmen, und es dann seinem Schicksale preis zu geben, wo es vielleicht in der Kälte der Nacht umgekommen wäre; aber das Kind schrie so jämmerlich, daß die ruchlose Räuberin bemerkt zu werden fürchtete, und mit ihrem Raube entlief. Das unglückliche Kind stand nun allein und unbekleidet auf der öden Stelle, und schon brach die Dämmerung ein, und es wußte nicht, wo es hin sollte, sondern blieb immer auf demselben Platz, und schrie bald nach seiner Wärterin, bald nach Vater und Mutter. Da kam ein lahmer Bettler auf seiner Krucke, und sah das jammernde Kind, und fragte es, warum es denn

so weine. Da sagte es, es wolle nach Hause; aber wo das Haus war, wußte es nicht; auch nicht, wie sein Vater hieß. Der Bettler dachte: das Kind kann mir ja betteln helfen, für ein so hübsches Gesichtchen giebt manches ein Paar Kreuzer mehr. Vielleicht lassen es die, denen es angehört, aufsuchen, und dann setzt es wohl für den ehrlichen Finder ein gutes Trinkgeld ab. Er nahm also das Kind bei der Hand, das vor Furcht und Kälte zitterte, und sagte: „Sei nur still, Mäuschen, ich will dich nach Hause zu deinem Papa bringen.“ Da wurde dem Kinde wohl und weh; denn es fürchtete sich vor dem bärtigen Mann. Indeß lief es mit. Da er es aber in ein kleines verfallenes Häuschen brachte, und drei oder vier elende Stiegen auf den Boden, wollte das Kind nicht fort, sondern schrie immer: „Aber da wohnt ja mein Papa nicht!“ Der Bettler zog es mit Gewalt fort, fuhr es auch mit rauher Stimme an und drohte ihm mit der Krucke, wenn es mucksen würde. Nun kam es, still in sich hineinweinend, in einen elenden Verschlag, wo das Fenster mit Papier zugeklebt war, und ein schmutziger Tisch nebst einem gebrochenen Schemel stand. Auf der Erde lag altes Stroh zum Lager; darauf ließ er das Kind niederlegen; es konnte aber nicht einschlafen. Und da es sich hin und her warf, fragte es der arme Mann, ob es vielleicht Hunger hätte, und gab ihm eine harte Brodrinde aus seiner Tasche. Da nagte das Kind daran und schlief ein. Am andern Morgen brachte der Bettler dem Kinde einen häßlichen Kittel, den er irgendwo geborgt haben mochte, und da er ihm etwas zu lang war, riß er unten einen Fetzen ab, so daß es nun noch lumpiger aussah. Und nun ging er mit dem Kinde nach der neuen Brücke, die über die Seine geht, und wo täglich die halbe Stadt hinüber und herüber zieht. Hier setzte sich der Bettler auf einen Stein und das arme Kind mußte sich neben ihn stellen, und wenn Jemand vorüber ging, der so aussah, als wenn er etwas geben könnte, mußte es die Hand hinhalten und sagen: Prie, prie, ayez pitié d'un pauvre estropié, d. h.: Bitte, bitte, erbarmt Euch eines armen Krüppels. Viele gingen vorbei und achteten es nicht; mancher gab auch wohl einen Sou und mochte sich über das artige Gesichtchen in dem groben Kittel wundern; aber was es damit für eine Bewandtniß habe, darnach frug keiner. Denn jeder hat da mit seinen eigenen Geschäften vollauf zu thun, und nicht viel Zeit sich um Andere zu bekümmern. Es kamen auch einige Ausrufer, die verlorene Sachen ausriefen, und der Bettler spitzte sein Ohr; aber sie suchten goldene Petschafte, Ringe, Shawls und dergleichen; Kinder suchte keins. So verging eine Stunde

nach der andern, und das Kind wurde müde, und wie es so auf dem Eckſteine ſaß, lehnte es ſich mit dem Köpfchen an den armen Mann und ſchlief ein.

Herr Saladin nun hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan, und ſeine Frau eben ſo wenig, und Niemand im ganzen Hauſe; und ſie warteten nur, bis der Tag anbrach, um ihre Nachforſchungen fortzuſetzen. Denn bis nach Mitternacht waren ſie mit Laternen umhergezogen. An allen Schlagbäumen und Hauptwachen forſchten ſie, und den Polizeidienern verſprachen ſie Geld, wenn ſie das Kind ſpürten. Die aber hatten das geputzte Kind in Gedanken, wie es ihnen beſchrieben wurde, nicht das in dem zerriſſenen und ſchmutzigen Kittel. Da nun wieder alles Forſchen vergebens war, meinten ſie endlich, das Kind könne in den Fluß gefallen ſein. Ganz traurig und mit beklommenem Herzen ging Herr Saladin an dem Ufer hin, und dachte an den Jammer ſeiner Frau, und wie Dämmerung anbrach, kam er an die neue Brücke, wo der Bettler ſaß, und das ſchlafende Kind auf dem Steine neben ihm. Und ſchon hatte er dem armen Mann im Vorübergehen ein Dreiſousſtück in den Hut geworfen, da rief das Kind im Schlafe: Ah Mamañ, ma chère Maman! und ſchlief immer fort. Die bekannte Stimme fuhr Herrn Saladin durch's Herz; er ſah hin und erkannte in den ſchmutzigen Lumpen die Geſtalt ſeiner Sophie. Sogleich riß er ſie in die Höhe, nahm ſie auf den Arm und weckte ſie mit ſeinen Küſſen auf. Was das Kind für Augen machte, da es ſeinen Vater wieder ſah, könnt ihr euch denken. Es ſchlang ſeine beiden Aermchen um ſeinen Hals, drückte und küßte ihn und wollte ihm gar nicht wieder vom Arm herab. Herr Saladin zögerte auch nicht lange an dieſer Stelle, ſondern nachdem er von dem Bettler erfahren, wie er zu dem Kinde gekommen, — das Uebrige erzählte die kleine Sophie in der Folge ſelbſt — und ihm ein ſchweres Goldſtück zum Geſchenk gegeben hatte, eilte er mit ſeiner lieben Bürde auf dem Arme nach Hauſe, wo die jammernde Mutter auf dem Sopha lag, und mit immer ſteigender Angſt die Rückkehr ihrer Diener und ihres Mannes erwartete. Dieſer ſprang, ohne daß ihn Jemand bemerkte, mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf, öffnete leiſe die Thür und ließ Sophien hinein, während er ſelbſt auf der Schwelle ſtehen blieb. Die Freude der Mutter und den Jubel im ganzen Hauſe will ich nicht beſchreiben. Und auch in dieſer Nacht ſchliefen nicht viele Augen in Herrn Saladin's Hauſe; aber diesmal aus Freude über die Rückkehr des geliebten Kindes. Daß die unvorſichtige Wärterin einer beſſeren und

aufmerksameren Platz machen mußte, könnt ihr leicht glauben. Böse zwar hat sie's nicht gemeint. Aber Unachtsamkeit im Beruf ist auch ein schweres Unrecht.

Jacobs.

Tod der alten Großmutter Katharine Rudi.

Der Maurer Lienhard zu Gertrud, seiner Frau: Der Junker hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle sehr in Noth sind, zu Taglöhnern bei diesem Bau angenommen und er giebt jedem des Tages 25 Kreuzer. Du Liebe, du hattest sehen sollen, mit was fur Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O, sage mir doch das recht.

Lienhard. Ja, wenn ich es jetzt noch so wußte.

Gertrud. Besinne dich ein wenig.

Lienhard. Nun denn: Er fragte allen armen Hausvätern nach, wie viel Kinder sie hatten, wie groß sie wären, was fur Verdienst und Hulfe sie hätten; dann suchte er die verdienstlosesten und die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, heraus, und sagte zweimal zu mir: Wenn du Jemanden kennst, der wie du im Drucke ist, so sage es mir. Ich nannte vor allen den Hübel-Rudi, und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienst.

Gertrud. Es ist brav, daß du den Rudi deine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen etwas nachtragen, Frau, und diese Haushaltung ist erschrecklich elend. Ich habe den Rudi erst vor ein Paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen, und ich that, als ob ich ihn nicht sähe. Es ging mir an's Herz; er sieht aus wie Theuerung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu essen.

Gertrud. Das ist wohl gut, du Lieber; aber das Stehlen hilft nicht im Elend, und der Arme, der es thut, kömmt dadurch nur doppelt in die Noth.

Lienhard. Freilich; aber beim nagenden Hunger Eßwaaren vor sich sehen, und wissen, wie viel daran in den Gruben verfaulen muß und wie selber alles Vieh genug davon hat, und sie dann noch liegen lassen und sie nicht anrühren, o Liebe, wie viel braucht es dazu!

Gertrud. Es ist gewiß schwer; aber eben so gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich.

Lienhard. O Liebe, wer würde in seinem Falle es thun? Wer will es von ihm fordern?

Gertrud. Gott, der es von dem Armen fordert, giebt ihm Kraft es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Noth und durch die vielen Leiden seiner Umstände zu der großen Ueberwindung, zu der er aufgefordert ist. Glaube mir, Lienert, Gott hilft dem Armen so im Verborgenen und giebt ihm Stärke und Verstand, zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was fast unglaublich scheint. Wenn er dann durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert, dann ist ihm himmelwohl, viel besser, als Allen, welche nicht Anlaß hatten so viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud, an dir weiß ich es; ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größten Noth auf Gott trautest, und zufrieden warst; aber wenige Menschen sind im Elend wie du, und viele sind im Elend, wie ich, — bei dem Drange der Noth und des Elends sehr schwach; darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brod zu verschaffen; ich glaube, sie würden denn alle auch besser sein, als sie jetzt in der Verwirrung ihrer Noth und ihres vielen Jammers sind.

Gertrud. O Lieber, das ist bei weitem nicht so. Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein; aber das ist nicht so. Bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen, und zu diesem Zwecke kommen die weit mehreren Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden; Gott würde uns sonst wohl gern lauter Freuden gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar nothwendig, daß viel Elend und Noth in der Welt sein muß; denn ohne das kömmt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zu innerer Ruhe, und wo das mangelt, ist es gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht, er mag Ueberfluß haben oder nicht. Der reiche, alte Meyer hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirthshause; dabei ist er aber nicht glücklicher als der arme Wächter, der, obgleich er auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet. — —

Hubel-Rudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten

war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi: „Suche mir doch diesen Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere."

„O, Mutter, sobald das Feuer im Ofen erloschen sein wird, will ich gehen," sagte Rudi.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin dir zur Last.

Rudi. O Mutter, Mutter, sage das doch nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott, mein Gott! konnte ich dir nur auch, was du nothig hast, geben! Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht; das geht mir an's Herz, Mutter.

Die Mutter. Grämе dich nicht, Rudi. Meine Schmerzen sind, Gottlob, nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter, noch nie that mir meine Armuth so weh, als jetzt, da ich dir Nichts geben und Nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und tragst du meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man seinem Ende so nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi, denn er starket mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht.

Rudi. O, mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi, ich gehe in's bessere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi. Du warst die Freude meiner Jugend und bist der Trost meines Alters, und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen; dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denke an mich, Rudi; alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist heilig Alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbste reifet, und der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind

ihm nur ein Traum. Denke an mich, Rudi, es wird dir wohl gehen bei allen deinen Leiden.

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen; ich muß es dir sagen.

Rudi. Was ist es denn, liebe Mutter?

Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte und gebratene Erdäpfel aus seinem Sacke aß. Er gab seinen Geschwistern. Und auch sie aßen verstohlen. Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben; ach er würde mir auch einen gebracht haben, wie er es tausendmal that. Es ging mir allemal an's Herz, wenn er so mit etwas auf den Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! — O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie mir dieser Gedanke seit gestern das Herz schwer macht! Wo ist er? Bring' mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter an's Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Mal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme, und senkt das schwache, sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut: „Großmutter, was willst du? du stirbst doch nicht, ach stirb doch nicht, Großmutter!" Sie antwortet gebrochen: „Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald sterben."

„Jesus, ach mein Gott, stirb doch nicht, Großmutter!" sagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen.

Die Mutter erholt sich aber wieder und sagt: „Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege." Und der Rudeli: „Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?"

Die Mutter. Thu' doch nicht so, du Lieber; ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich es mir, du Lieber.

Rudeli. Ja, Großmutter, ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt es und glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter, ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeihe mir es doch, Großmutter, ich will es nicht mehr thun; verzeihe mir es doch, ich will es gewiß nicht mehr thun, Großmutter.

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli. (schluchzend). J — j — ja, Großmutter.

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau — Mau — Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gotteswillen, ich darf nicht.

Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr thust; ohne Widerrede mußt du gehen, und um Gotteswillen, mein Lieber, nimm doch nichts mehr! Gott verläßt Niemand, er giebt allemal wieder. O Rudeli, wenn es dich schon hungert, wenn du schon Nichts hast, und Nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott und stiehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter, ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber! — Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen, und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe doch auch mit ihm und sage des Maurers Leuten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurückgeben könne, und sage ihnen, ich wollte Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne. Es thut mir so weh, sie haben das Ihrige auch so nöthig,

und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten sich bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchbringen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein Paar Tage dafür, daß er das Seinige wiedererhalte, nicht wahr?

Rudi. Ach mein Gott, von Herzen gern, meine liebe Mutter.

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt an's Fenster. —

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: „O Gott, Rudi, es ist der Vogt. Gewiß sind das Brod und die Butter, wovon du mir Suppe kochst, noch nicht bezahlt."

Rudi. Um Gotteswillen, bekummre dich nicht, Mutter; es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

„Ach, er wartet dir nicht," sagte die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt; die Kranke aber seufzt bei sich selber, und sagt: „Seit unserm Handel — Gott verzeih' ihm dem armen, verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich in's Herz gegangen, wenn ich ihn sah, und, ach Gott! in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe und den letzten Groll überwinde und für seine Seele bete. Ich will es thun. „Gott, du leitetest den Handel, verzeih' ihm! Vater im Himmel, verzeih' ihm!"

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: „Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi, du kommst um meinetwillen unter seine Hände." Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: „Vater, komm doch, komm doch, die Großmutter ist, glaub' ich, todt."

Der Rudi antwortete: „Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube." Und der Vogt: „Ja es thut Noth, das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird."

Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: „Er war zornig, Rudi; er will dir gewiß nicht warten!"

Rudi. Nein, Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder erholt?

„Ja," sagte die Mutter, ernsthaft und wehmüthig ihn ansehend. „Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und du allein leiden? Er hat dir gedroht."

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter, er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau, und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott, ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter; und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun sterbe ich leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und, Rudi, glaub' es doch ewig fest: Je größer die Noth, je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile, dann sagte sie wieder: „Ich glaube, es ist mit mir aus; mein Athem nimmt alle Augenblicke ab. Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen."

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Kniee vor dem Bette seiner Mutter, faltet die Hände, hebt die Augen gen Himmel und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: „Fasse Muth, Rudi, zu hoffen auf's ewige Leben, wo wir uns wiedersehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorüber geht, ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staub stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen und nicht einen Andern."

Der Rudi hatte sich wieder erholt und sagte: „So gieb mir deinen Segen, Mutter; will's Gott, komme ich dir auch bald nach in's bessere Leben."

Und dann die Mutter: „Erhöre mich, Vater im Himmel, und gieb deinen Segen meinem Kind, dem einzigen, das du mir gegeben hast und das mir so innig lieb ist! Rudi, mein Gott und mein Erlöser sei mit dir, und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abraham willen Gutes gethan hat, ach, so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke und seinen Namen preise! — Höre mich jetzt, Rudi, und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel vertrauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid, so wird es ihnen auch in ihrer Armuth wohl gehen. Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so gehe zu ihm hin und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen

gegen ihn gestorben, und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde." Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: „Rudi, gieb mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt."

Und Rudi stand von seinen Knieen auf und brachte Alles der Mutter.

Da sagte sie: „Bringe mir jetzt auch die Kinder alle."

Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett, und auch diese fielen vor dem Bette der Mutter auf ihre Kniee nieder.

Da sagt sie zu ihnen: „Weinet nicht so, ihr Lieben; euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern, und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß; aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird, so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben. Ich hinterlasse euch zwar nichts, aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering. Kinder, es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort auch euer Trost sein, Kinder, und eure Freude, und liebet einander und helfet und rathet einander, so lange ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird es euch wohl gehen im Leben. Und du, Rudi, behalte dem Betheli die größere, dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen das Gebetbuch zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi, aber du hast keines nöthig, du vergissest meiner nicht."— Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: „Gieb mir deine Hand, du Lieber. Gelt, du nimmst doch Niemand etwas mehr?"

„Nein doch, Großmutter, glaube mir es doch auch, ich werde gewiß Niemandem etwas nehmen," sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

„Nun, ich will dir es glauben und zu Gott für dich beten," sagte die Mutter. „Sieh, Lieber, da gebe ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es und denke an mich und sei fromm und treu."

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Katharine zehen Jahre bei ihm gedient und ihm so zu

sagen geholfen habe seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben gewesen, daß der Katharine Alles anvertraut worden sei und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine selige Frau regiert habe. Der Pfarrer danke ihr dafur und gebe ihr das Zeugniß, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe. — Sie hatte auch wirklich ein betrachtlich Stuck Geld in diesem Dienste erworben und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen nachher wieder abprozessirt hat. Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: „Es sind noch zwei gute Hemde da. — Gieb mir keines von diesen in's Grab; das, so ich trage, ist recht. Meinen Rock und meine zwei Furtucher laß, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden. Wenn du immer kannst, so halte fur sie eine Geiß im Sommer durch; das Bethcli kann sie huten. Du dauerst mich, daß du so allein bist, aber fasse Muth und thue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dir's jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch fur dieses." Die Mutter schwieg jetzt, und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann standen sie auf von ihren Knieen, und Rudi sagte zu der Mutter: „Mutter, ich will dir jetzt auch das Laub in die Decke holen." Sie antwortete: „Das hat jetzt keine Eile, Rudi, es ist, Gottlob! jetzt warmer in der Stube, und du mußt jetzt mit dem Kleinen zum Maurer."

Der Rudi winkt nun dem Bethcli aus der Stube und sagt: „Gieb auf die Großmutter Acht, und wenn ihr etwas begegnet, so schicke das Anneli mir nach; ich werde bei dem Maurer sein." —

Rudi nahm jetzt den Kleinen an der Hand und ging mit ihm. Gertrud war allein zu Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thranen in den Augen hatten.

„Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine?" fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

„Ach, Gertrud, ich bin in einem Ungluck," antwortete Rudi. „Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Male aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat es gestern gemerkt und er hat es ihr bekannt. Verzeih' es uns, Gertrud. Die Großmutter ist auf dem Todbette, ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorgen nicht, was ich sagen soll. Gertrud, sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir

leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein Paar Tage kommen und dir dafür arbeiten. Verzeih' es uns, der Knabe hat es aus dringendem Hunger gethan."

Gertrud. Schweig' einmal hiervon, Rudi, und du, lieber Kleiner, komm, versprich mir, daß du Niemandem mehr etwas nehmen willst. — Sie küßt ihn und sagt: „Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so brav und fromm wie sie."

Rudeli. Verzeihe mir, Frau, ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind, thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr, und wenn dich hungert, so komm lieber zu mir und sage es mir; wenn ich kann, will ich dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun auch nicht mehr zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach, es freut mich, daß die Mutter noch diesen Trost erlebt hat. Sage doch deinem Manne, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und spät, und ich wolle mir die Erdäpfel doch auch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Davon ist keine Rede, Rudi, mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gottlob, durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist. — Sie füllt dem Rudeli seinen Sack (Tasche) mit dürrem Obst und sagt ihm noch einmal: „Du Lieber, nimm doch Niemand etwas mehr," und geht dann mit Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammenlas, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin. Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

„Du weinest, Gertrud," sagte die Großmutter; „wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?"

Gertrud. Ach, was verziehen? Katharine, eure Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute.

Katharine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweige doch hiervon, Katharine. Ich wollte, ich könnte bei deiner Krankheit dir in etwas helfen.

Katharine. Du bist gut, Gertrud, ich danke dir, aber Gott wird bald helfen. Rudeli, hast du sie um Verzeihung gebeten? hat sie dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter; sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürres Obst.)

„Wie ich schlummre!“ sagte die Großmutter. „Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?“

Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernst.

Katharine. Es übernimmt mich ein Schlummer und es dunkelt vor meinen Augen, ich muß eilen; Gertrud,“ sagte sie leise und gebrochen, „ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen, — darf ich dich noch bitten, Gertrud, — wenn ich todt sein . . . . diesen armen verlassenen Kindern . . . sie sind so verlassen . . . . (sie streckt die Hand aus, die Augen sind schon zu) — darf ich hoffen . . . . folge ihr, Rudi . . . .“ Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte zu den Kindern: „Rede keins ein Wort, sie schlaft. Wenn sie sich noch wieder erholte!“ Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi.

Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben. Leser, laß mich schweigen und weinen, denn es geht mir an's Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reift, und wie sie in Prunk und Tand der Erde unreif verwelket.

Menschheit, wage doch, wage doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen, und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennest, sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat! Aber ich schweige, ich will euch nicht lehren, Menschen. Nur hatte ich gern, daß ihr selbst die Augen öffnetet und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: „Wie mich die liebe Mutter reuet! Wie sie so gut war! Gertrud, gelt, du willst auch an ihre letzte Bitte denken?“

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie ein Stein, wenn ich es vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach, Gott wird dir vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzt, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern, mit warmen Thränen, besorgt die Todte zu Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

Pestalozzi.

Tod einer guten Tochter.

Ich kann von dieser meiner Tochter mit Wahrheit sagen, was Petrarca von seiner Laura sagte: die Welt kannte sie nicht, so lange sie sie hatte, und nur denen ist sie bekannt, die hier blieben sie zu beweinen!

Einsamkeit war ihre Welt, und Eingezogenheit ihre Freude. Sie unterwarf sich mit heiliger Gelassenheit jeder Fügung Gottes, und hatte die größte Leidensfähigkeit bei tiefer angeborner Schwäche. Sanft und gütig, liebreich und doch immer stille gepreßt, furchtsam und zurückhaltend, und selten anders als durch eine Art von kindlichem Enthusiasmus mittheilsam war die weibliche Seele, von der ich hier spreche, und die mir durch ihr stilles Leiden unter der größten Marter gezeigt hat, welche Kraft die Seele, oft bei der größten Schwäche des Körpers, in der Einsamkeit erwirbt. Alles Gute machte auf sie Eindruck; aber sie war lässig in allen ihren Aeußerungen und in allem ihrem Thun, bei wenigen guten Freundinnen ausgenommen, wo Furcht sie nicht niederhielt.

Sie hatte einen aus Naturkräften mir unerklärbaren Heldenmuth zum Dulden und Leiden; auch, so oft sie wollte, einen über die Welt weggehobenen Sinn, und, zu meinem größten Erstaunen, eine selbstständige Erhabenheit, und ein Wegsehen über allen Flitter, den die Menschen schätzen und furchten. Göttlich freudig sah ich sie immer, wenn sie vom heiligen Abendmahl kam. Sie traute Gott ganz, sich

selbst durch eigenen Antrieb in nichts; und doch Alles, was ich wollte, daß sie thue, das that sie. Sie war ein äußerst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte, und es mir nie sagte. Ich hätte mein Leben für sie hingegeben, und sie das ihrige für mich. Es ward meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das Höchste, was sie zu meiner Freude wagte, war, daß sie mir etwa eine Rose brachte; aus ihrer Hand einen Schatz. Ganz unvermuthet, und schrecklich anhaltend, befiel sie ein ungewöhnlich großer Blutsturz aus ihren Lungen, von dessen todtlichem Ausgang ich bei ihrer Leibesbeschaffenheit in der ersten Stunde gewiß war. Zwölfmal in diesem Tage stürzte ich nieder, von einem krampfhaften Schmerz, der mich zu todten schien. Das wußte sie nicht. Sie wußte auch nicht, daß ich ihren Zustand für so gefahrlich hielt; aber sie fühlte die Gefahr, und sagte es mir nie. Sie lächelte; wenn ich kam, sie lächelte, wenn ich ging. Die ganze Krankheit hindurch, unter tief verwickelten erschrecklichen Leiden, klagte sie niemals. Auf alle meine Fragen gab sie mir eine kurze, sanfte, liebreiche Antwort; aber sie erzählte nichts. Ihr Körper fiel in Trümmern, unter Blicken der süßesten Milde und der innigsten Liebe.

Sie, ach sie, mein Kind, meine einzige Tochter, starb vor meinem zitternden Antlitz, in ihrem funfundzwanzigsten Jahre, im neunten Monat ihrer Krankheit. In ihrem Leichnam fand sich, außer den gewöhnlichen Todesursachen der Schwindsucht in beiden Lungen, die Leber ungewöhnlich groß, der Magen ungewöhnlich klein, und in einen ganz unnatürlich kleinen Klump zusammengepreßt, und das Gekröse voll Verhärtungen, also Uebel genug, um die Seele zu binden, zu hemmen und zu pressen. Zufälle verstopfter Eingeweide hatten sich von ihrer Jugend an bei ihr geäußert. Eine beinahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen behielt sie bis in ihren Tod, seitdem sie zärtlich, liebreich, und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung, an meiner Hand vor einigen Jahren die Schweiz verließ, und einige Wochen nachher ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling, sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß.

Aus ihren heitersten Tagen, die sie seitdem in Hannover hatte, wo man ihr sehr viele Liebe erzeigte, fanden sich in ihren Papieren die feurigsten von ihrer Hand geschriebenen Gebete zu Gott, daß sie sterben könne, daß sie bald sterbe, bald hinweggenommen werde zu ihrer heiligen Mutter. Es fanden sich, in eben diesen Zeiten geschriebene, erhabene und äußerst rührende Briefe, voll Sehnsucht nach einer schnel-

len, täglich gewunschten Vereinigung, an diese geliebte Todte. Meines Kindes, meiner geliebten Tochter letzte, mit namenloser Agonie ausgesprochene Worte waren: Himmelsfreude heute!

Johann Georg Zimmermann.

Madame Bonnet.

Madame Bonnet, aus dem alten Geschlechte der Larive, war, um ihren Werth in zwei Worten auszusprechen, Bonnets würdig. Kurz nach ihrer Vermählung wurde sie kränklich, und blieb es bis zum Grabe. Aber ihr ward eine starke, muthig über den Körper sich hervorarbeitende Seele. Ihre Physiognomie war voll Adel und Ausdruck, ihr Auge blitzend und geistreich, und ihrer Manier zu erzählen, welcher sie eine Art von Celebrität verdankte, hätte sich Voltaire nicht schämen dürfen. Unausgesetzt zu einer liegenden Stellung verurtheilt, suchte sie durch die Gegenstände, mit denen sie sich umgab, die tägliche Scene ihrer Leiden so viel als möglich zu beleben und zu erheitern. Neben ihr ruhten auf seidenen Polstern vier artige Bologneser. Weiterhin bewohnten zwei Inseparables einen zierlichen Käfig. Der Glasthüre zur Rechten stand eine große Vase mit einer zahlreichen Colonie von Goldfischen, und zur Linken eine ähnliche mit muntern Salamandern. Auf zwei Blumenpyramiden prangten Aletris, Alströmerien, Amaryllis und andere prachtvolle Tropengewächse. Die Wände waren mit englischen Kupferstichen nach West, Angelika und Cosmay geschmückt.

Als ich einmal an einem schönen Frühlingsabende gegen Sonnenuntergang durch die offene Thür der Terrasse unvermuthet in den Saal trat, fand ich die edle Frau in Thränen, und den Blick unverwandt auf die beiden unzertrennlichen Vögel geheftet: „Der Untergang der Sonne," sagte sie, „erinnerte mich an den Untergang des Menschenlebens, und der Blick auf diese kleinen Geschöpfe, wovon, der Sage nach, keines das andere überlebt, erneute in meiner Seele die ganze Lebendigkeit der Ueberzeugung, daß ich meinen Mann eben so wenig überleben könnte, wenn mir das Unglück bevorstände, ihn vor mir in das Grab sinken zu sehen. Nie von ihm getrennt zu werden, ist mein ste-

dentlichstes Gebet zu der Alles mit väterlicher Huld und mit göttlicher Liebe ordnenden Vorsehung."

Nur zu bald wurde das Gebet ihres prophetischen Herzens erhört. Eines Nachmittags, als ich ihr eben Hamilton's Faccardine vorlas — sie hatte das atherische Geschlecht der Mährchen seit ihrem Jungfrauenalter neben Leibnitz und Locke immer mit Wohlgefallen beibehalten — trat der Pachter herein und meldete die Ankunft einer Ziege. Madame Bonnet hieß mich den Mann in den Hof begleiten, um zu sehen, ob man auch einen vortheilhaften Handel geschlossen habe. Hier fand ich einen Bauerknaben, der eine schöne, wohlbeleibte Ziege am Stricke hielt, so zahm, daß sie vertraulich mir die Hand leckte. Das Thier war bestimmt, die Noth einer armen Familienmutter zu mildern, deren Mann Gut und Habe verprasst hatte, bis auf eine einzige Ziege. Aber auch diese wurde zuletzt von dem Nichtswürdigen verkauft. Kaum war die böse That in Genthod ruchbar geworden, als Madame Bonnet sogleich für eine andere Ziege sorgte, sie der armen Frau zuschickte, und den verworfenen Menschen mit obrigkeitlicher Strafe bedrohen ließ, falls er sich unterfangen würde, Hand an seines Weibes Eigenthum zu legen. Ihr ganzes Leben war mit ähnlichen Zügen durchwebt. Doch die meisten ihrer wohlthätigen Handlungen weiß nur der Himmel. Sie selbst vergaß, bei dem glücklichen Gedächtnisse, nichts leichter, als ihre dem Nothleidenden ausgespendeten Gaben, den Nothleidenden selbst aber nie.

Matthisson.

Die arme Alpenhirtin an den Quellen der Rhone.

Bei dem Eintritte in das Wirthshaus zu Obergestelle, dem letzten Dorfe in Oberwallis, empfing uns ein Mädchen von so seltener Schönheit und so frischer Jugendbluthe, daß sie der Malerin der Grazien, Angelika, zum Modell einer Hebe hätte dienen können. Zu meiner großen Ueberraschung sprach sie, mit einer Stimme, die ganz Harmonie war, ein so reines und richtiges Deutsch, daß ich unmöglich

die Frage unterdrücken konnte: wie sie in diesem rauhen und wenig besuchten Erdwinkel zu einer solchen Sprache gekommen sei? Sie gab zur Antwort: Ihr Bruder, der während eines langen Aufenthaltes in Deutschland sich besondere Mühe gegeben habe, die Sprache des Landes rein und richtig zu reden, sei ihr Lehrmeister gewesen. Sie setzte hinzu, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als zuweilen auch ein gutes deutsches Buch zu lesen: außer Gellert's Fabeln, die ihr Bruder aus der Fremde mitgebracht, sei noch keins in ihre Hände gekommen, diese wisse sie aber auch alle auswendig, und sie würde viel darum geben, dem Manne, der sie geschrieben, einen Maien (Blumenstrauß) auf das Grab legen zu können.

Menschenfreundlicher Gellert! gewiß werden deine Manen den Willen für die That nehmen! Aber wie wunderbar hat der Zufall den schon zerrißnen Faden deines Fortlebens bei der Nachwelt, wenngleich nur mit unsichrer Hand, hier noch einmal wieder zusammengeknüpft! Indeß in den Buchläden des nämlichen Deutschlands, das noch vor einem halben Jahrhundert deinen Namen mit enthusiastischer Bewunderung aussprach, kein Schöngeist mehr nach deinen Schriften, und an den Ufern der Pleiße, wo so manches Eichenreis dir zur Bürgerkrone sproßte, kein Reisender mehr nach deiner Grabstätte fragt: lernt eine schuldlose Tochter der Natur, eine arme Alpenhirtin, an den Quellen des Rhodans, deine Fabeln auswendig, und sehnt sich nach deinem Grabe zu wallfahrten, um dir ihren ganzen Reichthum, einen Blumenstrauß und eine Thräne, zum Todtenopfer darzubringen!

Auf die Erkundigung nach ihrem Namen, erwiederte sie, daß sie Crescentia heiße. Also der Name dieser Heiligen? sagte ich, auf einen Holzschnitt der heiligen Crescentia deutend, der unter dem Spiegel einem Sechskreuzerbildchen von Bonaparte zum Seitenstücke diente. O eine Heilige zu werden, fiel sie schnell ein, mit einem Gesichte, in welchem die reinste Unschuld und die holdeste Schwärmerei den Ausdruck theilten, ist von früher Kindheit an immer einer meiner heißesten Wünsche gewesen, und ich flehe täglich zur Mutter Gottes, ihn in Erfüllung zu bringen, wenn es anders ihr himmlischer Wille und mein Bestes ist. Die Seelenreinheit, die aus ihrem ganzen Wesen hervorschien, trug einen so hohen Charakter, daß sie selbst dem frechsten Wüstlinge Ehrfurcht vor der Tugend hätte einflößen müssen.

Matthisson.

Gellert.

Die Achtung und Liebe, welche der fromme Mann in allen Verhältnissen seines Lebens und bei Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen genoß, war nur eine Folge seiner klaren, reinen Seele, die jeden Leser seiner Schriften zu ihm hinzog. Die preußischen Prinzen Karl und Heinrich, nebst den preußischen Offizieren, drangten sich in Leipzig ihn zu sprechen und zu hören; Friedrich II., vor dem er die Ehre der deutschen Literatur vertheidigt hatte, sagte von ihm: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemands; der General Hülsen belegte Gellert's Geburtsort nur mit einer sehr leichten Einquartierung, und ließ dem Rath sagen, es geschahe aus Hochachtung gegen Gellert; seine Schuler sandten ihm aus allen Gegenden Deutschlands jährlich ansehnliche Geschenke und Pensionen, um ihm sein Leben zu erheitern; selbst ein Bauer brachte ihm einst, erbaut durch seine schönen Fabeln, ein Fuder Holz, und sein Kurfurst, Friedrich Christian, bezeigte dem kränkelnden, hypochondrischen Mann wiederholt seine lebhafteste Theilnahme. Daher war auch die Betrubniß bei der Nachricht von Gellert's Tode so allgemein und groß, daß sein Leben mit einer Art von Begeisterung getrieben, und Wallfahrten zu seinem Grabe angestellt wurden, die endlich der Leipziger Rath untersagen mußte. Sehr wahr sagt Garve am Schluß seiner Schilderung des Gellertschen Charakters: „So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Grenzen haben; aber den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen, und diese Zeit ist unbegrenzt."

Heinsius.

Die Macht des Dichters.

In alten Zeiten hat es sich einmal zugetragen, daß ein Dichter oder vielmehr Tonkunstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins sein mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie

Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler über's Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn in's Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn in's Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen könnte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig in's Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Neue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluthen tauchten tanzende Scharen von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er

einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meer fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einen mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig blieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern an's Land, und so kehrten durch die Hulfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Aus Heinrich von Ofterdingen, von Novalis.

Die Singschule der Meistersinger.

Ich ging in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathhause gezogen war und woran mitten ein gemaltes Schild hing. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich und ich war im Begriffe zum Schenkwirth hinunterzugehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblicke trat in mein Zimmer Peter Vischer, der jüngere, der zu den Genannten des Raths gehörte und eben so liebenswürdig als unterrichtet war. Er begrüßte mich, und, indem er sich darauf berief, was zwischen uns verabredet wäre, meldete er mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten wurde. Ich sah ihn stutzig an, dann aber erinnerte ich mich, daß Peter Vischer der holdseligen Meistersingekunst beflissen wäre, und ich wußte mir seine Worte zu erklären und zugleich, was es mit dem Aufhängen der Tafel für ein Bewenden hätte. Peter erzahlte mir, daß durch das Schild alle, die an erbaulichen Festen Theil nähmen, zu der Singeschule eingeladen würden.

Unterdeß war das Frühstück hereingetragen, und Vischer ließ es sich gefallen, dasselbe mit mir zu theilen. Er erzählte mir über die Entstehung und das Wesen der Meistersingekunst gar vieles, dem ich gern ein aufmerksames Ohr lieh. Die unschickliche Frage, die mir entschlüpfte, ob die Handwerker an andern Orten auch dergleichen Kurzweil trieben, erzurnte ihn nicht, vielmehr hielt er sich dadurch bewogen, mich über die hohe Bedeutung ihres Strebens zu belehren.

„Die löbliche Musik und die liebliche Singekunst," fing er etwas feierlich an, „dient nicht allein zur Freude und Ergötzung der Menschen, sondern sie ist das erste Erregungsmittel zur Erinnerung gottlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens. Wie denn auch der heil. Apostel Paulus zur Uebung guter Gesange gar treulich ermahnt."

Ich unterbrach ihn absichtlich in der Rede, und er fuhr also fort: „Der Meistersinger hohe Schule ist Mainz, und die Töchterschulen sind Nurnberg und Straßburg. Aber in Nurnberg war seit lange die holdselige Kunst besser gepflegt, als irgendwo. Wie vor funfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz berühmt war, so jetzt der Leinenweber Hans Rummenbeck und vor allen dessen Schüler, Hans Sachs, der Schuster."

„Was haben jene Figuren auf der Tafel zu bedeuten?" fragte ich ihn. „Auf der Tafel," erwiederte er, „seht Ihr oben ein Wappen mit einer Krone, das ist der Meistersinger Wappen, und darunter zwölf Männer, die einen Garten bestellen, deren Muhe aber ein wildes Thier zunichte macht: die zwölf Männer sind die zwolf berühmten Sänger, die die erste Singeschule einrichteten, und das wilde Thier ist der Neid, der von außen her, und die Zwietracht, die von innenher ihrem Gedeihen schader. Von heiligem Beruf durchdrungen, sangen die zwölf Männer Lieder, die Gott wohlgefallig waren und den Menschen frommten. Der Kaiser Otto der Große, erlauchten Andenkens, bestätigte ihren Bund und schenkte ihnen ein Wappen mit der Krone. Aber die Mönche, die sonst allein ihr Wesen in der Kirche trieben, waren neidisch, daß auch sie daselbst öffentlich Gottes Gnade verkündigten. Beim Papste verschrien sie sie als Ketzer, und dieser forderte sie insgesammt nach Pavia, daß sie Rechenschaft von ihrem Treiben gäben. Freimuthig erklärten sie hier, daß Gott ihnen die Lieder einflößte, und daß dieselben nicht allein unsträflich, sondern auch heilig wären. Drob verwunderte sich Se. Heiligkeit; um sie als Lugner zu beschämen, legte er allen ein Thema aus der Bibel vor, worüber sie ein Gedicht machen sollten, und ließ jeden besonders in einem Gemach verschließen. Doch

wer beschämt wurde, war der Papst, da er aller Gedichte mit einander verglich und diese Wort für Wort übereinstimmten. Mit reichen Geschenken verabschiedete er sie, und nannte sie ächte Christen, obgleich einer diesen Namen nicht verdiente."

„Weiß man die Namen dieser Wundermänner?"

„Freilich weiß man sie, sie waren theils Gelehrte, theils Ritter, theils Bürger. Einer war Schmied, einer Seiler, einer Glasbrenner. Von diesen ist nicht viel zu erzählen, aber desto mehr vom Ritter Wolfram von Eschenbach, von Nikolaus Klingsor, der freien Kunste Magister, von Walther von der Vogelweide, von Heinrich von Ofterdingen aus Eisenach und von Heinrich Frauenlob aus Meißen, der heil. Schrift Doctor zu Mainz. Dieser erhob in unsterblichen Gesängen der Frauen Schönheit und Sittigkeit, und zum Dank trugen ihn die Frauen in Mainz zu Grabe, denn nicht dem Lebenden allein, sondern auch dem Todten sollte ihre Tugend offenbar werden. Im Dom ist sein Leichenstein, den die Frauen mit Thränen und mit Wein benetzten."

„Die Singekunst, deren ihr euch jetzt befleißigt, leitet ihr also von den zwölf Meistern her?"

„Ja wohl. Sie unterrichteten Jünglinge, und die Schüler wurden wieder Meister und so bis auf unsere Zeit. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singestuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt es ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihn. Dann zahlt er das Einschreibegeld und giebt zwei Maß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in den Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird hier mit einer goldenen Kette ge-

schmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied."

Da jetzt die Rathsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Noth, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchlein's hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dies geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzahlung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen

Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnadig, indem er milde vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, gerieth alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führt. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schones in gar kunstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Sylben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflusterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein narrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jungling, Fritz Kothner, einen Glokkengießer, der hatte die Schopfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichts gewählt. Aber hier hieß es nicht: und Gott sah, daß es gut war. Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn und ein Merker hieß ihn den Singestuhl verlassen. „Der Meister hat versungen," raunte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stuck zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Versteß gegen die Reime. Dergleichen Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsylbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarztintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblüth-Weise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen; ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt, wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die vier und

zwanzig Aeltesten ihre Krone vor dem Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere stunden, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken und die Freude leuchtete namentlich aus Hans Sachsens Gesicht hell hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das aber wohl mehr erhaben, als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singekunst, und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michael Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt; und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Theilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackern Behaim laut darzubringen. In der Nähe stund Hans Sachs, der mich freundlich anredete und den vor Kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals als ich gerade zum Hören nicht aufgelegt gewesen. „Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke, und es soll euch ein Genüge werden," er-

wiederte er, und ging mit mir Arm in Arm aus der allmälig leer gewordenen Kirche.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jungeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Kothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie der Meister Behaim, weil er zum ersten Mal begabt war. Fünf Maße Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von Außen und von Innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgarten findet. Allein heitrer Muth und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe neben einander gestellt und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl und ein holzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, so merkte ich, daß seine Aermel mit Fischbeinstäbchen gesteift waren, und dies gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrunem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Aermel waren von schwarzem Atlaß, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurch blickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht wurde, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Behaim klopfte mit dem Hammer, und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte

wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf, es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umhergethan und mich an ihren Werken ergötzt, wählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

August Hagen.

Der Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa auf ihrer Fahrt nach dem Senegal im Jahr 1816.

Einleitung.

Die Westküste Afrika's von dem Vorgebirge Mirik an bis zum Fluß Mesurado wird mit den dahinter gelegenen Ländern von den Flussen Senegal und Gambia wohl Senegambien genannt. Heidnische und muhammedanische Völker bewohnen dieses Land und die Europäer haben an den Küsten desselben mehrere Niederlassungen angelegt, namentlich die Franzosen, Engländer und Portugiesen. Die Hauptbesitzungen der Franzosen sind: die Insel Gorée und die Feste Louis auf einer Insel am Ausfluß des Senegal. Diese Besitzungen kamen während der Kriege zwischen England und Frankreich zweimal in englische Hände, zuerst 1758, dann 1808. Der Pariser Friede (1814 und 15) setzte aber fest, daß die Engländer diese Besitzungen wieder an Frankreich herausgeben sollten, indem er alle europäischen Niederlassungen vom weißen Vorgebirge an bis zur Mündung des Gambia für französisch erklärte.

Nachdem Frankreich so wieder zu seinen Besitzungen in Westafrika gelangt war, doch mit der schweren Zugestehung, auch dem Sklavenhandel zu entsagen, den es früherhin sehr lebhaft betrieb: so ward eine Flotte von 4 Schiffen ausgerüstet, um die neue Obrigkeit nach Afrika hinüber zu führen. Man bestimmte zu dieser neuen Obrigkeit einen Obersten als Oberbefehlshaber, 2 Commandanten mit 253 Mann Soldaten, 11 Mann vom Geschütze, einen Verwalter des Seewesens, einen Magazinwärter, 6 Schreiber, 4 Aufpasser; 2 Priester, 2 Lehrer, 2 Oberschreiber, 2 Hospitalverwalter, 2 Apotheker, 5 Wundärzte, 2 Hafen-

aufseher, 3 Steuermänner, einen Gärtner, einen Landmann, einen Bergmann, einen Feldmesser, einen Naturforscher, und mehrere Arbeiter und Frauen, so wie auch einige Handwerker, zusammen gerade so viel Leute als Tage im Jahr. Es reisten aber außerdem noch viele Leute auf ihren eigenen Gewinn mit. Die vier Schiffe hießen: die Fregatte Medusa, versehen mit 44 Kanonen, besetzt mit 240 Mann, von den Beamten und 110 andern Leuten, und befehligt von dem Herrn Kapitän Chaumarens, die Corvette Echo, die Flute Loire und die Brigg*) Argus. Die Schiffe waren in verschiedenen Hafen Frankreichs ausgerüstet und segelten den 17. Junius 1816, nachdem sie sich versammelt hatten, ab. Die Fahrt ward anfänglich von dem Wetter begünstigt, aber die 3 letztern Schiffe segelten bei weitem langsamer als die Fregatte, und blieben allmalig zurück. Es war Alles guter Dinge auf der Fregatte, und unterhielt sich auf dem Verdeck über die Fische, welche im Meere spielten, als mit einem Male das Freudengeschrei sich in ein Angstgeschrei verwandelte. Ein 13jähriger Junge fiel in's Meer, hielt sich zuerst noch an einem Tau, das er im Fallen ergriffen, mußte aber dasselbe loslassen, weil das Schiff zu schnell segelte und er den Wogendrang nicht aushalten konnte. Es wurde sogleich das Schiff gewendet, eine Rettungstonne**) ausgeworfen, und ein Boot ausgeschickt, aber vergeblich.

Den 28. Junius kam die Fregatte in die Gegend von Madera, und fuhr langs der Küste der Insel hin. Eine Windstille verhinderte es, ein Boot an's Land zu setzen, um Lebensmittel einzunehmen. Es geschah dies nun in St. Cruz auf Teneriffa. Auf dieser Insel fanden die Reisenden ein großes Sittenverderbniß, einzig und allein durch die Mönche herbeigeführt, welche den Wahn verbreiteten, daß durch äußern Gottesdienst die Sünden getilgt werden können.

*) Die Fregatte ist ein leichtes Kriegsschiff, gewöhnlich nur mit 2 Verdecken; eine Flüte dagegen ein dreimastiges, schnell segelndes Kauffahrteischiff mit schmalem Hintertheile und weitem Bauche; eine Corvette aber ein kleines, 10 — 20 Kanonen führendes Schnellschiff, und eine Brigg ein zweimastiges Schiff von verschiedener Größe.

**) Die Rettungstonne ist ein schiffartiger Körper, aus Kork zusammengesetzt, und in der Mitte mit einem kleinen Mast und einer Flagge versehen. Fällt Einer in's Meer, so wirft man sie ihm, an ein Tau gebunden, zu, der Hineingefallene kann sich darauf setzen, und sich darauf so lang erhalten, bis ein Boot ihm zu Hülfe kommt.

Den 1. Julius kam die Fregatte Medusa vor dem Vorgebirge Bogador vorbei. Hinter demselben war der Lauf des Schiffes irrig. Der Schiffshauptmann war seiner Sache nicht gewiß, das Schiff kam dem Lande zu nahe und man erkannte Felsengruppen in der Nähe desselben an der Brechung der Wogen. Unsicher in sich selbst folgte der Schiffshauptmann jetzt dem Rathe Anderer, die auch ihrer Sache nicht sicher waren; und so erzeugte ein Irrthum den andern. Genug, es bewährte sich bald, daß Franzosen auf der See waren und keine Engländer. Man glaubte fälschlich das weiße Vorgebirge gesehn zu haben, richtete den Lauf des Schiffes südöstlich statt südwestlich und kam so auf die gefährliche Sandbank an Arguin, die sich 16 deutsche Meilen weit in's Meer streckt und deshalb mit großer Vorsicht umsegelt werden muß. Mehrere auf dem Schiffe machten den Kapitän auf die Gefahr aufmerksam; die Wellen spülten einigen Sand, und zahlreiche Kräuter darin deuteten die Nähe des Landes an; und die Tiefe des Fahrwassers war nur 18 Klaftern. Bald verminderte es sich auf 6 Klaftern, und kaum hatte man dies bemerkt, so stieß das Steuerruder schon auf, und nachdem noch keine 10 Minuten von der Entdeckung der 18 Klaftern Wassertiefe vergangen waren, so saß die Fregatte fest.

Es war dies den 2. Julius Nachmittags nach 3 Uhr, also am hellen Tage, bei gutem Wetter. Alles gerieth in Schreck. Wir waren in Verzweiflung. Viele sprachen es laut aus, daß dieses Unglück allein der Unwissenheit des Führers zuzuschreiben sei. Alles ward nun versucht, um die Fregatte wieder flott zu machen. Man nahm die Segel ab, setzte eine Schaluppe, die zum Hafendienst nach dem Senegal mitgenommen werden sollte, aus, band Tonnen daran, warf einen Anker aus und suchte an dem Ankertau von der Schaluppe aus die Fregatte über den Felsen zu winden. Aber der Anker hielt nicht, und man mußte die Rettung der Fregatte aufgeben. Da sich nicht erwarten ließ, daß die andern Schiffe der Fregatte auf ihrer Irrbahn nachkommen würden, so war an kein Verweilen jetzt weiter zu denken, sondern es mußte ein Beschluß über die Rettung der Mannschaft gefaßt werden. Diese betrug Alles in Allem 350 Seelen, wovon die 6 vorhandenen Boote nur die Hälfte fassen konnten. Es wurde deshalb der Plan zu einer Flöße entworfen, um darauf 200 Mann nebst den nöthigen Nahrungsmitteln für Alle einen Platz anzuweisen. Es sollten sich die 6 Boote bei dieser Flöße erhalten, die Leute darin von derselben ihre Nahrung empfangen, und so Alle der sandigen Küste von Westafrika zueilen, dort landen und von da aus, wohl bewaffnet und mit den

nothigen Lebensmitteln versehen, zu Lande als eine Karavane nach der Insel St. Louis wandern. Der Plan war ganz gut, aber die Kraftlosigkeit des Befehlshabers, und der Wirrwarr, der in jedem Unglück so leicht entsteht, verhinderte seine vollständige Ausführung. Jeder trachtete, nur sich zu erhalten und darüber ging denn ein großer Theil unter.

Mehrere Versuche, die noch wiederholentlich gemacht wurden, die Fregatte zu retten, und die auch in sofern gelangen, daß man das Schiff etwas flott machte, wurden durch das eingetretene schlechte Wetter sehr behindert, und zuletzt zerbrach das Schiff, das Steuerruder brach ab, und verursachte bei dem Wogendrang großen Schaden am Hintertheile des Schiffes.

Bald nach diesem Unfalle entstand eine Meuterei. Die Soldaten befürchteten, die Offiziere wurden sich heimlich auf den Booten davon machen und sie im Stiche lassen; doch ward die Emporung in ihrem Keime unterdruckt. Eifrigst arbeitete man an der Ausbesserung der Boote und an der Einrichtung der Flöße.

In der Nacht auf den 5. drang das Wasser so hoch in das Schiff, daß alles Pumpen vergeblich war. Man suchte nur die Sachen, welche man mitnehmen wollte, nach Oben zu bringen, und packte den Schiffszwieback in Fässer, um ihn gegen das Meerwasser zu schützen. Allein als es zum Einschiffen kam, so wurden im Wirrwarr die meisten Vorräthe in's Meer geworfen oder blieben oben auf dem Verdeck liegen. Manches Boot hatte nicht 25 Pfund Zwieback, und auf die Flöße kam nur Wasser und Wein. Jeder suchte nur fur sich einen Platz zu gewinnen und warf deshalb die Lebensmittel ohne Weiteres in's Meer, weil er dadurch meinte für sich desto besser zu sorgen. Man hatte wohl eine Einschiffungsliste verfertigt, worin Jedem sein Posten angewiesen war, aber bei der Einschiffung selbst fehlte die Aufsicht. Die Soldaten kamen fast alle auf die Flöße, und dem ersten Plane zuwider erlaubte man ihnen nicht, ihre Gewehre mitzunehmen, wahrscheinlich aus Furcht vor Meuterei. Ungefahr 147 bis 150 Leute kamen auf die Flöße; 35 bestiegen mit dem Oberbefehlshaber der Senegalbesitzungen das große vierzehnrudrige Schiffsboot, was, seiner Große nach, hätte weit mehr Leute aufnehmen können; 42 Mann kamen auf ein anderes vierzehnrudriges Boot, 28 Mann auf einen achtrudrigen Kahn und 15 Mann auf ein ganz kleines Boot. Unter diesen letzten 15 Mann befand sich ein hochst achtungswerther Beamter mit seiner Frau, 3 größern und 4 kleinern Kindern. Siebzehn Leute blieben auf dem Wrack zurück; Einige, weil sie es vorzogen, Andere, weil sie nirgend gut mehr hin konnten. Die Einschiffung ging so unregelmäßig vor

sich, daß Mehrere dabei in's Meer stürzten, Andere sich von dem Schiffe auf die Flöße vermittelst eines dunnen Seils herabließen.

Erste Erzählung.

Das Loos derer auf der Flöße.

Die drei größeren Boote segelten bald vorwärts, und zogen die Flöße an einem Bugsirseile. Der Schiffshauptmann machte sich schon von der Fregatte, als noch 60 Leute darauf waren, und beorderte die zerbrechliche Schaluppe, welche sich nicht einmal aus Mangel an Rudern bewegen konnte, diese noch aufzunehmen. Ein Offizier von den Landsoldaten wollte, die Elendigkeit des Schiffskapitäns erkennend, denselben erschießen, aber man hielt ihn zurück. Die Schaluppe und die beiden kleinern Boote, welche später als die Flöße von der Fregatte abfuhren, kamen, nachdem schon $^3/_4$ deutsche Meilen zurückgelegt waren, derselben nach, spannten sich auch vor die Flöße und Alles ging nun in der besten Ordnung. Doch nicht lange dauerte es. Ein Boot trennte sich nach dem andern von der Flöße, manches vielleicht auf besondere Veranlassung; die kleinern konnten auch nichts ausrichten, einige Boote waren zu sehr besetzt, wie die zerbrechliche Schaluppe, deren edler Anführer Espian alles Mögliche versuchte; und ein anderes Boot war stark beschädigt, weßhalb es sich sehr vor dem Anprallen der Flöße in Acht nehmen mußte. Genug, nach einigen Stunden sah sich die Flöße von allen Booten verlassen, weil die großen Herren auf den großen Booten und darunter Herr Kapitän Chaumareys zuerst, es vorzogen, sich selbst zu retten.

So befand sich die Flöße auf dem weiten Meere mit 150 Menschen verlassen. Sie war zusammengesetzt aus den Mastbäumen, Segelstangen und andern Theilen des Schiffes, welche man durch starke Taue unter einander verbunden hatte. Zwei große Masten an den beiden Langenseiten bildeten die Hauptstücke, andere Masten in der Mitte gaben dem Ganzen Haltung, und kleinere Holzstücke verbanden die größern.

Recht fest war nur der mittlere Theil, der vordere stand gewöhnlich unter Wasser. Die Länge der Flöße betrug 30 Berliner Ellen (60 rheinländische Fuß) und ihre Breite $10^1/_2$ Elle. Die Last von 150 Menschen war viel zu groß für diese Flöße. Darum lag sie denn

auch $1\frac{1}{2}$ Elle (3 Fuß) unter Wasser, und alle 150 Menschen standen ganz gepreßt darauf aneinander. Außer 25 Pfund Zwieback, 2 Tonnen Wasser, 6 Tonnen Wein und einigem Takelwerk (Segelwerk) war nichts mehr an Sachen auf der Floße. Die Fasser mußten darauf festgebunden werden, daß sie nicht wegschwammen. Zum Befehlshaber der Flöße war ein Zögling der Seeschule Namens Condin ernannt, der, trotz dem, daß er verwundet war und das Seewasser seine Wunden reizte, doch mit aller Besonnenheit seine Schuldigkeit that.

Als die Floße sich verlassen sah, so überfiel Alle, die darauf waren, eine unbeschreibliche Besturzung. Hundert funfzig Menschen standen in einem Haufen im Meer bis an die Hüften und darüber. Unter ihnen bewegte sich ein zerbrechliches Floßholz und war ein Spiel der Wellen. Dabei drohte der Hunger Allen den Tod. Die Offiziere ermannten sich jedoch bald und suchten auch die Soldaten und Matrosen wieder aufzurichten. Es fehlte an allen Mitteln, sich auf dem Meere zurecht zu finden, an Karten und an einem Kompaß. Nur ein Mann von dem Geschütz hatte einen kleinen Taschenkompaß, worüber sich alle, als über einen großen Fund erfreuten. Aber die Freude dauerte nur einige Stunden, der Kompaß fiel in's Wasser und war verloren. Die 25 Pfund Zwieback, die vom Seewasser durchweicht waren, wurden als die erste Speise unter Alle vertheilt, und jedem eine Portion Wein dazu gegeben. Jeder bekam seine Zahl, damit die Vertheilung regelmäßig ging. An dem folgenden Tage konnte nur Wein und Wasser vertheilt werden.

Der erste Tag lief ruhig ab, Alles sprach von der Möglichkeit der Rettung, Jeder hatte seine Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen, und die Offiziere achteten sorglich darauf, daß Allen der Muth und das Vertrauen blieb. In dem wilden Haufen der Soldaten tobte ein furchtbares Rachegefuhl, weil sie von den Booten verlassen waren. Hätte man die Boote erreicht, es würde ein furchtbares Blutbad gegeben haben.

Um doch etwas die Flöße durch den Wind zu treiben, richtete man einen Mast auf, brachte ein Segel daran und benutzte das Tau, was zum Schleppen der Flöße von den Booten angebracht war, zur Befestigung des Mastes. Allein das Segel half wenig, und dabei ging die Flöße immer in der Quere, an einer Seite hoch, an der andern niedrig.

Am Abende des ersten Tages stimmten Alle ein Gebet an; selbst die rohen Menschen, welche von Rachegefuhl brannten, lernten auch in

der Noth beten. Es hatten auch Alle nach dem Gebet ein stärkeres Vertrauen, denn vorher; Jeder fühlte sein Herz erhoben, Jeder fand einen Trost in Dem, welcher ja überall helfen kann. — Die Hauptaussicht der 150 Unglücklichen ging dahin, daß die Boote würden eiligst an's Land gehen, ihre Mannschaft landen und dann vereinigt zurückkehren, um die auf der Flöße Gelassenen zu holen. Mit dieser Hoffnung ging der erste Tag zu Ende. Da aber kam die schreckliche Nacht. In der Finsterniß erhob sich ein Wind; die meisten Leute auf der Flöße waren Landsoldaten, des Meeres ganz unkundig. Bei jedem Anprallen der Wogen schrien sie fürchterlich und fielen hin. Damit sie nicht weggeschwemmt würden, so ließ einer der Offiziere von den Beherztesten hin und her auf der Flöße Stricke anbinden, woran sich die Leute halten könnten. Einige ließen sich sogar selbst festbinden. Um Mitternacht ward das Wetter noch schlechter, das Meer brauste fürchterlich, Viele wurden niedergeworfen, Andere schrien, Andere beteten, Andere thaten Gelübde, welche sie nach ihrer Rettung erfüllen wollten, Andere nahmen von ihren Leidensgenossen Abschied und bereiteten sich zum Tode vor.

Gegen 7 Uhr des Morgens ließ die See etwas nach, und man konnte nun sehen, wie die Nacht auf die Leidenden gewirkt hatte. Zehn bis zwölf waren mit den Füßen zwischen die Floßhölzer gerathen, hatten nicht wieder loskommen können, und waren so gestorben. Andere hatten die Wogen weggeschwemmt. Es fehlten 20 Mann. Zwei Brüder richteten einen Mann auf, der bewußtlos in dem Wasser unter den Füßen der andern lag, und erkannten bald in dem Aufgerichteten ihren Vater. Sie hielten ihn anfangs für todt und klagten bitterlich über seinen Verlust. Alle Umstehenden wurden durch die Liebe der beiden Söhne gerührt; und da man noch einige Spuren von Leben in dem Aufgehobenen entdeckte, wandte man alle Mühe an, welche in der Lage möglich war, um ihn wieder in's Leben zu rufen, was auch gelang. Die Freude der beiden Söhne darüber war unbeschreiblich. Sie umklammerten fest den wiedererhaltenen Vater und bedeckten ihn mit Küssen. Während dies geschah, nahmen zwei Schiffsjungen und ein Bäcker ruhig Abschied von ihren Unglücksgefährten und endeten wider Gottes Ordnung ihr Leben, indem sie in's Meer sprangen, kühn, wie es schien, aber doch feig und verzweiflungsvoll, oder auch schon in der Verwirrung des Verstandes. Denn bald zeigten sich an Mehreren Spuren einer Geistesverwirrung. Einige glaubten Land zu sehen, An-

dere Schiffe, die zu retten kamen, und Andere äußerten andere Gedanken.

Der zweite Tag, den die Unglücklichen auf der Floße zubrachten, war heiter, und der freundliche Himmel erhob ihren Muth. Die Meisten glaubten sicher, die Boote wurden bald ankommen. Als aber der Abend da war, und die grause Nacht einbrach, nahm Alles eine andere Gestalt an. Es entsank nicht allein Allen der Muth, sondern es brach ein Aufruhr aus. Keiner wollte mehr gehorchen; die Muthlosigkeit ging uber in Verzweiflung. Da umzogen dicke Wolken den Himmel, der Wind verwandelte sich in einen Sturm, und das Meer brauste und tobte schrecklicher, wie in der vorigen Nacht. Die Leute, welche nach Außen standen, konnten den Wellen gar nicht mehr Widerstand leisten, sie wurden mit Gewalt fortgerissen, und drangten sich deshalb so hart an die im innern Kreise Stehenden, daß Einige erdruckt wurden. Dabei hob der Sturm die Floße fast senkrecht, und die Ungluecklichen mußten oft mitten im Wogendrang der hohen Seite zueilen, um durch ihr Gewicht dieselbe niederzudrucken. In dieser äußersten Noth hielten sich die rohen Soldaten sicher fur verloren, und schon den Keim des Aufruhrs in sich tragend, faßten sie jetzt den elenden, gottlosen Entschluß, sich noch recht voll zu zechen, um so im Taumel dahin zu fahren. Sie fielen uber die eine Weintonne, welche mitten auf der Floße lag, her, machten ein großes Loch in den einen Boden und es nahm jeder einen blechernen Becher, die von der Fregatte mitgenommen waren, und trank, so viel er wollte, ohne daß es die Offiziere hindern konnten. Lange aber dauerte dieser Genuß nicht, denn das Meerwasser drang bald in's Faß. Jetzt erklarten die Elenden, deren bose Geister durch den Wein noch mehr aufgeregt waren, ihre Absicht, auch den übrigen Wein zu sich zu nehmen, und dann die Floße zu zerstoren, und so sich selbst den Wellen preis zu geben. Bald auch schritten sie an's Werk. Einer nahm eine Art und hieb auf die Floße ein. Jetzt vereinten sich die Offiziere und mit ihnen die übrigen Gebildeten, und da der Unsinnige von seinem Vorhaben nicht nachließ, bußte er durch einen Sabelhieb seinen Frevel. Dieser Mensch war ein Asiate, von riesenmaßiger Größe, kurzem krausen Haar, einer sehr dikken Nase, und uberhaupt scheußlichen Ansehens. Er hatte schon viel Leids den Andern zugefugt, denn uberall schlug er mit Fäusten um sich.

Jetzt ward der Kampf allgemein. Die Meuterer zogen ihre Säbel und Messer und gingen entschlossen auf die Offiziere los. Bald fiel

ein zweiter der Meuterer, was die übrigen stutzig machte; aber sie versuchten dennoch ihren Plan durchzuführen. Einer schnitt die Taue entzwei, welche die Hölzer verbanden, er ward aber in's Meer geworfen. Darauf ging es hart Mann gegen Mann. Ein Theil der Meuterer zerriß und zerschnitt die Segel, und stürzte den Mastbaum um, der beim Fallen einen Offizier verwundete. Die Meuterer schleppten ihn fort, und wollten ihm mit einem Federmesser die Augen ausstechen. Jetzt ward ein allgemeiner Angriff auf sie gemacht, und viele stürzten todt nieder, von Säbelhieben durchbohrt.

Da legte sich mit einem Male die Wuth der Meuterer, und die elendeste Feigheit trat an ihre Stelle. Die Uebriggebliebenen warfen sich auf die Knie und baten um Schonung. Das war um Mitternacht. Allein die Ruhe dauerte nicht lange. Nach einer Stunde rotteten sich die Meuterer wieder zusammen und griffen zum zweiten Male an. Die, welche keine Waffen hatten, bissen mit den Zähnen, und man merkte es diesen rohen Naturen an, daß sie in eine ordentliche Verzweiflungsraserei gekommen waren, die den Tod der Andern sucht, um sich selbst denselben zu erwerben. Viele wurden bei diesem zweiten Kampf in der Nacht getödtet; und es blieben die Besonnenen auch diesmal die Sieger, wenngleich die Aufrührer sechsmal so stark waren. An Besinnung fehlte es aber oft selbst diesen Besonnenen, sie waren auch in einem Taumel, und wußten bisweilen kaum, was sie thaten. In diesem Taumel grinsete ihnen in einzelnen Augenblicken, wie ein Blitz aus dicken Wolken, die schauderhafte Wirklichkeit entgegen. Die übrige Zeit umgaukelten sie allerlei liebliche Bilder. So sah sich der Wundarzt, Hr. Savigny, in eine anmuthige italienische Landschaft versetzt. Ein Anderer sagte ganz ernst: „Ich besinne mich, daß uns die Boote verlassen haben, aber nur ruhig, ich habe so eben an den Oberbefehlshaber geschrieben; in einigen Stunden sind wir gerettet." Es gehörte viel Gewalt über sich selbst dazu, in einer solchen Lage nicht verwirrt zu werden. Wer sich nicht mit aller Gewalt den Träumereien entriß, der war leicht verloren. So ging es den unglücklichen Soldaten; ihnen fehlte aber Halt. Einige sprangen in's Meer und sagten: „Ich komme bald wieder, um euch Hulfe zu bringen;" Andere hieben wie wüthend auf die Flöße ein, gleich den Fieberkranken, nicht wissend, was sie thaten, und noch Andere fielen über ihre Leidensgenossen mit den Säbeln her und verlangten ein gebratenes Huhn (die französische Lieblingsspeise) von ihnen. Ja die Träumerei ging so weit, daß es Vielen am Morgen unklar war, ob sie in der Nacht von

Schlachten geträumt oder dieselben (wie der Fall war) wirklich geschlagen hätten. Fast Alle waren aber am Morgen wie gelähmt und hatten eine unwiderstehliche Müdigkeit. Als aber die aufgehende Sonne Alles am dritten Tage in der Wirklichkeit zeigte, so bemerkte man, daß in der zweiten Nacht nicht weniger denn 60 bis 65 Leute von der Flöße verschwunden waren. So hatte das Schwert, das Meer und die Liebe zum Tode unter den Schiffbrüchigen gewüthet. Von der Seite der Besonnenen fehlten nur 2 Mann. Jeder erkannte am Morgen den furchtbaren Zustand, worin er sich befand, und Manche vergossen bittere Thränen. Außer dem Verlust so vieler Genossen mußte man auch den Verlust von zwei Fassern Wein und von allem Wasser bedauern, was die Meuterer vernichtet hatten. Nur eine leere Tonne und ein kleines Faß Wein waren gerettet. Der Verlust des Weines machte es nothwendig, das tägliche Maß zu verkleinern.

Man richtete am Morgen den Mast wieder auf und vertheilte eine halbe Portion Wein. Alle hatten nun 48 Stunden gewacht und waren so müde, daß sie sich fast gar nicht mehr auf den Beinen halten konnten, und wenn gleich das Floß sich etwas durch die Abnahme der Last erhoben hatte, so befand es sich doch noch unter Wasser und es konnte Keiner sich legen. Man machte einen Versuch, wo möglich Fische an Angeln zu fangen, welche man aus den Nesteln (Zundlochnadeln) der Soldaten bildete, aber vergeblich. Da griff man zu dem schauderhaftesten Mittel der Selbsterhaltung, zu den Leichnamen der in der vorigen Nacht gestorbenen oder getödteten Gefährten, die in Menge noch auf der Flöße lagen. Manche schauderten zuerst vor dieser gräßlichen Speise zurück; Andere suchten sie in der Luft zu trocknen, um sie schmackhafter zu machen. Einige zogen es vor, die Tornisterriemen zu essen, Andere nagten an Leinwand, Andere an Hutleder. Ja ein Matrose machte sich sogar an das Ekelhafte, an die menschlichen Ausleerungen.

Die Hoffnungen der Unglücklichen auf Rettung wurden immer geringer, sie schauten nach allen Seiten hin in das weite Meer und sahen nichts als Meer: dann starrten sie wieder auf das Wasser, worin sie standen oder saßen, und fielen bald in träumerische Betrachtungen, woraus sie ein Wogendrang oder das Geschrei eines Andern aufstörte. Der Tag verging ruhig, und auch die Nacht war still und friedlich, so daß Jeder nur mit seinen Träumen und nicht mit den Wogen zu kämpfen hatte. — Alle standen bis an die Knie im Wasser, bildeten eine unbewegliche Masse, und störten sich in ihren Träumen hin und

wieder durch Fallen und Wimmern. Als der vierte Tag den Unglücklichen auf der Flöße anbrach, so mußten die Todten wieder von den Lebenden gesondert werden und es fanden sich 10 bis 12 Todte. Die Lebenden sahen in diesen Todten ihr baldiges eignes Loos, sie legten einen Leichnam zu ihrer Nahrung zurück und warfen die übrigen in's Meer.

Der vierte Tag war schön, und gegen Abend brachte er den Schiffbrüchigen noch besondern Segen. Eine Herde fliegender Fische kam auf die Flöße und verfing sich größten Theils in den Lücken. Alle fielen sogleich über die Thiere her und machten einen ansehnlichen Fang. Sogleich ward eine Menge Fische verzehrt und andere that man in das leere Faß, nachdem sie ausgenommen waren. Die Fische brachten auf den Gedanken, ein Feuer anzumachen. Man trocknete etwas naß gewordenes Pulver, und einer hatte auch Stahl, Feuerstein und Schwamm. Nach unsäglicher Mühe ward ein Feuer angemacht. Zum Herde diente die leere Tonne, deren Boden mit feuchten Sachen bedeckt wurde, damit er nicht sogleich durchbrannte. Um aber das Meerwasser vom Feuer abzuhalten, ward diese Tonne noch auf eine andere gestellt. Das Kochen der Fische führte zum Kochen der schauerlichen Speise des Menschenfleisches, wornach die Unglücklichen doch bald wieder ihre Hände ausstrecken mußten, da die Fische nicht lange vorhielten. Das Feuer hörte aber auch bald auf, da der Boden der Tonne durchbrannte. Die nächste Nacht hätte, dem Wetter nach, sehr glücklich vorübergehen können, allein es entstand von Neuem eine Meuterei. Mehrere Soldaten faßten mit einem Feldwebel, der sich bisher immer zu den Offizieren gehalten, die Aufsicht über den Wein geführt, und damit schon des Nachts Betrügereien gemacht hatte, den Plan, die Offiziere alle in's Meer zu werfen, um sich dann der Kostbarkeiten Aller, die in einem Beutel am Mastbaume hingen und zusammen 1500 Franken (das Stück zu 7 bis 8 Sgr. Preuß.) betrugen, zu bemächtigen, und, wie sie hofften, damit den folgenden Tag an's Land zu gelangen, weil einige Neger, die unter ihnen waren, die Nachricht verbreitet hatten, das Land sei ganz nahe und die Flöße ginge unmittelbar darauf zu. Das Schlimmste bei dieser Meuterei war, daß man gar nicht wissen konnte, welches die Meuterer waren und welche nicht. Selbst der Bediente eines Offiziers befand sich darunter und stürzte sich, als er bemerkte, daß die Sache verrathen sei, mit der letzten Art, die auf der Flöße war, in's Meer. Doch wurden auch dies Mal die Empörer unterdrückt. Als aber der sechste Tag anbrach, so waren nur noch drei-

sig Mann auf der Floße, und diese befanden sich in einem jammervollen Zustande. Durch das Meerwasser hatte sich die Haut von den Füßen und Beinen der Unglücklichen abgelost, Viele waren mit Quetschungen und Wunden bedeckt, die Manche so schmerzten, daß sie laut aufschrien. Hochstens 20 konnten sich noch bewegen.

Zwei Soldaten hatten heimlich sich an die Weintonne gemacht, und da vorher beschlossen war, daß Jeder, der sich so was erlaubte, sollte in's Meer geworfen werden, ergriff man beide und warf sie unerbittlich in's Meer. So verminderte sich das Häuflein bis auf 28. Von diesen waren nur 15, die ihr Leben noch einige Tage schienen fristen zu konnen, wahrend die andern halb todt, verwundet und besinnungslos dastanden. Die 15 Gesunden stellten jetzt eine traurige Rechnung an. Sie brachten heraus, daß, wenn ein Boot ware glucklich nach St. Louis gekommen, es doch wenigstens 3 bis 4 Tage dazu gebraucht hatte, daß sich dort die Ausrustung eines Schiffes auch ein Paar Tage wurde verzogert haben und dieses mehrere Tage gebrauche, ehe es die Floße auffande. Sie suchten deshalb so lang als moglich sich zu halten, und kamen nun (ach, wohin kommt der Mensch in der Noth, zumal wenn ihm die feste hohere Haltung abgeht!), sie kamen auf den Gedanken, daß die Kranken nicht konnten mehrere Tage mehr aushalten, daß sie aber doch noch ihren Antheil an Wein verzehren wurden, und beschlossen deshalb, dem funften Gebote zuwider, ihre kranken, elenden Mitbruder in's Meer zu werfen. Alle waren so hartherzig geworden, indem in 7 Tagen der Tod ganz einheimisch unter ihnen gewohnt hatte, daß ihnen dieser unchristliche Schritt wohl schwer, doch nothwendig erschien. Drei Matrosen und ein Soldat ubernahmen das schauderhafte Geschäft, wahrend die andern ihren Blick wenigstens davon wegwandten, und Thranen weinten. Welch ein gräßlicher Auftritt! Und die, welche dies thaten, konnten zugleich hierin auch ihr Loos sehen, wenn sie krank wurden; denn nun herrschte einmal das Gesetz auf der Floße: Man muß retten, was noch zu retten ist und vertilgen das, was nicht mehr zu retten zu sein scheint. Doch waren die in's Meer geworfenen 13 Schlachtopfer die letzten. Die ubrig Bleibenden erhielten sich noch 6 Tage auf der Flöße und da kam Rettung! Sie hatten allerdings richtig gerechnet; denn als die Rettung kam, war auch der Wein schon ausgetrunken; allein ihre That war dem göttlichen Gesetze entgegen, wenn gleich sich voraussehen ließ, daß die also Getödteten, auch nach aller Wahrscheinlichkeit, hochstens nur zwei Tage leben würden. Es war auch den

15 übrig Gebliebenen so schauderhaft, daß sie, gleichsam zum wechselseitigen Schutz und zur wechselseitigen Friedenszusicherung alle Waffen drauf in's Meer warfen, mit Ausnahme eines Säbels, um damit im Nothfalle einen Strick oder ein Stück Holz zerschneiden zu können.

Die Tage, welche die 15 Mann auf der Flöße zubrachten, waren äußerlich besser als die frühern; bei heiterem Wetter konnten sie etwas bequemer sich einrichten, als dies bei der großen Menge und bei dem schlechten Wetter sich hatte ausführen lassen. Sie brachen hin und wieder Breter ab und bauten dann in der Mitte eine Art von erhöhtem Fußboden, worauf sie sich etwas legen konnten, wo sie aber auch bisweilen vom Wasser überspült wurden. Ihr Gemüth war jedoch in den letzten Tagen, besonders durch den grausamen Tod der Genossen, sehr getrübt. Dazu schmerzten ihre Wunden immer stärker und der Durst plagte sie schrecklich; weßhalb sie den eignen Harn mit großer Gierigkeit tranken, nachdem sie ihn vorher in ihren Bechern abgekühlt hatten. Ja manche vergriffen sich nach den Bechern, die Andere hingestellt hatten, um sie abzukühlen. Manche versuchten auch Seewasser, bekamen aber darnach einen noch stärkern Durst. In dieser Noth fand ein Offizier zwischen 2 Floßhölzern eine Citrone. Er gedachte sie für sich zu behalten, allein wollte er sein Leben erhalten, so mußte er theilen. Eben so gierig haschten die Unglücklichen nach einigen Knoblauchzwiebeln, die man in einem Säckchen gefunden hatte. Selbst 2 Fläschchen Zahnelixir gaben eine große Erquickung. Der Besitzer goß 1 oder 2 Tropfen jedem in die Hand, woraus es dann mit großer Wonne geschlürft wurde, weil es dem Gaumen einen angenehmen Kitzel verursachte und auf kurze Zeit den Durst stillte. Manche nahmen Stückchen Zinn in den Mund, um so den Durst etwas zu vertreiben. Am besten half das Waschen des Kopfes und des Gesichts mit Seewasser. Fast alle tranken ihre Portion Wein durch einen Federkiel einsaugend, um ihn so lange zu genießen, und den Durst besser dadurch zu stillen.

Daß aber die Gestrandeten Franzosen waren, konnte man auch in der größten Noth nicht verkennen. Selbst auf dieser Flöße fielen einige Scherzreden vor. Gewöhnlich aber baten Alle Gott, daß er ihrem Leben ein Ende machen möchte, da doch keine Rettung ihnen bevorzustehen schien.

Als die Unglücklichen den 16. dem Lande sehr nahe zu sein glaubten, so beschlossen 8 von ihnen, auf einem Baumstamme reitend, worauf ein kleines Segel angebracht, und der sonst auch noch nothdürftig mit einigen Bretern versehen waren, das Land zu erreichen; aber bei

dem ersten Versuche mit diesem Fahrzeuge schlug dasselbe um und man mußte davon abstehen. Dieses Mißglücken schlug die Hoffnungen von Neuem wieder; dabei bemerkte man, daß der Wein bald aus sei, und der Ekel vor dem Menschenfleisch ward um so größer, je länger sie es aßen.

Den 17. des Morgens, als bei Aufgang der Sonne Alle recht andachtig gebetet hatten und eben Alle an ihrem Wein schlurften, erblickte ein Offizier ein Schiff am Gesichtskreise. Alles ward jetzt versucht, um dem Schiffe Kunde von dem Dasein der Floße zu geben; Einer kletterte auf den Mast und schwenkte mit den Tuchern; Andere banden Tucher an Tonnenreifen, um damit Zeichen zu geben. Aber ach, das Schiff verschwand wieder und die Ungluecklichen gingen aus der lautesten Freude zu dem tiefsten Trubsinne uber. Sie rusteten sich jetzt zum Tode und gedachten ihn liegend auf der Floße zu erwarten, nachdem sie vorher auf ein Bret, das sie an den Mastbaum nageln wollten, ihre Leidensgeschichte geschrieben hatten. Alle hatten sich nach dem Verschwinden des Schiffes in das Zelt begeben, das sie in der Mitte der Floße in der letzten Zeit zum Schutz gegen die Sonne errichtet. Als aber nach 2 Stunden einer von ihnen herausging, um sich doch einmal umzusehen, so kehrete er mit dem großten Freudengeschrei zurück: denn ein Schiff, es war eine Brigg, eilte mit vollen Segeln auf die Floße los und war nur noch eine halbe Stunde entfernt. Alles kroch jetzt aus dem Zelt, selbst die hart darnieder Liegenden; Alle umarmten sich vor Freuden, weinten Wonnethränen, und winkten mit ihren Tuchern der Brigg zu. Bald auch sahen sie, daß das Schiff eine franzosische Flagge fuhrte und endlich erkannten sie die Brigg Argus, welche mit der Meduſa zugleich von Frankreich nach dem Senegal abgesegelt war.

Bald legte die Brigg an und setzte ein Boot aus. Der Offizier, welcher es befehligte, trug die Kraftlosen selbst hinein, und in einer Viertelstunde waren die 15 Mann aus ihrer elenden Lage gerissen und fanden auf der Brigg einige andere Schiffbrüchige, welche auf den Booten nach St. Louis gekommen waren. Vortreffliche Fleischbrühe, welche man den Ungluecklichen gab, ward ihre erste Erquickung. Dabei verband man ihre Wunden, und mehrere der Kranken konnten sich am zweiten Tage schon etwas aufrichten. Aber einige bekamen auch in diesem bessern Zustande noch Anfalle von Verwirrung, und fast wären Einige verbrannt, indem Feuer auf dem Schiffe ausbrach und schon, ehe es gelöscht ward, das Lager einiger sehr Kranken ergriff.

Die Brigg Argus war von Senegal abgesandt worden, als das erste dort angekommene Boot die Nachricht von der Scheiterung der Fregatte Meduſa gebracht hatte, und zwar mit dem Befehle, den Booten zu Hülfe zu eilen und die Flöße aufzusuchen. Sie war längs der Küſte gefahren und hatte dort die Schiffbrüchigen, welche gelandet waren, mit Lebensmitteln versehen. Lange hatte ſie nach der Flöße gesucht, und schon auf der Rückkehr wurde ſie durch die Vorsehung vermittelſt eines Südweſtwindes, ihrer Abſicht entgegen, auf dieſelbe zugetrieben.

Den Abend des Tages nach der Rettung kam die Brigg Argus an die Mündung des Senegal, und den folgenden Tag landeten die 15 Leidenden in St. Louis, wo alle mit großer Herzlichkeit und Theilnahme beſonders von den Engländern empfangen wurden. Selbſt die Negerſklaven weinten bittere Thränen, als ſie die Leidenden ſahen. Sechs davon ſtarben in St. Louis; die übrigen Neune genaſen allmälig, Alle waren mit Narben bedeckt und die Meiſten blieben ungeſund für ihr übriges Leben.

Zweite Erzählung.

Das Loos derer auf den Booten und auf dem Wrack.

Die zerbrechliche Schaluppe trennte ſich zuletzt von der Flöße und die, welche in ihr waren, ſahen gegen Abend das Land. Unfehlbar mußten es alſo die beſſer ſegelnden Boote ſchon früher geſehen haben; und der Schiffbruch ereignete ſich in keiner beträchtlichen Ferne vom Lande. Die Möglichkeit, die Flöße durch die Boote an's Land zu ziehen, war alſo da geweſen.

Zwei Boote, das, worauf der Oberbefehlshaber der Senegalländer ſich befand und das, worauf der pflichtvergeſſene Kapitän der Fregatte ſich eingeſchifft hatte, beide kamen ohne allen Unfall den 9. Abends bei der Corvette Echo an, die auf der Rhede von St. Louis vor Anker lag. Zwei geſchickten Seeleuten, welche auf dieſen Booten ſich befanden, verdankten ſie ihre Rettung. Nach Ankunft dieſer beiden Boote bei der Corvette ward Rath gehalten, was für die 4 Boote und die Flöße zu thun ſei, und die Brigg Argus darauf abgeſandt.

Die Schaluppe befand ſich, als ſie gegen Abend Land ſah, in einem ſehr ſeichten Gewäſſer, deſſen Tiefe nur 3 Fuß betrug und ſtieß

ein Paar Mal sogar auf den Grund. Sie mußte deshalb wieder seewärts gehen, um in der Nacht nicht zu scheitern. Den folgenden Tag (den 6. Julius) befand sie sich weit von der Küste, als das Meer unruhig ward. Sie eilte wieder dem Lande zu und kam ihm des Morgens um 8 Uhr sehr nahe. Es landeten 60 Mann mit gehörigen Waffen und Schiffszwieback versehen, um zu Lande den Weg nach St. Louis zu versuchen, das 40 bis 45 deutsche Meilen südlich von dem Landungspunkte lag, denn die Landung geschah nördlich an dem Vorgebirge Mirik. Die Schaluppe stach wieder in die See, um die andern Boote wo möglich zu sammeln; man entdeckte auch die andern Fahrzeuge, aber eins floh vor dem andern aus Furcht, daß eins Etwas von dem andern wolle. Besonders floh man aber die zerbrechliche Schaluppe, deren Besatzung sich am entschiedensten gegen das Verlassen der Flöße erklärt hatte. Nur ein Boot nahete sich der Schaluppe, da es im Sturm in Noth gerieth. Die Schaluppe nahm demselben 15 Mann ab, und hätte jetzt gern die Fahrt nach St. Louis fortgesetzt. Allein bald verlangten die Leute zu landen, und es wurde 20 Meilen nördlich von St. Louis ein anderer Haufen ausgeschifft. An demselben Tage (den 8. Julius) mußten auch an demselben Orte die zwei übrigen Boote, durch den Wind getrieben, landen; das eine des Morgens um 11 Uhr, das andere Nachmittags 5 Uhr und zwar waren die Leute auf diesen Booten von Allem entblößt. So befanden sich jetzt 2 unglückliche Haufen von den Gescheiterten am Lande.

Die zuletzt Gelandeten fanden glücklicher Weise bald, nachdem sie im Sande gegraben hatten, süßes Wasser und begegneten einigen Mauren, die ihnen als Wegweiser dienten. Sie hielten sich immer südlich an der Küste. Am 11. des Morgens wurden sie von der Brigg Argus gesehen und empfingen von ihr Wein und Schiffszwieback durch ein Boot. Den 11. Abends erhielten sie eine zweite Hülfe. Ein irländischer Kauffahrer, der bei St. Louis vor Anker lag, segelte, als er von der Scheiterung der Meduſa gehört hatte, aus eigenem Antriebe aus, um den Unglücklichen Beistand zu leisten, und ward denselben dadurch sehr nützlich, daß er die Sprache der Mauren verstand. Doch litten sie große Noth. Das Waten in dem heißen Sande griff besonders die Frauen und Kinder an. Letztere mußten alle getragen werden, und die Offiziere gingen darin der Mannschaft mit einem guten Beispiele voran. Es war deshalb Allen höchst erfreulich, als sie auf Mauren stießen, die einige Kameele und Esel bei sich hatten, welche theuer gemiethet wurden. Die Mauren gaben freiwillig wenig Hülfe, sie bestahlen

noch die Unglücklichen und verkauften ihnen das Wasser sehr theuer. Feindlich griffen sie nicht an, weil zwischen diesen Mauren und dem Senegallande ein Vertrag wegen guter Behandlung der Schiffbrüchigen besteht.

Ein rechtes Fest machte der irländische Kauffahrer den Unglücklichen, indem er von den Mauren einen Ochsen kaufte und schlachten ließ. Jeder briet sich seinen Theil an seinem Säbel. Oefter kauften die Unglücklichen auch für vieles Geld etwas Hirse und Milch. Der Geist des Aufruhrs regte sich auch in diesem Haufen, wie auf der Floße; doch kam er nicht zum Ausbruch; und ein Offizier gerieth in eine Art Verwirrung, so daß er nicht weiter wollte.

Den 13. Julius kam dieser Haufen des Abends 7 Uhr in St. Louis an, ohne daß einer umgekommen wäre.

Schwerer wurde es den 60 Mann, welche aus der Schaluppe zuerst gelandet waren, und noch ein Mal so weit zu wandern hatten, als die zuletzt Gelandeten. Sie wateten langsam über die öden Sandhügel der Sahara-Kuste hinweg und fanden bald einen großen Teich von süßem Wasser, woran sie sich außerordentlich erquickten. Einige Mauren, die sie an dem Teiche antrafen, wurden ihre Wegweiser und sie gelangten mit diesen den 25. Julius nach vielen Beschwernissen in St. Louis an. Zwei kamen von den Beschwernissen um, eine Frau und ein Gärtner. Einige, die sich von dem Haufen entfernt hatten, wurden von herumstreifenden Mauren aufgegriffen und in deren Lager geschleppt. Ein Soldat blieb über einen Monat unter ihnen. Zwei andere, der Naturforscher Kummer und ein gewisser Rogery, zogen von einer Maurenhorde zur andern. Beide waren gleich nach der Landung ostwärts eingedrungen, um Mauren aufzusuchen, doch jeder für sich. Kummer entdeckte gegen Abend Feuer und ging darauf zu. Er fand auch wirklich eine Horde, bat sie im Namen des Propheten Muhammed um Gastfreundschaft, denn er sprach ein wenig arabisch, und ward freundschaftlich aufgenommen und mit Milch und Früchten bewirthet. Kummer freute sich über die schönen Viehherden, die er hier sah. Sklaven unterhielten das Feuer bei der Horde, um die Mücken etwas vom Vieh abzuhalten, das in einem Salzsumpfe weidete. Vor dem Melken ward das Rindvieh gewaschen. Um dies auszuführen, faßten starke Sklaven das Rindvieh an die Hörner und warfen es so auf den Boden.

Schon am Tage hat sich der Häuptling der Mauren Kummers Uhr aus, in der Nacht, da er trotz seiner Bemühung wach zu bleiben, weil er eine hinterlistige Ermordung fürchtete, dennoch eingeschlafen war,

nahm man ihm sein Geld ab, zog ihm Rock, Schuhe und Weste ab und plunderte ihn überhaupt ganz aus. Den andern Tag mußte er mit den Mauren an die Seeküste aufbrechen, um ihnen die Landungsstelle zu zeigen, weil sie hofften dort Einiges zu finden, was von der Strandung angeschwemmt sein möchte. Sie fanden aber wenig. Nun brachen sie wieder auf, und da es erst nach Norden ging, befürchtete Kummer, man möchte ihn nach Marokko, statt an den Senegal führen. Endlich aber merkte Kummer zu seiner Freude, daß der Weg nach dem Senegal eingeschlagen ward. Am Mittage traf Rogery bei derselben Horde ein, und da Kummer gerade zu Mittag schlief, und wie todt da lag, schauderte er vor Schreck zurück, indem er ihn für ermordet hielt. Seine Freude ward um so größer, als er ihn lebend fand. Beide fielen sich in die Arme, und erzählten sich von den Qualen, welche sie besonders hatten von den Weibern und Kindern der Mauren ausstehen müssen. Die Mauren suchten unterdessen, daß Beide sich zum Schlaf wieder hinlegten, rothe, sehr wohlschmeckende Beeren, die traubenförmig an einem Strauche wuchsen und gaben auch davon den Unglücklichen. Gegen Abend wurden Beide in das Lager des obersten Häuptlings Zaide geführt. Hier schlossen sie einen Vertrag mit den Mauren wegen ihrer glücklichen Beförderung nach St. Louis. Beide Schiffbrüchige gewannen, durch Ruhe und Vertrauen zu ihrer glücklichen Reise nach St. Louis, auch wieder Besonnenheit und Kräfte. Sie beachteten die Sitten der Mauren und fanden darin manches Auffällige. Die Sklaven wurden den Freien ganz gleich gehalten, die Kinder hatten wenig Achtung vor ihren Müttern, konnten aber größten Theils im Sande schreiben, was die Geistlichen, so wie die Aeltern ihnen lehrten. Der Stamm, wobei die Schiffbrüchigen waren, hieß Trazas und bekennt sich zum Muhammedthum. Er macht häufig Jagden auf Tiger, Leoparden, Löwen und andere reißende Thiere und bringt deren Felle, so wie Schaffelle und Straußfedern zum Handel nach den Senegalländern. Nach Timbuktu und Sego führen die Trazas Salz. Sie verfertigen allerlei Goldarbeiten, gerben Felle und verarbeiten viel Leder zu Taschen, Säckchen und Kistchen.

Der Häuptling Zaide behandelte die beiden Unglücklichen sehr wohl, sorgte dafür, daß Kummer seine Uhr wieder erhielt, ließ sich viel von dem Kaiser Napoleon erzählen und konnte sich nicht genug wundern, daß das derselbe Mann sei, der früherhin unter dem Namen Bonaparte wäre in Aegypten eingedrungen. Es waren auch einige Priester zugegen, die auf ihren Wallfahrten nach Mekka das französische Heer in Aegypten

gesehen hatten und sich nicht satt genug hören konnten an der Geschichte dieses großen, auf St. Helena verbannten Mannes. Auf Kameelen wurde aus Zaide's Lager die Reise nach dem Senegal angetreten, welche bei den vielen Umwegen wohl 70 deutsche Meilen betragen mochte. Rogery ward aber auf der Reise hart von den Mauren behandelt, weil er sich selbst unpassend gegen sie betrug, Kummer dagegen hatte es sehr gut. Den 19. erreichten beide Schiffbrüchige mit ihrer Begleitung einen Nebenfluß des Senegal, dessen Ufer mit Baumwollenbäumen *), Mais und Hirse bestanden waren. Die Pflanzungen gehörten schon Negern. In einem Negerdorfe trafen die beiden Gescheiterten eine recht herzlich theilnehmende Negerin, die ihnen sogleich Milch und Hirsemehl vorsetzte, und Thränen bei dem Anblicke ihres Elendes vergoß; denn Beide waren fast ganz nackt. Als sie hörte, daß Beide Franzosen wären, verstärkte sie noch ihre Theilnahme, und sie fing sogleich an in französischer Sprache ihre Geschichte zu erzählen, die also lautete:

„Die Mauren hatten mich aus den Armen meiner Mutter gerissen und mich in die Sklaverei geschleppt. Das sind häßliche Leute, die Räuber der Wüste. Ja sie rissen mich mit sich fort, wenn gleich mein Vater sie auf alle Art abzuhalten suchte und mich muthvoll vertheidigte. Darauf verheerten sie unser ganzes Dorf. Aus manchem Hause hatten sie Mann, Frau und sämmtliche Kinder genommen. Sie führten uns nach St. Louis, wo die Weißen die Menschen kaufen, um sie nach Amerika zu bringen. Ich kam, Gott sei es gedankt, nicht dahin. Der Befehlshaber von St. Louis, der General Blanchot, kaufte mich und behielt mich einige Jahre in seinen Diensten. Als er aber sah, daß ich meine Heimath nicht vergessen konnte, so schenkte er mir die Freiheit." —

Ueberall fanden die Gescheiterten die Neger in den Dörfern sehr gutmüthig, auch wurden die sie begleitenden Mauren immer wohlwol-

*) Die gewöhnliche Baumwolle kommt von der Baumwollenstaude (gossypium), welche entweder krautartig oder baumartig wächst, und in allen wärmern Ländern jetzt stark gebaut wird. Hiervon unterscheidet sich der hier erwähnte Wollbaum (bombax), der in wenigstens 5 Arten vorkommt, wovon der fünfmännige (pentandrum) der bekannteste ist. Dieser Baum wächst in Asien, Afrika und Amerika, und trägt nur eine kurze Wolle, die sich nicht gut spinnen läßt. Von einer zweiten Art dieses Baumes, dem Ceiba-Wollbaum, benutzen die Chinesen die Wolle zum Papier. Die Wolle von beiden Bäumen ist sehr zart und ähnelt mehr der Seide, als unsrer Baumwolle.

lender gegen sie, je naher sie St. Louis kamen, wo ihnen der Oberbefehlshaber 15 Thaler fur ihre Bemuhungen auszahlte, womit sie wohl zufrieden waren. Sie kamen den 22. Julius in St. Louis an, nachdem sie 16 Tage in der Wuste umhergewandert waren.

Erst nach Ankunft aller Schiffbruchigen entschloß sich der Oberbefehlshaber ein Schiff nach der gestrandeten Meduſa auszusenden, um 100,000 Franken, die darauf waren und Lebensmittel zu holen, wovon sich ein großer Vorrath darauf befand, während es in St. Louis daran gebrach. So saumig war der Oberbefehlshaber in seiner Sache, obgleich er auch wußte, daß noch mehrere Menschen sich auf dem Wrack befänden.

Den 26. Julius fuhr ein kleines Fahrzeug nach der Meduſa ab und nahm einige zum Tauchen abgerichtete Neger mit. Da es aber nur auf 8 Tage Lebensmittel mitgenommen hatte und mit widrigen Winden kampfen mußte, so kehrte es unverrichteter Sache in den Hafen zuruck. Es nahm nun auf 25 Tage Lebensmittel ein und stach abermals in die See. Die Segel des Fahrzeuges waren so unbrauchbar, daß es nach 14 Tagen abermals in den Hafen einlief. Es ward darauf in 10 Tagen mit neuen Segeln versehen, ging wieder in See, und fand 50 Tage spater, als man die Meduſa verlassen hatte, dieselbe wieder. Es lebten noch 3 Menschen auf dem Schiffe; aber 17 waren zuruckgeblieben. Diese 17 hatten, nachdem die Boote und die Flöße fort waren, alle Stellen im Schiffe, worein noch kein Wasser gedrungen war, untersucht, um Lebensmittel zu finden. Sie hatten auch eine Menge Speck, Zwieback, Wein und Branntwein gesammelt und waren 42 Tage, so lange die Nahrungsmittel vorhielten, ziemlich gefaßt geblieben. Als aber da noch keine Hulfe kam, faßten 12 den Entschluß, einen Versuch zu machen, um das Land zu erreichen. Sie bauten eine Art Flöße und richteten diese dem Lande zu; allein wahrscheinlich ist diese kleine Floße von den Wellen zertrummert, man hat weiter keine Kunde von diesen 12 Menschen erhalten, wohl aber Stucke von den Trummern ihrer Floße spater an der Kuste gefunden. Ein Anderer versuchte in einem Hühnerbehälter das Land zu erreichen. Er setzte sich hinein und hoffte so an's Land getrieben zu werden; allein als er ein Paar hundert Fuß getrieben war, kippte das Behältniß um, und er ertrank.

Vier blieben demnach auf dem Wrack, und von diesen war eben Einer gestorben, als nach 50 Tagen Hülfe kam. Die andern drei rangen auch schon mit dem Tode; denn sie hatten seit mehreren Tagen

nur noch Branntwein und Talg zur Speise gehabt. Jeder lag einsam für sich, und so hatten sie schon mehrere Tage gelebt. Begegneten sie sich, wenn sie sich Speise holten, so drohten sie sich mit ihren Messern. Eine thierische Wuth hatte sich also auch dieser Unglücklichen bemächtigt, wie der Soldaten auf der Flöße. So lange sie noch etwas Wein hatten, waren sie bei Kräften geblieben, der Branntwein dagegen hatte sie sehr geschwächt.

Es ist ganz unverantwortlich und wohl einem ächten englischen Seemann unglaublich, wie der Befehlshaber einer kleinen Flotte und der Oberbefehlshaber eines Landes konnten die Unglücklichen so lange auf dem Schiffe ohne Hülfe lassen, da im Hafen von St. Louis es mehrere wohlausgerüstete Schiffe gab. Doch es ging noch weiter! Das Kauffahrtheischiff, welches nach 50 Tagen zur Meduſa gelangte, betrachtete alle Sachen als gute Beute; und wollten die Schiffbrüchigen ihre Kleider wieder haben, so mußten sie auf dem Markte sie bei den Trödlern suchen und von denen erstehen. Selbst die Schiffsflagge, welche, wie die Fahne bei den Landsoldaten, für etwas volksthümlich Heiliges betrachtet wird, ward vertrödelt, und der Käufer machte daraus Tisch- und Betttücher. Noch vier kaufmännische Fahrzeuge fuhren hin, um sich Güter von der Meduſa zu holen; doch machte man diesen die Bedingung, daß sie die Hälfte des Gewinnes an die Staatsbehörde zurückgeben sollten. — Die kranken Schiffbrüchigen erhielten in St. Louis geringe Pflege, nur die Engländer nahmen sich ihrer an, und zeigten auch hier ihr edles Wesen. Einer von denen, der auf der Flöße gewesen war, lag mehrere Wochen nackt und elend; als aber die englischen Offiziere es erfuhren, bekam er alle Hülfe und ward auf's Beste gepflegt.

Harnisch.

Der treue Hofnarr.

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren des Kaisers Maximilian I. war Kunz oder Konrad von der Rosen. Dieser war ein vertrauter Günstling des Kaisers, und hatte sich durch seine Treue

und seine lustigen Einfalle so beliebt bei ihm gemacht, daß er ihn immer um sich haben mußte.

Als Maximilian noch als romischer König im Jahr 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm Kunz von der Rosen, sein kurzweiliger Rath, sonst ein beherzter und tapfrer Mann, er sollte sich nicht nach Brugg (Brugge) begeben, es möchte ihm sonst übel gehen; allein Maximilian kehrte sich nicht daran und reiste doch dahin. Als nun der König vor St. Katharinenpforte daselbst anlangte, ritt Kunz zu ihm, und sagte in Gegenwart aller der Andern: „Lieber König! ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Rathen und mir nicht folgen, sondern gefangen sein willst, so sage ich dir, daß ich nicht will gefangen werden. Ich will dir das Geleite in die Stadt bis zu der Burg geben, aber mich alsbald zum Genter Thor wieder hinaus packen. Wenn du aber sehen und horen wirst, daß vor der Stadt die Lusthauser und Dorfer brennen, so gedenke, daß dein narrischer Kunz solches verursacht habe.“ König Maximilian gab ihm zur Antwort: „Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Sohnen zu Brugg nicht viel Gutes zutraust, die uns doch alle Treue versprochen haben.“ Worauf Kunz sagte: „Das glaube ihnen der Teufel! Trauwohl ritte mir das Roß hinweg.“ Also ist er mit dem Könige in die Stadt, und zum andern Thore wieder hinaus nach Middelburg zu Herzog Christoph von Baiern geritten. Der Eintritt ist den 31. Januar durch das heilige Kreuzthor geschehen. Kurz nach dem Einzuge entstund in der Stadt ein Tumult, und Maximilian ritt auf den Markt, ihn zu stillen, da rissen ihn die Burger vom Pferde, und schleppten ihn in eines Wurzkrämers Haus, welches nachher die Kronenburg genannt worden, wo er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen Andern des Nachts auf einer bloßen Bank liegen mußte. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Staben verwahrt waren, und gegen den Fenstern uber stunden drei geladene Armbruste, daß er also nicht wissen konnte, ob sie ihn nicht gar wollten todtschießen lassen.

Kunz von Rosen blieb unterdessen wahrend der Gefangenschaft seines Herrn nicht mußig, sondern bewies seine außerordentliche Treue durch zwei Wagestucke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgurtel machen lassen, womit er bei Nacht uber den Schloßgraben an die Burg, darin der König sich damals befand, geschwommen, Willens, seinen Herrn vermittelst des einen Gurtels mit sich zuruck uber den Graben aus der Stadt, und auf dazu bestellten Pferden davon zu bringen.

Er ward aber, als er sich in den Graben gelassen, von den Schwänen angefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln dermaßen schlugen, daß er sich des Lebens verzieh, und mit harter Noth zurück entrinnen konnte; wie er denn, wenn sie ihm den Schwimmgürtel verbissen hätten, ohne Hülfe daselbst hätte ertrinken müssen. Diese Schwäne waren gut französisch, und ist ohne Zweifel ihr Geschrei eine Ursache gewesen, daß die von Brugg, die Wahrheit vermuthend, den König nicht länger in der Burg haben lassen wollen.

Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlages. Er lernte das Barbieren oder Haar- und Bartscheren, stahl sich in die Burg hinein, kam zu dem Guardian des Franziskanerklosters, den er dem König wohl gewogen kannte, und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu erledigen. Er begehrte, der Guardian sollte ihm eine Platte scheren lassen, und ihm ein Ordenskleid, auch einen Conventualen zugeben, so wolle er in der Person eines Beichtigers zum Könige gehen, und ihm gleichfalls eine Platte scheren, ihn in seine Kutte stecken lassen, und mit dem Conventbruder in's Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit ihm sich auf ein Schifflein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor St. Katharinenpforte auf ihn warten würde, und ihn also nach Middelburg abfuhren. Der Guardian fragte ihn: wo er denn bleiben wolle? Er antwortete: „Ich will des Königs Kleider anlegen, und wenn die von Brugg den König suchen, werden sie an dessen Statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden." Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that, was er begehrte, und befahl dem Conventbruder, daß er von dem Kunzen sagen solle, er sei des Königs Beichtvater.

Als sie in des Königs Haus kamen, und der Leibwachthauptmann fragte, was sie beim Könige zu verrichten hätten, zog Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte, und gab andächtig zur Antwort: er sei vom Guardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach gekommen, begann er, seiner Gewohnheit nach, mit starker Stimme den König also anzureden: „Siehe nun! finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter schänd,*) warum hast du mir nicht gefolgt,

*) Ein damals gewöhnlicher Fluch.

da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe mein Leben deinethalben gewagt. Ich will dich mit Gottes Hulfe aus deiner Feinde Hände erledigen; du mußt mir aber jetzt besser folgen." Der König wußte nicht, wie ihm geschah. Er erkannte wohl seinen Kunzen an der Rede, ihn dauchte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachen zu ihm habe kommen können. Als der Kunz den König so bestürzt sah, sagte er ferner zu ihm: „Lieber Max! laß dich's nicht befremden. Du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunzen. Da habe ich mein Scherzeug, damit will ich dir eine Platte scheren; denn ich habe um deinetwillen dies Handwerk gelernt. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen, und hier bleiben; du aber sollst also beschoren in meiner Kutte durch die Wacht hinausgehn; vor der Pforte wirst du einen Barfußermönch finden, mit dem geh' in sein Kloster. Der Guardian, mit dem ich schon alles abgeredet, wird dir Schiff und Pferde anzeigen; mit selbigen wirst du morgen um diese Zeit zu Middelburg bei den Deinen sein können. Ich habe schon alles bestellt, komm nur bald, und laß dich scheren. Ich habe mich beim Guardi-Hauptmann für deinen Beichtvater ausgegeben, und wenn ich zu lange ausbleibe, dürfte mein Handel verdächtig und deine Erledigung verlängert werden." Der König fragte den Kunzen, wie es um sein Kriegsvolk im Lande stehe, auch was sonst im romischen Reiche vorgehe. Jener antwortete: „Es steht und geht all wohl! Denn Herzog Christoph von Baiern, die Grafen von Sonnenberg, Eberstein und Nassau, und ich, haben neulich mit wenig Volk 6000 Franzosen und Genter bei Hulst erschlagen und gefangen. So kommen der Graf von Zollern und der von Iffelstein mit 4000 zu Fuß und 300 Pferden aus Brabant. Zudem hat der Kaiser das ganze Reich zum dritten Mal in's Feld aufgeboten. Diese Alle wollen dich mit aller Macht erledigen; und ist Herzog Albrecht zu Sachsen des Reichs Obrister. Auch hat der Papst den großen Bann und der Kaiser die Acht und Aberacht auf die drei Städte gelegt. So ist auch des Raubens und Brennens im Land, sonderlich um die Stadt Brugg kein Ende. Auch hat der Herr v. Ravenstein die zwei Schlösser, sammt dem Thurm Burgund innen, und läßt denen von Brugg auf dem Wasser auch nicht ein Fischlein zukommen." Als er ferner hierauf anhielt, daß sich der König sollte bescheren lassen, fragte ihn derselbe: „Mein lieber Kunz! wo willst aber du und unsere lieben Räthe bleiben?" Kunz antwortete: „Dafür darfst du nicht sorgen. Ich geb' dir meine Kutte, und lege deine Schaube an, und stelle mich, als wenn ich König Max wäre. Wenn

dann die von Brugg dich suchen, und mich finden, so werden sie den Narren haben, und der König wird ihnen entwischt sein."

König Maximilian, weil er vernommen, daß eine starke Hülfe, ihn zu retten, im Anzug wäre, und weil es ihm auch seiner Hoheit übel anständig däuchte, auf solche Weise aus der Gefangenschaft zu entkommen, ließ die Antwort von sich vernehmen: er merke wohl, daß er, der Kunz, nicht aller Sachen Bericht habe. Er könne, durch sein Versprechen hierzu verpflichtet, ohne der von Brugg Willen und Wissen sich nicht aus der Stadt begeben; hingegen sei er von ihnen theuer versichert, daß seiner Person nichts Aergeres widerfahren sollte. Der Kunz erzürnte sich über diese Antwort, und erwiederte: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nicht folgen willst, und ich meine gefährliche Reise umsonst gethan habe. So behüt' dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Fläminger." Also nahm er Abschied vom König und ging weinend und betrübt zur Thür hinaus. Als er durch die Wacht ging, fragte der Hauptmann, wie er den König befunden? Er antwortete: „Fromm!" Als jener fragte: „Wie seine Räthe?" erwiederte er: „Das weiß Gott!" Worauf der Hauptmann: „Das ist eben unsere Klage." Solcher Gestalt mußte der Kunz anstatt des Königs nach Middelburg abfahren.

(Von K. Fr. Flögel, Geschichte der Hofnarren.)

Konradin, der letzte Hohenstaufe. 1268.

Konradin's Heer war, bei Tagliacozzo vorbei, auf der malerischen, in dieser ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Scurcola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliacozzo, oder nach der Stadt, von wo Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann, aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfstätte am nächsten lag, Schlacht bei Scurcola nennen sollte.

Konradin theilte sein Heer in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Kastilianer, aus Lombarden,

geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratico; den zweiten Haupttheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich von Oesterreich selbst stellten.

Als man König Karl weckte, erschrak er gar sehr über die unläugbare Mehrzahl seiner Feinde, und wandte sich Rath suchend an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehrern Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du siegen willst," sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Scharen. Die erste, unter Jakob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart, bestand aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite, unter dem Marschall Heinrich von Cousance, aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery auserwählte und befehligte Ritter. Jene erste Schar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine; von der letzten Schar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Capella halber, weder in dem konradinisch gesinnten Alba, noch in Scurcola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch, um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl, daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte, den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu besiegen: aber beides mißlang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Fuhrten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gegen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese üble Wendung nahm, rückte die zweite französische Schar, unter Heinrich von Cousance, zur Hülfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kur-

zem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung, als die Schar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst du mit dieser geringen Schar ausrichten gegen die Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutschen? Bleib', bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten." — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der, alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valery's die nothwendige Ursache eines unausweichbar vollständigen Untergangs. Leider aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinen lebten der festen Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde seien besiegt, sondern auch in dem Marschall von Conſance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluthen des Salto.

„Jetzo ist es Zeit!" sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen, oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Scurcola vor und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradin's oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb. Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plundern; aber vorsichtiger, als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahnte, daß noch nicht alle Gefahr vorbei sei. Heinrich von Kastilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend,

selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Scurcola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann ruckten alle vorwärts, um sich mit ihren Siegesgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Scurcola naher kamen, erschien Einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklarbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichsten Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war. Doch verlor Heinrich, als ein achter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Gluck nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wenden." — In geschlossenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerustet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Gluck versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valery's aus der Noth half. „Alles kommt darauf an," so sprach er, „daß wir die festen gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen." Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, des Sieges gewiß, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den Uebrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dies die Spanier, indeß einigten sie sich dennoch von Neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rustungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen, jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Kastilien fliehen; nach so mannigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus (den 23. August).

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Papste einen Siegesbericht, und äußerte am Schlusse: „die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen, als die bei Benevent. Ob und wohin Konra-

din, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Kastilien geflüchtet, wisse man noch nicht, doch hätten Einige des Letztern Pferd unter den erbeuteten erkannt."

Heinrich war nach Montecassino entkommen, und erzählte kühn, daß die Franzosen besiegt seien: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage, nahm den Prinzen gefangen, und überlieferte ihn auf Befehl des Papstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Söhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hülfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich Einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuern. —

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Astura's vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog, daß die Eingeschifften angesehene, von Scurcola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani," — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Constanze erhielt Otto Frangipani, Johann's Großoheim, und Emmanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Jo-

hann's und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet wurde. Dieser trostreichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johann's Großmutter gehörte zur Familie Papst Innocenz des Dritten; nach Kaiser Friedrich's Tode hatte die Familie Innocenz dem Vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrich's Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf, wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der Schlechtern unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die der Päpste geneigt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen, daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe, König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleichkommt — mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet; Robert von Lavena, Karl's Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschar an Frangipani den großten Lohn für rasche Auslieferung Kon-

radin's und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze.

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen ohne sichernde Bedingung für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrich's durch Campanien hindurch in die Hauptstadt seines Reiches geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkundeten Täuschende oder Getäuschte in König Karl's Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reiches.

Nicht blos diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht blos Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehrern Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradin's Heere gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen und dieses anzünden! — —

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradin's im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus

mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend, hiegegen ein: daß Konradin's Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und stehet es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Carmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten

aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karl's von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage

alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hatte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Lancia in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesen mordete man noch Mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmälig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu allen diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung

noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konradin's Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann auf's Neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradin's Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt blos die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grab zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wiederum berichten, daß die Carmeliter, aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Konradin's nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen sie nun später von reuigen Königen oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeth's aufgerichtet worden sein — Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

Raumer, Geschichte der Hohenstaufen.

Der fromme Graf von Habsburg.

Graf Rudolf von Habsburg (nachmals König) ritt einmal mit seinen Dienern auf's Weidwerk zum Beizen und Jagen; und wie er in eine Aue kam, er allein mit seinem Pferd, so hörte er eine Schelle klingen. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, zu erfahren, was das ware. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sacrament und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug; da stieg Graf Rudolf von seinem Pferde, kniete nieder und bewies dem heiligen Sacrament seine Verehrung. Nun war es an einem Wässerlein, und stellte der Priester das heilige Sacrament neben sich, fing an seine Schuhe auszuziehen, und wollte durch den Bach, der sehr angeschwollen, hindurchwaten, denn der Steg war durch Anwachsen des Wassers

weggerissen. Der Graf fragte den Priester, wo er hinauswolle; der Priester antwortete: „Ich trage das heilige Sacrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt, und da ich an das Wasser gekommen, ist der Steg weggerissen, muß also hindurchwaten, damit der Kranke nicht verkurzt werde.“

Da hieß Graf Rudolf den Priester mit dem hochwürdigen Sacrament auf sein Pferd sich setzen und damit bis zum Kranken fahren und sein Amt verrichten, damit der Kranke nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer zum Grafen, auf dessen Pferd setzte er sich, und fuhr der Weidlust nach.

Da nun der Priester wieder heimkam, brachte er selber dem Grafen Rudolf das Pferd wieder mit großer Danksagung für die Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolf: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünket Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben mögt, so bestimmt es zum Gottesdienst, denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib, Seele, Ehre und Gut zu leben habe.“ Der Priester sprach: „Herr, so wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in die Zeit und dort in Ewigkeit Euch schenken.“

Am folgenden Morgen ritt Rudolf in ein Kloster. Dort sagte ihm die Klosterfrau: „Darum wird Gott der Allmächtige Euch und Eure Nachkommen hinwiederum begaben und sollet fürwahr wissen, daß Ihr und Eure Nachkommen zu höchster zeitlicher Ehre gelangen werdet.“ —

Der Priester wird Kaplan des Erzbischofs von Mainz, und hat ihm und andern Herren von solcher Tugend, auch von der Mannheit des Grafen Rudolf so ruhmend gesprochen, daß sein Name im ganzen Reiche bekannt und berühmt ward, so daß er nachmals zum römischen König erwählt wurde.

Götzinger.

Johannes Huß zu Constanz.

Kaiser Sigismund war unruhig, Huß verbrennen zu lassen, und ließ mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu

nichts verstehen. Da schickte der Kaiser noch den Tag vor der Execution, oder den fünften Julius 1415, vier Bischöfe und die zwei böhmischen Barone von Chlum und Duba zu ihm. Huß ward vor den Kerker zu ihnen herausgeführt, und sein treuer Freund, der edle Chlum, sagte zu ihm: „Lieber frommer Herr Magister, wir ungelehrte Laien können Euch in dieser so wichtigen Sache nicht rathen. Sehet derhalben selber zu, ob Ihr Euch der Mißhandlungen, die Euch vom Concilio zugemessen werden, in Eurem Gewissen schuldig befindet. Seid Ihr schuldig, so schämt Euch ja nicht, Eure Meinung zu verlassen und einer bessern Raum zu geben. Giebt Euch aber Euer Gewissen Zeugniß, daß Ihr unschuldig seid, so thut ja nicht wider Euer Gewissen. Ich will Euch auch keine Ursache oder Anlaß dazu geben; denn Ihr sollt nicht lügen vor dem Angesicht Gottes, sondern vielmehr beständig bleiben bis in den Tod bei der Wahrheit, die Ihr erkannt habt." Diese Anrede seines treuen Freundes brach ihm das Herz. Er antwortete unter einem Strom von Thränen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich gern weichen und widerrufen will, wenn ich etwas Unrechtes und mit der heiligen Schrift und Kirchenmeinung nicht Uebereinstimmendes gelehrt und geschrieben habe. Ich begehre nichts mehr, als daß ich aus göttlicher Schrift gründlicher und eines Bessern möge unterwiesen werden. Wenn sie das thun, bin ich bereit, alsobald zu widerrufen."

Den folgenden Tag versammelte sich das ganze Concilium in der Domkirche. Der Kaiser erschien mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft, und setzte sich auf seinen Stuhl unter einer goldnen Krone, an der einen Seite stand Churpfalz mit dem Reichsapfel, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Schwert an der andern; und neben den Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Prälaten, Mönchen, Doctoren ꝛc. war eine unzählige Menge Volks beisammen. Der Erzbischof von Gnesen, Nicolaus, hielt die Messe, und nach vollendetem Amt ward Huß, der aus seinem Gefängniß im Minoritenkloster geholt war und bis dahin draußen im Vorhofe hatte warten müssen, vor diese große Kirchenversammlung hereingeführt. Man stellte ihn auf einen etwas erhabenen Ort, damit er von Jedermann könnte gesehen werden. Hierauf las der Bischof von Concordien das zuvor vom Concilio abgefaßte Decret ab: daß Niemand in der Session durch Murmeln oder ander Getöse mit Händen oder Füßen, auch nicht durch Disputiren, Vertheidigen ꝛc. die Redenden stören sollte; und darauf stieg der Bischof von London auf die Kanzel, und hielt eine lateinische Rede über Röm. 6, 6, und forderte darin zugleich den Kaiser auf, die Ketzereien zu stören,

und sonderlich den hier stehenden verstockten Ketzer ꝛc. Huß lag indeß auf seinen Knieen und befahl sich Gott zum Sterben. Darauf wurden von dem Bischof von Concordien die aus Hußens Schriften ausgezogenen sogenannten Ketzersätze vorgelesen; Huß wollte antworten, der Cardinal Emmerich hieß ihn aber schweigen. Huß wollte wieder reden, und man gebot den Schergen und Soldaten, ihn nicht reden zu lassen. Da hob er seine beiden Hände gen Himmel und sagte: „Ich bitte euch, um des allmächtigen Gottes willen, ihr wollet doch unbeschwert meine Antwort anhören, daß ich mich doch nur bei denen, die umher stehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen meiner vermeinten Irrthümer benehmen möge.“ Und als es ihm abgeschlagen ward, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Darnach las der Bischof von Concordien die endliche Sentenz ab: „daß erstlich Hußens Schriften sollten verbrannt, und er, als ein öffentlicher schädlicher Ketzer und böser halsstarriger Mensch, seines priesterlichen Standes sollte entsetzet und gänzlich sollte degradiret und entweihet werden.“

Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand mit sechs andern Bischofen führten Hußen zu einem Tisch, darauf Meßgewand und andere priesterliche Kleider lagen, und kleideten ihn an, und als er angekleidet war, in vollem priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand, vermahnten ihn die Bischöfe noch einmal, er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und Ehre bedenken, und von seiner Meinung abstehen. Huß sprach darauf vom Gerüst herab zum Volke mit großer Bewegung:

„Diese Herren Bischöfe vermahnen mich, ich solle vor euch allen bekennen, daß ich geirrt habe. Nun aber stehe ich vor dem Angesicht meines Gottes, daß ich ihnen nicht willfahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewissen verletzen, und meinen Herrn im Himmel schmähen und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen und gelehrt habe, itzo durch ein böses Exempel betrüben und irre machen? — Ich will's nicht thun.“

„Steig' herab vom Gerüst!“ riefen nun die Bischöfe, und als er herabgestiegen war, fingen sie an, ihn zu entweihen. Der Bischof von Mailand und der von Bisont traten herzu und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: „O du — da nehmen wir den Kelch von dir,

in welchem das Blut Jesu Christi zur Erlösung geopfert wird; du bist sein nicht werth." Huß antwortete getrost und laut dagegen: „Ich aber habe meine Hoffnung und Vertrauen gesetzt auf Gott, den allmächtigen Vater, und meinen Herrn und Heiland Jesum Christum, um welches Namens willen ich diese Schmach leide, und glaube gewiß und beständig, daß er den Kelch des Heils nimmermehr von mir abnehmen werde, sondern daß ich denselben mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reich trinken werde." Hierauf traten die andern Bischöfe herzu, und nahmen jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, sollte ihm die Krone oder die geschorene Platte auf dem Kopfe zerstört werden; es entstand aber ein Streit, ob mit einem Messer oder einer Schere. Huß sah dabei den Kaiser an, und sagte: „Es ist doch sonderbar: hart und grausam sind sie alle, aber über die Art und Weise sind sie nicht einig." Endlich und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemalten Teufeln und der Unterschrift: Erzketzer. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser und sagten: „Das H. Concilium zu Constanz überantwortet itzo Johann Hußen, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht."

Der Kaiser stand auf und nahm den ihm übergebenen Huß an, und sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmt hin diesen Johann Huß, und laßt ihm in unserm Namen thun, was einem Ketzer gebühret." Dieser legte seinen fürstlichen Ornat ab, nahm Hußen und führte ihn dem Vogt von Constanz zu, und sprach zu ihm: „Auf unsers gnädigsten Herrn, des römischen Kaisers Urtheil, und unsern sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister hin, und verbrennet ihn als einen Ketzer." Der Vogt übergab ihn dem Nachrichter und seinen Knechten, und befahl ausdrücklich, daß sie ihm seine Kleider nicht ausziehen, noch ihm Gürtel, Seckel, Geld, Messer oder was er bei sich truge, abnehmen, sondern ihn sammt Allem, was er an sich habe, verbrennen sollten. Und so ward er hingeführt.

Als er auf dem Gerichtsplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen, und dreimal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hutern Abschied; und nun griffen die Henker zu, und banden ihn an einen Pfahl mit fünf Stricken, über den Füßen, unter den Knieen, mitten um den Leib und unter den Armen, und mit einer

Kette um den Hals. Hierbei fiel ihm die Papierkrone ab auf die Erde, und er sah hin nach ihr und lächelte. Der Henker setzte sie ihm aber wieder auf, und legte rund um ihn, bis an seinen Mund, Reisig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau raffte mit zusammen, und legte mit an. Ehe das Feuer angezündet ward, ritten der Pfalzgraf Ludwig und der Reichsmarschall von Pappenheim noch einmal an ihn heran, und ermahnten ihn: er wolle noch itzo sein Heil bedenken, und seine Irrthümer widerrufen. Da fing Huß mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich das, deß sie mich durch falsche Zeugen zeihen, nicht gelehrt oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sunden abwenden, und Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehret, gepredigt, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tod versiegeln."

Sie schlugen darauf in die Hände und ritten davon.

Als der Henker das Feuer anzundete, sang Huß ein Stück aus dem Nicänischen Glaubensbekenntniß, und da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: „Christe, Du Lamm Gottes, erbarme Dich mein!" und als er zum dritten Mal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade in's Gesicht und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten, und — war todt.

* * *

Friede sei mit deiner Seele, frommer Priester! Du vertrautest der Wahrheit. Und hast du sie hier nicht erkannt, so wirst du sie nun erkannt haben und nun erkennen. Denn du suchtest sie und nicht das Deine.

Claudius.

Der fromme Schweppermann.

Der deutsche Kaiser Ludwig der Baier hatte eine große, entscheidende Schlacht gewonnen. Er selbst hatte als tapferer Ritter mitge-

fochten und manchen blutigen Hieb geführt, aber die Anführung des Heeres hatte er klüglicher Weise nicht selbst übernommen, sondern einem kriegserfahrnen alten Rittersmann, Namens Schweppermann, überlassen. Die vorsichtigen Anordnungen dieses Anführers waren es denn auch, wodurch die hartnäckige Schlacht zu Ludwig's Gunsten entschieden worden war. Als nun am Abend die Feinde gänzlich das Feld geräumt hatten, und man für die Verwundeten gesorgt und die Gefangenen untergebracht hatte, da begannen die siegreichen Ritter sammt dem Kaiser zu fühlen, daß sie den ganzen Tag gekämpft, aber nichts gegessen und getrunken hatten. Aber da war guter Rath theuer. Alle umliegenden Dörfer waren längst geplündert, wo nicht gar abgebrannt, und die Diener des Kaisers liefen lange vergebens umher, bis endlich einer mit einem Korbe voll Eier zurückkam, welchen er seinem Herrn zu Füßen stellte. „Ist das Alles?" fragte Ludwig. „Alles, Eure Majestät, was wir auf weit und breit haben finden können." „Nun," sagte lächelnd der Kaiser, „dann müssen wir gewissenhaft theilen, damit keiner von den braven Rittern hier ganz hungrig schlafen gehen muß. Ihr Herren," fuhr er fort, „tretet in einen Kreis, damit jeder seinen Antheil empfange." Nun zählte er selbst die Eier und fand, daß es nur Eins mehr war, als Ritter umher standen. „Gott segne uns das Wenige, was er uns beschert hat!" rief er, indem er selbst ein Ei nahm, und zu seinem Diener sich wendend: „Jetzt theile du aus! Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" Dem alten Krieger gingen die Augen über, als er sah, wie er von seinem Kaiser geehrt wurde. Zwar bat er und noch viele andere Ritter, der Kaiser möge doch erst besser für sich sorgen, sie würden schon noch etwas finden, aber Ludwig beharrte bei seinem Ausspruche. „Ich habe nicht mehr gethan, als jeder brave Ritter, aber der Schweppermann hat mehr gethan, als ein ganzes Dutzend von uns. Ihm gebührt die Ehre." Noch jetzt, nach 500 Jahren, liest man des Kaisers Worte: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" auf dem Grabsteine des Letzteren.

W. J. G. Curtmann.

Deutsche Treue.

Der Kaiser Ludwig der Baier hatte seinen Gegner Friedrich den Schönen in einer großen Schlacht gefangen genommen und auf ein festes Schloß gesetzt. Dort war der unglückliche Friedrich von aller Welt abgeschnitten; er hörte nichts von seinem treuen Weibe, das sich um ihn blind geweint hatte, nichts von seinem Bruder, der ihn so gern gerettet hatte. Er konnte sich nicht bewegen, als in dem engen düstern Schloßhofe, statt daß er sonst jeden Morgen auf seinem Roß in den Wald gesprengt war und Hirsche und Eber erlegt hatte. Aber auch dem Kaiser Ludwig war es nicht gut gegangen, er hatte viel Unruhe und Gefahr im Kriege ausgestanden, und es waren noch immer viele Leute, welche den gefangenen Friedrich lieber zum Kaiser gehabt hätten als ihn. Da erinnerte sich Ludwig, daß Friedrich sein Jugendfreund und immer so treu und ehrlich gewesen war. Und eines Abends setzte er sich auf sein Roß und ritt zu dem Schlosse, wo Friedrich gefangen saß. „Alter Freund," sprach er, „willst du frei werden?" „Frei? so daß ich meine Gemahlin und meinen Bruder wiedersehen könnte?" antwortete Friedrich, „o! dafür thäte ich Alles." Nun eröffnete ihm Ludwig die Bedingungen, unter welchen er ihn freilassen wolle. „Wenn du mir dies versprichst, und am Altare schwörst, daß du dich wieder in die Gefangenschaft stellen willst, wenn du das Versprochene nicht halten kannst, dann bist du frei!" Friedrich versprach es, und Beide empfingen am Altare das heil. Abendmahl zum Zeugniß ihres Bundes. Und so ritten sie freundlich zusammen bis an die Grenze.

Als aber Friedrich nach Hause kam, da fand er gar Vieles anders, als er wünschte. Sein liebes Weib war blind, sein Bruder war mit seinem Bündniß gar nicht zufrieden und machte ihm Vorwürfe; ja es gab sogar Leute, welche behaupteten, ein solches Versprechen brauche man gar nicht zu halten. Da war Friedrich nicht im Stande, die Bedingnisse zu erfüllen, welche Ludwig gemacht hatte, und schon kam die Zeit, wo er gelobt hatte, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Er selbst erschrak, wenn er an das Gefängniß dachte, worin er drei Jahre geschmachtet hatte. Als der Tag der Rückkehr kam, da wollten alle die Seinigen in Thränen über sein trauriges Schicksal vergehen; aber Treue und Eid galt ihm mehr als alles Andere, er riß sich los und erschien vor Ludwig. Dieser war so gerührt durch die Redlichkeit seines Freundes, daß er rief: „Komm, Friedrich, wir wollen zusammen die

Kaiserkrone tragen!“ Und sie lebten von Stund an wie Bruder zusammen, aßen an Einem Tisch, schliefen in Einem Bette, und wenn Einer abwesend war, besorgte ihm der Andere seine Geschäfte und behütete sein Land.

Curtmann.

Die Kartoffel.

Die Kartoffeln kamen erst vor etlichen 100 Jahren aus Amerika nach Europa. Und fast hätte sie der Freund des Seefahrers Franz Drake, dem dieser aus Amerika welche zur Aussaat schickte, und dabei schrieb: „Die Frucht dieses Gewächses ist so trefflich und nahrhaft, daß ich ihren Anbau für Europa sehr nützlich halte,“ aus seinem Garten wieder ausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit den Worten „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kraute hangen. Da es nun Herbst war, und die Samenknollen gelb geworden, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren aus dem Parlamente kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen.

Aber eines Morgens im Herbst ging er auch durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, er duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten.

Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er blos nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht noch tiefer grabt, manchmal gar sehr irren könne.

G. H. Schubert.

Die Eroberung Magdeburgs 1631.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domcapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn formlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfursten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volkes und Magistrats zu Magdeburg versichert und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedict seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustav's zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung,

erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinand's, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei, und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Soldaten erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien auf's Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über seine Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrich's von Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb

in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschliessen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedicte nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzogert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Aussenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Aussenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweitausend Mann Fussvolks und einige hundert Reiterei, eine sehr schwache Anzahl für eine so grosse und noch dazu unregelmässige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Burger, ein verzweifelter Ausweg, der grössern Schaden anrichtete, als verhütete. Die Burger, an sich selbst schon sehr mittelmässige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt in's Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reichere seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß Mehrere schon anfingen über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben,

gegen welchen man im Streite begriffen sei. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem Andern getrennt sein mochte, so einig war man, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolf's; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesandt, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs in Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien auf's Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt auf's Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu

stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Burger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschadigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklarte sich fur den Sturm, und stutzte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Burger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit sturmender Hand uberwaltigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9. und 10. wurde mit den nothigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um funf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolges, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustadtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhangiger Wall und ein trockener, nicht allzutiefer Graben kam ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Burger und Soldaten hatte die Walle verlassen, und die wenigen Zuruckgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustadtischen Thore, das der Feind schon uberwaltigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriffe war die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Burgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum

Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in des Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheim's Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden. — Die Würgscene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Drei-

undfunfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnugten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, — Pappenheim's Wallonen, Säuglinge an den Brusten ihrer Mutter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß fur seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In ununterbrochener Wuth dauerten diese Grauel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Burger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Furchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch sturzende Trummer, durch das stromende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unertragliche Gluth zwang endlich selbst diese Burger, sich in's Lager zu fluchten. In weniger als zwolf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schonsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hutten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Burgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Burger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Losegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere von der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zuruckkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwuhlen. Manche erstickte der Dampf, Viele machten große Beute, da die Burger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft graßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte: Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Aeltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brusten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um

die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Schiller.

Gefahr und Rettung des Oberstadtschreibers Frisius und seiner Familie bei der Eroberung von Magdeburg im Jahr 1631, erzählt von seinem Sohne.

Die Belagerung begann im Februar des Jahres 1631 und währte bis den 10. Mai, an welchem die Stadt mit Sturm erobert und eingenommen wurde. Es ging aber also bei der Eroberung daher. Den 9. Mai, Abends zuvor, ging ich mit meinem Vater auf den Wall, gegenüber der Neustadt am Lackenmacher-Thore, bis an das Elb-Thor herum, es war selbige Nacht das Wort: Engel. Auf dem Wall und allen Posten war die Wache wohl bestellt, und hätte man sich nimmermehr vermuthet, daß des morgenden Tages die Stadt genommen werden sollte, besonders weil auch ein kaiserlicher Trompeter in der Stadt war, welcher auf ein Antwortschreiben an den Grafen Tilly wartete, und unterdessen ein Waffenstillstand verwilligt worden. Nichts destoweniger aber, des Morgens früh um 7 Uhr, als wir Kinder kaum aufgestanden, und aus dem Keller, darin wir wegen der Feuerkugeln

und andern Schusse der Kaiserlichen geflüchtet, gekrochen waren, erhub sich ein über alle Maßen großes Schießen. Nun waren wir dessen fast gewohnt, denn die Kaiserlichen hatten über viermal gestürmt, waren aber allezeit abgeschlagen worden. Allein dieser Sturm wurde je länger, je heftiger. Inmittelst kommt unser Vater vom Rathhause gelaufen, und fraget, wo die Mutter sei. Diese war nun in die Kirche zum heiligen Geist, gar weit nach dem Sudenburger-Thor gelegen, von unserm Hause gegangen, und als sie eben wegen des großen Schießens neben andern Leuten aus der Kirche wieder nach Hause sich wendete, sollte die eine Magd nach ihr laufen und sie holen. Denn, wie er hernach oftmals erzählet, auf das Rathhaus war diese Zeitung gekommen, der Feind wäre in der Stadt, wie denn solches ein Courier alsobald dem Commandanten Falkenberg auf das Rathhaus gemeldet, daher er sich sofort auf sein Pferd gesetzt und mit den bewehrten Burgern, so viel derer ihm aufgestoßen, nach dem Orte des Sturmes geeilet, und daselbst gute Gegenwehr gethan. Die andern Rathsverwandten und Burgermeister aber haben sich vor dem Rathshause hinunter jeder in seine Behausung gemacht (denn man hielt eben damals Berathschlagung, was dem Grafen Tilly zu antworten sei). Indessen war der Vater auch vom Rathhause gegangen, und weil man wegen des großen ungewöhnlichen Schießens leicht annehmen konnte, daß es sehr gefährlich stehe, so wollte er daheim ein wenig Anstalt machen, bis der Sturm vorüber. Wir Kinder aber beteten unterdessen, und riefen flehentlich zu Gott, daß er uns gnadiglich erhalten wolle. Als nun die Mutter kam, mußte sie alsobald ihre alten, schwarzen, zerrissenen Kleider anziehen, wie denn auch der Vater ein alt ledern Wamms und ein Paar graue Hosen anzog, damit man ihn nur für einen gemeinen Burger halten sollte. Denn er war unterschiedliche Male bei den kaiserlichen Generalen Tilly, Pappenheim und andern als Abgesandter der Stadt gewesen, und daher ziemlich bekannt, und furchtete sich vor einem großen Lösegelde. Als aber das Schießen immer mehr und mehr überhand nahm, geschah endlich auf einmal eine große und erschreckliche Salve, nach der kein Schuß mehr gehört wurde, woraus Jedermann abnehmen konnte, weil keine Gegenwehr geschah, daß nun die Stadt erobert wäre; wie denn auch solches die flüchtigen Burger genugsam zu verstehen gaben, welche mit ihrem Gewehr gelaufen kamen, und Ach und Weh schrien. Jedermann machte die Hausthüren zu, und verwahrete sich auf's Beste. Unterdessen kam ein Bauer, welchen vielleicht die Soldaten aus der andern Gasse gejagt hatten, über unsere Hausthür hereingestiegen

(denn wir hatten noch offen gelassen), und war sehr erschrocken; wir aber erschraken vor dem Bauer noch zehnmal mehr, und meinete der Vater, es waren gewiß die Soldaten hinter ihm. Aber der arme Bauer hatte sonst kein Loch gesehen, wodurch er von der Gasse hätte kommen können (denn alle Hausthüren waren oben und unten zu, ausgenommen unsere), daher er hineingestiegen, nur daß er von der Gasse wegkommen möchte. Wir ließen aber den Bauer zu unsrer Gartenthür hinaus, und ich weiß nicht, wo er ferner hingekommen. Nicht lange hernach schrien die kaiserlichen Soldaten in allen Gassen: All gewonnen! All gewonnen! und schlugen an die Thüren, wie lebendige Teufel. Wir armen Leute hätten vor Angst in den Häusern sterben mögen, beteten und riefen zu Gott um gnädige Errettung. Inmittelst pochten sie auch bei uns an. Unser Präceptor, Johann Müller, ein Student, sah eben hinaus und rief: Quartier! (Gnade!) aber bald geschahen zwei Schüsse nach ihm, und es droheten die Soldaten, daß wo wir nicht aufmachen würden und sie hinein kämen, so wollten sie keine Seele leben lassen; wir mußten sie also herein lassen. Sogleich fielen sie den Vater an sammt der Mutter und begehreten Geld, — es waren nur zwei Musketiere, — Vater und Mutter gaben ihnen, was sie an Gelde bei sich hatten, ingleichen auch etliche Kleider und Geräthe; damit ließen sie sich zufrieden stellen, und fragten nur nach Schuhen, gingen auch wieder davon. Wir baten sie recht sehr, sie möchten uns doch hinaus helfen, wir wollten uns gern loskaufen, es war aber kein Gehör bei ihnen, denn sie sagten: sie müßten erst Beute machen. Unser Präceptor lief mit ihnen, vorgebend, er wolle uns einen Paß holen, wußte also im Schrecken nicht, was er that. Und wenn wir auf seinen Paß hätten gewartet, so wären wir alle verbrannt, denn er kam nicht wieder zu uns, als im Lager. Als nun die zwei Musketiere hinweg waren, nahm der Vater eine Axt, und schlug den Ofen, die Thüren und Fenster selbst ein, schüttelte auch das Stroh aus den Betten und streuete es im Hause herum, warf auch die alten garstigen Betten des Gesindes in's Haus, desgleichen die Töpfe aus der Küche, und ließ das Haus angelweit offen, daß es sah, als wenn die Furien darin getobt hätten. Eine ziemliche Hülfe war es, daß anfangs keiner in's Haus kam, denn man setzte allezeit voraus, das Nest wäre schon zerstöret, weil es alles so wüste aussah. Ferner ließ der Vater einen guten Schinken, Knackwürste, geräuchert Fleisch, und was wir an Essen hatten, auf einen Tisch in der Ecke des Hauses (doch so, daß man denselben zu der Hausthur herein nicht sehen konnte) setzen, nebst ein Paar Schleifkannen

Bier; denn er dachte: wenn ja die Soldaten in's Haus kommen, so werden sie doch, wenn sie das Frühstück sehen, sich damit ein wenig aufhalten, und wir uns besser verbergen können; welches denn nun auch zuletzt geschehen.

Wiewohl nun (wie gesagt) das Haus trefflich wüste zugerichtet war, kamen doch Soldaten zu uns herein (denn sie hatten im Vorüberlaufen die Mutter gesehen), erwischten uns alle mit einander in der Stube, fielen den Vater und die Mutter an, und begehrten Geld, — es waren ihrer vier Musketier, alle mit brennenden Lunten, — schlugen und stießen auf den Vater heftig, die Mutter warf bisweilen eine Hand vor, aber es half nichts. Wir hingen uns wie die Kletten um die Soldaten herum an, und schrien, weineten, sie sollten uns nur den Vater und die Mutter leben lassen. Und wie sehr wir uns anhingen, und an ihnen zerrten, so hat uns doch Gott behutet, daß uns Kindern kein Soldat im Geringsten nichts gethan, gestoßen oder geschlagen hätte; vielmehr wurden die Furien beweget, daß sie in etwas nachließen, in die Aeltern zu wuthen. Diesen Gasten gaben wir nun einen Theil des Geschmeides und andere Kostbarkeiten; desgleichen das beste leinene Geräthe, fragten nach dem Essen nicht groß, welches auf dem Tische stand. — Wie nun diese abermal hinweg waren, wollten wir in der Stube ferner nicht trauen, sondern machten uns in einen alten wüsten Stall, da war eine finstere Kammer, darein wir immer Kohlen schütteten, und hatte sie vorlangst der Vater zum Rückzug ausersehen. Wie wir aber über den Hof laufen, war ein Brunnen daselbst, welchen der Nachbar und wir zugleich brauchten. Dieser war nun oben fein zugedeckt und wie ein Häuslein verschlagen. Ueber diesen Brunnen kam ein Student, welcher seine Stube bei dem Nachbar hatte, mit großer Furcht in unsern Hof gestiegen, und hatte ein Licht in der Hand, welches er bei uns anzünden wollte. Wir erschraken abermals sehr heftig, und meinten, es wurden die Soldaten hinterdrein kommen. Aber endlich stieg der gute Mensch wieder hinüber mit seinem Lichte, welches er angezündet und sagte: die Soldaten, so in ihrem Hause wären, begehrten Beute, nun hätten sie alles in ihren Keller versteckt, und könnten kein Licht haben als dieses, welches er bei uns geholet. Unterdessen hörten wir sie immer bei dem Nachbar schreien und schlagen auf die armen Leute: Schaff' Licht! schaff' Licht, du Donner! und dergleichen Lästerungen und Fluche mehr. Wie der Student hinüber, machte der Vater die zwei Fallthüren an dem Brunnen auf, und stemmte sie an unserer Seite gar fest an, daß man nicht leicht durch den Paß wieder

kommen konnte; denn er besorgte, die Nachbarn möchten aus großer Angst die Soldaten zu uns herüber weisen; denn sie schrien und tobten in dem Hause wie die bösen Geister; nach Beute und Geld riefen sie ohne Aufhören, fluchten und schänderten. Das hörten wir armen Leute in unserer Kohlenkammer, und saßen wie die Mäuse still. Der Vater aber ging über eine Weile wieder hervor in das Haus, und wollte sehen, wie es etwa bewandt wäre; bald ersahen ihn die Soldaten, schrien und liefen auf ihn zu. Die Mutter hört das Geschrei und läuft auch hervor, und wir Kinder alle hernach. Dieser Soldaten waren ungefähr sieben, alle mit brennenden Lunten, und redeten in fremder Sprache, kein Mensch wußte, was sie sagten, nur daß sie stets in die Hände wiesen, wie man pflegt Geld zu zählen. Da half nun kein Entschuldigen, der Vater mochte sagen, was er wollte, daß nämlich die Soldaten alles genommen hätten; sie verstanden das nicht, sondern schossen zweimal in dem Hause nach ihm, Gott aber verhütete es gnädiglich, daß sie dem Vater nicht Schaden thaten, sondern die Kugeln fuhren in die Wand hinein. Vater und Mutter flohen nach der Stube, bald holte einer, welches etwa ein Unteroffizier war, mit einer Hellebarde aus, und hieb nach dem Vater. Indem gehet der Vater zur Stubenthüre hinein, da hieb der Schelm ein groß Stück aus dem Sims oben über der Thür, und wurde der Vater also gnädiglich von Gott erhalten. Endlich so redet der Vater auf lateinisch mit dem Offizier, daß die Soldaten ihm alles genommen, und er also nichts hätte ihnen zu geben, als Kleider, Leinwand, Zinn und dergleichen. Da wurden die wüthenden und höllischen Furien ein wenig gestillet, der Offizier aber begehrte Geld: sobald das da wäre, wollte er alsobald die Soldaten wegführen. Nun hatten wir noch an einem andern Orte im Hause ein Kästlein stehen, da waren Perlen und andere wenige Sachen darinnen, unser, der Kinder Pathengeld, und was etwa dergleichen war. Darauf besinnet sich die Mutter; sie führten also den Offizier hinauf, die Soldaten aber blieben unten und fraßen stattlich in das Frühstück, so auf dem Tische stand. Diese Sachen gaben wir dem Offizier, mit höchster Bitte, er solle uns loslassen und hinaus helfen, so wollten wir uns gern loskaufen. Aber er war dazu nicht zu bewegen, fluchte gewaltig und that sehr grausam, endlich ließ er uns gehen, und nahm des Vaters besten Mantel mit schönen Schnuren und sammtnen Aufschlägen, welchen er zu Ehren pflegte umzuthun; diesen nahm der Kerl um und ließ uns gehen. Wir gingen über den Saal hinweg und konnten durch die andern Gemächer an einen andern Ort in den Hof

und alten Stall in unser Kohlenkammerlein kommen, darein wir uns flüchteten. Die Soldaten aber liefen in dem Hause herum, fast bei einer halben Stunde, schlugen und suchten alles aus, doch kam ihrer keiner in den Stall, weil er voller Mist und Streu lag, daß keiner leicht hineinging.

Als es nun etwa um 9 Uhr und wieder ein wenig in unserm Hause still war, sagte der Vater, wir wollten uns erst recht verstecken, und zwar auf dem alten Boden; der war wie ein Taubenschlag gemacht und sehr finster, und wäre Niemand leicht zu uns gekommen; und wenn einer auch gleich hinauf gekommen, er hätte uns wegen des Finstern nicht sehen können, denn wir staken ganz hinter dem Dache. Wenn uns Gott nun daselbst nicht hätte wie einen Brand aus dem Feuer gnädiglich gezogen und heraus ganz wunderbar geführet, so waren wir alle mit einander daselbst verbrannt. Aber, Gott, dich will ich loben ewiglich, und deinen Ruhm verkündigen für und für.

Als wir uns nun auf den alten Boden gemacht und versteckt hatten, war unsere gewesene Magd, welche hernach geheirathet und einen Nadler genommen, ihr Mann aber hatte selbige Nacht und Tages eben die Wache am Lackenmacher-Thor gehabt, unser Glück und Unglück. Diese Magd war in dem großen Schrecken zu uns gelaufen und wollte bei uns bleiben, und vermeinete, es wäre doch um ihren Mann geschehen, weil er eben auf der Wache war. Und als wir auf den Boden eilends uns verkrochen, hatte sie sich ein wenig in dem Kohlenkämmerchen verweilet, und ihre Sachen, so sie in einem Korbe trug, versteckt, und wollte nun auch über den Hof aus dem Stall zu uns laufen. Da ersiehet sie ein Soldat, und ist hinter ihr drein mit ziemlichem Schreien: Halt! Halt! Die Magd, welche nicht faul auf den Beinen war, läuft mit Schreien: Ach! Ach! geschwind die Treppe hinauf, und ferner zu uns auf den Boden. Der Soldat aber hörte das Laufen und Aechzen und kommt in einem kleinen Weilchen auch nach, findet uns beisammen, läuft auf den Vater zu, welcher bei der Magd an der Treppe stand und sich sehr beklagend sagte: Ach! Anne, du wirst mir gewiß die Soldaten herauf führen! Indessen kam er auf den Vater los mit einem Spitzhammer. Die Mutter lief alsobald zu mit Schreien, und wir Kinder alle um den Soldaten herum, bitten und rufen, er solle doch nur den Vater leben lassen. Christian, mein vierter Bruder, so damals ein kleines Kind, das kaum ein wenig laufen und lallen konnte, spricht in der großen Angst zu dem Soldaten: Ach, laß doch nur den Vater leben, ich will dir auch gerne meinen Dreier,

den ich auf den Sonntag bekomme, geben; denn der Vater pflegte einem jedweden Kinde des Sonntags etwas zu geben, wenn es einen Spruch gelernet; welches von diesem unerzogenen, damals einfältigen Kinde dem Soldaten vielleicht durch Gottes gnädige Schickung das Herz beweget, daß er alsobald sich änderte, und aus einem grausamen ein freundliches Gemüth zu uns wendete. Er sah uns Kinder an, wie wir da um ihn herum standen, und sagte: Ei, das sind feine Bübel, denn er war ein Nurnberger, und sagte hernach zu dem Vater: Willst du mit den Kindern herauskommen, so gehe alsobald fort, denn die Kroaten werden über eine Stunde hereinkommen, so wirst du mit deinen Kindern schwerlich leben bleiben. Indessen besinnt sich der Soldat und spricht: Ja, ich habe aber keine Beute gemacht; ich will dich wohl hinaus fuhren, aber ich muß erst Beute machen, und wollte wieder hinweggehen. Da fielen wir ihm erst zu Füßen, und baten, er sollte uns doch nur mitnehmen, wir wollten gerne, wenn er uns nach Gommern, welches ein churfurstlich Amt, zwei Meilen von Magdeburg gelegen, bringen würde, 200 Thaler geben. Aber er sagte, er müsse erst Beute haben, wir sollten nur an dem Orte bleiben, er wollte etwa ein Paar Häuser noch aussuchen, bis er Beute hätte, hernach wollte er uns holen, und wieder zu uns kommen, schwur und vermaß sich sehr hoch, er wolle wieder kommen. Weil er nun so gar hart darauf bestand, daß er müßte Beute haben, so spricht obgedachte Nadlerin, unsere gewesene Magd: er solle mit ihr in ihr Haus gehen, da wäre eine Hucke mit Kleidern und Geld, und andern Sachen ihres Mannes, die wollte sie ihm geben, er sollte uns nur hinausführen. Der Soldat gehet mit ihr hinweg und sagte zu, er wollte wieder kommen. Der Vater bat auch die Magd, sie wolle diese letzte Treue an ihnen thun, und den Soldaten wieder bringen, und ging also der Soldat davon. Wir hatten aber schon verzagt, daß sie würden wiederkommen können, befahlen uns Gott und krochen wieder unter das alte Dach. Da hörten wir erst, wie es in unserm Hause erging, Kisten und Kasten hörten wir in unsern und des Nachbars Häusern aufschlagen, sahen auch durch Ziegel, wie die armen Leute, unsere Nachbarn, gestoßen und gemartert wurden, und befahreten uns alle Stunden des Todes. In solcher Angst blieben wir eine gute halbe Stunde. Indessen war der Soldat mit der Nadlerin eine sehr weite Ecke, durch drei oder vier Gassen, in ihr Haus gegangen, und hatte sie selbst die obgedachte Hucke aufgefaßt, und trug sie also dem Soldaten. Er aber hatte unterwegs gefraget, wer wir doch wären. Da fähret das gute

Weib heraus und saget, daß mein Vater Oberstadtschreiber ware. Im währenden Herumgeben hat der Soldat verschiedliche Male gesagt: sie, die Nadlerin, sollte ihn doch wieder in das Haus führen, wo die kleinen Bubel waren. Als nun die Magd mit dem Soldaten wieder in das Haus kam, welches wir uns nimmermehr vermuthet hatten, stehet der Soldat im Hofe und ruft nach dem Boden zu: Herr Oberstadtschreiber, kommt herunter! Diese Worte waren dem Vater wie ein Messer, so ihm wurde in den Leib gestoßen, indem er nicht aussinnen konnte, wer ihn doch kennete, vermeinete endlich in der großen Angst, er sei verrathen worden, sie hatten etwan die Magd gemartert, daß sie gesagt, wo die Leute im Hause und wer sie waren. Ach, daß es Gott erbarme! sagte er mit Thranen, ich bin verrathen, nun werden wir gewiß an die rechte Angst gehen. Der Soldat aber rief: Fort, er solle bald kommen. Darauf segneten sich Vater und Mutter, vermeineten, wir wurden entweder sterben, oder doch eins von dem andern kommen, und gingen in solcher Angst und Todesfurcht hinunter. Aber als wir hinunter in den Hof kamen, stand unser Soldat mit der Magd, und empfing uns. Das ganze Haus war voll Soldaten, Pferde und dergleichen. Etliche wollten auch stracks auf den Vater los, aber der Soldat nahm sich unser an, sagte, wir waren seine Gefangenen, und ließ uns nicht antasten. Darauf gehet die Mutter in die Stube, und ersiehet ihre Schaube, die nimmt sie, und der Soldat sagte auch, wir sollten Brod mit in's Lager nehmen, es wäre draußen wenig zu bekommen. Darauf nahm sie zwei Brode in einen Korb, in der Kuche staken noch zwei silberne Loffel, die hatte die Mutter noch eingesteckt. Ferner hatte sie meinem Bruder Samuel ein Gebetbuch in schwarzem Sammet, und mit Silber sehr schon und stark beschlagen, welches noch im Fenster in der Stube gestanden, gegeben. Und endlich hatten die lieben Aeltern in dem alten Stall auf einen hervorragenden Balken ein Kastchen gestecket, darinnen eine güldene und eine perlene Hutschnur, etwas von Gelde, Kettchen und etlichen Armbändern, — doch sogar hoch belief es sich nicht, — dieses holeten sie also. Der Vater und die Mutter gingen unter einem Vorwande mit mir, dem altesten Sohn, in den Hof und in den Stall hinein; hier hob mich die Mutter in die Hohe, daß ich ein wenig hinauf klettern, und das Packlein herunterwerfen konnte. Dies that sie nun unterst in den Korb, die zwei Brode daruber, und trug es also. Letztlich gab sie das eine Brod der Nadlerin, die trug es mit. Und also gingen wir aus dem Hause um 10 Uhr ungefähr hier aus. Wir Kinder nah-

men ein Paar und Paar bei den Händen, und gingen auf des Vaters Bedrohung also geschwind vor den Aeltern her dem Soldaten nach. Unsere Anna, so die kleine Schwester Anna Magdalena wartete, ging und trug sie auf dem Arme in ihrem Bettchen hinter uns her, und gab neben der Nadlerin ein wenig auf uns Kinder Acht, daß wir uns nicht etwa verspäteten, oder von einander kämen. Endlich folgte Vater und Mutter; damit der Vater desto besser fortkäme, gab der Soldat ihm seine Muskete, die er tragen mußte. Er sah in der Wahrheit einem Soldaten nicht so ganz unähnlich; denn unter dem Angesicht war er ganz schwarz von dem Schießen geworden, und wie er den Ofen, Fenster und Thür eingeschlagen, da hatte er sich garstig zugerichtet, hatte keinen Kragen um, und ein braun, ledern Wamms, und graue, tuchene Hosen an, und alte Stiefel; ging also neben der Mutter, und hat mich oftmals, wenn es etwa an ein Gedränge kam, in den Gassen durchgerissen, wie ein Soldat, und zur Mutter gesagt: Frau, gehet fort, wie man sonst zu jemand Fremden sagen möchte. Als wir nun also durch ein Paar Gassen gegangen waren, sahen wir unterschiedliche Todte an einander liegen, mußten oft im großen Gedräng über die todten Körper laufen und schreiten. Unter andern sahen wir auch einen Bauer oben aus einem Giebel herunter werfen, welcher mit heißem Wasser verbrennet war und gewaltig rauchte. Dieser lag auf der Gasse, wälzte sich und schrie ganz erbärmlich. Ferner lag eine Magd auf der Gasse, welche Fleisch in einem Handkorbe getragen, die war also erschossen worden, und stand ein Hund dabei, welcher das Fleisch fraß. Der Soldat aber ging endlich in ein Haus, und wir ihm nach, daselbst sagte er: er müsse uns Kindern etwas zu essen und zu trinken holen, denn es wäre sehr weit in das Lager, wir könnten sonst nicht ausdauern, stieg daselbst in die Esse, und langte Würste und Speckseiten herab, ergriff einen bunten türkischen Teppich, darin band er die Speckseiten und Würste, und trug sie also heraus. Unterdessen aßen wir Kinder von dem Brod, so wir mitgenommen. Es waren aber etliche zwanzig kleine Kinder in dem Hause, die liefen zu unserer Mutter, und wollten auch Brod haben. Diesen Kindern theilete die Mutter fast das halbe Brod aus. Der Soldat lief auch in den Keller und brachte in einem Eimer Bier herauf, da tranken wir, und wurden erquickt, hernach gingen wir ein wenig hinaus.

Unterwegs begegnete ein Soldat der Mutter und riß ihr die Schaube vom Leibe, ein anderer wollte die Kinderfrau, so die kleine Schwester Anna Magdalenen trug, anpacken, aber unser Soldat nahm sich ihrer

an, da ließ er sie wieder geben. Wir sahen sehr viele Todte auf den Gassen, und etliche darunter ganz entblößet liegen, welche mit dem Kopf in ein großes Braufaß, so in der Gasse voll Wasser stand, gestürzt und ersauft waren, aber mit dem halben Leib und den Beinen herausbingen; welches ein schrecklicher Anblick war.

Endlich so half uns der liebe Gott durch die Pforte, da die Kroaten herein geritten kamen, und immer neben uns darnieder hieben auf den Wall, von dannen kamen wir auf die rechte Hand hinum, und mußten also den Wall hinunter hutschen. Wir lobten alle und dankten Gott, der uns aus der Feuer- und Kriegsnoth herausgeführet hatte, von Herzen; wie ich denn auch jetzo diese Stunde seiner göttlichen Allmacht für väterlichen Schutz und Erhaltung Lob und Dank sage.

In solchem unserm Herabklettern vom Wall sahen wir einen seltsamen Handel; denn ein Soldat hatte in der Stadt ein Paar schöne Ochsen angepackt, und wollte sie hinausführen, vermeinete auch eines Mitonis Stärke zu haben, und die Ochsen wohl zu halten, hatte den Strick um den Leib gegurtet, und führete die Ochsen also vor sich hin. Aber dieselben waren von dem Blinken des Gewehres der hineindringenden Kroaten und auch von dem andern Getümmel wild geworden, rissen mit dem Kerl aus und den Wall hinunter; es war, als wenn der Mensch flöge, die Ochsen liefen bald die andere Seite wieder hinauf, und schleifeten den guten Stumper hinter sich her, welcher über die Maßen schrie; ich glaube, sie haben ihn endlich zu Tode geschleift.

Nach diesem kamen wir in's Lager zu des Soldaten Hütte, welcher eine Frau hatte, die eine Nürnbergerin war. Dieselbe empfing uns nicht gar zu freundlich, sagte zu dem Mann: Was den Teufel bringst du? Du bringest die Hutte voll Kinder, ich dachte, du brächtest Beute. Der Mann stillete sie mit diesen Worten: er hätte die Bubel müssen herausführen, Gott würde ihm schon Beute bescheren; legte darauf seinen Teppich mit den Speckseiten in die Hütte, darauf setzten wir uns und waren froh, daß wir nun ein wenig Schutz und Sicherheit haben konnten. Die Soldatenfrau gab sich endlich auch zufrieden, denn sie kochte ihren Offizieren des Regiments, und hatte viel zu schaffen mit dem Essen, da half ihr die Mutter anrichten, kochen und braten, und ging ihr zur Hand wie eine Magd. Der Soldatenfrau gefiel es aber sehr wohl, daß die Mutter ihr half und Essen machte; wie denn die drei Tage über, die wir bei dem Soldaten waren, die Mutter stets der Frau mit Kochen zur Hand ging.

Diese Nacht, ungefähr um 11 Uhr, stand die ganze Stadt Magdeburg im Feuer, und führte uns der Vater aus der Hutte, damit wir die Zeit unsers Lebens davon sagen könnten. Es war im Lager, welches doch eine so große Weite von der Stadt gelegen, alles von der großen Feuersgluth so helle, daß man einen Brief dabei lesen konnte.

Des andern Tages, den 11. Mai, ging der Soldat mit seiner Frau in die Stadt, und holten Beute. Die Mutter mußte unterdessen das Kind des Soldaten warten und das Essen versorgen, welches sie denn willig und gern that. Wir machten die Hütte zu, und saß der Vater stets darinnen, damit man ihn nicht kennen möchte. Er konnte aber durch das Glas der Hutte sehen, wie viel gute Freunde, Bekannte und Burger, auch Weibsversonen, gefänglich durch das Lager an Stricken geführt wurden. Und hatten wir Gott höchlich zu danken, daß wir noch so ledig gehen und bleiben konnten. Sobald aber Bekannte aus der Stadt geführt wurden, welche die Mutter von ungefähr draußen vor der Hutte an dem Feuer sahen, war dieses das Allerärgste, daß sie alsbald die Mutter anredeten und sagten: Frau Stadtschreiberschc, seit je ock herut? Wie gehet es zu? könnt je so herum gahn? ick muß my ranzioniren (freikaufen), wanne je hebben es guth. So gönneten uns also die elenden Leute unser Glück nicht, und hätten mit ihren leichtfertigen Reden uns gar bald in großes Unglück stürzen können.

Nach diesem kam ein Soldat an die Hütte, welcher unserm Soldaten zusprechen wollte; der Vater hatte sich ein wenig auf das Soldatenbett gelegt, so ganz hinten stand, daß man nicht wohl dasselbe sehen konnte, die Mutter aber saß an der Hütte und weinte. Wir Kinder saßen um sie herum, und hatten gerne getrunken. Da erzahlete der Soldat und wies, was er fur Beute bekommen, nämlich alle Finger voll Ringe mit trefflichen, schönen Steinen, welche er ansah und sich darüber freuete. In diesem forderten wir Kinder zu trinken, die Mutter aber hatte so viel nicht bei sich, eine Kanne Bier zu bezahlen, da gab der Soldat fast anderthalben Thaler der Mutter, daß sie uns Kindern sollte Bier holen lassen, und mußten uns also unsere Feinde durch Gottes wunderbare Schickung Mittel geben, uns zu erhalten. Hierbei erkannten wir, daß Gott diejenigen nicht verläßt, die auf ihn hoffen und seiner Allmacht festiglich vertrauen, dafür sei ihm Lob, Ehre und Dank gesagt.

Gegen Abend kam der Soldat und seine Frau wieder und brach-

ten treffliche Beute an Geschmeide, Geld und köstlichem leinenen Geräthe, und sagte der Soldat: Es hatte ihm Gott solches deswegen beschereet, weil er die kleinen Bubel hatte herausgefuhret, hielt es auch seiner Frau vor, daß sie gestern ihm verwiesen, daß er die Hutte voll Kinder gebracht, und war wohl zufrieden mit seinem überkommenen Gluck, und dankete Gott, welches denn von Soldaten nicht leicht gebrauchlich ist; es war ein gottesfurchtiger Mensch, und sehr barmherzig. Gott vergelte ihm die Wohlthat, so er an uns that, ewiglich; wir werden auch am jungsten Tage solche Wohlthaten ruhmen. Des dritten Tages mußte der Soldat auf die Wache ziehen, daher er uns nicht konnte nach Gommern bringen, wie er versprochen. Er richtete aber sonsten Gelegenheit zu, daß wir mit einem Lieutenantswagen neben andern magdeburgischen Leuten nach Wolmirstädt, 2 Meilen von Magdeburg gelegen, kamen.

In aller Fruhe des Morgens fuhren wir in einem Leiterwagen ab, es waren uber funfzehn Personen, saßen wie die Ganse und Huhner uber einander, und kamen zu Wolmirstadt um 10 Uhr an. Für diese Reise mußte der Vater die Perlenhutschnur, so wir noch aus Magdeburg gebracht hatten, geben.

Zu Wolmirstadt beherbergte uns eine arme alte Frau, und vermeinete der Vater, damit er desto besser fortkommen mochte, bei dem Commandanten, welches ein Major war und auf dem Schlosse daselbst lag, einen Paß zu erlangen, ging auch deswegen mit uns Kindern hinauf. Es ahnete mir aber, daß ein groß Ungluck vorhanden sein mochte, und bat den Vater von freien Stucken, er sollte doch ja nicht auf das Schloß gehen, denn mir wäre gar zu bange vor dem Schlosse. Der Vater aber kehrte sich nichts daran, sondern ging hinauf. Als wir nun bei der Majorin Audienz bekommen, fielen wir Kinder alle auf die Kniee, und der Vater bat mit beweglichen Worten, sie wolle doch bei ihrem Herrn eine Furbitte einlegen, daß wir einen Paß bekämen, darauf sie hinein zu ihm ging. Unterdessen kam ein Rathsherr, welcher an den Handen geschlossen war, doch gehen konnte, gegangen, und als er den Vater sah, sprach er: Glück zu, Herr Stadtschreiber! seid jy ock entkommen? Gott loff, jy hebben et gut, jy können ledig gahn, wo jy hin wyllen, ich bin angeschloten, jy süllen vielmehr als ick gefangen sien, und was dergleichen Reden mehr waren; schalt und fluchte gräulich, daß er gefangen und andere Leute ledig waren, hätte auch gerne gesehen, daß es seinem Nächsten auch also, und wohl ärger, ergangen wäre, als ihm. Darauf wurde dem Vater

angst, und er wäre gern vom Schlosse gewesen, bat den Mann, er sollte ihn doch nicht verrathen, er hätte die armen Kinder da, er solle ihn doch nicht in so groß Elend bringen, Gott würde ihm auch helfen; aber es fruchtete wenig, denn er schalt und fluchte fort, nennete den Vater zu vielen Malen Stadtschreiber, und war der Mensch unser groß Unglück. Gott aber hielte, halte ich dafür, der Majorin und andern Gesindes Ohren, daß sie dieses nicht hörete, und als sie uns gesagt, daß ihr Herr keinem Menschen einen Paß geben dürfte, machten wir nicht lange Federlesens, sondern gingen gar geschwind wieder hinunter. Der gottlose Mensch hatte uns aber doch verrathen, und gesagt, daß der Oberstadtschreiber da wäre gewesen. Darauf ließen sie uns in der Behausung suchen, und das war unser großes Glück, daß wir eben auf der Wiese, welche hinten an dem Häuslein war, an einem Wässerlein saßen, und Betstunde hielten. Da kam die alte Frau gelaufen, und warnete uns, daß wir ja nicht sollten in's Haus gehen; deswegen gingen wir an den Büschen auf der Wiese hin, und setzten uns in den dickſten Busch, und warteten bis an den Abend. Letztlich so krochen wir hervor, und blieben in der Scheune liegen.

Des andern Tages, den 14. Mai, sagte uns die Wirthin, daß zu Barleben in einem Dorfe, eine Meile Weges nach der Stadt wieder zu, Marketender wären, die führen nach Halberstadt, mit denen könnten wir uns aufdingen und hinweg kommen. Daher gingen wir gegen den Mittag hinweg nach Barleben zu, und kamen ganz zu Abend hin, saßen vor dem Dorfe und hätten gerne Herberge gehabt. Da erbarmte sich eine Wittwe, eine arme Frau, über uns, und nahm uns auf; doch mußten wir in einem kleinen Stübchen fürlieb nehmen, und uns darin behelfen. Das war nun voller Pferdemist und Stroh, sie gab uns auch etwas Brod und Käse, auch ein Licht, daß das kleinste Kind, Anna Magdalena, nur stille schwiege, und durften wir uns nicht regen, wegen des Soldaten, so im Quartiere lag, welches ein über die Maßen arger Kerl und selbigen Abend bei seinen Kameraden zu Gaste war; vor diesem warnte uns die Bäuerin sehr, daß wir uns ihm nicht sollten merken lassen, und Gott gab Gnade, daß dieser Sturm auch vorüber ging, und wir selbige Nacht sicher sein konnten.

Des Morgens, den 15. Mai, ging der Vater alsobald zu den Marketendern, und fragte, ob sie nach Halberstadt führen, und als er solches erfahren, dingete er mit ihnen, und setzte uns vier Kinder in die ledigen Fässer, und fuhren wir also mit zwei Wagen hin. Endlich

kamen wir mit Gottes Beistand nach Halberstadt, und so aus diesem großen Sturm und Unglück davon, dafür wir Gott Zeit unsers Lebens Dank zu sagen haben. —

Sibylle Schwarz,

geb. zu Greifswalde 1621, gest. am 31. Julius 1638, in noch nicht vollendetem siebzehnten Jahre ihres Alters.

Ueber diese Dichterin war bisher in allen Literaturhistorien nichts zu vernehmen, als etwa, daß man nichts von ihr wisse, daß sie ehedem vielleicht einigermaßen berühmt gewesen, ihre Gedichte jetzt aber wie aus der Welt verschwunden seien. Ein günstiger Zufall führte mir vor einigen Jahren die zwar überaus seltene, doch nicht ganz verlorene Gedichtsammlung in die Hände, und gewährte mir einen Genuß, den jeder mitfühlen wird, der wie ich eine besondere Neigung hat für das Unscheinbare, falls es Wesen hat, und für das Uebersehene, welches nicht übersehen werden sollte. In der Freude darüber schrieb ich einen genauen und ausführlichen Aufsatz über die liebe Vergessene, der im „Frauentaschenbuch für 1818" zu finden ist. Die Form jenes Aufsatzes scheint mir die zu sein, in der sich am besten über die gute Sibylle reden läßt, und ich bin fast in Versuchung gekommen, den ganzen dort gegebenen Brief hier wieder abdrucken zu lassen, indem nur durch die dort herrschende, wenn ich so sagen darf, episch-lyrische Ausführlichkeit ein vollständiges Bild von der Dichterin gegeben werden kann. Da indessen die Gestalt und der Rhythmus dieses Buches, welches sich ja eine Literarhistorie nennt, die Aufnahme eines Briefes verweigert, so möge hier versucht werden, das Urtheil über sie in's Kurze zu fassen.

Sibylle Schwarz war aus einer angesehenen, begüterten Bürgerfamilie, und scheint einer trefflichen Erziehung genossen zu haben; doch blieb jeder gelehrte Unterricht mit Recht fern, obwohl sie an dem Magister Samuel Gerlach, dem wir die Herausgabe ihrer Gedichte verdanken, einen wackern Freund gefunden hatte. In den Kreisen, in denen sich ihre Familie bewegte, war schwerlich viel von Poesie die

Rede, ja man war nicht einmal bemüht, der fleißigen Tochter grammatischen Unterricht in der Muttersprache zu geben, weßhalb denn auch in ihren Gedichten manche schlimme Verstöße gegen die bekanntesten und gegründetsten Regeln der Grammatik sich finden. Wir wollen diesen Umstand allerdings bedauern; da wir indessen immer nur Sprachfehler und keine Denkfehler bemerken, so wollen wir die ersteren ohne vieles Aufsehen schnell verbessern, und uns nicht dadurch stören lassen.

Sibylle zeigte bereits in früher Jugend einen lebhaften und raschen Geist, der in die mannigfaltigen Erscheinungen des bewegten Lebens Sinn und Bedeutung zu legen wußte, während ihr Herz jede Freude und jeden Schmerz tiefer aufnahm, als in der Regel bei den Menschen der Fall sein mag. Sie hatte noch nicht das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als sich schon der Trieb zur Dichtkunst in ihr regte, so daß sie auch bald mit Leichtigkeit und Raschheit alles, was ihr bedeutend und heiter erschien, in gebundener Rede auszusprechen vermochte. Es ist, wie leicht zu begreifen, viel Unreifes und Mittelmäßiges darunter; aber dieses Mittelmäßige soll uns nicht stören in dem Genusse des Besseren und Vortrefflichen, was sie gleichfalls gegeben. In diesen besseren Gedichten sind drei sehr verschiedenartige Leitsterne, die ihrem ganzen, sogar sehr kurzen Leben geleuchtet haben. Zuerst eine unbegrenzte kindliche Hingebung an den lieben Gott, zweitens eine wahrhafte Virtuosität in der Freundschaft, die mitunter sogar leidenschaftlich erscheinen kann, drittens die Liebe für das Landleben, oder vielmehr für ein früherhin mir gänzlich unbekanntes Dorf Fretow, das für sie das wahre Eldorado des Lebens und der Edelstein der ganzen Welt gewesen zu sein scheint.

Spricht sie von diesen theils heiligen, theils blos unschuldigen Dingen, so ist sie liebenswürdig und kindlich, ja selbst das, was man etwa kindisch nennen könnte, ist anziehend und wahr, denn sie war ein Kind, und blieb es bis an ihr Ende.

Es ist kaum glaublich und doch leider wahr, daß die junge fröhlich fromme Dichterin wegen ihrer schuldlosen Beschäftigung gar Manches zu leiden hatte. Grämelnde Menschen mißgönnten ihr die Freudigkeit des Herzens und die schöne Gottesgabe der Dichtkunst, meinend, sie versäume dadurch in ihren wirthschaftlichen Arbeiten. Es ist aber fast das Gegentheil vorhanden, nämlich ein fast ängstlicher Fleiß, so daß sie sich die Freude der Poesie nur wie im Fluge erlaubte und leider auch zuweilen ihre Gedichte so überrasch hinschrieb, daß der treugesinnte Herausgeber in der Vorrede zu ihren Gedichten gerechte

Seufzer vernehmen läßt, wie muhsam sein Geschäft dadurch geworden, und wie es ihm oft kaum möglich gewesen sei, in einige Stellen Sinn hineinzubringen. Andere warfen ihr vor, daß sie ihr liebes Fretow doch auch gar zu sehr erfreue u. s. w. Obwohl es schwer ist, bei solchen wunderlichen Reden ernsthaft zu bleiben, so hat sie selbst doch alle dergleichen mit großem Ernst gehort und es sich nur zu sehr zu Herzen genommen. Auch der Neid wurde rege wider sie, das widrigste Laster, bei dem sich der Mensch nicht einmal auf ein — Thier berufen kann.

So lernte denn Sibylle schon im Vorfrühling ihres Lebens die Menschen von ihren unliebenswurdigen Seiten kennen, ganz besonders aber Freudenstorer, da die meisten allerdings von wahrer Freude nichts wissen, eben deshalb nichts zu verlieren haben, und im Gefuhl innerer Durftigkeit den Reichthum anderer hassen. Sie lernte sie so kennen, damit sie sich die hochste Tugend, deren der Mensch fahig ist, erwerbe, die Menschen dennoch, und zwar um Gottes willen — der fur sie gestorben ist — zu lieben. Auch daß sie daruber witzelnd lächeln, darf Niemanden irre machen; denn das ist ja eben ihre innere Durftigkeit.

Endlich sollte sie auch noch den schweren Gram erleben, daß ihr theueres Fretow von rohen Horden verwustet und verbrannt wurde. Wann und wie, und durch welche Hände dieses für die Welt höchst unbedeutende, aber fur treue wohlgesinnte Menschen nicht unwichtige Lustdorf eingeaschert ward, wissen wir nicht; und wie wäre es auch moglich in einer Zeit wie die damalige, wo das Herz Europa's, unser edles Deutschland, wie durch ein Erdbeben erschuttert ward, und unterzugehen drohte, die Schicksale jedes einzelnen Dorfes genau zu kennen? — Und dennoch, wenn auch Tausende und wieder Tausende und Millionen um uns her verwundet fallen, so hat doch auch der einzelne, verwundete, arme Mensch das Recht, auf seine Wunde hinzudeuten und zu sagen: Ich einzelner leide nun auch sehr, und ich darf klagen auch uber mich, obwohl ich euch alle noch mehr betraure. Da aber der Schmerz zu einer edlen Natur nie in tückischer, verzerrter Gestalt treten darf, sondern klar und rein erscheinen muß, so sehen wir ihn auch bei Sibyllen nur also, ja sie hat vermocht, ihn in Poesie zu tauchen, und zwar in eine feierlich vornehme, indem sie jene Einäscherung durch ein eigenes Trauerspiel feierte. Die Sache wird wie eine große Weltbegebenheit von ihr betrachtet und der ganze Olymp in Anspruch genommen, um sie zu erklären und trauernd zu verherrlichen.

Mars hat von Jupiter, der nach Virgilischer Art fast leidend erscheint, erbeten, Fretow verbrennen zu dürfen, wobei ihm blos die Bedingung gemacht worden, daß er an die Menschen selbst „die harten Hände nicht schlagen" dürfe. Merkur, Neptun, Pan und Phöbus machen einige mäßige Einwürfe, die aber Mars durch die Hinweisung, daß Jupiter es erlaubt habe, beseitigt. Phöbus allein erhebt sich mit einiger Kraft gegen ihn, denn, obwohl einräumend, daß er nicht mit Erfolg widersprechen könne, wenn Jupiter befehle, wagt er doch an Mars selbst die Rede des Hasses. Dann heißt es:

Nun thu' nur, was du willt, nimm hin den liebsten Ort,
Laß meine Kinder gehn! die sollen dir noch singen:
Wie meine Leier kann den Waffengott bezwingen.
Ich will den Kreis der Welt dir machen gar zu klein,
Du selbst (mit einem Wort), du selbst sollt sterblich sein.

Vulkan bringt jetzt die Flammen, und Autor — (das etwa 14jährige Kind weiß mit dem Trauerspiel noch nicht recht umzugehen) — schildert in einem überaus pathetischen Monolog, wie das gute Fretow brennt, wobei fast jede einzelne Muse, jammernd hinwegfliehend, mit etwas grellen Farben geschildert wird.

Der Chor der Schäfer tritt jetzt ein, ruft vergeblich um Hülfe, und beginnt dann Klagen, welche selbst trotz ihrer Länge nicht ermuden, da in denselben ein gewisses poetisches Heimweh spricht, das der ächt fröhlichen Jugend wie dem recht ernsten Alter unzerstörbar beiwohnt. In der dritten Scene freut sich der Neid, daß ihm sein Werk gelungen; doch Phöbus erklärt in gelassener Verzweiflung, da er nicht mehr zu Fretow bei den Seinen bleiben durfe, so sei er seines ganzen Amtes müde, und die Menschen möchten sich nur nach einem andern Lichte umsehen. Venus und Pan stimmen in diesen Ton gleichfalls ein; der Chor der Schäfer und Hirten geht in das Detail und schildert die große Fruchtbarkeit des lieben Ortes, der nun dahin sei, wogegen die Musen, nach etwas matten Klagen, zuletzt mit dem guten Worte schließen:

Ihr Fretow soll dennoch bestehn,
Wiewohl es muß durch's Feuer gehn:
Was uns nur einmal wird bekannt,
Wird, wenn's schon brennt, doch nicht verbrannt.

So tröstet sich der Religiose, so der Dichter. Das wissen wir alle recht wohl, und freuen uns, daß wir es wissen; aber es ist dennoch gar gut, wenn wir uns oft durch erfreuliche Beispiele erinnernd ermuntern.

Von den Gedichten, welche zärtliche Freundschaft ihr eingegeben, möcht' ich gern auch hier, wie in dem oben angeführten Aufsatze Proben mittheilen, aber der Raum dieses Werkes verstattet es nicht. Diese Freundschaft ist eine klare Anschauung, die Dichterin ist wahr und des edelsten Zornes in der Liebe fahig, aber sie zurnt nicht wider die Freundin, sondern fur sie, oder um ihretwillen. Hat sie sich aber ausgesprochen in ihrem reinen Tadel, dann erscheint die lauterste Zärtlichkeit und endlich die lauterste Kindlichkeit, die sich auf Scherz und Spiel, ja sogar auf eine frohliche Mahlzeit, wie billig, freuen kann.

Noch wichtiger und beruhigender ist der Gedanke, daß die Jungfrau schon so früh zu einer kleinen Ansicht von der erfreulichen Erhabenheit des Todes gelangt war, wovon wir in ihren Gedichten die unverkennbarsten Spuren finden. So oft sie vom Tode spricht, ist ihre Sprache so gelassen, so innig und einfaltiglich, wie ihre Gedanken. Darum durfen wir ihr vertrauen, da uns sonst jedes pathetische oder schwülstige Wort Mißtrauen einflößen dürfte. So tröstet sie einen Mann uber das Absterben seines Kindes auf eine Weise, die jeder weichlichen und hochmuthigen Natur durchaus unerträglich sein mußte. Sie sagt nämlich mit der großten Ruhe (wie sie Opitz kaum hat) und mit einem Gefuhl, das jeder Gefuhlskoketterie widerstrebt:

Herr Schöner, wenn Ihr nur erwägt des Lebens Pein,
So werdet Ihr jetzt nicht so voller Trauer sein;
Ihr werdet nicht mehr weinen,
Im Fall Ihr nur bedenkt,
Daß Gott den lieben Seinen
Am meisten Unglück schenkt.

Daß Euer liebstes Kind sich aus der Welt enthebt
In seiner ersten Bluth', da es doch kaum gelebt,
Gereicht ihm ja zur Freude;
Wer bald entkommt der Welt,
Entkommt auch bald dem Leide,
Das sich mit uns gesellt.

Nachdem sie dann noch in drei Versen auf ähnliche Weise dem Gegensatz der Ruhe im Tode und des Unfriedens im Leben weiter nachgedacht hat, endigt sie:

Darum, Herr Schöner, gönnt dem Kindlein seine Lust:
Es ist genug, daß uns der Welt Müh' ist bewußt;
Wir haben auf den Wellen
Und auf des Lebens See
Mehr als zu viel Gesellen,
Die rufen: Ich vergeh'.

Indessen würde man sehr irren, wenn man wegen der hier waltenden ruhigen Kraft meinen wollte, ihr seien die zarteren und weicheren Gefühle und Schmerzen um den Verlust irgend eines geliebten Wesens fremd gewesen. In manchen ihrer Beruhigungsgedichte werden Trostesworte von so innigem Herzensweinen, ja mitunter sogar von so treu einfältiglichem Kinderschluchzen (wie denn das wohl menschlich ist) unterbrochen, daß wir das liebe Kind recht vor uns zu sehen glauben, wie ihm so weh um's Herz ist, wie es aber in diesem Wehe doch nie irre geht, und stets die ewige Säule der Religion zu umfassen vermag. Einer ihrer Freunde, Namens Jäger, hatte eine geliebte und noch junge Frau verloren. Sibylle hatte noch nie geliebt, und konnte deshalb den Jammer des Verlassenen vielleicht nicht vollständig begreifen, aber dem dichterischen Kinde stellte sich dennoch jenes Leiden in manchem einzelnen Theile, Herz und Phantasie erregend, deutlich dar:

Ich hör', es sei groß Leiden
Sich lieben und sich scheiden,
Drum geht mir Eure Pein,
Herr Jäger, selbst zu Herzen;
Es kränkt mich Euer Schmerzen
Gerad' als wär' es mein.

Mich däucht, ich seh' Euch klagen,
Mich däucht, ich hör' Euch sagen:
Wo bleibt, wo bleibt mein Hort?
Wie sehr mögt Ihr Euch kränken,
Wie oft mögt Ihr gedenken
Und sprechen diese Wort':

Da pflag mein Licht zu stehen,
Dort pflag sie bei mir gehen;
Hier stund sie bei der Thur,
Bald saß sie bei mir nieder,
Dann ging sie hin und wieder:
Nun kommt sie nicht herfur.

Das Haus ist mir zu kleine,
Thu' nichts, als daß ich weine,
Geh' nicht mehr bei den Tisch:
Bei mir ist Trank und Essen
Und alle Lust vergessen,
Mir schmeckt nicht Fleisch noch Fisch.

Hier ist das Kind und wieder das Kind, und nichts als das Kind, das spricht, aber ein Kind, von dem selbst große Dichter die Farben leihen konnten, um den Schmerz des Verlassenen mit reiner Einfalt zu malen. Endlich besinnt sie sich, daß sie trosten musse, aber sie wird auch hier immer wie von Weinen unterbrochen:

Doch laßt Euch gleichwohl trösten:
Obwohl die Noth am größten,
Es kommt gewiß ein Tag,
An dem wir wieder kommen
Zu den'n, die uns genommen;
Wir folgen schleunigst nach.

Wohin ich mich auch wende,
Da naht es sich zum Ende,
Da frißt der Krieg so viel!
Da liegen so viel Kranken,
Die in des Lebens Schranken
Gelanget sind zum Ziel.

Ganz am Schlusse erst kommt das Kind zu vollendet freudigem Troste und spricht:

Drum stopft den Quell der Zähren
(Weil sie der Noth nicht wehren)

Nur fein geduldig zu.
Sie weiß von keiner Quale,
Ist in des Himmels Saale
Und lebt in stolzer Ruh'.

Wie sehr sie sich überhaupt mit der edlen Kunst des Sterbens beschäftigt habe, beweisen gar manche Sterbelieder und christliche Betrachtungen des Todes. Worte, wie folgende, nehmen sich freilich in jedem Munde gar wohl aus; aber in dem eines Kindes gewinnen sie einen neuen tiefen Reiz:

Gieb mir, Gott, ein selig Ende,
Führ' mich durch des Todes Thal,
Nimm mich fest in Deine Hände,
Kürze mir des Todes Qual:
Laß mein Herze nicht verzagen
Vor des Todes grimmen Plagen.

Laß mir nach die schwere Sünde,
Gieb mir Deinen Freudengeist,
Daß ich Ruh' der Seelen finde,
Darum bitt' ich allermeist:
Laß mich auch ja nicht berauben,
Sondern mehr' mir meinen Glauben.

Eine solche Gesinnung mußte sich auch auf dem Sterbebette bewahren, und es ist überaus erfreulich, daß uns das Gedicht, mit welchem sie scheidet, und durch welches sie beim Scheiden sich beruhigt hat, geblieben ist. Ich habe es früherhin ganz mitgetheilt; hier werde desselben nur mit wenigen Worten gedacht. Sie nimmt Abschied von der Welt, mit einem edlen Zorn gegen das, was die Bibel „Welt" nennt, und mit einer süßen Freudigkeit in der Gewißheit dessen, was ihrer nunmehr wartet:

Fahr' hin, fahr' hin, ich lasse dich;
Gott, mein Erlöser, fordert mich.
Wer ist, der in dir Ruhe find't,
Der Besserung verspüret?

Gottlob! mich als ein sel'ges Kind
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich entburdet aller Last
Soll sein ein werther Himmelsgast.

Nur wer das Leben in seiner ganzen großen und erfreulichen Bedeutung erfaßt und genossen hat, wird dem Tode so zu begegnen im Stande sein.

Horn.

Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.

BINDING LIST JAN 1 1930

13588 LG.C
Author Oeser, Chr. (ed.) O 294d
Title Deutsches Lesebuch. 2 vol. in 1.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU